

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received

Oct. 1899

Accessions No. 39524 Shelf No.

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig.

Neunzehnter Band.



Berlin, 1867.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

AP30
F. 3. 4.
1/19

I n h a l t.

Erstes Heft.

Zum Jahresanfang. (Heinrich von Treitschke.)	Seite 1
Winkelmann.	— 18
Tagebuchblätter aus Oberitalien. (W. Lang.)	— 39
Pater Abraham a Sancta Clara. (W. Scherer)	— 62
Lord Byron in Griechenland. (K. Mendelssohn-Bartholdy.)	— 99
Notiz.	— 115

Zweites Heft.

Ueber Gotth. Ephr. Lessing. (W. Dilthey.)	— 117
Der Thronwechsel in England im Jahre 1837 und die Abtrennung Hanno- vers. (K. Pauli.)	— 162
Preußen und Schwaben. Ein Gespräch von David Friedrich Strauß.	— 186
Land und Leute in Oesterreich. (Dr. Samuel.)	— 200
Politische Correspondenz.	— 223
Notizen. (Die Vollendung von Koberstein's Geschichte der deutschen Litteratur.)	— 238

Drittes Heft.

Lorenz Stein. (Gustav Schmoller.)	— 245
Ueber Gotth. Ephr. Lessing. (Schluß.) (W. Dilthey.)	— 271
Die Reform des Civilprocesses. (F. Hinrichs.)	— 295
Zur Jugendgeschichte Beethoven's. (Otto Gumprecht.)	— 324
Politische Correspondenz.	— 341
Notizen.	— 356

Viertes Heft.

Montesquien. (S. Brie.)	— 361
Die Sanitätspflege der Armee im Feldzuge von 1866. (Dr. Samuel.)	— 379
Die Erhebung Siciliens im Jahre 1860. (D. Hartwig.)	— 413
Litteratur- und Culturgeschichte.	— 462
Politische Correspondenz.	— 469
Notizen. (Dr. G. Rosen, Geschichte der Türkei.)	— 482

Fünftes Heft.

Leonardo da Vinci. (G. Droysen)	Seite 487
Die Entwicklung der europäischen Staatsterritorien und das Nationalitäts-	
' princip. (A. Wagner)	— 540
Die „unächten Erinnerungen an Mähler,“ oder der „Mythiker“ und der Be-	
nedictiner. (Eine Erwiderung von D. F. Strauß)	— 580
Luxemburg und seine Verbindung mit Deutschland. (S. Brie)	— 584
Politische Correspondenz.	— 602

Sechstes Heft.

G. B. Niccolini. (W. Laug)	— 615
Die Stellung der Hansestädte zum Zollverein. (A. Lammer)	— 652
Hannover seit der Einverleibung in Preußen.	— 675
Die Niederlande und Preußen. (A. Anschütz)	— 696
Friedrich des Großen Wirtschaftspolitik und die schwäbischen Colonien in	
Westpreußen. (W. Linden)	— 707
Die Verfassung des norddeutschen Bundes. (Heinrich von Treitschke)	— 717
Notiz.	— 733

Zum Jahresanfang.

Das sind die schlechtesten Menschen nicht, die sich nimmer genug thun können, und es sind nicht die kleinsten Zeiten, die beharrlich über ihre eigene Kleinheit klagen. Wie oft, seit das unglückliche Wort „Genie“ die Köpfe unserer Jugend bethörte, erklang in unserer Dichtung der Weheruf über diese Welt der Epigonen; und auch nachdem wir endlich verlernt, die Dinge nur mit dem Auge des Künstlers zu betrachten, ist solche Klage keineswegs verstummt. Und doch, um zu schweigen von den stillen Eroberungen unserer Volkswirtschaft, die Wohlstand, Behagen und gute Sitte in immer weiteren Kreisen verbreiten, wie viele Jahrzehnte der Geschichte waren reicher an großen, schlechtthin neuen politischen Schöpfungen, als dieses jüngste, das wir so gern eine Zeit der kleinen Menschen schelten? Wir erlebten in Indien einen Kampf, der dort den endgiltigen Sieg der abendländischen über die orientalische Gesittung entschied, und eben jetzt sehen wir in dem siegreichen England die demokratischen Kräfte, welche ein unvergleichlicher Gewerbefleiß entbunden hat, langsam sich rüsten zur Umgestaltung des alten aristokratischen Staatsbaues. Wir haben in Amerika den größten der modernen Bürgerkriege gesehen, der in seinem Kerne doch ein Kampf war um eine erhabene Idee; zum ersten Male in der neuen Geschichte offenbarte sich die Demokratie, die freie und geordnete, nicht durch den Schrecken geknechtete, Demokratie in ihrer kriegerischen Größe. Unterdessen schreitet die alte Welt mit raschen Schritten jenem Zeitalter gesicherter Civilisation entgegen, da die großen Culturvölker Herren sein werden im eigenen Hause, und feindliche Heere seltener die gesicherten Grenzen des Nachbarn überschreiten werden. Wir sahen Italien erwachen, und so unwiderstehlich hat in dieser nationalen Bewegung die Natur der Dinge, die Macht der Vernunft gewaltet, daß wir hoffen dürfen, ihre letzte, bedeutsamste Scene werde unblutig verlaufen. Es ist nicht unmöglich, daß die unbelehrbarste der alten Mächte, das Papstthum, bereinst selber die Unhaltbarkeit ihrer weltlichen Herrschaft eingestehen muß.

Von allen Wandlungen dieser wechselvollen Tage ist jene, die auf unserem Boden spielt, vielleicht die größte. Es ist müßig, aufzuzählen, was einem Leben, nun dies reiche Jahr im Sterben liegt, wieder ergreifend und erhebend vor die Seele tritt. Genug, wir haben durch einen sieghaften Krieg, den menschlichsten unserer Geschichte, unsere Unabhängigkeit erobert und im Norden eine Macht geschaffen, wie sie nicht mehr bestand seit den Tagen unserer Sachsenkaiser; wir haben, glücklicher als die Italiener, all' dies erreicht mit reinen Händen. Nicht durch die Hülfe der Fremden, nicht durch die Preisgebung deutschen Bodens erkaufen wir den Sieg der nationalen Idee. Und während die Freunde der alten Unordnung sich noch die Augen reiben und an den neuen nationalen Staat nicht glauben wollen, hat die stille Arbeit der regeren Geister den nationalen Gedanken bereits wieder ein Stück Weges zurücklegen lassen. Unser Volk hat leider nicht mit revolutionärem Entschluß den Prager Frieden gebrochen, wie die Italiener den Frieden von Zürich. Trotzdem ist jener Frieden bereits überwunden. Alle denkenden Patrioten begegnen sich bereits in der Ueberzeugung: der neue Bund muß schon nach seiner ersten Anlage fähig sein, den Sünden in sich aufzunehmen, zur rechten Stunde die Fesseln jenes Friedensschlusses abzuschütteln.

Wahrhaftig, eine so rasch wachsende Zeit verdiente wohl, daß ein anderer Ulrich von Hutten ihr zuriefe: „o Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben!“ Solcher Zuruf wäre berechtigt, obwohl die großen Neubildungen dieser Tage sehr nüchtern und unscheinbar auftreten. Häufig folgt in der Geschichte starker Umwälzungen auf eine Epoche voll genialer Entwürfe und heißer Leidenschaften eine andere ruhigere Zeit, welche, belehrt durch die Misserfolge der Vorgänger, ohne das Feuer der Jugend, mit strengem Ernst vollendet, was der erste Anlauf nur halb erreichte. Jene nüchterne Convention, die den Dranter zum Throne berief, war der glücklichere Erbe des langen Parlaments; erst der kalte Verstand eines rechnenden Geschlechts sicherte dem englischen Volke die Güter verfassungsmäßiger Freiheit, welche das Genie und das Schwert der großen Puritaner nicht auf die Dauer zu wahren vermochte. Die kühnen Worte der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten werden noch lange die Jugend unseres demokratischen Jahrhunderts begeistern; in Wahrheit begründet wurde die Republik des Westens erst durch jene bescheidene Versammlung von Philadelphia, deren trockene, geheime Debatten den Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelten. Auch Italiens Geschicke erfüllten sich erst, als auf die Schwärmer, welche zu dem Wahlspruch *l'Italia farà da se* schwuren, ein Geschlecht von Staatsmännern gefolgt war, das mit dem Gegebenen zu rechnen wußte. Ähnlich wird einst dem Urtheile der Nachwelt die deutsche Bewegung von

1866 neben der Revolution von 1848 erscheinen. Zwar, Gott sei Dank, das Gleichniß hinkt ein wenig; denn eine gerechtere Zukunft wird weder so groß von den Männern des März, noch so klein von den Helden des vergangenen Jahres denken, wie unsere heutigen Demokraten. Doch allerdings, kein brausender Jubelruf der Massen wird unserem zweiten Parlamente entgegenklingen, wie einst dem ersten, und nicht die alte Krönungsstadt am Maine, darin die Schatten von Kaiser und Reich noch umgehen, wird es empfangen, sondern das moderne Berlin. Aber die Erinnerungen, welche diese junge Stadt umschließt, sind die echten und schönsten unserer neueren politischen Geschichte; neben den Spuren einer stattlichen und noch immer lebendigen Vergangenheit regt sich hier eine kräftige, aussichtsvolle Gegenwart. Wir werden zufrieden sein, wenn die Verhandlungen des Parlaments ein ebenso modernes, realistisches Gepräge tragen wie die neue deutsche Hauptstadt. Nicht mit grenzenlosen, unbestimmten Hoffnungen auf eine Neugestaltung der Nation an Haupt und Gliedern eröffnet sich das zweite Parlament, wie einst das erste; ein ziemlich enger Kreis nüchternen Geschäftsfragen harret der Erlebigung, und eben diese feste Begrenzung der Aufgabe bürgt uns für die glückliche Lösung. Die politischen Kräfte für ein Verfassungswerk, das uns die Bahn zur Einheit Deutschlands erschließen soll, sind in reichem Maße vorhanden; es gilt nur, daß die Nation im Rathe dieselbe Gabe der Mannszucht und Selbstbeherrschung bewähre, wie das Volk in Waffen.

Wir Unitarier sehen einen guten Theil unserer Gedanken früher verwirklicht, als unsere kühnsten Träume zu hoffen wagten, wir sind darum verpflichtet, die tapfere Zuversicht auf den Fortgang unserer großen Sache uns nicht trüben zu lassen durch den Mißmuth über manche politischen Fehler der jüngsten Tage. An solchen Fehlern war die laufende Landtagsession nicht arm. Die Versöhnung der alten Opposition mit der Regierung ist keineswegs so vollständig, wie wir nach den großen Zugeständnissen der Thronrede hoffen durften. Noch immer gilt es als ein Zeichen der „Entschiedenheit,“ lieber mit den Polen, den geborenen Feinden unseres Volkes, und den Ultramontanen, den geschworenen Feinden unserer Einheit, zu stimmen, als mit den gemäßigten Liberalen. Noch immer spreizt sich jene rechthaberische Eitelkeit, welche in Deutschland das Privilegium genießt, sich Charakter zu nennen, und erzählt den lächelnden Hörern, welche wundervollen Siege der ungehemmte Fortschritt auf dem Schlachtfelde erfochten haben würde, möchte, könnte! Unter den zahlreichen Beschwerden, welche die Fortschrittspartei während der Budgetdebatte erhob, sind leider sehr viele wohl begründet; doch wenn wir sehen, mit welchem Jubel diese Angriffe auf das Ministerium Bismarck von den Feinden Preußens

in Oesterreich, Frankreich und Süddeutschland begrüßt werden, so erhebt sich die Frage, ob ein preussischer Volksvertreter heute wohl thut, dem Particularismus in die Hände zu arbeiten. Auch leichtfertiger politischer Dilettantismus regte sich oftmals. Ganz gewiß bildet das Steuerbewilligungsrecht das höchste der parlamentarischen Rechte, das wir einst erobern müssen, wenn unser Verfassungswerk sich vollenden soll; die Gründer der Verfassung haben es dem Landtage versagt und dadurch einen Conflict herausbeschworen, den Dahlmann schon vor siebzehn Jahren kommen sah. Aber wie durften denkende Männer, erprobt im Wind und Wetter des Verfassungskampfes, ernstlich hoffen, dies fundamentale Recht beikäuflich in die Verfassung hineinzuinterpretiren? Genug der Vorwürfe. Ein großes Ergebniß ist erzielt: zum ersten Male seit Jahren kommt ein rechtlich unanfechtbares Budget zu Stande. Auch für die Berathung des Budgets ist endlich die rechte Form, die wirksame Oeffentlichkeit, gefunden. Die Aufhebung der Wuchergesetze ist ein Zeugniß für die unhemmbare Macht des Fortschritts in unserer Gesellschaft; der Verlauf der Session bewies von Neuem, daß unser Liberalismus über eine achtungswerthe Fülle von Sachkenntniß und geschäftlicher Tüchtigkeit gebietet. Ein Landtag, der solche Früchte bringt, verdient mit allen seinen Fehlern eine ehrenvolle Stelle in unserer Verfassungsgeschichte.

Größere Ergebnisse haben wir von diesem Landtage nie erwartet, am Wenigsten eine gründliche Neubildung der Parteien. Auch die aus den gemäßigten Elementen der Fortschrittspartei hervorgegangene sogenannte nationale Partei begrüßen wir nur als ein Symptom der verbreiteten Erkenntniß, daß die alten Parteien sich nicht mehr unverändert halten lassen; eine in Wahrheit neue Partei mit positivem Programm vermögen wir in ihr nicht zu erkennen. Die Parole „Unterstützung der auswärtigen, Bekämpfung der inneren Politik der Regierung“ enthält, scharf durchgeführt, unleugbar einen Widerspruch. Grade aus den Reihen dieser neuen Partei sind einige der heftigsten und leider auch einige der ungerechtesten Angriffe auf die Regierung hervorgegangen. Es war schmerzlich, aus dem Munde eines trefflichen Patrioten das gemeine Wort Heine's über die Einheit des Zuchthauses und der Peitsche zu hören — eine häßliche Reminiscenz aus jener unfruchtbarsten Zeit des deutschen Liberalismus, da man die ernstesten Geschäfte der Politik in Feuilletonweise verflüchtigte und den Patrioten um so höher schätzte, je schamloser er auf sein Vaterland schimpfte. Nicht in diesem Tone einer längst überwundenen Epoche sollten deutsche Männer heute, da ein gerechter Stolz auf unseren Staat das ganze Volk durchbringt, über unsere Zukunft reden!

Die neue Parteibildung, deren wir bedürfen, kann nicht erfolgen

innerhalb des preussischen Landtags; denn der Groll der Personen und Parteien und der Anblick vieler noch immer nicht abgestellter Verwaltungsmißbräuche aus der Zeit des budgetlosen Regiments trüben hier auch dem Unbefangenen leicht den freien Blick. Sie kann nur erfolgen unter den neuen Verhältnissen und den neuen Männern des norddeutschen Parlaments. Es scheint geboten, jede Selbsttäuschung zu vermeiden und kalt zu prüfen, welche Erwartungen wir von dieser Versammlung hegen dürfen.

Zuvörderst, die Macht des Parlaments wird rechtlich und thatsächlich eine beschränkte sein. Rechtlich, denn das Parlament ist eine Versammlung ad hoc, ihm fehlen die finanziellen Waffen einer regelmäßigen Volksvertretung. Außerdem hat der preussische Landtag dafür gesorgt, daß das Parlament nur beratende Befugniß haben wird; und wir können diese Vorsicht nicht mißbilligen, denn bei dem unsicheren Ausfalle der Wahlen ist es allerdings möglich, daß die preussische Verfassung durch das Parlament untergraben, ein gewisser Besitz unsicheren Hoffnungen geopfert werde. Thatsächlich wird die Macht des Parlaments beschränkt durch die Gefahr, daß ein ernsthafter Conflict mit den Regierungen die Constituirung des norddeutschen Bundes verhindere. Die preussische Regierung wird dem Parlamente einen mit den übrigen Cabinetten vereinbarten Entwurf vorlegen. Die Versammlung mag daran Vieles und Wichtiges ändern; verwirft sie aber die Grundlagen des Entwurfs, so wird, bei dem unzweifelhaften bösen Willen mehrerer unserer getreuen Bundesgenossen, eine Einigung unabsehbar. Die Regierung von Mecklenburg und das souveräne Volk von Hamburg haben, nach dem Vorgange unseres Abgeordnetenhauses, das Wahlgesetz für das Parlament bereits eigenmächtig abgeändert. An solchen unerfreulichen Vorzeichen läßt sich ermessen, wie übermüthig der Particularismus der Cabinette und des Volkes aufjubeln wird, sobald das Parlament sich mit der Krone Preußen nicht verständigt. Dann würde sich die unendliche Schwierigkeit eines parlamentarischen Bundesstaates unter monarchischen Staaten auf das Widerwärtigste offenbaren und der norddeutsche Bund eine absolutistische Spitze, einen Bundesrath ohne Parlament erhalten. Wer diesen traurigsten und gewaltsamsten Ausgang vermeiden, wer den parlamentarischen norddeutschen Bund ehrlich will, der muß mindestens die Grundlagen des zwischen den Regierungen vereinbarten Entwurfs annehmen. Manchem unserer liberalen Freunde wird diese bittere Wahrheit sehr niederschlagend klingen. Aber die jüngste Phase unserer Revolution ist allein durch die Krone Preußen geschaffen worden; wir halten es für ein unvermeidliches Ergebniß dieser Sachlage, daß die Krone auch fernerhin die Führung der Bewegung behält. In dem alten deut-

sehen Bunde war die Nation gar nicht vertreten, sie besaß nicht einmal ein wirksames Recht der Bitte; in dem neuen Bunde wird die Nation bereits bei der Gründung der Bundesgewalt zur Mitwirkung aufgerufen. Wir meinen, das sei ein großer, segensreicher Fortschritt auf der Bahn der Freiheit, und wir sehen keinen Grund zu beklagen, daß das Parlament nicht die — nach der Erfahrung aller Zeiten zweischneidigen — Befugnisse einer Constituante besitzen wird.

Das Gebot der Mäßigung ergibt sich schon aus der Kompetenz des Parlaments und wird noch einleuchtender, wenn wir schonungslos prüfen, welche Aussichten der Liberalismus hat, selbst zur Regierung zu gelangen. An den Sturz der beiden berühmtesten Mitglieder des Cabinets denkt im Ernst kein Patriot. Einige andere Minister zu entfernen ist den parlamentarischen Kräften unter günstigeren Verhältnissen nicht gelungen; heute, nachdem das Cabinet durch große Erfolge gekräftigt worden, müssen wir uns darein finden, daß wir vorderhand nicht die Macht besitzen das Ministerium zu ändern. Glücklicherweise verbietet die Natur der Lage heute auch einer conservativen Regierung ein reactionäres Parteiregiment. Cavour, der gern sich rühmte der Revolution einen Damm entgegengeworfen zu haben, sang auf dem Sterbelager die Weise des *ca ira* vor sich hin, und wir meinen, der von den Radicalen verwünschte Mylord Camillo hatte ein Recht, den Kriegsgefangen der Revolution auf seine Lippen zu nehmen. Graf Bismarck mußte in dem monarchischen Deutschland dem Radicalismus noch weit schroffer entgegentreten als Cavour in dem altrepublikanischen Italien; ein mächtiger revolutionärer Zug ist doch auch in der jüngsten Epoche der preussischen Politik unverkennbar. Es ist heute nicht mehr möglich, zugleich ein preussischer Patriot und ein Legitimist zu sein; die conservative Partei hat, als sie diese Regierung unterstützte, viele ihrer heiligsten Glaubenssätze über Bord werfen müssen. Auch verkünden die böhmischen Schlachtfelder gar zu laut, welche Ueberlegenheit einem Staate aus den modernen Mächten der entfesselten Volkswirtschaft und der freien geistigen Bildung erwächst; es wäre ein Selbstmord, wenn die Regierung auf den Beistand dieser Mächte fernerhin verzichten wollte. Sind wir bergestalt vor einem reactionären Parteiregimente sicher, so liegen andererseits keine Gründe vor, welche die Regierung zwingen, sich kurzweg zu einem liberalen Programme zu bekehren. Wir halten es für eine Selbsttäuschung, wenn die Fortschrittspartei versichert, einer liberalen Regierung werde die Einverleibung der neuen Provinzen leichter gelingen. Die Männer des Nationalvereins haben vor dem Kriege das Cabinet auf das Bitterste angefeindet, sie haben während der Krisis allein in Sachsen mit Ernst und Muth für die deutsche Sache gewirkt; in Hannover und

Heffen hielten sie sich zurück oder begnügten sich mit der Kundgebung einer kühlen Sympathie. Heute, seit die deutsche Frage praktisch geworden, ist der aus ernstern Patrioten und eitlem Phrasenhelden bunt gemischte Anhang der Herren v. Bennigsen und Micquel in alle Winde zerstoßen; der Beistand dieser Männer, wie hoch wir ihn auch anschlagen, ist für die Regierung nicht mehr von entscheidender Bedeutung. Jene Schichten der Gesellschaft, welche der neuen Ordnung am heftigsten widerstreben — die hannoverschen Junker und Offiziere, die Pastoren und Bauern — zählen meist zur reactionären Partei und lassen sich durch ein liberales Cabinet ebensowenig gewinnen, wie einst der verstockte Preußenhaß der süddeutschen Rabicalen durch das Ministerium Auerwald belehrt werden konnte. Aus alledem ergibt sich, daß der Liberalismus vorderhand nicht hoffen kann, zur Herrschaft zu gelangen; aber ihm bleibt die Aussicht, durch feste und gewandte Unterstützung der deutschen Politik des Grafen Bismarck sich einige wichtige Zugeständnisse zu erobern.

In solcher Meinung werden wir bestärkt, wenn wir den wahrscheinlichen Ausfall der Wahlen in's Auge fassen. Das allgemeine, directe Stimmrecht ist in Deutschland, soviel wir wissen, erst zweimal erprobt worden, in Braunschweig und Schleswig-Holstein, beide Male mit nicht ungünstigem Erfolg. So vereinzelt Erfahrungen gewähren keinen sicheren Maßstab. Der Hochmuth der Gebildeten hat sich bisher nur wenig um die politische Gesinnung der Masse bekümmert, und da überdies allerorten der begreifliche Wunsch nach neuen, von dem Hasse der alten Parteilämpfe noch unberührten, Männern sich erhebt, so liegt der Erfolg des Experiments in tiefem Dunkel. Selbst in unserem besser gebildeten und minder von socialem Neide angefressenen Volke werden einige jener Erscheinungen nicht ausbleiben, welche Frankreich an dem suffrage universel erlebt. Da und dort mag in einem kleinen Staate ein Minister von gemäßigter liberaler Richtung, ein Kenner des verwickeltesten Bundesrechts, siegreich aus der Wahlurne hervorgehen; doch im Allgemeinen wird die höhere geistige Bildung schwerlich zu der gebührenden Geltung gelangen, der gemäßigte Liberalismus hat bei allgemeinem Stimmrecht wenig Hoffnung auf große Erfolge. Dafür müssen andere sociale Mächte, welche die Masse beherrschen, sich in ihrer vollen Bedeutung zeigen: Glauben und Aberglauben, Gewohnheit und Dummheit, politische und wirthschaftliche Abhängigkeit.

Mithin läßt sich schon heute voraussehen, daß mindestens zwei Parteien in dem Parlamente sehr stark vertreten sein werden. Aus den ländlichen Bezirken der alten Provinzen werden viele conservative Abgeordnete erscheinen, darunter einige einsichtige Anhänger der deutschen Politik des

Cabinets, die Mehrzahl aber schlechtweg gubernemental. Ihnen gegenüber werden sich, wo nicht in der Form, so doch in der That, die Particularisten zu einer geschlossenen Partei zusammenscharen: Legitimisten aus den neuen Provinzen, Ultramontane vom Rhein, mecklenburgische Junker, Verehrer des Kautenfranzes und des weißen polnischen Adlers, dazu die Rabicalen vom Schlage der Rheinischen Zeitung. Wir unterschätzen keineswegs die Bedeutung dieser gemischten Gesellschaft. Der Particularismus erkennt mit dem sicheren Instincte der Todesangst, daß in dem Parlamente die Einheitsfrage, nicht die Freiheitsfrage zur Entscheidung kommt, und kümmert sich darum wenig um die mehr oder minder liberale Gesinnung seiner Genossen. In dem Einen, worauf es zunächst ankommt, sind die Herren einig: in dem bösen Willen, den norddeutschen Bund zu schädigen, in dem Reiz gegen jede heilsame Beschränkung der Vollgewalt der kleinen Kronen.

Sollte dieser sichere politische Takt der Gegner nicht der dritten Gruppe, welche voraussichtlich in dem Parlamente auftreten wird, den liberalen preußischen Patrioten jenen Weg weisen, der für uns der einzig mögliche ist? Die Verfassungsarbeit unseres ersten Parlaments war schon darum hoffnungslos, weil in den Hallen von St. Paul das thörichte Selbstgeschrei: Freiheit — oder Ordnung! den einzig richtigen Parteiruf: Einheit — oder Zerrissenheit! fortwährend übertönte. Jene Coalition der Demokraten und Oesterreicher, welche die Reichsverfassung also vergiftete, daß sie der Krone Preußen unannehmbar ward, trägt die schwerste Schuld an dem Untergange des ersten Parlaments. Darf ein so jammervolles Schauspiel politischer Unfähigkeit nach sieben Jahren herber Erfahrungen sich wiederholen? Dem Particularismus gegenüber scheint uns die Pflicht der liberalen Preußen zweifellos. Sie müssen mit den Conservativen für die wesentlichen Punkte des Regierungsentwurfes stimmen, auf daß die Particularisten mit überwältigender Mehrheit geschlagen werden; denn starke Majoritäten haben in einer beratenden Versammlung, die vornehmlich auf ihr moralisches Gewicht angewiesen ist, besonderen Werth. Sind die liberalen Preußen zahlreich vertreten — was wir wünschen, aber nicht mit Sicherheit zu hoffen wagen — so haben sie es in der Hand, ihre Bundesgenossenschaft theuer zu verwerthen und wichtige liberale Zugeständnisse zu erlangen. Sind sie zu schwach, um als Partei etwas zu gelten, so erwarten wir von ihnen den tausendsten Theil jener Hochherzigkeit, welche die erhabene Kinderseele Garibaldi's unter die Unsterblichen erhebt; wir erwarten, daß sie im Nothfalle auch für solche Bestimmungen des Regierungsentwurfes stimmen, welche dem liberalen Programme nicht entsprechen: — auf daß nur der Anfang der

Einheit des Vaterlandes nicht zerstört werde. Durch eine solche streng-unitarische Haltung kann es gelingen, daß aus den gemäßigten Elementen der conservativen und der liberalen Partei eine neue lebensfähige Mittelpartei, eine freie und deshalb werthvolle Bundesgenossin der deutschen Politik des Cabinets, entstehe. In Posen sind bereits die Deutschen aller Farben zu einträchtigem Widerstande gegen die Polen zusammengetreten; mögen auch in den minder gefährdeten Provinzen die entschlossenen Anhänger der neuen deutschen Ordnung den verkappten Lobrednern der alten Fremdherrschaft die gleiche Thatkraft und Selbstverleugnung zeigen!

So viel wir bisher von dem Bundesverfassungsentwurfe kennen, werden besonnene Liberale sich leicht mit seinen wesentlichsten Bestimmungen befreunden. Die jüngste Nachricht, daß die Vertreter der kleinen Kronen mit einigem Schrecken Preußens weitgehende Forderungen vernommen haben, berechtigt die ernstesten Freunde der Einheit zu guten Erwartungen. Wir heben einige Hauptpunkte hervor.

In dem Heerwesen kann die Einheit gar nicht radical genug durchgeführt werden; jede Zweideutigkeit ist hier vom Uebel. Der Fahnenneid läßt sich nicht theilen. Ein Eid, zum Theile dem Oberfeldherrn, zum anderen Theile dem heimischen Dynasten geleistet, kann in manchen, zwar unwahrscheinlichen, doch keineswegs unmöglichen Fällen die Offiziere der kleinen Contingente in die peinlichste Gewissensbedrängniß stürzen. Schon allzu oft sind diese braven Soldaten durch die Schuld ihrer Höfe zum Kampfe gegen Deutschland und die eigene bessere Ueberzeugung geführt worden; die Nation ist ihnen schuldig, so schweres Unglück einmal für allemal zu verhindern. Dazu kommt die Rücksicht auf den möglichen Eintritt der süddeutschen Contingente in unser Heer. Nur wenn wir das norddeutsche Heer zu einem Körper von unzerstörbarer Festigkeit und Einheit herangebildet haben, nur dann können wir hoffen, einst auch die süddeutschen Truppen einzufügen, ohne daß, wie in Italien, der militärische Verband gelockert würde. Wir brauchen ein untheilbares Heer, das auch im Frieden unbedingt der Verfügung des Oberfeldherrn unterliegt; die Offiziere der kleinen Contingente müssen endlich heraus aus den Bataillonen und Coterien der kleinen Residenzen, sie sollen in Mainz und Luxemburg, in Berlin und Danzig sich einleben in die größeren Verhältnisse der neuen Ordnung. Ueber die Nothwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht kann schwerlich mehr ein Zweifel bestehen. In wenigen Jahren werden die Vorurtheile der besitzenden Klassen gegen diese echt demokratische Institution verfliegen, und auch die Zeit ist nicht ferne, da jene Weise schwermüthiger Entfagung, welche heute noch die Kriegslieber unserer kleinen Conscriptirtenheere durchzieht, verschwinden und ein fröhlicherer, hoff-

nungsvollerer Geist, würdig eines Volkes in Waffen, diese Truppen befehlen wird.

Ähnliche Erwägungen gelten für die Diplomatie. Ein sächsischer Gesandter, der heute noch in Paris antichambriert, wird allerdings vorberhand mehr die Finanzen seines Staates, als die Sicherheit des norddeutschen Bundes schätzen; die Abberufung des englischen Gesandten aus Dresden lehrt zur Genüge, daß die großen Mächte die Bedeutung der kleinen Kronen des Nordens richtig zu würdigen beginnen. Doch auch in dieser Frage scheint uns die Aussicht auf den Beitritt des Südens von entscheidender Bedeutung: eine bairische Diplomatie neben der deutschen würde dereinst nicht ungefährlich sein. Man muß im Süden wissen, daß die Glieder unseres Bundes aus der Reihe der europäischen Mächte ausgeschieden sind.

Die handelspolitische Einheit läßt sich nicht so rasch verwirklichen. Zwar über den Grundsatz ist die große Mehrzahl einig. Alle Zollein nahmen sind der Bundeskasse zuzuweisen, damit verschwindet von selbst der schwierige und mit unzweifelhafter Gerechtigkeit kaum zu lösende Streit über das praecipuum für die Küstenländer. Der Norden muß ein volkswirtschaftliches Ganzes bilden und die gesetzlichen Normen für seinen Verkehr ausschließlich von der Bundesgewalt empfangen, was freilich eine Vereinfachung und Revision der gegenwärtigen Zollgesetze voraussetzt. Dann besitzen wir die Kraft, die Staaten des Südens in die Wege einer liberalen Handelspolitik hineinzudrängen. Auf diesem Gebiete werden wir bald genug erfahren, daß an der Rieberelbe, der Warnow und Trave ein kaum minder zäher Particularismus wurzelt als am Neckar und Rhesenbach. Die Hansestädte, vornehmlich Hamburg, fürchten schwere Verluste von dem Untergang ihrer Consulate, sie sträuben sich ihre altberühmte Flagge mit einer norddeutschen Bundesflagge zu vertauschen. Wir finden diesen Widerstand gänzlich unberechtigt. Jene Handelsvorteile, welche das Ausland bisher einer der acht deutschen Flaggen gewährte, können auch der deutschen Flagge nicht entgehen. Preußens Handelspolitik wird einen freieren Blick und frischeren Eifer gewinnen, sobald der Staat auch die Interessen unserer beiden Welthandelsplätze zu wahren hat. Und ist es denn für ein großes, ehrliebendes Volk so ganz gleichgiltig, ob seine Schifffahrt ihre Rechte der Gunst der Fremden oder der eigenen Macht verbankt? Auch der Eintritt der Hansestädte in unsere Zolllinie scheint auf die Dauer unausbleiblich. Bisher, in der Blüthezeit des Particularismus, konnte diese Frage niemals richtig gestellt werden; man fragte stets: wird der Staat Hamburg, der Staat Bremen durch den Eintritt in den Zollverein gewinnen? Erst in dem norddeutschen Parlamente wird

man auch die Interessen der Niederlande von Elbe und Weser nach Gebühr erwägen, und diese leiden ernstlich unter der Erschwerung des Verkehrs mit ihren natürlichen Märkten. Alle großen Welthandelsplätze, London und Liverpool, Havre und New-York, liegen innerhalb nationaler Zolllinien; das Beispiel der verunglückten Freihäfen Venedig und Triest kann denkende Kaufleute sicherlich nicht verlocken. Ist Hamburg erst wirklich ringsum von deutschen Zollschranken umgeben, so wird sich sehr bald in der Kaufmannschaft der Ruf erheben nach Beseitigung einer für alle Theile unheilvollen Ausnahmestellung, und die Einsicht durchdringen, daß der nordische Zwischenhandel des Plazes auch ohne einen Freihafen gedeihen kann. Aber der Eintritt der Hansestädte in die deutsche Zolllinie kann erst erfolgen, wenn in jahrelanger Arbeit die gewaltigen Docks und Entrepôts gebaut sind, deren der schwunghafte Hafenverkehr bedarf; schon deshalb müssen diese Plätze in den nächsten Jahren als Freihäfen behandelt werden.

So erweist sich die neue Ordnung nach allen Seiten hin als ein Provisorium. Vornehmlich tritt dies zu Tage bei den Bestimmungen über den Bundesrath. Die kleinen Kronen haben, so lange sie bestehen, gerechten Anspruch auf Theilnahme an der Bundesgewalt; und da ein Oberhaus von Fürsten und Mediatisirten erst im Verlaufe einer längeren bündischen Entwicklung möglich werden kann, ein Staatenhaus aber unter Bundesgenossen von so ganz ungleicher Macht sich von selbst verbietet, so erscheint ein Gesandtencongreß als der einzig mögliche Ausweg. Jedoch eine vernünftige Abstimmungsordnung für diese Behörde bleibt unsindbar. Es geht nicht an, daß der Bundesoberfeldherr durch seine Bundesgenossen majorisirt werde; und wieder, würde der führenden Macht die Mehrheit der Stimmen zugetheilt, so sinkt die Berathung zu einem Gaukelspiele herab. Auch hier gelangen wir zu der Einsicht, daß die staatliche Ordnung nicht allein in den Verfassungsformen enthalten ist; die überlegene Macht Preußens wird preußenfeindliche Mehrheiten zu verhindern wissen.

Noch schwieriger ist ein Urtheil über die Rechte des Parlaments. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Interessen der nationalen Einheit und des Parlamentarismus einander mehrfach widersprechen. Wenn nicht der Bestand unseres Heeres dem Känkelspiele der kleinen Höfe immer von Neuem preisgegeben werden soll, so scheint es zweckmäßig, den Präsenzstand des Heeres durch Vertrag festzustellen, die Kosten desselben auf die Zolleinnahmen und bestimmte, für immer ausbedungene Matricularbeiträge anzuweisen. Doch offenbar, neben einer mit solchen Machtmitteln ausgerüsteten Bundesgewalt verschwände nahezu die Bedeutung des Par-

laments, das selbstverständlich an den Zöllen nur selten etwas ändern kann. Wir verkennen nicht den Ernst dieser Frage, wir wünschen lebhaft, daß unser Reichstag das wirksamste der parlamentarischen Rechte, das Recht der Steuerbewilligung, erhalte. Doch die Sicherheit des Bundes muß allem Anderen vorgehen; wir halten daher das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments nur dann für unbedenklich, wenn die kleinen Kronen so gänzlich der Macht entkleidet werden, daß sie Zermürfnisse zwischen Parlament und Bundesrath nicht für ihre Sonderzwecke ausbeuten können.

Unter den übrigen Plänen der Regierung haben mehrere im liberalen Lager schwere Mißstimmung erregt. Gewöhnt an die patriarchalische Gemüthlichkeit der kleinen Staaten können die Deutschen sich ein Parlament ohne Diäten kaum vorstellen. Wir müssen endlich lernen, daß der Dienst des Vaterlandes ein Opfer und jede Partei verpflichtet ist, ihren hervorragenden Mitgliebern solches Opfer im Nothfalle zu ermöglichen. Die Beseitigung der Diäten bildet eines der wenigen möglichen Corrective gegen die Gefahren des allgemeinen Stimmrechtes, sie erschwert zum Mindesten die Erwählung ganz unwürdiger Demagogen. Unverkennbar steht ein unbesoldetes Parlament der Masse des Volkes anders, geachteter gegenüber als ein besoldetes. Wenn wir den reichdotirten gesetzgebenden Körper Frankreichs mit den unbesoldeten Unterhäusern von England und Italien vergleichen, so erscheint die landläufige Behauptung, die Entziehung der Diäten gefährde die Freiheit, sicherlich als sehr zweifelhaft; und Niemand wird behaupten wollen, daß Italien ein reicheres Land sei als Deutschland. — Dagegen würden wir es mißbilligen, wenn die Regierung wirklich, wie man sagt, die Beamten von dem Parlamente ausschließen wollte. Wir würdigen vollauf das Gewicht der Gründe, welche sich für diese Absicht anführen lassen. Das Parlament soll das Urtheil der nicht-officiellen Welt über den Gang der Regierung aussprechen. Eine wesentlich aus Beamten bestehende Regierungspartei entbehrt des moralischen Ansehens, eine von Beamten geleitete Opposition gefährdet die monarchische Ordnung. Aber bei der geringen Verbreitung ernsthafter politischer Bildung in Deutschland wäre ein Parlament ohne Beamte nahezu ein Parlament ohne Sachkenner. Höchstens läßt sich vorderhand die Ausschließung der subalternen Verwaltungsbeamten oder etwa eine Bestimmung wie jene des italienischen Statuts rechtfertigen, welche festsetzt, daß nur ein Bruchtheil des Hauses aus Beamten bestehen darf. Wichtiger denn all' dieses ist uns das Verhältniß des Parlaments zu dem preussischen Landtage. Wir halten fest an der Meinung, daß ein Nebeneinander zweier gesetzgebender Körper auf wesentlich demselben Staatsgebiete zu unerträglicher Reibung führen muß. Die Verschmelzung der beiden Körper zu

einem engeren und einem weiteren Reichsrathe bleibt unser Ziel; wie wir dahin gelangen können, das wird erst die Erfahrung der nächsten Monate lehren.

Man sieht, die Verfassung, der wir entgegengehen, ist überaus künstlich; Begeisterung wird sie nirgends erregen. Aber wir bauen auf die Naturkraft des Einheitstriebes, der in unserer Geschichte mit wunderbarer Sicherheit gewaltet hat. Die gesammte politische Wirklichkeit, die uns bisher umgab, war particularistisch. Man schlage ein beliebiges Handbuch unseres Particularstaatsrechts auf und man wird regelmäßig finden, daß dem Verfasser die Welt an den schwarz-rothen oder weißgrünen Grenzpfählen aufhört, und das Verhältniß der Heimath zu dem deutschen Bunde nur wie eine unwillkommene Staatsfervitut erscheint. Jetzt endlich wird eine nationale Staatsgewalt als eine greifbare Wirklichkeit auch dem Blödesten sich aufdrängen; sie wird rasch um sich greifen und den Einzelstaaten ihre Lebenskraft entziehen. Wer weiß, ob nicht unsere an Wundern reiche Geschichte auch das größte aller Wunder schauen wird? ob nicht deutsche Fürsten einst freiwillig das Wort zu Schanden machen: „man steigt vom Throne nieder wie in's Grab,“ und eine ehrenvolle Pairie einer entwürdigten Krone vorziehen? Doch mag die Zukunft Frieden oder Unfrieden in ihrem Schooße tragen, den Einheitsstaat wird sie uns bringen.

Diese Zuversicht wird uns nicht geschmälert durch einige ungünstige Nachrichten aus den neuen Provinzen. Aus einer bequemen Hütte in ein weites Haus überzusiedeln ist nicht behaglich. Der alte Zustand bot mindestens den einen Vortheil, daß, wo Jedermann sich kennt, auch der Gewaltthätige nicht schrankenlos schalten kann. Mißgriffe, hervorgegangen aus der Unkenntniß der Menschen und der Dinge, haben sicher nicht gefehlt; manche Parteihooffnung mag getäuscht, mancher zudringliche schlechte Gesell zu unverdienter Geltung gelangt sein. Das Parlament wird den neuen Provinzen Gelegenheit geben, ihre Klagen zu begründen. So viel wir sehen, schreitet die Verschmelzung langsam und sicher vorwärts. Daß in Nassau die Ultramontanen, in Hannover die Reactionäre uns widerstreben, ist ganz in der Ordnung. Und wenn in Schleswig-Holstein unter Männern von sehr verschiedenen Parteien eine particularistische Gesinnung herrscht, welche von den ungeheuren Ereignissen dieses Jahres nichts weiter bemerkt hat als die Abtretung des Amtes Ahrensböhl, von allen Fragen der Zukunft nichts als die drohende Abstimmung in Nordschleswig, so erklärt sich diese unerfreuliche Erscheinung aus dem langen Sonderleben der Provinz. Doch ist auch hier die bessere Erkenntniß im Wachsen. Sobald ein besonnener Mann, wie jüngst Herr v. Stemann,

den Phrasen und unfruchtbaren Klagen den Rücken kehrt und mit dem kalten Blicke des Geschäftsmannes die Rechtspflege Preußens und der Herzogthümer vergleicht, so ergiebt sich alsbald, daß die Einführung der preussischen Institutionen dem Lande ein reiner Gewinn sein wird. Ernstliche Sorge erregen uns nur die Nachrichten aus Hessen. Sollte sich bestätigen, was uns bestimmt versichert wird, sollte die mit vollem Rechte von dem Volke verfluchte Partei der Nachtessen sich das Vertrauen des Cabinets erworben haben, so sehen wir böse Vermirrung voraus: Preußen würde an der Partei Wilmar's niemals einen zuverlässigen Bundesgenossen, an dem ernstesten und tapferen Volke einen jähren Widersacher finden.

Den wunden Fleck des norddeutschen Bundes bildet nach wie vor das unglückliche Sachsen. Das Schauspiel legitimistischer Huldigungen inmitten großer nationaler Erfolge, das schon im Jahre 1815 den großen Sinn des Freiherrn v. Stein mit Zorn erfüllte, hat sich also wirklich nach einundfünfzig Jahren wiederholt; der unfähigste aller deutschen Landtage hat wirklich sein gespenstisches Dasein von Neuem begonnen! Wir sind die Thoren nicht, von kleinen Seelen zu erwarten, daß sie eine Versuchung bestehen werden, die einen Timoleon zu Falle bringen muß. Das Experiment der Doppelherrschaft kann und wird nicht gelingen. Wenn der sächsische Kriegsminister ein Hoch ausbringt auf König Wilhelm, den Vater der deutschen Soldaten, und der Ministerpräsident am selben Tage den Kriegszug unter Habsburgs Fahnen als einen sittlich und rechtlich nothwendigen Kampf feiert, so vermögen wir an den treuen Willen einer solchen Regierung nicht zu glauben; was uns vor ihr sichert, ist allein ihre Ohnmacht. Unterdessen wird der Kampf der Parteien von Tag zu Tag gehässiger, bitterer, unwahrer. Die Männer der Opposition fußen auf dem Rechtsboden des von der Regierung geschlossenen Bundes mit Preußen; die gouvernementale Partei bekämpft im Stillen das Werk der Regierung. Wie soll ein so verlogener Kampf enden? Welche Spuren wird er hinterlassen in dem Charakter eines Volkes, das unter einer langen Mißregierung schon allzubiel der Schmiegsamkeit gelernt hat und heute sich gewöhnt, die Faust in der Tasche, den preussischen Truppen ein freundliches Gesicht zu zeigen? Wir fürchten, Deutschland wird einst in dem langen Sündenregister der Franzosen auch noch die schwere Schuld verzeichnen müssen, daß Frankreichs Einmischung, indem sie die Krone der Wettiner rettete, einen ehrenwerthen deutschen Stamm von Grund aus entfittlicht hat.

Nicht ganz so hoffnungslos betritt der Sünden das neue Jahr. Wohl brach auch während der jüngsten Monate der thörichte Stammeshaß gegen

den Norden mehrmals widerwärtig aus. In Schwaben wird der innere Unfrieden genährt durch eine radicale Agitation, die in dem Verlangen nach dem rechtmäßigen Wahlgesetze von 1849 eine willkommene Handhabe findet. Die Verblendung der Höfe von Stuttgart und München währt unbelehrbar fort. Der preussische Sieger schenkte diesen Kronen ein Glück, das selbst die gesegnete Zeit des Rheinbundes nicht brachte. Sie fühlen sich stolz als europäische Mächte, ihre Marken sind gesichert durch die schwäbische Jugendwehr, dies gemeinsame Schooskind der Reaction und des Radicalismus, und die militärische Einheit des Südens beginnt damit, daß für jedes Contingent Waffen von besonderem, der Stammeigentümlichkeit entsprechendem Caliber angeschafft werden. Aber bedeutamer als diese gehäuften Thorheiten scheint die tiefe, schwere Abspaltung, welche sich nach der fieberischen Ueberreizung des Sommers der Gemüther bemächtigt hat. Möge das Glück dem Süden gestatten, diesen wohlthätigen Schlummer gründlich durchzukosten. Wenn dann das öffentliche Leben von Neuem erwacht, so wird der alte Haß, die alte Thorheit vergessen sein; das deutsche Blut wird sich regen und mit einiger Scham erkennen, daß die Absonderung von dem Norden im Grunde nichts Anderes bedeutet, als die Bevormundung des Südens durch den Norden. Und sollte den Cabinetten das warnende Beispiel des römischen Hofes nicht endlich die Augen öffnen? Die Curie von Rom sehnt sich heute nach jenem italienischen Bunde, der an ihrem Widerstande scheiterte, sie flucht dem Einheitsstaate, den ihr Trotz geschaffen hat! Solche Hoffnungen auf eine friedliche Vereinigung des gesammten Deutschlands sind keineswegs sicher, doch leere Träumereien sind sie nicht; das lehrt die musterhafte Haltung des badischen Hofes. Wir sagten vor einigen Monaten, an dem Verhältnisse des Berliner Cabinets zu dem Hofe von Carlruhe werde sich erproben lassen, ob unsere Regierung fähig sei, sich über den Parteistandpunkt zu erheben. Uns scheint, die Prüfung ist bereits bestanden. Das Verhältniß der beiden Höfe läßt wenig zu wünschen übrig; noch ein Jahr, und der Eintritt Badens in den norddeutschen Bund wird nur noch die Bedeutung einer Formfrage haben. Für österreichische Ränke zum Mindesten ist in Carlruhe keine Stätte mehr.

Die Agonie dieser gebemüthigten Großmacht ist schrecklicher, als weiland die Erniedrigung nach dem Schönbrunner Frieden, und giebt der Welt immer neue Räthsel auf. Der Glaube an die Fortdauer des Reichs ist in seinen Grundfesten erschüttert. Bayrische Patrioten sehen die Zeit nahen, da die Mark Oesterreich wieder heimfallen wird an das bayrische Herzogthum, dessen Sekling sie war. Eine zahlreiche Partei unter den Deutsch-Oesterreichern arbeitet offen für die Zertrümmerung

des Staates; bereits wird in dem Gemeinderathe der Hauptstadt die Frage laut, ob die Kaiserstadt nicht bald zur deutschen Provinzialstadt herabsinken werde. In Ungarn ist abermals, wie im Jahre 1861, eine Verbindung der Linken und der Mittelpartei eingetreten, und die Hoffnung auf einen Ausgleich tief gesunken. Unsere Jahrbücher gaben neulich einem geistreichen Deutschrussen das Wort, der den Untergang des Donaureichs als eine Nothwendigkeit ansieht. Wir können uns zu einer so schwarzstichtigen Meinung noch nicht entschließen. Wir sehen freilich nicht ab, wie ein Reich, das kaum seine eigenen Glieder zusammenzuhalten vermag, wieder in die orientalische Politik des größten seiner Staatsmänner einlenken soll, und wir wissen wohl, daß dieser Staat unter dem nationalen Gemeinwesen der Gegenwart eine Anomalie bildet. Aber auch die ethnographischen Naturverhältnisse des vielzungenigen Reichs sind selber eine Anomalie, wie jene der Schweiz. Unser Staatensystem hat sich Gottlob noch zu keiner Zeit nach einer ausnahmslosen, einförmigen Regel gestaltet; und in Epochen reifer Cultur zählt eine Revolution so fürchterlicher Art, wie der Untergang einer Macht ersten Ranges, nicht zu den wahrscheinlichen Ereignissen. So lange noch irgend ein Grund zum Hoffen besteht, müssen wir festhalten an der Hoffnung, daß das Donaureich fort dauern und die abendländische Gesittung bewahrt bleiben wird vor der Ueberfluthung durch das russische Wesen, vor der Vernichtung des europäischen Gleichgewichts. Nur freilich ist es nimmermehr Preußens Aufgabe, hemmend und helfend einzugreifen in den Zersezungsprozeß des Nachbarstaates. Auch eine andere Wahrheit wird man in Berlin in treuer Erinnerung behalten: innere Zerrüttung, welche jeden andern Hof zur Besonnenheit und Sammlung mahnt, übt auf die Hofburg regelmäßig den entgegengesetzten Einfluß aus; die habesburgische Herrschsucht flammt stets um so hochmüthiger auf, je dringender das Reich des Friedens bedarf. In einem solchen Augenblicke, da selbst der reformirende Ernst der beiden Stadions kaum genügen würde, den Bestand des Reiches zu sichern, beruft man den unglücklichen Spieler, den ideenlosen Faiseur der Mittelstaatspolitik an das Ruder. Herr v. Beust seht die Welt täglich durch seine beneidenswerthe Unbefangenheit in Erstaunen. Er erklärt in den Zeitungen: „ich habe keine Schulden.“ Er reist nach Ungarn, um in wenigen Tagen, inmitten der geriebenen Staatsmänner dieses parlamentarischen Abels, die verworrenste Frage der österreichischen Politik zu ergründen. Er versichert gemüthlich, die Geschäfte der auswärtigen Politik könnten heute durch einen Hofrath besorgt werden; — und dies in einem Reiche, dessen gesamntes Leben immer in der auswärtigen Politik bestanden hat! Einen solchen Mann zu fürchten haben wir nie vermocht, ihm zu trauen wer-

den wir niemals lernen; und es scheint nicht undenkbar, daß seine kleinen Künste abermals an einem Mächtigeren den ersehnten Rückhalt finden.

Kein Zweifel, das neue Jahr beginnt nicht mit der Aussicht auf gesicherten Frieden. Wir denken noch immer groß von der weisen Mäßigung des Kaisers der Franzosen. Aber seine Verlegenheiten wachsen und wachsen: die Finanznoth steigt, der Clerus murrst über das preisgegebene Rom, und die Niederlage von Mexico bleibt dem ehrgeizigen Volke unvergessen. In solcher Lage kann der Kaiser leicht wider sein besseres Wissen zu einem thörichten Kriege fortgerissen werden, der zwei befrendete Völker auf ein Menschenalter entfremden würde. Die jüngste Heeresreform ist ersichtlich darauf berechnet, dem Kaiser sogleich eine stärkere Truppenzahl zur Verfügung zu stellen.

Doch Gottlob, die Zeit ist nicht mehr, da der Deutsche ängstlich ausspürte nach jedem Wölkchen am Himmel des Staatensystems. Mit dem Horte unserer allgemeinen Wehrpflicht, den uns keine andere Großmacht nachahmen kann, dürfen wir gelassen jedem Angriffe entgegensehen. Auch die Wege zum Neubau unseres Staates sind uns klar vorgezeichnet. Lebte heute ein Franklin, er könnte mit gleichem Rechte, wie einst in der Convention von Philadelphia, zu dem Präsidenten unseres Parlamentes sprechen: „es ist das Bild der aufsteigenden Sonne, das ich über Ihrem Sessel erblicke!“ —

23. December.

Heinrich von Treitschke.

Windelmann.

(C. Justi: Windelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Band I. Windelmann in Deutschland. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengegeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1866. S. XII u. 524.)

Geniale Menschen besitzen eine Anziehungskraft, eine Unerlöschlichkeit innerer und äußerer Beziehungen, vermöge der sie noch ein zweites Leben beinahe ausfüllen, fast den Stoff zu einer zweiten Existenz hergeben können. Sie erscheinen in der Geschichte wie mächtige, das verworrene Geräusch der geringeren Stimmen übertönende Klänge, die ein langnachhallendes Echo hervorrufen. Eine ihnen wahlverwandte, aber weniger selbständig schaffende, als nachbildende, receptive Intelligenz kann eine Arbeit, eine Erhebung, eine Freude darin finden, solchen Größeren auf Schritt und Tritt nachzugehen, den von Schicksal und Genius entworfenen, von Wille und Zufall theils geförderten, theils gestörten Plan ihres Lebens aufzusuchen; — wie der Wortgelehrte sein ganzes Leben an die Restitution eines alten Textes setzt. Der Mann, an den ein solches Liebeswerk gewandt wird, bleibt dann seiner Nation und der Nachwelt fast so lebendig, wie einst den Mitlebenden und Freunden. Und dieses Fortleben ist noch in ganz anderer Weise eine irdische Unsterblichkeit, als die, welche den Helden der Geschichte, den Dichtern in ihren Werken zu Theil wird. Betrachtet man diese, man möchte sagen, Conservirung eines menschlichen Daseins gegenüber der zerstörenden wegsplündernden Zeit — der allmählich jedes Individuum dem Gesetz des Weltlaufs gemäß anheimfallen sollte: — so erscheint das Werk des Biographen wie eine geistige Einbalsamirung. Nur hat die authentische Biographie nichts vom Mumienaroma: jedes authentische Bild eines lebendigen Menschen bleibt (wofür überhaupt an diesen die Kosten einer solchen Einbalsamirung gehängt zu werden verdienen) ewig jung und lebensvoll. Man nehme Boswell's, des englischen Eckermann, Leben Samuel Johnson's. Die zopfigen, moralisirenden Romane des alten Doctors, selbst seine Dichterleben mit ihren subtil-pedantischen Kritiken und ihren pompösen, symmetrischen Perioden sind sammt seiner Tragödie Irene längst in die literar-historischen Museen zurückgeschoben worden; seine Persönlichkeit mit ihren kernhaft-barocken Manieren und whims, sein table-talk voll von John Bull's grobkörnigen Vorurtheilen, hartköpfiger Bigotterie und unverwüßlichem common sense — ist durch Boswell zu einer Nationalfigur geworden, die jedem Eng-

länder vertraut und werth ist, auch wohl werth bleiben wird, gesetzt auch von der früheren Ueberschätzung des „englischen Gottsched,“ wie ihn Warrn- hagen nennt, bliebe keine Spur mehr übrig.

Diese Betrachtungen hat uns der Anblick des vor Kurzem vollendeten ersten Bandes einer Biographie Winkelmann's eingegeben — eines Bandes von 524 Seiten, Winkelmann's Leben in Deutschland beschreibend, also den ebenso dürftig documentirten wie an schriftstellerischen Erzeugnissen armen Theil seines Lebens: — nur die kleine Abhandlung über die Nachahmung der alten Werke fällt an den Schluß desselben. Wer sich etwas mit dem Leben des Gründers unserer Archäologie beschäftigt hat, bei dem wird hier wohl die erste Frage sein, wie es der Verfasser angefangen hat, einen solchen Band mit diesem Theil der Geschichte Winkelmann's, den wir nur seine Vorgeschichte nennen möchten, auszufüllen. Die Behandlungsweise, welche ihn zu diesem quantitativen Resultat führte, erinnerte uns an die Hingabe, mit der James Boswell die Geschichte des Dr. Johnson sammelte. Diese Hingabe zeigt sich in der unverdrossenen Sorgfalt, mit der alle Spuren aufgesucht worden sind, die noch irgendwo von Winkelmann's Gang über die Erde übrig geblieben waren; mit der alle seine Beziehungen zur Geschichte der Wissenschaften, der Künste und der Cultur seiner Zeit verfolgt, alle seine Aeußerungen über die Fragen des Lebens und der Wissenschaft gesammelt, ja nicht blos was er irgend geschrieben, sondern auch was er gelesen hat, geprüft und verwerthet worden ist. Der Verfasser ist zwar weder geneigt, in Winkelmann's Charakter ein Ideal, noch in seinen Lehren den letzten Aufschluß über das Wesen der Kunst und der Schönheit zu finden, eine panegyrische Behandlung darf man nicht erwarten; es sind uns sogar hier und da (bei Gelegenheit seiner Apostasie Seite 329 ff.) sehr harte Urtheile aufgestoßen. Allein die Sympathie, ohne welche keine solche Biographie gelingen kann, verträgt sich sehr wohl mit Freiheit des Urtheils, und diese Sympathie ist hier in vollem Maaße vorhanden. Jeder, der überhaupt einer Gedenktafel im Tempel der Nachwelt werth ist, wird auch seinen echten, gediegenen Kern haben, auf diesem Grund kann viel Holz, Stroh, Stoppeln gebaut werden: hier ist dann Raum für moralische und scientifiche Kritik: aber der Grundton der Behandlung muß der Ton der Sympathie und Verehrung sein. Gesezt ein Schriftsteller entdeckte über der Arbeit, daß seine Gottheit ein thönerner Göke war, so müßte man ihm den Rath geben, sein Unternehmen fallen zu lassen.

Ein Gemälde freilich, wie das des Dr. Johnson, von Winkelmann zu liefern, dazu würde es jetzt natürlich viel zu spät sein, auch wenn unser Landsmann im Uebrigen für eine solche Behandlungsweise gemacht

wäre. Nur der Zeitgenosse, nur der langjährige Cumpan auf Spaziergängen und beim Glase bekommt die Farbentöpfe für ein solches Bild. Aber Windelmann's Persönlichkeit scheint nicht den Grad von Unmittelbarkeit gehabt zu haben, der z. B. einen Luther, einen Friedrich II. so populär machte. Fast gar keine dicta, bonmots, Repartien des Mannes sind von seinen Freunden festgehalten worden; keine Ana könnten von ihm geschrieben werden; wir haben keine Vorstellung davon, wie es ihm von der Lippe floß, wenn er in Rom seine artigen Soupers gab, und der vom Stosch übersandte, unvermischt getrunkene Verdea ihm die Zunge löste, oder wenn er schwärmerisch verehrten jungen Freunden oder deutschen Fürsten den Cicerone machte.

Allein wenn uns Windelmann auch nur in den brieflichen Ergüssen und in kunstvoll angelegten und ausgearbeiteten Lehrschriften zugänglich ist: selbst bei dieser größeren Mittelbarkeit zeigt sich uns doch seine Persönlichkeit noch durchsichtig genug. Und es ist eine Persönlichkeit, in deren Zauberkreisen man sich gern und lange festhalten läßt, es ist eine Gesellschaft, mit der man lange verkehren kann, ohne sie überdrüssig zu werden oder auszuschöpfen. Sein dreißigjähriger Kampf mit Mangel jeder Art, aus dem er ungebrochen und unverdüstert, mit voller Elasticität der Geisteskräfte, mit jugendlicher Genußfähigkeit hervorgeht; sein Streben, Schauen, Lieben, Denken und Schreiben beseelt von der Idee der Schönheit, die ihm durch nichts in seiner früheren Umgebung entgegengebracht wurde, die er nur aus der inneren Harmonie seiner Natur haben konnte; sein leidenschaftlicher Hang nach Freiheit in jedem Sinn — der politischen im Sinn der Alten, wo der Einzelne im Gemeinwesen aufgeht; der religiösen, welche im Innersten der Menschenbrust, im „Instinct,“ den „Finger Gottes“ erkennt; der geselligen im Gegensatz zu jeglicher conventionellen Sklaverei einer verknöcherten Societät; der persönlichen endlich, welche darin besteht, seinem Genius zu leben; der freie Stil seiner Lebenskunst, die nichts Menschliches sich fremd achtete; die künstliche Einfalt, mit der er sich jedem Eindruck, jeder Stimmung mit beweglichem Sinn überläßt, mit allen Uebertreibungen und Unbedingtheiten des ersten Impulses, frei von Rollenpielen und cant jeder Art; der Zauber der Sprache endlich: kann man sich eine liebenswürdigere Gesellschaft denken?

Daß trotzdem erst jetzt eine Biographie Windelmann's versucht worden ist, fast hundert Jahre nach seinem Tode, dafür könnte man mancherlei Ursachen aufzählen. Aber ein sehr einfacher Grund lag wohl darin, daß man in den Briefen, welche die Pietät seiner Freunde zur rechten Zeit gerettet hatte, bereits ein ebenso lebensvolles und farbenreiches, wie treues und vielseitiges Bild besaß. Was seine Lebensereignisse, seine

persönlichen Beziehungen, ja seine Projecte und seine Lebensphilosophie betrifft, so dürfte sich anderwärts gar wenig Bedeutendes zu dem hier dargebotenen Maaße finden. Und wer zöge nicht dieses Material in seinem gebiegenen Zustande der Verarbeitung nach einem biographischen Schema vor, der Versetzung mit den Thaten eines nachkommenden Erzählers! Indes ist mit dem, wovon Winkelmann in seinen Briefen zu sprechen pflegte, der Inhalt seiner Existenz noch nicht erschöpft. Zufall und Verehrung haben uns von Denkmälern seiner Studien, von der frühesten Zeit an bis an's Ende seines Lebens, auffallend viel erhalten, mehr als ihm selbst vielleicht lieb gewesen sein würde.

Der Verfasser des vorliegenden Bandes hat sich das Recht, Winkelmann's Leben zu schreiben, zunächst dadurch erworben, daß er von handschriftlichen Quellen Alles aufzutreiben suchte, was sich noch irgend aufreiben ließ. Leider giebt er in diesem ersten Bande noch keine Beschreibung des von ihm Benutzten; doch dürfte Folgendes nahezu Alles enthalten, was ihm vorgelegen hat; — mannigfache Spuren von noch anderen Reliquien, die er nicht mit Erfolg in ihr jetziges Versteck verfolgen konnte, werden beispielsweise in der Vorrede und sonst gelegentlich namhaft gemacht. In erster Linie stehen die 20 Bände, welche aus Winkelmann's Hinterlassenschaft an den Cardinal Albani, dann an die Vaticanische Bibliothek und 1801 an die Nationalbibliothek zu Paris kamen. Hieran schließen sich zwei Bände, welche Winkelmann seinem Freunde Uden übergab, als er die Heimath verließ, und die durch Gurlitt der Stadtbibliothek zu Hamburg vermacht wurden. Darin ist u. A. ein Heft Briefconcepte aus den Jahren 1743 — 48 enthalten. Zwei Hefte haben sich in die Bibliothèque de l'école de médecine zu Montpellier verloren; das eine enthält die Vorarbeiten zum dritten Bande der *Monumenti antichi inediti*. Sonst enthalten diese Reste, mit Ausnahme der Manuscripte zweier gedruckten Werke, der „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst“ und der „Monumenti“ fast nur Adversarien und Excerpte aus Büchern der verschiedensten Fächer. Es sind Journale eines Polyhistor's. Auf der Dresdener Bibliothek werden die Handschriften der Büнау'schen deutschen Geschichte aufbewahrt, an der Winkelmann, wie ganze Foliobände seiner Handschrift beweisen, so bedeutenden Antheil hatte. Die Originalsammlung der unvollständig und verstümmelt abgedruckten Briefe an die Schweizer liegt noch in Zürich; auf der Weimarschen Bibliothek wird ein von Vulprius ergänztes Exemplar der Sammlung der Briefe an Stofsch aufbewahrt. Von zerstreuten unveröffentlichten Briefen Winkelmann's scheinen sich fast nur etwa dreißig an seinen Verleger Waltherr in Dresden aufgefunden zu haben, deren Inhalt bis auf Kleinig-

telten keiner Mittheilung werth befunden worden ist. Das Dresdener Archiv gab nur Ausbeute für das Gemälde der Dresdener Umgebung, in der Winkelmann für die Kunst gewonnen wurde, wo er mit so überraschendem Erfolg seine ersten Lehrjahre machte.

Die Ausbeute, welche diese Quellen geliefert haben, liegt weniger in einer Umgestaltung des im Allgemeinen feststehenden Lebensbildes Winkelmann's durch einzelne eclatante Thatfachen, als in zahllosen Kleinigkeiten, welche an ihrem Orte der Darstellung Farbe und deutliche Linien geben, dem, was sonst nebelhafte Skizze bleiben mußte, feste Anschaulichkeit verleihen, und überhaupt den nervigen Geschmack historischer Wirklichkeit in die Erzählung bringen. Nur die Geschichte seiner Studien ist fast ganz neu. Vieles verdankt seine Erwähnung lediglich dem Umstand, daß es Winkelmann betrifft. Während bei anderen Biographien Neuerer die Schwierigkeit in der Auswahl gegenüber einer Ueberfülle des Materials lag, so galt es hier, Alles zu sammeln und aufzubewahren, was überhaupt zu bekommen war. Der Verfasser erinnert an die sibilinischen Bücher, die im Preise stiegen, je mehr sie durch Verbrennung zusammenschmolzen; an Boileau's Ausspruch, daß Homer Alles, was er berühre, in Gold verwandle; an den „Zusammenhang des Reliquiencultus mit der Heroenverehrung,“ und daß „Reliquien weder dem Stoff noch der Form nach Werth zu haben brauchen, wenn sie nur authentisch seien.“ Bevor wir zur Charakteristik des Bandes im Ganzen und Großen übergehen, wollen wir einige dieser Details aus dem ersten Buch, welches Winkelmann's Aufenthalt in Preußen, seinem Vaterlande, behandelt, herausgreifen.

Der erste Impuls, den Winkelmann von Außen empfing, lag vielleicht in dem künstlerisch-alterthümlichen Anblick seiner Vaterstadt Stendal mit ihren stattlichen gothischen Kirchen und prächtigen Stadthoren. Der Dom in Stendal war das Muster einer Reihe gothischer Bauwerke in der Altmark und Priegnitz. Es sind Backsteinbauten in einem Stile, dessen strenge Einfachheit mehr an die Frühgothik, als an die Ueberladung und Zierlichkeit des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts erinnert. Möglich daß der Anblick des Verfalls, den Stendal damals bot, zusammen mit dem Anblick solcher Denkmäler, die in einem erloschenen Dialekt von einer größeren Vorzeit sprechen, „dem Gemüthe des Knaben frühzeitig die rückwärtsgewandte Richtung gab, welche den Alterthümeler zu seinem einsamen Geschäfte hinzieht.“

Die erste Nennung des Namens Winkelmann's (abgesehen vom Kirchenbuch) kommt vor bei Gelegenheit eines Scholactus, welchen der Rector zur Feier der Aufnahme der vertriebenen Salzburger in die preussischen Staaten veranstaltete. Hierbei disputirte Winkelmann selbster (ein

seltenes Zufallsspiel im Leben des späteren Convertiten!) über das aner-schaffene oder hinzugeschenkte göttliche Ebenbild. Gewiß hatte der Schulmeister, welcher diese Disputation fabricirte, wenig Begriff von der feinen Bedeutung dieses Dogmas für den confessionellen Gegensatz, welche Baur so tief-sinnig nachgewiesen hat. Die Schule, in der Winkelmann die Sprachen und Geschichten des Alterthums zuerst aufgingen, befand sich in dem hohen Chor der alten Franciscanerkirche. Sie lag zum Theil unter der Erde, war mit Steinplatten gepflastert und erhielt ihr Licht von ein paar gothischen Fenstern der Südseite. Auch sonst gingen Winkelmann's Anfänge aus dem Schooß der Kirche hervor, er lebte von den Geldern der Currende und des Chors, lange Jahre hindurch hat er auf den Straßen Choräle gesungen; selbst die Orgel hat er gespielt.

Nach dem Bilde, das uns von seinem alten Rector Tappert gemacht wird, kann er seine Neigung zur hellenischen Sprache und Literatur kaum der Stendaler Schule verbannt haben. Dagegen zeigt die Schilderung des damaligen Correctors Damm am kölnischen Gymnasium zu Berlin, des Lehrers Mendelssohn's und Nicolai's im Griechischen, eine interessante Uebereinstimmung mit Winkelmann's späteren Tendenzen. Programme aus jener Zeit, in welchen er seine Wünsche und Klagen ausschüttete, beweisen, daß Damm die Griechen als Quellen alles Wissens und Geschmacks bezeichnete, den unvergleichlichen Vorrang der griechischen Literatur vor der römischen behauptete, ja das „saeculum resurgentis apud nos graecitatis“ prophezeite, gegen die ausschließliche Herrschaft des Lateinischen auf den Schulen eiferte, und selbst der Bereicherung und Kräftigung der Muttersprache durch Aufnahme neuer Worte aus dialektischen, historischen und anderen Quellen seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Die Fußreise nach Hamburg zur Auction des Johann Albert Fabricius, bei der sich unser Schüler Reisegeld und Kaufsumme für Classiker von Edel-leuten und Pfarrern unterwegs erbettelte, kann er nicht von Berlin aus (1735—36) gemacht haben, da die Auction erst im Februar 1738 begann. Der Verfasser vermuthet, daß er sie von Salzwedel aus antrat, um sich für den bevorstehenden Universitätsaufenthalt mit Hülfsmitteln auszurüsten. Am 4. April 1738 hat sich Winkelmann in das Universitätsalbum unter Schlitten's Prorektorat eingeschrieben.

Man betrachtet gewöhnlich Winkelmann's Universitätsjahre in Halle und Jena als eine Wüstenzeit. Indeß aus dem Gemälde des damaligen Halle, das durch die schwachen Fäden von Zeugnissen über Collegienbesuch und brieflichen Aeußerungen mit Winkelmann verknüpft wird, scheint hervorzugehen, daß diese beiden Jahre denn doch nicht so ohne allen Einfluß und Nutzen waren, wie Winkelmann selbst später glaubte, wenn

er sich in Rom erinnerte, daß ihm „die akademische Speise“ in dem trüben unschönen Halle „zwischen den Zähnen hängen geblieben sei.“

So war z. B. der einzige Zweig wissenschaftlicher Theologie, der an der Saale gepflegt wurde, der orientalische; und Winkelmann blieb durch sein ganzes Leben der Beschäftigung mit dem Urtext des Alten Testaments treu; er begann noch in Rom das Arabische, „er schien diese (von den Pietisten empfohlene) Gewohnheit hebräischen Bibellesens als eine Art von frommem Werk zu betrachten, das ihm bei den früheren Freunden aus der alten Kirche die Anerkennung eines noch vorhandenen Antheils von christlich-protestantischer Gottseligkeit verschaffen sollte.“ Schon vor seiner Zeit ging das Sprüchwort, daß man aus Halle entweder als Atheist oder als Pietist zurückkomme; Winkelmann aber traf den Pietismus in der traurigsten Verkümmern; damals bildeten sich zu Siegmund Jacob Baumgarten's Füßen die späteren Häupter des preussischen Rationalismus: auch Winkelmann galt seit der Zeit unter seinen Bekannten als decidirter Freigeist, besonders wegen seiner Zweifel an der Unsterblichkeit. In seinen Urtheilen über Christian Wolff und seine Schriften verräth sich die tiefe Abneigung vor einer Modephilosophie, von der er alles Interesse an den Humanitätsstudien absorbiert sah; die Erinnerung an die Magister, welche 1738—40 wie Pilze aufschossen, seit diese Philosophie wieder am Hofe in Gunst gekommen war und protegirt ward, spielt wohl mit herein, wenn er diese dickleibigen Systeme „Kindereien“ nennt, „ohne große Mühe zusammengeschmiert.“ Die tiefere Bedeutung solcher Invectiven findet der Verfasser in der Anziehung Hamann'scher Aufforderungen, „den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, durch den unsere Begriffe von den Dingen verstümmelt werden.“ Der fleißige Besuch der Vorträge des jüngeren Alexander Baumgarten giebt Gelegenheit zur Anknüpfung von Betrachtungen über diese vorübergehende Verührung des Erfinders der Kunstgeschichte mit dem Erfinder der Aesthetik; des Verfassers eines der lesbarsten und geschmackvollsten Bücher unserer Prosa, und des Verfassers einer der dornigsten Nachwerke philosophischen Systemgeistes. Bedeutungsvoll, wie alle Anfänge, ist diese Antipathie des Historikers, der nur aus lebendigen Anschauungen allgemeine Sätze über die Kunst aufstellen wollte, gegen die Weltweisen, welche die „Seuche der Kunstschreiberei“ ergriffen hat, und die sich begnügen sollten, in ihrem Zimmer geometrische und metaphysische Grillen auszuheden. Die naturwissenschaftlichen Vorlesungen bei dem Juristen, Wolfianer und Physiker Gottfried Sell, dem Verfasser einer damals von Winkelmann bewunderten, in elegantem Latein und mit classischer Belesenheit verfaßten Monographie über den Schiffs-

bohrwurm (*Teredo navalis*), begründete vielleicht die erste Neigung zur Naturwissenschaft, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Sie beförderte seine Befreiung vom Wissen der Worte und Formeln; sie weckte seine Richtung auf Erfahrung und Anschauung. Die Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig endlich am Schluß der Universitätsjahre warf ihn in die Bahn der Geschichte, deren Studien er mit der Aneignung der damals allein geforderten staatsrechtlichen Basis begann; ihr brachte er funfzehn Jahre hindurch wohl die größten Opfer des Fleißes. Das einzige philologische Colleg, welches er gehört hat, war eine Vorlesung des einzigen Vertreters der Humanitätsstudien in Halle, J. H. Schulze, über Alterthümer aus Münzen. Hier soll er denn zum ersten Male die alten Götter in Originaldenkmalen, wenn auch secundären, vor Augen gehabt haben. Sonst hatte Halle noch einen negativen, bei einem reformatorischen Mann nicht gering anzuschlagenden Nutzen: er lernte hier Geist, Sitten und Gefahren deutscher Junztgelehrten aus der Nähe kennen und trug den Vorsatz mit davon, diesen Zöpfen niemals ähnlich zu werden. Fortan stehen bei ihm Gelehrte, „die wissen, was Ander gewußt haben,“ für die es „genug ist, Titel und Index von Büchern zu kennen,“ im Gegensatz zu „Leuten, die Empfindung haben und denken,“ seine eigenen Bücher sind für Leute, „die Nicht-Universitätskenntnisse haben.“

Seine intimsten Freunde auf der Universität waren der spätere militärische Schriftsteller und Commensalis Friedrich's des Großen, der Oberst Quintus Icilius, und der spätere Schriftsteller über Musik, Fr. W. Marpurg, dessen abenteuerliche Jugentschicksale hier durch Ergänzung seines Namens in einem Briefe bekannt wurden.

Nach diesem Hallischen Biennium kam Windelmann als Hauslehrer in das Grolmann'sche Haus zu Osterburg. Er fand hier eine feingebildete, mit modernen Sprachen und Dichtern vertraute Frau, einen französischen Sprach- und Mathematiklehrer und viel adlige Gesellschaft. Die aus Boyssens's, des unmittelbaren Nachfolgers Windelmann's, Autobiographie geschöpfte Beschreibung jenes Lebens macht es wahrscheinlich, daß Windelmann durch diese Umgebung zu dem Plan eines ganz neuen Studiums angeregt wurde, das sich auf Medicin, Mathematik und neuere Sprachen erstrecken sollte. Auf der Universität Jena hörte er wirklich fast ausschließlich Georg Erhard Hamberger, nicht den Literator, wie man annimmt, sondern den letzten consequenten Vertreter der sogenannten intramathematischen Schule. Windelmann war vorübergehend von dem mathematischen Geiste des Jahrhunderts ergriffen; mit der Anatomie und Physiologie beschäftigte er sich noch später so eingehend, daß er, wie ein Collectaneenheft beweist, die Abhandlungen der ersten Fachgelehrten benutzen konnte. Die Eindrücke, welche die frag-

mentarischen Versuche zurückließen, waren so günstiger Art, daß er noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Plane beschäftigt war, nach Vollendung seines archäologischen Lebenswerkes sich der Physik zuzuwenden.

Der Versuch nach Frankreich zu pilgern wird mit der akademischen Reise (*nobilis et erudita peregrinatio, peregrinatio academica*), im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert einem unumgänglichen Bestandtheil des akademischen Curfus, in Verbindung gebracht. Ihr Zweck war nicht, die Schlachtfelder Julius Cäsar's aufzusuchen, sondern, wie ein Briefconcept verräth (*quibusvis me immisissem periculis ob hanc mihi dilectam linguam excolendam*) und wie aus dem Zusammentreffen mit dem damaligen Erscheinen des griechischen Manuscriptenkatalogs der königlichen Bibliothek noch wahrscheinlicher wird, um in Paris griechische Handschriften zu studiren. Diese Reise fand so wenig von Halle aus statt (wie Gengner erzählt), wie von Hadmersleben (—1742, wie Paalzow will), sondern von Jena aus. Im August 1741 überschritt unter dem Marschall von Belleisle den Rhein die französische Armee, vor der Winkelmann in Gelnhausen zurückwich.

Am reichsten an solchen Details des äußeren Lebens ist die Zeit seines Schulmährtyrthums, die fünf Jahre in Seehausen. Hier war längere Zeit sein Zögling und Hausgenosse, und noch viel länger sein schwärmerisch verehrter Freund Friedrich von Bülow, der Vater des bekannten Schriftstellers Heinrich von Bülow und des Siegers von Dennewitz. Die Stammbibliothek der Familie Bülow-Plieschow zu Falkenberg stand zu Winkelmann's Verfügung. Wiederholt lud ihn Bülow später ein, alle Bande zu lösen und bei ihm zu leben; — einmal machte Winkelmann wirklich den Versuch, es war (wie ein bisher unbekannter Brief an Franke zeigt) während seiner Anstellung beim Grafen Büchau, Ende des Jahres 1750. Aber das monotone, jeder geistigen Anregung entbehrende, obwohl höchst comfortable Landleben zu Schönberg in der Altmark wurde Winkelmann bald unerträglich; er lehrte lieber zu seinem Herrendienst zurück. Aber kurz vor der Abreise nach Italien scheint er nicht abgeneigt, den Versuch zu wiederholen; und bis an's Ende schien es ihm das Ziel irdischen Glücks, im Schooße der Freundschaft, fern von Ehrsucht und Kriegesgeschrei, seine Tage zu beschließen.

Peinlich ist es, seinen Kampf mit dem Mangel an Hülfsmitteln in diesem barbarischen Lande im Einzelnen zu verfolgen; zahlreiche im Anhang abgedruckte lateinische Briefe zeigen auf erbarmungswürdige Weise, wie er bei den Dorfpastoren Steinhard und Papier um Bücher betteln muß — für Papier's Tochter Dorothea Friederike macht er ein Hochzeitscarmen —; wie er vergebens nach einer neuen Ausgabe des Sophokles seufzt, während er

sich den Text seines alten durch Conjecturen lesbar zu machen sucht; wie er den Mangel einer großen gebildeten Stadt zu ersetzen strebt durch beständige Reisen nach Leipzig, Magdeburg, Halle, und wie er dann in seine einsame Zelle hinter dem Thor von St. Peter und Paul und in die Nachbarschaft seines Todfeindes Ehren Valentin Schnakenburg zurückkehrt; wie er bei allen Magistraten, Inspectoren und einflußreichen Personen innerhalb und außerhalb der Provinz um Stellen anklopft.

So sehr man indeß überzeugt sein kann, daß im Leben und in der Geschichte nichts an seinem Plage bedeutungslos, des Aufhebens unwerth ist, unleugbar scheint doch, daß die meisten dieser Sachen ein schon anderwärts her begründetes und vielleicht nur bei wenigen speciellen Fachmännern vorhandenes Interesse an Windelmann's Person voraussetzen. Aber selbst Archäologen würde die Ausführlichkeit dieses Bandes wohl etwas zu groß sein. Von Allem, was hier aus Windelmann's Studien berichtet wird, gehört wenig in die Wissenschaft der alten Sculptur; Vieles steht nur in mehr oder weniger entferntem, Mehreres in gar keinem Zusammenhang mit der Kunst des Phidias und Praxiteles. Viele werden mit uns geneigt sein, diese dunkle Lebenshälfte Windelmann's als eine bloße Vorgeschichte zu betrachten, und sich hierfür auf sehr entschiedene Aussprüche Windelmann's selbst berufen. Nicht bloß um den Genuß des Lebens glaubt er betrogen zu sein in dem „Land der Märtelei“ —: „Ich habe mein Leben niemals genossen“ —; auch die gelehrten Arbeiten, die dort seine Tage ausfüllten, waren zum größten Theil aufgezwungen, ohne Interesse getrieben, schließlich resultatlos. An die Altmark erinnert er sich nur, um über den „preussischen Despotismus“ zu „schaubern,“ den er mehr als Andere gefühlt haben will; er nennt Halle das „Land der Blinden;“ er fürchtet, daß ihm beim Mangel an Büchern die Gedanken im Kopf einfrieren; er beschreibt sich stets als begraben in die Tiefen des Schulstaubs. Was für ein Zusammenhang ist zwischen der Geschichte der Kunst des Alterthums und zwischen der Reichshistorie deutscher Universitäts- und Kronjuristen; zwischen Laokoon, Apollo und Torso von Belvedere und den Curiositäten in Bayle's Dictionnaire? Windelmann meint 1755, er habe in Sachsen erst angefangen zu leben; aber er klagt auch wieder, daß in Dresden Niemand gelte, der nicht französisch plaudern könne und ein air habe; die Sachsen seien unter den Deutschen die größten Affen der Franzosen. Als er in Rom war, wollte er seine Lebensjahre, ein Spätfluger (*ὄψιμαθής*), erst von Italien an rechnen.

Aber ein Mensch, dessen Lebensrevolutionen so grelle Gegensätze beschrieb, kann kaum ein unbefangener Richter über Werth und Unwerth früherer Durchgangspunkte seiner Entwicklung sein. Eben diese trüben

Jahre müssen uns die Antwort liefern auf die biographisch psychologisch interessante Frage, die uns das Leben des Gründers der Archäologie vorlegt. Wie ist Windelmann der geworden, als welcher er in seinen großen Werken, in Italien sich zeigte? Das ist die Cardinalfrage, der leitende Gesichtspunkt für die Darstellung der ersten Lebenshälfte Windelmann's. Die Schöpfung der Geschichte der alten Kunst, deren Plan in der neueren Zeit wieder in seinem Kopfe auftauchte, und auch sofort in einer bis heute unerreichten classischen Originalität ausgeführt ward, die Erscheinung eines Charakters von antiker Sinnesweise, antiken Sitten und Lebensansichten, inmitten der Misere deutschen Gelehrtenlebens, antik in seinen Tugenden und in seinen Fehlern, und ebenso fremd den Vorzügen und Schwächen des Modernen; ein Schönheitsfönn, so zart und lebhaft, sinnlich und platonisch schwungvoll; eine erstaunliche, in allen, auch in den sterilsten und abgelegensten Literaturtheilen, wo es nöthig war, gleichsam allgegenwärtige Belesenheit; eine fernige, gebiegene, würdevolle Sprache endlich, die Wenige erreicht haben, obwohl er der ersten einer war, die lesbare Deutsch schrieben: wie ist das alles geworden?

Wer Windelmann's Lebensumstände gar nicht kannte und nun errathen sollte, auf welchem Boden er erwachsen sei, der würde ihn vielleicht für den Zögling einer ausgezeichneten Hellenistenschule halten; erzogen in einer Metropole, wo das Zusammenströmen von Geistern und Bildungsmitteln aller Art die vielseitigste intellectuelle Regsamkeit, den leidenschaftlichsten Wettstreit wachrief; wo ein Kreis geistvoller Schriftsteller und Frauen den Jüngling frühe aufnahm, u. dgl. — die Wirklichkeit zeigte von dem Allen das Gegentheil: der griechische Unterricht fristete auf den Schulen nur des Neuen Testaments wegen noch ein kümmerliches Dasein; auf der Universität war diese Sprache „theurer als Gold;“ seine besten Lehrer waren abgeschmackte Pedanten; bis zu seinem dreißigsten Jahre fehlte es ihm an den dürftigsten Exemplaren der ersten Schriftsteller des Alterthums. Während dieser Zeit, wo er in verfallenen Provinzialstädten einen, wie es schien, sieglosen Kampf kämpfte, war seine Welt die Welt der Bücher, seine Productivität das Anlegen biographischer Lexika, genealogischer und chronologischer Tabellen, Excerpte aus Commentatoren, Collectaneen der alten Literatur, ohne andere Zwecke als den eines Wissensdurstes ohne Maaß und Ziel, der in gleicher Weise das Bedeutendste und das bloß Curiose umfaßte. Die Anfänge des Besseren in der deutschen Literatur, z. B. Lessing's, blieben ihm fremd; sein Umgang waren die Pfarrer und Schulmeister der Provinz; den bildenden Einfluß der Societät, der Conversation, des Umgangs geistig hochstehender Frauen hat er nie erfahren.

So ist denn Windelmann freilich ein Beispiel, wie es wenige giebt, von

der Selbstherrlichkeit des wahren Genies, von seiner Unabhängigkeit von Gunst der Umstände, von seiner Widerstandskraft gegenüber herabziehenden, entmutigenden, lähmenden Einflüssen. In allen den Dingen (dieser Faden wird uns am Ende für das Labyrinth der Studiengeschichte Winkelmann's gegeben), in welchen er groß war — in der griechischen Literatur, der deutschen Prosa, dem Sinn für plastische Schönheit — folgte er selbstertheilten Impulsen, entbehrte jeglicher Ermunterung durch bedeutende Persönlichkeiten, Hülfsmittel, materielle Aussichten. Alle Dinge dagegen, die ihm Zeit, Geschmack und Umstände nach und nach aufgedrängt hatten — die Theologie, die juristische Reichshistorie, das Literatorenthum, die Poly-mathie wußte er zur rechten Zeit so rein abzuschütteln, daß so zu sagen kein Stäubchen aus diesen düsteren, gothischen Gemächern an ihm haften blieb. Dies nennt der Verfasser „die Spontaneität des Genies.“

Allein „alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen.“ Es giebt auch in der geistigen Natur keine Sprünge; es giebt auch in der geistigen Welt keine Wunder, so wenig wie in der natürlichen. Der Biograph, welcher nicht alle constituirenden Bestandtheile aufweisen kann, aus welchen eine große Existenz sich aufbaut hat, gesteht damit doch nur das Unzureichende seines Materials, oder die Unzulänglichkeit seiner Forschung; Phrasen, wie „Wunder des Geistes“ können nur als ein *asylum ignorantiae* gelten.

Analysirt man das, was Winkelmann zu seinem großen Werke mitbrachte, so wird man eine sehr mannigfache Ausrüstung gewahr; eine Reihe sehr verschiedener Kenntnisse, Anschauungen, Tendenzen trafen zusammen, die der Verfasser mehr durch den dem Anschein nach zufälligen Gang seines Lebens in sich aufgenommen, als nach einem Plane sich angeeignet hatte. Es war die lange Jahre mit Liebhaberei gepflegte Lecture griechischer Dichter, Philosophen, Historiker; es war die Theilnahme an dem Kunstenthusiasmus der kursächsischen Hauptstadt; ferner die Studien der Geschichte, und endlich die leidenschaftliche Opposition gegen die Leblosigkeit und Geschmacklosigkeit damaliger Gelehrsamkeit.

Der erste und älteste Zug in der geistigen Physiognomie Winkelmann's ist die Liebe zu griechischer Sprache; hier erwarb er sich eine höchst bedeutende Qualification für seinen Auslegerberuf, längst ehe er von Kunst eine Ahnung hatte. Die Provinz des Reichs der Schönheit, welche er bis zur Mitte des Lebenswegs allein kannte, war die Schönheit der Sprache, der poetischen Gemälde, des figürlichen Ausdrucks, der musikalischen Malerei homerischer Verse, der Sprache des wahren Gefühls. Und hierfür muß unser Verfasser allerdings auf den Nachweis einer äußeren Anregung verzichten. Es war kaum nöthig, eine Skizze des allgemeinen Verfalls grie-

hischer Studien im siebzehnten Jahrhundert zu geben, ihres Zurücktretens gegen die lateinische Literatur bei den philologischen Keryphäen, der lächerlichen und schmählischen Verkennung griechischer Dichter bei den Klassen, welche sich das Monopol des guten Geschmacks anmaßten — der Pygmaenkämpfe der Perrault und Lamotte —, der banausischen Vernachlässigung des Griechischen in Deutschland in Folge von Kastengeist und Brotstudium. Winkelmann hatte sich die hellenischen Schriftsteller zu Lieblingen erkoren, längst vor jeder Verührung mit einem nur mittelmäßigen Lehrer; als achtzehnjähriger Knabe suchte er um ihretwillen die königliche Schule auf. Die Erklärung dieser Wahl, sowie eines solchen Erfolgs bei solcher Erbärmlichkeit der Hülfsmittel und bei solcher Zerstreung kann also nur in einer Wahlverwandtschaft seiner Natur mit hellenischem Wesen zu suchen sein, — wie sie bei Thorwaldsen, Göthe, Schinkel wiederkehrte. In Winkelmann's Naturell bemerkt man dem griechischen Charakter verwandte Züge: den Sinn für Einfachheit und Wahrheit der Natur, vielleicht ein Erbtheil seiner Heimath, das eine einsame Jugend erhielt; die lebhaftere Sinnlichkeit bei dem Hang zu ruhiger Contemplation; den Schönheitssinn, der auch im freundschaftlichen Umgang sich geltend machte; den feinen, besonnenen Kopf in Sachen des Lebens und des Denkens, der sich aber mit einem fast schwärmerischen Idealismus vertrug. An den Griechen, die er zu seinen besonderen Freunden wählte, fesselte ihn die edle Einfachheit in Erzählung und Schilderung, in den Accenten der Leidenschaft und im Raisonnement; in der Ilias studirte er die Commentare der bildnerischen Welt der Griechen, ehe er die marmornen Texte kannte; Herodot weckte die Sehnsucht nach Besuch und Autopsie der Denkmale und Völker des Morgenlands; in Plato und Sophokles ahnte er das Geheimniß der Schönheit und ihrer Grundmerkmale, der Idealität und der „stillen Größe.“ Winkelmann's feinem Sinn öffneten sich im Aeschylos und Sophokles schon die Unterschiede hohen und schönen Stils, längst ehe er von einer ersten und zweiten attischen Schule eine Ahnung hatte. Dies Alles war seiner Zeit mit ihrem esprit, ihrem guten Geschmack, ihrem rhetorischen Pathos vollkommen fremd; aber bei ihm mag es sich schon bei der ersten leisesten Verührung mit den Fragmenten irgend welcher Chrestomathie in dämmernder Ahnung geregt haben: es ist ein Beispiel jener *divinatio*, vermöge deren der Knabe liebt, was er nicht versteht, aber was den Inhalt seines ganzen Lebens machen wird.

Wenn Winkelmann dann von der Schönheit der Worte und der Dichtung zur Schönheit der Gestalten überging, die breite Kluft übersprang, welche redende und bildende Künste trennt, so verdankte er dies den Jahren, welche er in der Nähe und inmitten der Hauptstadt Kursachsens zubrachte. Keiner von denen, welche damals selbst vorübergehend nach Dresden ka-

men, konnte sich der herrschenden Liebhaberei entziehen; diese aufregende Atmosphäre, meint der Verfasser, war vielleicht nothwendig bei einem Gelehrten, der damals schon die Jahre erreicht hatte, „wo man zwar alte Zugenpläne vortrefflich auszuführen pflegt, aber auf neue Pläne und neue Interessen desto schwerer eingeht.“ Hier wurde nicht bloß sein Auge der Schönheit der Formen und Gestalten erschlossen: er glaubte sogar (ganz wie Göthe in Rom), als ihm Zeichenversuche, Besuche der Galerie, eifriges Verschlingen der Kunstliteratur der reichen Bünau'schen Bibliothek dieses Wunderland öffnete, „Gott und die Natur hätten einen Maler, und einen großen Maler aus ihm machen wollen.“ Heinecke behauptet, er habe sich um die Direction der Galerie beworben, er sei von Brühl begünstigt, aber von Kurfürst August III. refusirt worden. Er trat den Dresdener Kunstmännern nahe; die reformatorischen, von Windelmann gelehrt und begierig angeeigneten Ideen der Hagedorn, Defer, Lippert bilden den Mittelpunkt der ihnen in unserm Buche gewidmeten biographischen Skizzen. Die sächsische Kunst hatte begonnen mit der Verpflanzung der äußersten Ausläufer des Barockstils der Franzosen und Italiener: der Zwinger, die katholische Hofkirche, die Marmorsculpturen des großen Gartens, die Altarbilder und Wandmalereien der Stoffmaler vergegenwärtigen uns diesen seltsamen Ausgangspunkt. Aber die Rückbewegung zum Einfachen, Schönen, Maßvollen, Antiken regte sich zu Windelmann's Zeit überall. Die Aufzeigung dieser Regungen des Besseren bildet den leitenden Gesichtspunkt eines ausführlichen Gemäldes des Dresdener Kunstwesens, des ersten, das überhaupt versucht ist, unter den beiden Kurfürsten August, seiner Bauten, Bildwerke, Sammlungen, vorzüglich aber der Kunstkenner und Kunstliebhaber, ihrer Meinungen, Wünsche, Grillen. In diese Rückbewegung trat Windelmann selbst ein mit seiner ersten Schrift; sie ist die einzige, welche ein Glied ist in der Entwicklung sächsischen, deutschen, modernen Kunstlebens. Diese seine beiden „Reformationsthesen“ fanden solchen Beifall, daß er Dresden mit dem Entschlusse verließ, „aus dieser Art von Wissenschaft seine Hauptbeschäftigung zu machen.“

Als Windelmann nun nach Rom kam und sich unter Meng's Führung in das Meer der dortigen Denkmäler versenkte, da fand er für seine spät erwachte Liebe zur Kunst eine lebhaft und enthusiastisch begrüßte Verbindung mit dem früheren Cultus der „atticae et ionicae charites.“ Doch wandte er sich der eigentlichen archäologischen Hermeneutik, der Beleuchtung der Denkmäler aus Dichterstellen und Antiquitäten, nach der eilig verfaßten Beschreibung des stoßischen Cabinets, erst in seinen letzten Jahren zu, als er auf den Vorbeern seines Hauptlebenswerkes ausruhen durfte; die

„*Monumenti*“ waren mehr eine Nachlese seiner römischen Kunstforschungen. Der geniale Moment, der Höhepunkt seines Lebens, war die Idee, den Gesamtcomplex unserer Kenntnisse alter Kunst — der bisher in den Händen von Philologen, Antiquaren, ästhetischen Kritikern, selbst Philosophen zerstreut war: — die Notizen aus Pausanias und Plinius, die eigenen Anschauungen und Vergleichen der Bildwerke römischer Paläste und Villen, die Theorie der Schönheit, dies mit Vorliebe gepflegte Schooßkind seines stets arbeitenden Gehirns, endlich die Beziehungen der Kunst zu dem physischen und geistigen Gesammtleben der Völker — in die Form einer geschichtlichen Erzählung zu bringen.

Erwägt man nun die Vielseitigkeit, die Beharrlichkeit, den Aufwand von Nachdenken, welchen Winkelmann 15 Jahre hindurch (1740—1755) dem Studium der Geschichte zuwandte, so liegt es sehr nahe anzunehmen, daß er sich hier die Neigung, die Geläufigkeit erwarb, jene mannigfachen Bestandtheile in diese ihm handlichste Form zu gießen. Es ist schon berührt worden, daß Winkelmann's Einweihung in dieses Gebiet noch in seine Universitätszeit fiel: der Kanzler Ludewig war nebst Gundling der erste gewesen, welcher das Studium der deutschen Reichsgeschichte vom staats- und ständerechtlichen Gesichtspunkt auf der Universität Halle zur Geltung gebracht, die bisher ausschließend herrschende alte Historie verdrängt hatte. Eine Reihe von Fragen aus der deutschen Kaisergeschichte, alphabetisch geordnete Sammlungen, Sentenzen alter Historiker zum classischen Schmuck der Darstellung, ein Auszug aus der gründlichen Kaisergeschichte des Helmstädter Professors Hahn u. a. geben uns eine Vorstellung, wie Winkelmann einige Jahre lang diese Bahn weiter verfolgte. Sein eifriges Studium der Werke des de Thou, des völkerrechtlichen und des historischen Werkes von Hugo Grotius, des Rapin und Daniel kannte man schon aus seinen Briefen; später hingegen scheint er aus Montesquieu, Volingbroke, Voltaire neue Ideen von Geschichtsschreibung geschöpft zu haben. Seitdem betrachtet er die Arbeit an der Reichsgeschichte im Dienste des Grafen Bünau als lästige Helotenarbeit. Sechs Jahre seines Lebens hat er vornehmlich an der Geschichte der sächsischen Ottonen verloren. Seine Hülfe erstreckte sich von den Excerpten aus Diplomen und Chroniken bis auf die Darstellung. Bünau's Werk geht bekanntlich nur bis auf Konrad den Salier; erst nachher trat Winkelmann in dasselbe ein; die Veröffentlichung der späteren Kaiser, die mindestens bis auf Heinrich II. vollendet waren, wurde durch den siebenjährigen Krieg unterbrochen. Obwohl Winkelmann's Arbeit für die Wissenschaft verloren war, so darf man doch annehmen, daß er in diesem schwereren und noch später oft besetzten Dienste mancherlei technische Fertigkeiten der Historiographie gelernt hat, von der Kritik der Quellen

bis zu Auswahl, Gruppierung und Stil. Es war seine erste Uebung in schriftstellerischer Productivität. Aber der Geist der „Geschichte der Kunst des Alterthums“ hat freilich mit den Quartanten der Bünau, Mascoy, Glatz, Gundling wenig gemein; er stammt aus ganz anderen Quellen. Der Verfasser macht hierbei auf einen Aufsatz aufmerksam, der merkwürdig ist als eine Quintessenz der Ideen Winkelmann's von Geschichte und Geschichtsschreibung am Ende seines langjährigen Studiums, überdies als Zeugniß seiner Beherrschung einer Fülle entlegener Details und als Probe seines etwas nach französischen Mustern schmeckenden Stils im mündlichen Vortrag. Es sind die „Gedanken vom mündlichen Vortrag der neueren allgemeinen Geschichte,“ die er im Frühjahr 1755 zur Eröffnung einer Reihe historischer Vorträge vor einer Gesellschaft in Dresden ausgearbeitet hatte. In der Lenkung des Nachdenkens auf die großen Kreisläufe des Steigens und Sinkens der Staaten, auf die Causalerklärung dieser Kreisläufe mit Voranstellung der physischen (klimatischen) Ursachen, in der Forderung der Hinzufügung der Culturgeschichte — der Geschichte der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Industrie — zu der herkömmlichen Beschreibung der Kriege und Verträge, in den humanitären Ideen, in der Bevorzugung der neueren Geschichte, selbst in der energischen Kürze seines sentenzenhaften Stils erkennt man die eben angeführten modernen Vorbilder, ebenso wie den späteren Verfasser der Kunstgeschichte.

Winkelmann's Schriften wirkten nicht blos durch die Neuheit ihres Inhalts, durch die Anordnung des reichen historischen Materials, sondern auch durch den Geist, in dem sie geschrieben sind. Diese Schriften hatten für ihre Zeit etwas eminent Modernes; von dem Staub und Ballast, mit dem das deutsche Geistesleben, die deutsche Literatur sich schleppte, waren sie frei; von alle dem, welchem die Vordersten im geistigen Wettlauf zustrebten, waren sie schon voll. In Winkelmann's Lebensgeschichte nun wird uns des Breiteren berichtet, wie er in eigener schmerzlicher Erfahrung mit dem schwerfälligen Hemmeisen unserer Bildung den Kampf bestand, wie sich frühe in ihm Verstimmlung, der Widerstand gegen Alles befestigte, was er in der Heimath sah, erduldet, mitmachte. Eine Prüfung seiner Lesefrüchte — der Schriftsteller die ihn am meisten anziehen, der Sätze die er als der Aufbewahrung werth auswählt — zeigt eine fast revolutionäre Stimmung, die für alle Sphären des Kunstlebens ziemlich dieselbe ist. Er behauptete, so hören wir, den Druck, der auf seinem Vaterlande lastete, mehr als Andere gefühlt zu haben: aber ein langlebiger Druck reißt stets die leidenschaftlichsten Freunde der Freiheit. Als Jüngling hatte sich Winkelmann in schweren inneren Kämpfen von

den Fesseln orthodoxer Dogmatik freigemacht; merkwürdig ist, wie ihm die protestantische Theologie — oder Hierarchie — in Vertretern der verschiedensten Richtungen mißtrauisch, abstoßend entgegengetreten war: in dem altlutherischen Löfcher, in den Pietisten zu Halle und Kloster Bergen, in dem „neumobischen“ Jerusalem, am schlimmsten in seinem fünfzigjährigen geistlichen Inspector. Während er aber in seinen Aeußerungen über Religion stets Zurückhaltung beobachtete und sich zu einem mäßig skeptischen Deismus bekannte, wurden seine politischen Ausfälle auf den Despotismus in römischen Briefen oft fast jakobinerhaft, besonders in einigen Stellen, die dem Publicum oder der Censur selbst des vorigen Jahrhunderts zu stark waren. Mit ähnlicher Heftigkeit haßte er nur die Pedanterie, die Barbarei, den Zunftgeist, die Geschmacklosigkeit damaliger Gelehrten: er wollte gar nicht, daß seine Bücher von deutschen Professoren gelesen würden. Schon als Knabe suchte er instinctartig eine Ergänzung des todtten Wissens aus Büchern durch Reisen; er pries die, welche Länder und Völker mit eigenen Augen studirt haben; sehr zahlreich sind seine Auszüge aus Reisewerken. Diese Richtung auf Betheiligung des ganzen Menschen am Wissen zog ihn zur Naturwissenschaft, wo er billigte, daß man nicht weiter gehe, „als das Auge sieht und der Zirkel reicht,“ und machte ihn mißtrauisch gegen die Systeme; er warnt, „daß nichts mehr von der Natur entferne, als ein Lehrgebäude und eine strenge Folge nach demselben.“ Deshalb las und excerpirte er so fleißig die *Essais* des *Montaigne*, die uns einen lebhaften Eindruck mittheilen von der Krankhaftigkeit, welche das Uebermaaß der Ausbildung der geistigen Hälfte des Menschen bei den Modernen erzeugt; von dem Schaden, den wir in uns anrichten, indem wir die untrügliche Stimme der Natur zu hören verlernen und an ihre Stelle den Dünkel eitler und eingebildeter Wissenschaften des Geistes setzen; von der Zerstörung der Frische, Elasticität, Freiheit unseres Geistes durch Ueberfüllung desselben mit fremdem Stoff. Auch aus seiner Verührung mit der modernen Literatur von Paris und London (seine Auszüge beweisen, wie gründlich er die *Essays*, die *Abdison*, *Pope*, *La Rochefoucault*, *Shaftesbury* durchgelesen hat), auch aus dieser Literatur der Societät schöpfte Windelmann, wie der Verfasser vermuthet, die Tendenz, statt für eine gelehrte Kaste und in der Sprache dieser Kaste, lieber für die Nation, in der Muttersprache zu schreiben.

In diesen und anderen Beziehungen seiner Bildungsgeschichte dürfte die Erklärung des inneren Reichthums, des culturgeschichtlichen Werthes und des glänzenden Erfolges der Schriften dieses Kunstgelehrten zu suchen sein. Nur weil sich selten so mannichfaltige Elemente in Einem Kopfe begegneten, ist Windelmann eine so vereinzelte Erscheinung geblieben, ist

noch keiner gekommen, „dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen.“ —

Wir haben oben von der persönlichen Anziehungskraft gesprochen, die Windelmann selbst mittelbar ausübt; seine Erscheinung hat aber nicht bloß diesen persönlichen, sie hat auch einen allgemeinen, philosophischen Reiz. Windelmann gehört in vollem Maaße zu den „representative men,“ wie Emerson einige in seiner Weise geschildert hat. „In ihm, sagt Göthe, war eine antike Natur, sofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, wieder erschienen.“ Deshalb ist es von Interesse das Verhältniß kennen zu lernen, das er sich zu den verschiedenen Potenzen des geistigen Lebens der neueren Zeit gegeben hat. Und hier ist denn der Verfasser, der Abrundung der Darstellung zu Liebe, hie und da von der chronologischen Erzählung abgegangen; er hat an gelegenen Stellen Alles gesammelt und geordnet, was von Windelmann's Urtheilen und Aeußerungen über solche Dinge zu beschaffen war. Schon in diesem Bande wird die Reihenfolge der Ereignisse durch betrachtende Ruhepunkte unterbrochen: Windelmann's Verhältniß zu einem auserwählten Kreis griechischer Lieblingschriftsteller, zu Religion und Christenthum, zur Philosophie, zur Geschichte, zur Naturwissenschaft, zur Literatur des Auslands wird erörtert; von seinem Freundschaftscultus wird aus gedruckten und ungedruckten Briefen ein Bild gegeben. In diesen Abschnitten ist es denn, wo seine umfangreichen Collectaneenhefte ausgebeutet und verwerthet werden: — die historischen Studien und Entwürfe, Blumenlesen aus englischen und französischen Dichtern und Essayisten, ein italienisches Waste-book, ein Heft mit naturwissenschaftlich-medicinischer Abhandlung der Pariser und der Londoner Akademie, der große Quartband aus Bayle, Miscellaneen aus griechischen Classikern und aus den Annotationes variorum. Auch die Schilderungen aus der Gelehrten- und Literaturgeschichte der Zeit, die für Windelmann's Bildungsgeschichte den Hintergrund abgeben sollen, sind mit Benutzung dieser Collectaneen gemacht worden.

Unter den gleichen Gesichtspunkt kann man die biographischen Epitopen unseres Buches stellen. Es giebt manche Sterne geringerer Größe, die zwar nicht so viel verdienen, wie ein eigenes Denkmal, aber auch nicht so wenig, wie die mageren Daten und Zahlen biographischer Enchiklopädien. Sie gruppiren sich am besten um ein großes Gestirn. An Friedrich's II. Denkmal zu Berlin, wo die Feldherrn und Gelehrten seiner Zeit am Piedestal ihre Statuen und Reliefs gefunden haben, ist Windelmann unter die verwiesen, welche nur durch ihren Namen vertreten sind: in diesem Buche ragt er selbst als Protagonist hervor, den ein Chor verwandter Größen in engeren und weiteren Kreisen umsteht; er ist selbst

das große Schiff, welches eine Menge kleinerer Boote im Schlepptau hat. Biographische Episoden vom Umfang einiger Sätze bis zu dem eines Capitels schildern die Grundsätze und Ideen, die Wirksamkeit und den Charakter der Lehrer, Freunde, Schriftsteller, die auf Windelmann mittelbar und unmittelbar Einfluß übten. Zuerst die beschränkten, treuen Jugendlehrer — Lappert, Damm, Scholle; dann die Professoren, welche die verschiedenen Facultäten der Universität Halle repräsentiren; sie sind schon genannt worden; am ausführlichsten aber werden diese Skizzen in Dresden. Hier machen wir Bekanntschaft mit Defer, dem späteren Lehrer Göthe's, aus dessen Mittheilungen Windelmann's erste Schrift hervorging; mit Lippert, dem Geistesverwandten des Kunsthistorikers durch seine zähe Energie des Charakters im Kampf mit der Armuth und durch seine leidenschaftliche, ausschließliche Neigung zu der Kunstwelt der Alten; mit Christ, diesem feinen Gelehrten, der, obwohl seine Verührung mit Windelmann nur sehr flüchtig war, doch in dem Leben des Gründers der Archäologie nicht fehlen durfte, weil er ihm am nächsten gekommen war, zuerst die Griechenkunst auf's Rathgeber gebracht hatte, die jener zum Interesse aller Gebildeten machte; mit Heinecke, Windelmann's bitterem Feind, der ihn bis lange nach seinem Tode mit Verdächtigungen seines Charakters wie seiner wissenschaftlichen Befähigung verfolgte, und der damals noch das Hauptwerkzeug Brühl'scher Kunstwissenschaft war; mit Hagedorn, dem liebenswürdigen Optimisten und Nachfolger Heinecke's in der Direction der sächsischen Kunstanstalten, dem Gründer der Dresdener Akademie, der, im Gegensatz zu der früheren Pflege der Kunst als eines Zweigs des Hofluxus, auf Begründung einer einheimischen Kunstschule, auf Verbindung der Kunst mit dem Gewerbe sein Absehen richtete. —

Die einzige Frucht dieser langen Lehrjahre, die noch in Deutschland reifte, waren die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ (1755). Auf das Drängen seiner Freunde griff er zur Feder, die Freunde gaben ihm sogar zum Theil den Inhalt: nie kam einem Autor der Erfolg so überraschend. Seitdem war es mit aller Zerstreuung und Zersplitterung vorbei; er hatte einen Anstoß bekommen, dem er bis an's Ende seines Lebens folgte.

Wie jede echte Größe in ihren ersten Manifestationen schon den Grundton des ganzen Stücks angebt, schon hier sich selbst gleich ist, so enthielt auch die erste Schrift Windelmann's den Keim aller Ideen seiner Zukunft. Er hatte mit richtigem Instinct des Schreibens sich enthalten, bis er sich selbst gefunden hatte.

Die alleinige Mustergültigkeit der alten Kunst ist der Grundgedanke der Schrift: alles Gute der Größten unter den neueren Malern und

Bildhauern, alle Hoffnungen einer noch größeren Zukunft werden durchaus auf die Nachahmung der griechischen Werke gegründet. Ebenso ausgeprägt ist die ausschließliche Vorliebe für den plastischen Stil, die Gleichgültigkeit gegen Colorit und Hellbunzel, gegen die Niederländer; die gänzliche Unberührtheit von den malerischen Herrlichkeiten der Dresdener Gallerie. Die zwei Grundsäulen seines Schönheitsbegriffs: die Idealität, gefaßt als Gattungstypus und als Abglanz eines Göttlichen, und die „edle Einfachheit und stille Größe“ in Ausdruck und Action; die Herabsetzung römischer Kunst und Dichtung gegen die hellenische; die Andeutung eines Parallelismus der Entwicklung des Kunststils mit den Epochen der Poesie; die Verehrung Raphael's und der Zweifel an Michelangelo; die Ueberschätzung der Allegorie und die später von ihm selbst erfüllte Forderung eines Repertoriums der Allegorie; die Benützung auch der untergeordneten Kunstwerke bis auf Münzen und Gemmen zur Erklärung des Kunststils, statt zur Ausstrahlung müßiger Gelehrsamkeit; endlich in den meisterhaften Schilderungen des Laokoon und der Siftnischen Madonna, ein Vorgefchmack jener vielgepriesenen Beschreibungen der Kunstgeschichte, — dies Alles zeigt, daß Windelmann vollkommen gereift für seine Mission nach Rom ausbrach.

Diese Schrift war also der Wendepunkt in seinem Leben. Welcher Umschwung ging vor in seiner ganzen geistigen Existenz, als der Hilfsarbeiter für historische und bibliothekarische Unternehmungen, der excerpirende Polyhistor, sich plötzlich, er wußte selbst kaum wie, zum Schriftsteller, zum Lehrer seiner Zeitgenossen erhoben sah! Als er aus seinem Dunkel zu einem der ersten Kenner Deutschlands und bald Europas aufstieg! Als er nach „Schuldiens und Herrendienst“ endlich die Freiheit fand; in den Süden, in das Land der Menschlichkeit unter einen neuen Himmel, in die größte Umgebung der Welt versetzt ward! Von diesem sonnigen Land und dem neuen, verjüngten Leben, das er hier begann, sah er auf sein früheres Leben zurück, wie der Geheilte eine alte Wunde, der Gefangene den Kerker betrachtet. Dort lag das abgestorbene, knechtische, öde, verkümmerte Leben, wie es seit dem dreißigjährigen Kriege Deutschland überzogen hatte; hier besaß er in seiner Weise alle die Dinge, denen die Geistesheroen des achtzehnten Jahrhunderts Deutschland zuführen wollten.

Die „Religionsveränderung“ Windelmann's war die äußerliche Krisis, welche den Weg von der ersten zu der zweiten Lebenshälfte ebnete. Die seltsame Complication der Zustände und Umstände, deren Resultat sie war, wird von dem Verfasser in folgenden Worten zusammengefaßt. „In Dresden, in der Hauptstadt eines reinprotestantischen Volkstamms, der die Wiege der Reformation war, residirt ein päpstlicher Nuntius; denn ein sächsischer Kurfürst, das Haupt der evangelischen Stände des

Reichs, der Schirmherr des Protestantismus ist katholisch geworden, um eine polnische Krone kaufen zu können. Dieser Nuntius, im Leben und in der Religion ein vollkommener Weltling, cartet auf das Ableben des alten Papstes, um Oberhaupt der Kirche zu werden; um seiner Bewerbung in Rom Nachdruck zu geben, wünscht er mit einem Proselyten zurückzukehren. Er gewinnt diesen Proselyten in einem durch's Schicksal mürbe gemachten deutschen Gelehrten, einem Candidaten des evangelischen Predigtamts, der sich sehnte, die heidnischen Alterthümer am Mittelpunkte der Künste zu studiren. Und so kam es, daß der künftige Ausleger griechischer Kunst, für Viele einer der Propheten modernen Heidenthums, die Ausrüstung zu dieser Mission erlangte, indem er sich dem damals schon erschütterten und von den eignen Söhnen bestürmten Institut der römischen Kirche, in der ersten Stunde gleichsam angeschlossen.“

Winkelmann war keineswegs irreligiös, — sogar gewisse Formen altprotestantischer Frömmigkeit bewahrte er bis an sein Ende; gerade seine theuersten Ideen von Freundschaft, Schönheit, auch sein Gefühl für die landschaftliche Natur verbanden sich mit der Ahnung des Göttlichen; in seinen letzten Jahren scheint auch die Hoffnung persönlicher Unsterblichkeit bei ihm wiedergekehrt zu sein. Aber er war confessionell zu indifferent und zu kosmopolitisch, als daß die Trennung vom Protestantismus für ihn eine Verleugnung oder ein Schmerz hätte sein können. Allerdings, wenn man auf das geringe Widerstreben sieht, mit dem er jenen Schritt that, für sein ganzes Leben eine Heuchlerrolle übernahm, — denn er zögerte nur, weil er das Urtheil seiner Freunde fürchtete und weil er seinen Velehrern mißtraute —: so kleibt ein moralischer Flecken auf ihm haften; er hatte sich zu frühe üben müssen in der „feinsten Nachgiebigkeit gegen die Schlechtigkeit der Menschen und gegen den Druck der Umstände“ (Servinus). Aber fest sieht, daß er seine Lebensbestimmung ohne diesen Schritt nicht hätte erreichen können. Es sei das Unglück seines Lebens gewesen, entscheidet der Verfasser. „Es ist tragisch, wenn die Vorsehung dem Menschen ein Ziel stellt, die Kraft und dann Trieb dazu giebt, und ihm ein Hinderniß in den Weg wirft, das nur durch eine Verletzung des Gewissens beseitigt werden kann.“ —

Das ist es, was wir ausführlicher, als es wohl sonst für diese Blätter Sitte ist, aus dem vorliegenden Buche herausgelesen und herausgeschrieben haben, um unsere Leser auf das Mahl hinzuweisen, das ihnen hier geboten wird. Wir enthalten uns jeder weiteren Anpreisung desselben. Denn wir müßten glauben, unsere Aufgabe schlecht erfüllt zu haben,

wenn es noch einer solchen für Leser bedürfen sollte, welche dem behandelten Gegenstande überhaupt ein Interesse entgegen bringen. Möge der Verfasser, der, wie wir hören, eine Reise nach Italien angetreten hat, um die Spuren Windelmann's auch hier an Ort und Stelle weiter zu verfolgen, uns recht bald mit dem zweiten und letzten Bande seines Werkes erfreuen. Dürfen wir aus dem Umstande, daß derselbe, wie S. VII berichtet wird, diesen Band vom Februar bis August dieses Jahres niedergeschrieben hat, einen Schluß auch für die Vorarbeiten des zweiten Bandes ziehen, so könnte es sich ja nur noch um die letzte Feile für das Ganze handeln, und wir würden unseren Wunsch schneller erfüllt sehen, als es sonst auf den ersten Blick wahrscheinlich erscheinen möchte.

Tagebuchblätter aus Oberitalien.

Oktober und November 1866.

Keine fröhlicheren und festlicheren Farben giebt es, als das Grün-Weiß-Roth der italienischen Tricolore. Wie das lustig im Winde flattert! Wie der Canal grande verwandelt ist, seit aus Fenstern und Balkonen die langersehnte Flagge weht! Wie der Campanile stolz nach allen vier Winden die Kunde trägt, daß der böse Zauber von der lange verwunschenen Stadt hinweggenommen ist! Selbst die engen Gassen haben nichts Unheimliches, Bebrückendes mehr, seitdem das ewig bewegliche, zitternde Farbendach sich über sie breitet, und am Abend erst, wenn die tausend Lichter und Lämpchen dazwischen schweben und tanzen, vollendet sich der Eindruck des Märchenhaften. Wie Christtagsfreude flimmert es durch Plätze und Gassen, und ein Volk von Kindern tummelt sich jubelnd durch einander und freut sich der Geschenke, die herrlicher ausgefallen sind, als die kühnste Phantasie erträumte. Wer möchte mit Absicht solche Fröhlichkeit stören wollen? Wer fühlte sich nicht selbst mit ergriffen beim Ausbruch einer Freude, die so nur einmal im Leben eines Volkes erscheint und dann nicht wieder? Aber auch am festlichen Tag sendet zuweilen der Himmel ein Zeichen, das zur Besinnung zurückruft. Auch in der lautesten Gesellschaft fällt wohl, wie von ungefähr, ein ernstes Wort, das nachdenklich stimmt. Und so ist der Eindruck, wenn beim Gang durch die Straßen und bei der Fahrt durch die Kanäle das heitere Farbenmeer plötzlich

unterbrochen wird durch ein fremdartiges Zeichen. Was bedeutet das ernste Schwarz-Weiß, das da und dort unter die grün-weiß-rothen Fahnen sich eingebrängt hat, und schon durch den Contrast der Farbe das Auge zwiefach fesselt? Es ist ein Anblick, der uns deutsche Fremdlinge stolzer macht, der uns das Bewußtsein giebt, daß wir ein Recht haben, diese festlichen Tage mitzufeiern. Er stimmt uns ernst, wenn wir der Schlachtfelder Böhmens gedenken. Aber ernst mag er auch den Italiener stimmen, der mitten im Rausch seiner Begeisterung daran erinnert wird, daß er deutschen Waffen die Vertreibung der Tedeschi verdankt, daß seine Befreiung nicht auf den Hügeln von Somma Campagna, nicht auf den Fluthen der Adria erkämpft worden ist, sondern im Herzen von Böhmen.

Doch keinen Mißklang bringe in das Fest das ernste Zeichen. Als ein Zeugniß der Freundschaft, nicht der Mißgunst ist es aufgestellt, als Symbol des Bündnisses, das von den Kabinetten geschlossen, von den Völkern ratificirt worden ist. Ohne Zweifel wäre der Ausdruck neidloser Anerkennung noch lauter und unbefangener, wenn man mit größerer Befriedigung auf die eigenen Leistungen zurückblicken könnte. Aber auch so ist herzlich Freude über das, was der Verbündete gethan. Das Wort Prussiano hatte schon lange keinen schlechten Klang in Italien; jetzt, wenn es ausgesprochen wird, leuchtet das Auge heller, der einfache Barcajuole wie der Habitué der Cafés drängt sich herzu, und dem freudigen Handschlag folgt eine Fluth von neugierigen Fragen. Dann ist immer Bismarck das zweite Wort. Bismarck und kein Ende. Sein Bild ist in den verschiedensten Größen und Kunstweisen an jedem Schaufenster zu sehen, und ich glaube, nächst dem König und Garibalbi ist er zur Zeit der populärste Name in Italien.

Daß die preussische Fahne nicht gar zu aufdringlich und verlegend austrete, dafür ist gesorgt. In Verono sahen wir gar keine, und dies war zu wenig. In Padua war am ersten Tag der Befreiung die Rede davon, daß jedes Haus wie mit der italienischen, so auch mit der preussischen Fahne geschmückt sein solle; aber aus Rücksicht auf das italienische Heer nahm man davon Abstand. Hier in Venedig sieht man deren immerhin so viele, daß der Allirte nicht vergessen ist, und man sieht sie nicht bloß vom Palast des preussischen Consuls und den Häusern der hier wohnenden Preußen wehen. Im Anfang gab es freilich artige Mißverständnisse. Der Adler, der im schwarz-weißen Felde schwebt, hatte verdächtige Aehnlichkeit mit dem wohlbekanntem österreichischen Vogel. Nicht Jeder besaß so viele heraldische Kenntnisse, um das einköpfige vom zweiköpfigen

Geflügel zu untersuchen. In der Via Garibaldi, wie jetzt die breite durch das Schifferviertel zu den Giardini pubblici führende Straße getauft ist, hing eine große preussische Fahne fast bis zur Erde nieder. Vor uns gingen zwei Bürger, und wir bemerkten, wie der eine stugte und auf den bedenklichen Vogel zeigte. Vom Andern aber rasch über seinen Irrthum aufgeklärt, rief er aus: la bandiera di Prussia! o sia beata questa bandiera! und küßte sie mit dem Ausdruck ehrfürchtiger Andacht.

In treffender Weise ist bisher im Ausland das unförmliche Gethier mit den zwei auseinanderstrebenden Köpfen das Symbol Deutschlands gewesen. Nun mag ihm der einköpfige Adler Symbol sein, daß künftig ein Kopf und ein Wille den deutschen Leib regiert und ihm Achtung zu verschaffen weiß.

In demselben Maße wie die Sympathien für Preußen gestiegen sind, hat Frankreich an Sympathien verloren. Der Franzose sucht außer dem Schmuck seines Consulargebäudes vergeblich irgend ein Zeichen, das an den Verbündeten von 1859 erinnerte.

Das preussische Bündniß, obwohl geschlossen zu einer Zeit, da der Conflict der constitutionellen Gewalten in Berlin seine Spitze erreicht hatte, war rasch populär. Die Gleichartigkeit der Interessen beider Völker war Allen verständlich. Zum erstenmal hatte man einen Allirten, den man frei von eigennütigen Hintergedanken wußte; es war eine ehrliche Allianz, man empfand sie nicht als drückendes Gewicht, man fühlte sich gehoben durch den Gedanken, daß auf beiden Seiten derselbe Kampf um die höchsten nationalen Güter, ja um die Interessen der Civilisation geführt wurde. Daß Preußen mit den Mitteln eines absoluten Regiments in den Kampf trat, wurde in dem freien Italien um so richtiger verstanden, als man ja auch hier zur Suspension der constitutionellen Gewalten gezwungen war. Nur daß hier die Situation von vornherein klar, das Ziel Allen verständlich lag und so die Uebertragung der Vollgewalt an die Regierung ohne Mühe freiwillig zugestanden wurde. Sehr richtig bemerkte mir ein Italiener: Preußen und Italien waren beide in der ungünstigen Lage als constitutionelle Staaten eine active Politik zu treiben gegen zwei absolute Staaten wie Oesterreich und Frankreich. In diesen liegt die Entscheidung in wenigen Köpfen, in Einem Willen, dort beanspruchen die Volksvertreter eine Kontrolle aller Schritte der Regierung, die doch, wenn sie erfolgreich sein sollen, bis zur hervortretenden Action Domäne und Geheimniß der Executive sein müssen. Nur unter dieser Bedingung kann die Diplomatie mit jenen beiden Mächten concurriren. Wenn also dort

die constitutionellen Formen nicht ebenso beobachtet worden sind, wie in Italien, so liegt die Schuld nicht blos an der preussischen Regierung, sondern zum Theil auch an der preussischen Volksvertretung, die sich nicht in die bescheidenere Rolle gefunden hat, wie die italienische. Darin liegt die Rechtfertigung, welche die Politik Bismarck's bei den verständigen Italienern gefunden hat.

Der kritische Augenblick für die preussisch-italienische Freundschaft trat ein, als Franz Josef Venetien an Napoleon verschenkte. Die Versuchung war stark, das Bündniß nun zu lösen und sich dem alten Allirten wieder zuzuwenden, der jetzt die Schlüssel des Venetianischen in Händen hatte. Daß die Versuchung abgewiesen wurde, ist das Verdienst Ricassoli's, aber auch des italienischen Volkes, das nach kurzem Schwanken sich für die Politik der Ehrlichkeit entschied. Dabei wirkte wohl auch die Erwägung mit, daß man durch Fortsetzung des Krieges noch einige Revanche für Custoza zu holen, und damit den üblen Rückwirkungen der Niederlage auf Heer und Bevölkerung zu begegnen, auch wohl durch Eroberungen in Tirol die Ansprüche beim Friedensschluß steigern zu können hoffte. - Aber das Durchschlagende war doch das Bewußtsein der Pflicht, die mit Ehren erfüllt sein wollte, die Scheu, abermals eine Provinz als napoleonisches Geschenk anzunehmen, die Hoffnung, dieser drückenden Freundschaft ledig zu werden. Von da an waren die Beziehungen der Höfe von Paris und Florenz wirklich gespannt, und Italien hatte den Vortheil offen vorwärts gehen zu können, während es umgekehrt Frankreichs Interesse war jede Spur von Empfindlichkeit und Verstimmung zu verbergen. Die Art, wie Italien sich sofort in den besetzten Provinzen einrichtete, die Keckheit, mit welcher man vor vollzogener Uebergabe das Dekret über die Anordnung des Plebiscits veröffentlichte, die Formel selbst, welche für die Volksabstimmung gewählt wurde, endlich auch was von den in Paris geführten Unterhandlungen wegen Uebernahme eines Theils der römischen Schuld verlautet, sind ebenso viele Symptome für die Absicht sich von Frankreichs Leitung zu emancipiren. Die Verstimmung gegen Frankreich steigerte sich noch, als dieses so unklug war, die Retrocession an Italien zu einem ernsthaften Staatsact aufblähen zu wollen. Schritt auf Schritt mußten die Präntensionen des Generals Leboeuf zurückgewiesen werden. Die Italiener handelten von der beabsichtigten Feierlichkeit so viel herunter, daß nichts als eine einfache Formalität übrig blieb, die absichtlich in den vier Wänden eines Gasthofszimmers vorgenommen wurde, und von der Niemand etwas erfuhr, bis der Bericht davon Abends in den Zeitungen zu lesen war.

Die Begierde, mit welcher L. Napoleon die ihm vom Kaiser von

Oesterreich in die Hand gebrückte Vermittlerrolle ergriffen hatte, trug ihm nicht nur keinen Dank, sondern vielmehr eine kleine Schlappe ein. Italien hatte zur Entschädigung für seine militärischen Mißgeschicke wenigstens einen diplomatischen Triumph mehr zu verzeichnen. Und es gönnte sich die Freude, seine Unabhängigkeit auch nach derjenigen Seite zu zeigen, der es dieselbe in erster Linie verdankte.

Uner schöpfflich sind die Betrachtungen, zu welchen der Flaggenschmuck der befreiten Lagunenstadt reizt. Vergebens sucht man die alten Farben und Embleme der Republik, vergebens eine Erinnerung an den einstigen Glanz des souveränen meergebietenden Staats. Kein Kofettiren mit dem Ruhm einer tausendjährigen Vergangenheit, wie ihn berebt die Tafeln Paolo's und Tintoretto's verkündigen, kein Pochen auf die einstige Größe des selbständigen Gemeinwesens. Venedig will nichts sein als ein Glied des Ganzen, eine Provinz des nationalen Reichs. Die Vergangenheit soll begraben sein, dies ist der Gedanke, der aus all den zahlreichen Beglückwünschungsadressen spricht, die in diesen Tagen zum Theil in ergreifenden Worten und in monumentalem Stil zwischen den Städten Venetiens und Turin, Florenz, Genua, Mailand und den anderen Schwestern gewechselt werden. Der Löwe von San Marco ist todt, Niemand soll ihn wieder erwecken.

Durch eine lehrreiche Schule freilich ist Venedig gegangen. Bei jedem Schritt stößt man auf das Andenken an seinen größten Bürger, vielleicht den größten politischen Charakter des modernen Italiens, Daniel Manin. Und nicht der starre Republikaner und Autonomist ist es, dessen Name heut auf allen Lippen schwebt, sondern jener zweite Manin, der sich selbst überwunden, der seine Ideale an der harten Wirklichkeit mit eigener Hand zerbrochen hat und Cavour's Gehilfe bei dem Werk der Einigung Italiens geworden ist. Und wohl darf man in diesen Tagen des Mannes gedenken, dessen Entwicklung fast typisch gewesen ist für das Reifen der nationalen Idee in Italien. Anfangs nur vom Pathos der Unabhängigkeit erfüllt, für seine Vaterstadt auf die alte Form der Republik zurückgreifend, mißtrauisch gegen Piemont, dessen Vergrößerung ihm eher ein Hinderniß als der Weg zur Einheit Italiens zu sein schien, voll Begeisterung für den künftigen Nationalstaat, der von der Constituirenden auf dem Capitol proklamirt werden sollte, sieht er sich mit seinem Ideal durch den Gang der Dinge mehr und mehr in die Enge getrieben; die Nationalversammlung überstimmt ihn und votirt den Anschluß an Piemont; er beugt sich dem Willen des Volks, aber noch ist er nicht überzeugt, wider

Willen fügt er sich in die neue Lage, als es durch Fehler von beiden Seiten bereits zu spät ist; und noch einmal entfaltet er die ganze Riesenkraft seines Geistes in der Vertheidigung und Regierung der sich selbst überlassenen Stadt, bis Hunger und Krankheit die Uebergabe erzwingen. Aber dann in der Stille des Exils, als er überdenkt, wie Alles so gekommen, als er im Zwist der Parteien die Ursache des Uebels erkennt und in jener falschen Idealität, die über die vorhandenen Mächte, selbst machtlos, sich hinwegsetzt, wie er die Möglichkeiten erwägt, die für die Rettung Italiens noch sich darbieten, da geht es ihm immer klarer auf, daß Italien bereits vorhanden ist in dem Staate Piemont; der Republikaner wird zum Monarchisten, der Autonomist zum Einheitsmann, er gründet mit Männern verschiedener Richtungen den Nationalverein, mit der ganzen Energie einer unter Stürmen erkämpften Ueberzeugung arbeitet er durch Wort und Rath an der Herstellung einer einzigen nationalen Partei, und er findet die glückliche Formel, welche die bisher auseinanderstrebenden Elemente sammelt unter dem Banner: Monarchie und Einheit!

Manin hat lange vor den Tagen der Erfüllung die Augen geschlossen. Aber sein Geist schwebt heute über der befreiten Vaterstadt, und was sie an ihm verbrochen, indem sie ihn im Exil darben ließ, mag sie seinem Andenken bezahlen, indem sie treu zu den Grundsätzen steht, die er als sein Vermächtniß Italien hinterließ.

Die österreichischen Offiziere machen kein Hehl daraus, mit welchen Gefühlen sie Venetien verlassen. Verona und Benedig mit Arab und Temešvar zu vertauschen, ist schon an sich kein Spaß. Aber es ist die siegreiche Armee, die der besiegten das Feld räumt, und der Abzug geschieht in Formen, welche das Ehrgefühl der Oesterreicher empfindlich verletzen.

Freilich, daß die Bevölkerung schon lange die Oesterreicher fühlen ließ, wie lästig sie ihr geworden seien, dies war nicht zu vermeiden, nachdem seit der Schenkung Venetiens an Napoleon bis zur endlichen Uebergabe an Italien fast vier Monate verflossen. Von dem Augenblick, da die Venetianer wußten, daß ihr Schicksal entschieden, regte sich eine begreifliche Ungebuld, es wurde lebendiger auf den Plätzen und in den Cafés, bald wagten sich die italienischen Farben hervor, in Vorstednadeln, Halstüchern, in den Auslagen der Magazine. Das Volk drängte sich an den Schaufenstern, die Bildnisse des Königs, Garibaldi's, Cavour's, Manin's zu schauen. Die Bewegung war nicht mehr aufzuhalten, vollends als die Garibaldiner aus dem Felde heimkehrten, die nicht überall mit derjenigen Bescheidenheit auftraten, wie sie ihnen nach den Erfolgen ihres Feldzugs

vielleicht gekommen wäre. So sahen sich die Oesterreicher, ohne es hindern zu können, umgeben von Demonstrationen, die sie sonst auf's Strengste zu ahnden hatten. In den letzten Tagen vollends sah das Auge nichts als Roth-Weiß-Grün und hörte das Ohr nichts als die Königs- und Garibaldihymnen. Ihre Autorität war nach kurzen vergeblichen Versuchen nicht mehr zu retten. Sie hatten den Dienst in den Städten an die rasch improvisirten Nationalgarden abtreten müssen, und am letzten Abend konnte man in Venedig das seltsame Schauspiel erleben, daß die kroatische Wache am Dogenpalast vor einem bereits in der Tricolore angestrichenen Schilderhaus stand. Es konnte nicht ausbleiben, daß es schließlich zu Neckereien, zu Ausschreitungen des immer lecker werdenden Pöbels kam. Aber es gereicht beiden Theilen zur Ehre, daß es in dieser gespannten Lage, die sich viele Wochen lang fortsetzte, nur einmal, in Verona, zu einem blutigen Conflict kam. Wie sehr auch diese Ausschreitung das Ehrgefühl des anständigen und officiellen Italiens verletzte, bewies der zürnende Donner, den damals sofort Jupiter-Micasoli rollen ließ, und über den freilich die verwöhnten Kinder der venetianischen Städte noch heute empfindlich genug betroffen sind.

So hatten es die Oesterreicher noch zuletzt deutlich zu empfinden, daß sie auf fremdem Boden standen, daß das Volk, unter dem sie Polizei hielten, sie haßte. Im Grunde hatten sie sich niemals darüber täuschen können. Sie waren die Verfehmten der Gesellschaft. Die anständigen Häuser, die Salons waren ihnen verschlossen. Wo sie speisten und den Kaffee nahmen, hielten die Italiener sich fern. Die Fenice war und blieb seit 1859 geschlossen trotz aller Anstrengungen Oesterreichs. Venedig trug Trauer; Abends auf dem Marcusplatz spielte die österreichische Militärmusik den leeren Wänden; wer über den Platz ging, drückte sich rasch vorüber, um kein Wohlgefallen an den Weisen der Barbaren zu verrathen. Die Einsichtigeren mochten längst fühlen, daß dieser Zustand, der überdies dem österreichischen Staat einen jährlichen Zuschuß von 200,000 Fl. in Silber kostete, einmal sein natürliches Ende finden müsse. Aber nun schmerzte es doch, die Wälle zu verlassen, die glorreich behauptet waren, die Festungswerke, die unbezwingbar eine ewige Herrschaft verhießen, die Kasernen, Spitäler und Arsenale, die noch in den letzten Jahren Millionen verschlungen hatten. Und nun der Abzug selbst, der einer unrühmlichen Flucht glich. Wir sind fortgeschlichen wie die Diebe in der Nacht, knirschte ein böhmischer Offizier. Und wirklich es war ein trauriger Anblick, als am Abend vor dem Einzug des Generals Medici in Verona die Oesterreicher die Hauptwache verließen und in Nacht und Nebel bei gießendem Regen über die Piazza Brà zogen, auf der sich kaum 50 Per-

senen eingefunden hatten, und zum letztenmal das „Gott erhalte Franz den Kaiser“ unheimlich an das Ohr der schweigenden Arena drang. Das war freilich am nächsten Abend ein anderes Leben auf demselben Plage, als der österreichische Adler durch das savoyische Kreuz verdeckt war, die Tricolore aus allen Fenstern wehte, die Häuser in einem Lichtmeer strahlten, Volk und Soldaten sich in den Armen lagen und der Ruf: Evviva l'Italia unita! nicht enden wollte! — Und so war es in Venedig. In einzelnen kleinen Abtheilungen hatten die Soldaten ihre Kasernen verlassen und waren auf den Bahnhof gebracht worden. Das geringste Aufsehen war vermieden, und eines Morgens erfuhr man, daß in der Frühe um 5 Uhr auch die Hauptwache an die Nationalgarde übergeben worden sei. Die Offiziere schämten sich, nicht daß sie das feindliche Land verlassen mußten, aber daß sie es in so würdeloser Form verlassen mußten.

Das österreichische Heer empfindet es am tiefsten, was es heißt Venetien aufgeben, und bittere Urtheile werden laut über eine Politik, die zu diesem Ende führte. Die italienische Armee war der besondere Stolz Oesterreichs gewesen, sie war die Elitetruppe, an sie knüpften sich die ruhmreichen Traditionen des österreichischen Generalstabs. Hier war das Übungsfeld für die Talente, hier war Studium und Arbeit, die in den anderen Theilen der Armee vernachlässigt waren; eine Zeitlang in Italien gebient zu haben, galt für jeden Offizier als eine Auszeichnung. Jetzt ist, klagte einer derselben, der Krone das Juwel ausgebrochen. Die moralische Einbuße für die Armee scheint ihnen empfindlicher als der materielle Verlust für das Reich. Und der Illusion giebt sich keiner hin, als ob das jetzt Verlorene einst wieder gewonnen werden könne. Als die letzte Kaserne in Verona geräumt war, fand man auf einem Tisch von der Hand eines Corporals mit Kreide die Worte geschrieben: addio Italia, mai ci rivedremo!

Es giebt heute nur eine einzige Partei in Venetien. Auch der Garibaldiner ruft aus vollem Halse sein Viva il re! und steckt seine Tricolore mit dem blauen Band der savoyischen Hausfarbe aus. Man trifft wohl verschiedene Nuancen, aber es sind Nuancen mehr des Temperaments als der politischen Gesinnung. Die autonomistischen Republikaner sind an den Fingern abzuzählen, man hätte ihnen viel zu viel Ehre angethan, wenn man die Abstimmung auf die Alternative: selbständiger Staat oder Anschluß an das Königreich gestellt hätte; wollte sich ihre Stimme laut machen, sie würde erstickt unter dem allgemeinen Ruf: Evviva l'Italia unita! Kein Haus bleibt zurück, das nicht schon vor dem Plebiscit durch

Anheftung des sardischen Wappens oder durch irgend einen patriotischen Anschlag die Zustimmung zum Anschluß an das Königreich erklärte. Alles trägt schon das *Si*, das am Tag des Plebiszits in die Urne geworfen wird, am Hute, und mit erstaunlicher Ausdauer *Si, Si* brüllend zieht mit Musik und Fahnen die Jugend durch die Straßen, um die Abstimmung zu anticipiren.

Es giebt eine einfache Formel, die alle politischen Gegensätze enthält, aber noch unausgesprochen sie friedlich im Schooße trägt und so das stillschweigende Compromiß aller Parteien ist: der König und Garibaldi! Garibaldi ist der einzige General, dessen Popularität unverfehrt aus dem unglücklichen Feldzug hervorgegangen ist, und, wie es scheint, durch keine Schwäche, durch keine seiner zahlreichen Episteln erschüttert werden kann. Niemals hat wohl Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit des Charakters einen schöneren Triumph gefeiert. Unwillkürlich bezaubert und reißt sie auch diejenigen hin, welche von der politischen und militärischen Begabung des Generals die mäßigste Meinung haben; seiner persönlichen Erscheinung vollends, dem blauen Auge und dem unbeschreiblich sympathischen Klang seiner Rede vermag Niemand zu widerstehen. Schon in dem Ton, mit welchem sein Name von Allen ausgesprochen wird, klingt die mystische Verehrung durch die ihn umgiebt. Durch seine außerordentliche Herrschaft über die Gemüther der Jugend ist er eine wirkliche Macht; die Regierung wird in allen Fällen genöthigt sein mit dieser Macht zu rechnen, aber sie weiß auch, daß seine Autorität ein wohlthätiger Zügel für die phantastisch aufbrausende Jugend ist, — noch wohlthätiger, wenn die Milde des Generals mit ebenso viel Festigkeit gepaart, wenn er so streng gegen Andere wäre, als er es gegen sich ist.

Die Popularität Garibaldi's reicht genau an diejenige des Königs, beide gehören untrennbar zu einander, die eine ist die Ergänzung der anderen. Mit eifersüchtiger Sorge wacht das Volk darüber, daß die Parität in keinem Stück verletzt werde. Wo ein Hoch auf den König angestimmt wird, ist man gewiß, daß sofort ein *Evviva Garibaldi!* folgt. Nie ist in einem Schaufenster das Bild des Königs ausgestellt, das nicht an seiner Seite im selben Format das Bild des Mannes im rothen Hemd hätte. Wo eine Büste Victor Emanuel's das Zimmer schmückt, ihr gegenüber steht die Büste Garibaldi's. Spielt eine Musikbande den Königsmarsch, das nächste Stück ist ganz sicher die Garibaldihymne, und so ist es bei offiziellen wie bei nichtoffiziellen Anlässen. Die Soldaten, die jetzt nach dem Friedensschluß dislocirt oder entlassen werden, und die man in allen Eisenbahnzügen trifft, erst singen sie den Königsmarsch, dann aber die Garibaldihymne oder die *Camiscia rossa*; so ist es ohne Ausnahme.

Die Geschichte wird einst die Palme in vorderster Reihe den Staatsmännern reichen. Aber im Andenken des Volks werden der Mann mit dem großen Schnurrbart und der Mann im rothen Hemd die bevorzugten Repräsentanten der Wiedergeburt Italiens bleiben. Der König und Garibaldi — das klingt freilich verständlicher und ergreifender als das Geschwätz der Doctrinäre von der Einheit und der Freiheit.

Wie es Vergnügen macht, ein Kind zu beobachten, das die ersten unbeholfenen Versuche zu gehen unternimmt, so freut es ein Volk zu sehen, das mit einemmal zur Freiheit erwacht ist, und nun im Gebrauch des ungewohnten Guts sich zu üben beginnt. Bis jetzt überwiegt freilich der Geschmack an den Demonstrationen weit noch den an der politischen Arbeit, und dies ist begreiflich.

Es war ein seltsam anziehendes Schauspiel, als eines Morgens Tausende von Bürgern auf dem Marcusplatz erschienen und um die Loggia des Campanile sich drängten, wo einige Herren im Frack damit beschäftigt waren unzählige Hefte an die Menge zu vertheilen. Die Hefte trugen die Aufschrift: *Lo statuto del regno d'Italia*. Das Municipium hatte durch Anschlag verkündigt, daß an zwei aufeinanderfolgenden Morgen Exemplare der piemontesischen, jetzt italienischen Verfassung unentgeltlich vertheilt würden, und das Volk hatte dem Aufruf mit Begierde entsprochen. Stundenlang sah man nun Jung und Alt, den Arbeiter und Barcajuolen wie den ehrsamem Bürger, in die Paragraphen einer monarchischen Repräsentativverfassung vertieft, wie sie jedenfalls etwas Neues in der Lagunenstadt ist.

Es ist Zeit, daß die Venetianer sich mit ihren neuen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten bekannt machen. Sie haben demnächst die Gemeinbewahlen und dann das wichtigste Recht des Bürgers, die Wahlen zum Parlament, vorzunehmen. Angesichts dieser bevorstehenden Operationen ist die Dugendweise rasch emporgeschossene Presse in voller Thätigkeit und sind auch die ersten Versuche des politischen Vereinslebens hervorgetreten. In den größeren Städten haben sich patriotische Cirkel gebildet, in welchen die vorbereitenden Debatten geführt werden, und die auch auf dem Land für politische Aufklärung wirken wollen. Da es keine eigentlichen politischen Parteien giebt, sind es indeß fast nur untergeordnete Lokal- und Personalfragen, um welche die Debatten sich drehen. Bemerkenswerth ist nur jetzt schon die unverkennbare Reaction gegen das Element der Emigration. Diese hatte bis jetzt die politischen Ideen des Landes ausschließlich beherrscht. Jetzt rühren sich die lokalen Kräfte, die

bisher der Politik fremd geblieben, und verlangen gleichfalls auf die öffentliche Bühne zu treten. Allerdings befindet sich unter den vormalig Ausgewanderten allerlei Volks, und nicht Alle sind vom Schlag der Pa-leocapa und Pasini, der Tecchio, Giustiniani und Arrivabene. Indessen läßt sich noch nicht beurtheilen, ob jenes Sich-Vordrängen der lokalen Kräfte wirklich ein erfreuliches Zeichen ist.

Im Allgemeinen ist die politische Stimmung conservativ. Nur in Padua besteht, aus zufälligen Gründen, der patriotische Verein aus Leuten einer vorgerückten Nuance, die sich rasch die Gunst des königlichen Kommissärs Pepoli zu erwerben wußten. Dieser Pepoli, den übrigens Niemand als ernsthaft politische Persönlichkeit betrachtet, hat, im Vorbeigehen gesagt, ein ziemlich strenges Regiment in Padua geführt, und wir erlebten davon eine sonderbare Probe. Wir suchten zwei Dozenten an der Universität auf, der eine ein Oesterreicher, der andere ein junger Preuße, der erst im vorigen Winter anfang mit großem Beifall über Sanscrit zu lesen. Beide waren von Pepoli vertrieben, der eine um seiner österreichischen Gesinnung willen, der andere — als Berliner Fortschrittsmann, der sich eine lebhaftere Sprache über den Grafen Bismarck erlaubte, als dem italienischen Kommissär passend schien.

Sonst vertreten alle diese Vereine eine gemäßigte Richtung, wie dies überhaupt die natürliche Stimmung des Landes ist, das durch den Anschluß an das constitutionelle Königreich seine Freiheit erlangt hat. Die Parlamentswahlen werden zuversichtlich in gemäßigtem Sinn ausfallen. Für das Ministerium wäre es in hohem Grad erwünscht, wenn seine schwankende Mehrheit befestigt würde; für die Entwicklung des ganzen Reiches ist es von großer Bedeutung, daß das norditalienische Element, Kern und Nerv des Ganzen, eine so namhafte Verstärkung erhält. Mit Venetien tritt zu der Monarchie nicht bloß eine reiche, sondern auch eine wohldisciplinirte Landschaft. Jetzt hört man es die Italiener unbedenklich anerkennen, daß das österreichische Regime denn doch nicht die schlimmste Schule gewesen ist. Unerträglich war freilich die politische Polizei und die Niederhaltung des öffentlichen Geistes, aber die Rechtspflege war gerecht und pünktlich, die Verwaltung geordnet, der Elementarunterricht besser als in den meisten Theilen Italiens. Bereits wird in italienischen Blättern die Hoffnung ausgesprochen, daß das Schulwesen nicht nach italienischem Muster umgeändert werden, sondern bestehende Einrichtungen vielmehr zum Muster für Italien dienen mögen.

Für die nächste Zukunft drängen freilich in der Stadt Venedig die materiellen Sorgen alles Andere in den Hintergrund. Die Königin der Meere ist arm, entseßlich arm geworden. Die Handelsbewegung ist mit

jedem Jahr zurückgegangen, der Arbeiterbevölkerung versiegten die Quellen des Verdienstes, selbst der Fremdenzufluß ist seit sechs Jahren spärlicher geworden, und als in der letzten Zeit die Oesterreicher die Arbeiten am Arsenal einschränkten, ist eine förmliche Hungersnoth ausgebrochen. In diesen Tagen freilich verspricht sich der Venetianer goldene Berge, er sieht die Handelsflotten, mit den Schätzen des Orients beladen, wieder auf der Höhe des Lido erscheinen, die desolata Palmyra delle onde träumt von ihrer glänzenden Wiederauferstehung. Es wird gute Wege mit dieser Auferstehung haben, und es würde der hiesigen Presse wohl anstehen, wenn sie die Bilder der Zukunft minder verführerisch ausmalte. Die Regierung hat nicht gesäumt Kommissionen einzusetzen, welche die Handelsverhältnisse der Stadt und die Mittel eines neuen Aufschwungs studiren sollen, die Arbeiten im Arsenal sollen, sobald die Uebergabe vollendet, in umfassender Weise wieder aufgenommen werden, man will Venedig zu einem Kriegshafen ersten Ranges erheben, es ist die Rede von Gründung eines italienischen Olybd, von Einrichtung eines direkten Dienstes zwischen Venedig und dem Orient — lauter Projekte, die gut gemeint sind aber schwerlich dazu verhelfen werden, den Vorsprung, den Triest, Genua und Marseille gewonnen, wieder einzuholen. Man wird sich die Ziele bescheidener stecken müssen. Weniger von großartigen Organisationen wird das Wohl der Stadt abhängen, als von der Activität ihrer eigenen Bürger. Der Staat soll nur die freie Luft schaffen, darin die Glieder sich naturgemäß bewegen können; es gilt vor Allem den Muth zur Arbeit, die selbständige Initiative, den Geist der Association zu wecken, und erfreulich ist es zu sehen, daß es an Bemühungen in diesem Sinn nicht fehlt. In allen Städten, wo die Italiener eingezogen sind, konnte man nach wenigen Tagen da und dort ein Haus mit einem neugemalten Schild bemerken, auf dem zu lesen stand: Volksbank, oder Ersparnißkasse, oder Associazione di mutuo soccorso. Dies sind kleine Anfänge, aber die zerrüttete Gesundheit des Reconvallescenten bedarf langsam wirkender Kräftigungsmittel und der Pflege im Kleinsten.

Der Unterschied der Stimmung, wenn man aus dem Venetianischen in die älteren Theile des Königreichs kommt, ist unverkennbar. Dort ertönt jetzt der Jubel jede andere Stimme, in vollen Zügen wird ein lang ersehntes Glück eingeschlürft, und die Zukunft selbst erscheint den Berauschten in goldenem Lichte. Aber nichts ist außerhalb der Städte Venetiens von Feststimmung zu spüren. Was im Kriege gewonnen ist wird gerne anerkannt, aber man vergißt nicht wie es gewonnen ist. Der Freude

über die Heimführung Venetiens haben alle Städte herzlichen Ausdruck gegeben, aber dies schien ihnen genug. Der offiziellen Aufforderung zu besonderen Festlichkeiten aus Anlaß der Annexion ist überall nur mäßig entsprochen worden. Man that gerade das Nothdürftigste. Viele Privaten weigerten sich geradezu an Dekorationen und Illuminationen sich zu betheiligen. Man ist der Feste überhaupt überdrüssig, eine ernste Auffassung der Lage herrscht vor, man ist verstimmt.

Schon beim Einzug der italienischen Truppen in Verona und Venedig fiel uns das ernste Aussehen wenigstens der höheren Offiziere auf. Freilich die Truppe war selbst hingerissen von dem Enthusiasmus, der ihr entgegengebracht wurde, und die schmucken Lieutenants gingen lustig mit ihren Säbelklingen die Kränze auf, die aus schönen Händen unablässig niederfielen. Aber unbeweglich und streng sahen die älteren Offiziere zu einer Ovation, wie sie sonst nur einem siegreichen Heere zu Theil wird. Auf ihren Mienen lag die Erinnerung an Custoza und Lissa. —

Der Gang des Krieges hat auf die Stimmung in Italien einen um so stärkeren Rückschlag üben müssen, je größer der Enthusiasmus vor dem Krieg und für den Krieg gewesen war. Dieser allgemeine begeisterte Wettstreit, dieses herausfordernde Selbstvertrauen war ja das gerade Gegentheil zu den Scenen gewesen, die in Deutschland dem Krieg vorausgingen. Und jetzt ist die Empfindung bei der Rückschau hier und dort wiederum nahezu das Gegentheil.

Lamarmora selbst hatte die größte Zuversicht auf die junge Armee kundgegeben. Jetzt richten sich die Vorwürfe in erster Linie auf seine Führung. Sein ganzer Kriegsplan, sagt man uns, war von Eifersucht auf Cialdini eingegeben, der längst mit seinem Freund Fanti einen wohl-durchdachten Plan zur Umgehung der Festungen, anstatt zu ihrer Verrennung ausgearbeitet hatte. Aber auch die Dispositionen der Schlacht selbst werden hart angegriffen. Lamarmora, heißt es, gab viel zu frühe die Schlacht verloren, als er schon um Mittag den König wegschickte; er machte keinen Gebrauch von seiner starken Ueberlegenheit und ließ ganze Armeecorps seitwärts stehen, während die Oesterreicher bis zum Abend ihre sämtlichen verfügbaren Truppen verbraucht und keinen Mann mehr zur Verfolgung übrig hatten. Nur das diplomatische Geschick, das Lamarmora in Knüpfung des preussischen Bündnisses bewährte, findet allgemeine Anerkennung.

Das Kriegsunglück, die Zerstörung der Illusionen über die eigene Stärke ist der nächste Grund der vorhandenen Gedrücktheit. Aber im Lauf des Krieges waren zugleich schwere Mängel in vielen Verwaltungszweigen zu Tage getreten, überraschende Fälle von Unterschleifen wurden

bekannt, und das Schlimmste war, daß auch das norditalienische Element, sonst ungleich tüchtiger und disciplinirter, nicht makellos erfunden wurde. Es fielen Streiflichter auf die Verwaltung, die eine entsetzliche Unredlichkeit aufdeckten. - Nun kommen zu diesen Erfahrungen noch die Sorgen, welche die Lage Siciliens bereitet. Es kommen dazu all' jene Momente der Unzufriedenheit, welche schon die letzten Kammeressionen so unerquicklich machten, die Zerfahrenheit der Parteien, der unsichere Gang der Regierung, die durch keine solide Mehrheit gestützt ist, das Schwanken in dem Verhalten des Staats zur Kirche, die Langsamkeit der inneren Reformen, von welchen das Interesse immer wieder durch die auswärtigen Aufgaben abgelenkt wird, vor Allem aber die peinliche Lage der Finanzen, die einer österreichischen Papierwirthschaft entgegenzutreiben droht. Schon vor dem Krieg wurde das Gesamtdesicit auf gegen 250 Mill. Francs berechnet. Dazu kommen dann die Mittel, welche der Krieg selbst verschlungen: das Abkommen mit der Bank und das Zwangsanlehen. Und jeder Tag beinahe scheint die finanziellen Anforderungen an die Regierung zu steigern. Kaum ist im Friedensschluß die Uebernahme des Monte Veneto geschehen, so wartet schon das Abkommen wegen Uebernahme der päpstlichen Schuld der Erledigung; kaum ist für Garibaldi großmüthig die Anleihe gedeckt, mit deren Hülfe er den Streich von Aspromonte unternahm, so kommen die Venetianer und verlangen die Uebertragung der Manin'schen Anleihen auf die öffentliche Schuld.

Solchen Anforderungen sind die gegenwärtigen Hilfsquellen des Königreiches nicht gewachsen. Die Steuerkraft des Volkes ist bereits stark angespannt, während das Resultat der Steuern weit nicht den angestellten Berechnungen entspricht. Wenigstens hat die neueingeführte Einkommensteuer ihren Zweck verfehlt, wegen der weitverbreiteten Unredlichkeit in den Steuerangaben. Derlei wird man mehr oder weniger überall finden, aber hier ist man doch von den alten Regierungen her mehr als anderswo gewöhnt, einen Betrug am Staat nicht als solchen zu empfinden. Eine verzweifelte Moral spricht aus dem Vers, den ich an einer Mauer in Bologna angeschrieben finde:

Se non paghi le tasse, è immorale,
Se paghi le tasse, mori nell' ospedale.

Es ist leicht zu erkennen, wie alle diese Uebelstände eine gemeinsame Quelle haben: das Königreich Italien leidet an zu schnellem Wachsthum. Nicht die Entwicklung, die Italien zum Einheitsstaat genommen hat, ist falsch, aber allzurasc sind die einzelnen Bestandtheile zur Einheit zusam-

mengeschossen. Daraus läßt sich natürlich Niemand ein Vorwurf machen. Die Ereignisse waren mächtiger als die Berechnungen der Staatsmänner. Die Idealität der Bewegung erzwang ihre Vollendung im Sturm. Unwiderstehlich brach der nationale Drang die Dämme durch und ließ für die Bedenken der Nationalökonomien keinen Raum. Als Garibaldi mit einer handvoll Leute Sicilien und Neapel aufrollte, war das Schicksal Italiens entschieden. Wie ein Traum erscheint heute das wunderbare Wachstum des Einheitsstaats, aber mit Nüchternheit will jetzt die schwerere Arbeit angefaßt sein, das Ganze dauernd zu verschmelzen. Fröhlich sind die Provinzen sämmtlich herbeigeeilt, aber dem Festtag der Vereinigung sind schon da und dort bittere Nachwehen gefolgt, und ohne mit dem Gang der Geschichte rechten zu wollen, wird man heut die Pläne der alten piemontesischen Diplomatie verstehen, vor Allem ein starkes, homogenes norditalienisches Königreich herzustellen, die Vollendung der nationalen Einheit einer ferneren Zukunft überlassend.

Die Frage der Einheit konnte, volkswirtschaftlich betrachtet, einem verhängnißvollen Dilemma nicht ausweichen. Die Constituierung des Königreichs erforderte Mittel, wie sie nur die entwickelten Hilfsquellen der Halbinsel bieten konnten, und diese konnten doch nur entfestet werden unter einer aufgeklärten und nationalen Regierung, wie sie durch den Einheitsstaat möglich wurde. Die Bildung des Einheitsstaats zehrte so im Voraus von den Kräften, die erst in Folge des Einheitsstaats entbunden wurden. Die ganze Schöpfung war eine Anleihe bei der Zukunft; erst nachdem das Gebäude im Sturm unter Dach gebracht war, konnten die Fundamente solid ausgemauert werden. Während die Ausgaben in rapiden Proportionen anwuchsen, blieb die Steigerung der Einnahmen, die nur im Lauf der Zeit aus der allmählichen Verbesserung der Zustände erfließen kann, im Verhältniß weit zurück. Süditalien zumal, ökonomisch höchst unvollkommen entwickelt, war vorläufig ein fressendes Capital, erst die langsam reisenden Früchte der Unifikation können die Kosten der Unifikation wieder ersetzen. Inzwischen mußten alle Versuche die Ordnung herzustellen, schon daran scheitern, daß immer wieder neue politische Aufgaben an die Regierung herantraten.

Ähnlich ist es mit den moralischen Zuständen. Die Bildung des Königreichs stellte an die Bürger moralische Anforderungen, die doch erst, die andauernde Wirkung einer freien und intelligenten Regierung vorausgesetzt, sich erfüllen lassen. Die Vorbereitung für die nationale Wiedergeburt hat wesentlich in der Verbreitung politischer Leidenschaften und Grundsätze bestanden, aber die staatsbürgerlichen Tugenden, welche der politischen Gesinnung erst Kraft und Halt geben, sind nicht ein Erzeugniß

der Begeisterung, sondern arbeitvoller Gewöhnung unter der Pflege eines verständigen Regiments. Erst als das Volk zur Theilnahme an der Regierung berufen wurde, ward recht sichtbar, wie viel noch zu seiner Erziehung fehlte. Aber mit der Erkenntniß des Uebels war es noch nicht beseitigt, und auch hier riefen die politischen Aufgaben von nachhaltigen Besserungsversuchen ab. Das Parlament hatte weder Zeit noch Lust mit den verschiedenen Unterrichtssystemen sich zu befassen, mit welchen die Minister nacheinander experimentirten, und erst wenn die unwiderstehliche Logik, die den Einigungsprozeß beherrscht, auch das römische Problem gelöst hat, wird es möglich sein all' dies mit ungetheilten Kräften nachzuholen.

Selbst die politische Verschmelzung ist noch nicht in dem Grade vollendet, wie es äußerlich den Anschein hat. Wohl ist Piemont in Italien aufgegangen, die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz hat die Emancipation vom Hegemoniestaat besiegelt, und auf Cavour und Rattazzi, die Piemontesen, sind sich nach einander Toscaner und Romagnolen an der Spitze der Geschäfte gefolgt. Dennoch wird noch auf lange Zeit das feste Gefüge des subalpinischen Staats Kern und Stärke des Reichs sein und in jeder Krisis wird man sich genöthigt sehen, den Anhalt wieder in derjenigen Provinz zu suchen, welche mit den Pflichten zugleich die Rechte auf die Führung sich erworben hat. Das sprechendste Beispiel war eben die Verlegung der Hauptstadt. Als in Folge dieser Maßregel das ganze Staatswesen erzitterte, mußte das Ruder in die starke Hand des piemontesischen Elements gelegt werden, an die Stelle des Ministeriums Minghetti-Peruzzi trat das Cabinet Lamarmora, und Piemontesen mußten den Vertrag vom 15. September durchführen, der gegen die Partikularinteressen Piemonts geschlossen war. So sind die piemontesischen Regimenter noch heute der Kern der italienischen Armee, und wenn man neuerdings wieder Klagen darüber vernimmt, wie die piemontesische „Clique“ sich breit mache, wie fast alle höheren Staatsämter sich in Händen von Piemontesen befinden, so heißt dies vergessen, daß nur in Piemont, dem wirklichen Staat, Talente für den Staatsdienst sich bilden konnten, und erst eine längere Dauer der gegenwärtigen Ordnung die Unterschiede unter den Provinzen ausgleichen wird.

Es ist viel Unerfreuliches in den heutigen Zuständen; sie fordern die ganze Energie der Regierenden, die volle Hingebung der Nation heraus; und dennoch sind die vorhandenen Mißverhältnisse nicht im Stande, dem Schauspiel der Einigung Italiens, dieser glänzendsten Schöpfung der modernen Geschichte, etwas von seiner ergreifenden Größe zu nehmen. Das stolze Gefühl von dem unendlichen Fortschritt, den diese weltgeschichtliche

That bedeutet, ist doch immer mächtiger als Verstimmung über Einzelnes, wie es unzertrennlich ist von Uebergangsepochen. Niemand wird man treffen, der — bei schonungslosester Kritik der Gegenwart — die vergangenen Zustände wieder zurückwünschte oder eine andere politische Gestaltung Italiens für möglich hielte, und trotz aller Opfer bleibt die Einheit das höchste Pathos der ganzen Nation. Der energische Wille, der das Werk geschaffen, bürgt auch für dessen Erhaltung und Befestigung und nirgends wird man so verzweifelte Stimmen vernehmen, wie sie in Oesterreich jetzt an der Tagesordnung sind. Allerdings wird es dem geschicktesten Minister in den nächsten Jahren nicht möglich sein, das Gleichgewicht im Budget herzustellen. Die Ersparnisse haben ihre Grenze an den nothwendigen Produktivausgaben. Eine Entwaffnung in großem Maßstab wäre wohl in sofern möglich, als Italien zunächst nichts von auswärtigen Feinden zu befürchten hat und auch in künftigen Krisen schwerlich in erster Linie betheiligte sein wird. Dennoch ist das Beispiel aller anderen europäischen Staaten nicht eben ermutigend für bedeutende Reductionen; und was die Hauptsache ist, in der Armee hat man selbst einen der wichtigsten moralischen Factoren zur Annäherung und Verschmelzung der Provinzen und zur Erziehung insbesondere der südländischen Bevölkerungen erkannt. So wird denn die Hauptaufgabe immer darin bestehen, die wirthschaftlichen Kräfte der Nation höher zu entwickeln, und dies wird nicht geschehen können ohne deren moralische und intellectuelle Hebung. Bedenkt man, was in der kurzen Zeit trotz der ungünstigen Verhältnisse schon geschehen ist, um ein zusammenhängendes Verkehrsnetz über Italien auszubreiten, um die Gesetzgebung zu verbessern, den Einfluß des Klerus einzudämmen, den Schulunterricht zu verbreiten, so muß man mindestens sagen: die Regierung ist auf dem besten Wege; und wenn einmal kein fremder Soldat mehr auf italienischer Erde steht, und Italien nur noch mit sich selbst zu thun hat, so hieße es an der Lebenskraft der Nation oder an der Macht der modernen Cultur verzweifeln, wenn man nicht zuversichtlich auf die Consolidirung des Nationalstaats hoffen dürfte.

Es ist eine komische Uebertreibung, wenn auch verzeihlich in diesen Tagen gesteigerten Selbstgefühls, inmitten der Feste zur Vollendung der Einheit, wenn ein kleines Provinzialblatt meint, Italien müsse nunmehr „an der Spitze der Civilisation marschiren.“ Aber es ist gewiß, das Gefühl, daß ihre Sache zugleich die Sache der Civilisation sei, ist in den Italienern außerordentlich lebendig, und eben hierauf gründet sich die Sympathie, welche die nationalen Bestrebungen Deutschlands bei ihnen

finden. Nicht nur um des augenblicklichen Vortheils willen ist ihnen die preußische Allianz erwünscht gewesen, sondern zugleich als ein Zeichen, daß beide Völker in der Begründung ihrer nationalen Einheit dieselbe Culturaufgabe zu erfüllen haben; ebendarum wird sie, auch wenn sie in dieser Form nicht wiederkehrt, doch bleibende Früchte tragen.

Der gebildete Italiener hat es längst gewußt, daß nicht jeder Deutsche ein verkappter Croat oder ein österreichischer Polizeispion ist. Und doch blieb ein Trennendes, ein begreifliches Mißtrauen zwischen beiden Völkern zurück. Aber wir empfinden so recht den Segen der deutschen Wissenschaft, wenn wir bemerken, wie auch in der Zeit, als man Deutschland noch als ein Hinterland des Kaiserstaats betrachten durfte, die Hervorbringungen deutschen Denkens und Wissens eine versöhnende Brücke schlugen und allmählich sich Achtung erzwangen. Seit der Gründung des Königreichs hat mit dem Studium überhaupt auch die Verbreitung deutscher Bücher zugenommen. Unsere bedeutendsten Werke werden übersetzt. Man erlernt unsere Sprache wenigstens so weit, um deutsche Bücher lesen zu können. Nicht wenige Offiziere sind unserer Sprache mächtig und studieren die preußischen kriegswissenschaftlichen Werke im Original. An den Universitäten ist seit 6 Jahren das Bestreben bemerklich, die französischen Traditionen zu verlassen und sowohl in der Methode der Wissenschaft, wie in den Einrichtungen sich an deutsche Muster anzuschließen.

Alein die freudige und herzliche Aufnahme, die jetzt der Deutsche zumal in gelehrten Kreisen in Italien findet, ist doch erst seit dem letzten Krieg möglich geworden. Es ist, als ob ein drückender Alp hinweggenommen sei, und mehr als einmal haben wir aus italienischem Mund die Freude darüber äußern hören, daß nun endlich die Barrieren zwischen beiden Völkern gefallen seien. Dann mußten wir mit anstoßen auf die Durchführung des von Bismarck unternommenen Werks, dann wurde die Einheit Deutschlands als Gewähr und Sicherung der Errungenschaften der Cultur gegenüber von Frankreich und von Rußland gefeiert, und einmal rief wohl der italienische Freund aus: Die Deutschen sind das erste Volk der Wissenschaft, sie werden einst auch das erste politische Volk sein! Erst im Ausland darf man es mit Stolz empfinden, wie sehr die Siege dieses Sommers die Achtung vor dem deutschen Namen gehoben haben.

Mit Stolz und doch wieder nicht ohne Beschämung. Man kennt wohl das Treffliche und Hervorragende, das sich bei uns findet, aber man kennt nicht das viele Kleine und Armselige, durch das es sich emporarbeitet. Nur das Bedeutende reicht in seinen Wirkungen in die Ferne, und, der Fülle des Gemeinen beraubt, erscheint es leicht in einem idealen Glanze. So ist es in der Wissenschaft, wie in der Politik. Man kennt

unsere Strauß und Baur, aber man weiß nichts von unsern Consistorialrätthen und General-Superintendenten, die heute noch die Kirche beherrschen. Man kennt unsere großen Geschichtschreiber, aber man weiß nicht, wie schwer es uns noch wird, selbst Geschichte zu machen. Man folgt ungeduldig unseren nationalen Bestrebungen, aber man ahnt kaum den Widerstand, den sie nicht bei den Regierungen, sondern im Volke selbst finden; man sieht in großen Zügen die Erfolge der preussischen Politik, man sieht den deutschen Staat der Zukunft, wie er durch den letzten Krieg entschieden worden, schon fertig stehen, und kann nicht begreifen, wie selbstgemachte Hindernisse fort und fort das Werk hemmen und gefährden. Der Italiener liebt es nicht, fremde Länder und Städte zu sehen. Kämen die Freunde nach Stuttgart oder Frankfurt, sie würden sich wundern, wie viele „Patrioten“ es giebt, die so wenig von der Geschichte Italiens, so wenig aus unserer eigenen Geschichte gelernt haben.

„Gewiß, die preussischen Waffen haben uns Venetien erstritten, aber Sie müssen auch zugeben, daß es riskirt war, das Bündniß mit Bismarck zu schließen, und dies Verdienst bleibt uns.“ Ich konnte nicht widersprechen. Es war ja damals noch die Zeit, da nach der landläufigen Meinung selbst bei uns Bismarck ein lecker, planloser Abenteurer war, da man im Parlamentsvorschlag einen scherzhaften Schachzug sah, der nur die „Ironie“ herausforderte, da halb Deutschland wider den Friedensbrecher donnerte, und man Glück machte mit der Phrase: Diesem Ministerium keinen Heller! Man muß gestehen, die Italiener haben die Bedeutung der großen Epoche, auch für unser Vaterland, früher und richtiger erkannt als das deutsche Volk selbst. Ich erinnere mich wohl noch der trefflichen Artikel der Mailänder *Perseveranza*, welche zu einer Zeit, da man bei uns noch für das Recht der Herzogthümer schwärmte, ausführte, wie der seit Jahrhunderten vorbereitete Entscheidungskampf zwischen Oesterreich und Preußen, zwischen einer verrotteten Vergangenheit und dem verjüngten Nationalstaat, der Entscheidungskampf um die deutsche Zukunft bevorstehe, und wie sie die Verblendung unserer Liberalen beklagte, die kein Auge für die großen nationalen Momente dieser Krisis zu haben schienen — Ausführungen, die manchen Leitartikel unserer damaligen liberalen Presse beschämten.

Es war mir fast eine Verlegenheit, als ich in Bologna wegen einer Adresse befragt wurde, welche die dortige „*Unione liberale italiana*“ schon im Juni, also beim Beginn des Krieges, an den deutschen Nationalverein gerichtet hatte, und auf die vergeblich bis jetzt eine Antwort erwartet

wurde. Ich mußte gestehen, daß ich mich selbst nur dunkel einer solchen Adresse erinnere. Im damaligen Wirrwarr der Meinungen ist sie kaum beachtet worden. Der warme Appell an die brüderlichen Gefinnungen eines nach verwandtem Ziel ringenden Volkes, die herzliche Aufforderung, durch eine Allianz der Geister die Allianz der Waffen zu sanctioniren, mußte ja damals in Deutschland als eine höchst bedenkliche Ueberschwänglichkeit erscheinen und der Nationalverein wäre wohl nicht wenig in Verlegenheit um eine Antwort gewesen. Zum Glück konnte ich berichten, daß die preussischen *Fucili ad ago* zugleich manchen Unrath von Vorurtheilen und Bedenklichkeiten hinweggesetzt, und an dem Erfolg der Waffen zunächst in Preußen selbst, dann aber auch im übrigen Deutschland das Gefühl von den großen Interessen, die auf dem Spiel standen, sich ausgerichtet hatte. Der Eifer, mit dem man sich in dem Kreise, aus dem jene Adresse hervorging, um die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Deutschland bekümmert, setzt mich in Erstaunen, und in Zukunft darf man ja wohl hoffen, daß auf solche Grüße das Echo nicht ausbleiben wird. *)

Von solchen Kundgebungen der Sympathie zu einer dauernden politischen Allianz ist freilich ein weiter Schritt. Die Frage, welches die natürliche Allianz für Italien sei, die deutsche oder die französische, wird zur Zeit lebhaft erörtert. Sie ist in einer eigenen Flugschrift warm und eingehend zu Gunsten der deutschen Allianz beantwortet worden.**) Aber mit Recht wird nun darauf doch entgegnet, daß solche theoretische Erörterungen im Grund von wenig Werth seien. Eine Allianz kann nicht durch Sympathien oder allgemeine Betrachtungen motivirt werden, sie wird im concreten Fall durch das jeweilige Bedürfniß geschlossen, und von zwei selbständigen Völkern kann, zumal wenn des einen politische Organisation noch nicht vollendet ist, und die Zukunft eine Reihe verwickelter Krisen im Schooße birgt, nicht schlechtthin behauptet werden, daß ihre Interessen stets zusammenfallen werden. Die Hauptsache ist, daß Italien den Werth der deutschen Allianz erprobt hat und die Mißverständnisse zwischen beiden Völkern beseitigt sind.

Die Italiener fühlen, daß sie mit der vollständigen Verdrängung Oesterreichs aus Italien die Mündigkeit erlangt haben. Sie sind eine selbständige europäische Macht, deren Allianz für die anderen Mächte

*) Wie man weiß, ist inzwischen im November eine sehr würdige Antwort des Hrn. v. Beninghen nach Bologna erfolgt, die sofort durch die entsprechende Resolution der Unione liberale erwidert wurde.

**) *Le alleanze d'Italia*, del Dott. G. Ratti. Milano 1866.

künftig ebenso werthvoll ist, als sie selbst bisher auf fremde Bündnisse angewiesen waren. Diese günstige Lage erlaubt ihnen nach allen Seiten freundliche Beziehungen zu unterhalten, ohne sich nach irgend einer Seite ohne Noth zu engagiren. Dies ist die Ansicht, die ich in Mailand vorherrschend finde, ja sie hat hier Angesichts der lebhaften Hinneigungen zu Preußen zu einer Reaction im französischen Sinn geführt.

Mailand ist noch immer eines der wichtigsten politischen Centren Italiens, vielleicht das wichtigste. Es zeichnet sich durch lebhafteste politische Thätigkeit, mehr noch durch einen nüchternen und sicheren politischen Tact aus. Trotz der österreichischen Herrschaft seit 1815 glaubt man hier noch die Nachwirkungen jener Zeit zu spüren, da Mailand als Hauptstadt des Königreichs Italien der wirkliche Mittelpunkt der politischen Hoffnungen und Bestrebungen Italiens war. Wo es Thätigkeit für gemeinnützige Einrichtungen, Opfer für patriotische Zwecke gilt, wird man die Mailänder Gesellschaft in vorderster Reihe finden. Nirgends sonst erscheint eine solche Anzahl großer politischer Blätter, die *Perseveranza* gehört zu den einflußreichsten Organen in Italien und ist das bestausgestattete von allen; der *Politecnico* ist neben der *Nuova Antologia* von Florenz und der *Rivista Contemporanea* von Turin die angesehenste Revue.

Seit dem Friedensschluß nun hat die *Perseveranza* eine bemerkenswerthe Schwenkung gemacht: sie predigt die Rückkehr zur französischen Freundschaft, welche die Italiener in diesem Sommer zu vergessen schienen oder gar geringzuschätzen. Unermüdllich ist sie, die kleinen Rücksichtslosigkeiten zu tabeln, die man sich Frankreich gegenüber erlaubt hat, sie macht dem Ministerium zum Vorwurf, daß es L. Napoleon ohne Noth reizt, und läßt durchblicken, daß sie selbst *Micasoli* opfern würde, wenn seine Persönlichkeit ein Hinderniß für die Pflege guter Beziehungen zu Frankreich wäre. Sie liebt es, bei jeder Gelegenheit an den Allirten von 1859 zu erinnern, von dem Allirten von 1866 spricht sie am liebsten gar nicht; thut sie es doch, so findet sie an der preußischen Allianz hauptsächlich dies zu loben, daß sie Italien dem älteren Allirten nicht entfremdet habe.

Bedenklicher noch ist eine Abhandlung, die ich im *Politecnico* vom October d. J. finde. Sie führt schon den bedenklichen Titel: „die Rheinfrage und die Grenzen Frankreichs“, und hat den Prof. Bart. Malfatti zum Verfasser. Es muß doch einen eigenen Eindruck machen, wenn drei Monate nach der Schlacht von Königgrätz eine italienische Feder kaltblütig einen Vorschlag zur Verkleinerung Preußens macht und es „herkömmliche Hartnäckigkeit“ und „alte Eifersucht“ nennt, wenn Deutschland nicht gutwillig Luxemburg, Saarlouis und Landau an Frankreich abtritt.

Raum ist durch preussische Siege der Anspruch befriedigt, den Italien kraft des Nationalitätsprinzips auf Venetien hatte, so soll das Nationalitätsprincip zum Nachtheil Preußens mit Hilfe Italiens verlegt werden. Denn der Verfasser steht nicht an zu erklären, daß im Fall über jener Forderung Frankreichs ein allgemeiner Krieg ausbräche, nicht zweifelhaft sein könne, auf welche Seite Italien zu treten habe, das, so lange die Rheinfrage nicht zu Gunsten Frankreichs, die Frage des Trentinischen nicht zu Gunsten Italiens gelöst seien, stets Frankreich zum natürlichen Verbündeten habe.

Ich will dem Verfasser kein Unrecht thun, dem ich auf einem andern erfreulicheren Gebiet begegnet bin, wo mich seine warme Anerkennung deutscher Wissenschaft freudig überraschte.*) Wirklich ist auch die Abhandlung im Politecnico keineswegs feindselig gegen Deutschland gemeint, die Eventualität der Einigung Deutschlands ist als ein Gewinn auch für Italien begrüßt, in manchen Abschnitten ist aus Gründen der Geographie wie der Nationalität geradezu gegen das Buch des Franzosen Lavallée polemisiert, das bekanntlich die ganze Rheingrenze reklamirt. Hr. Malfatti denkt ohne Zweifel billiger als viele seiner Landsleute. Die französische Literatur hat begreiflicherweise immer noch größeren Einfluß in Italien als die deutsche; zumal die politische Literatur ist man seit lange gewöhnt, von dort zu beziehen. So ist denn auch das Buch von Lavallée stark in Italien gelesen und verbreitet worden, und Viele sind von der Richtigkeit seiner Ausführungen überzeugt, die zugleich gute Freunde Deutschlands zu sein glauben. Insofern ist es immer noch ein Verdienst, wenn der Verfasser mit eingehenden Gründen die Ansprüche des Chauvinismus auf Trier, Köln und Speyer zurückweist und nur aus Gründen der Billigkeit und um des Friedens willen Frankreich den Vertheidigungsgürtel zuerkennen zu müssen glaubt, der jene drei Bollwerke einschließt. Es sollte aber nicht schwer sein, von dieser Stufe der Erkenntniß noch die weitere zu erklimmen, daß, wenn eine friedenbedrohende Rheinfrage existirt, sie nur durch den Ehrgeiz Frankreichs besteht, und endlich die höchste, daß wenn Deutschland, ohne Dank zu begehren, andern Völkern hilft zu dem Ihrigen zu gelangen, es seinerseits entschlossen ist, deutschen Boden für sich zu behalten.

*) Un capitolo di storia del Christianesimo primitivo secondo gli studj della Scuola di Tubinga. Memoria del Prof. Bart. Malfatti. Milano 1866. Ueber diese interessante Schrift ist in den „Zeitsimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz“ (1. Dezember 1866) näherer Bericht erstattet.

Im Grunde ist es begreiflich, daß die Blicke der italienischen Politiker eben jetzt wieder nach Frankreich sich richten. Die venetianische Sache ist abgethan, die römische Frage geht mit schnellen Schritten ihrer entscheidenden Krisis entgegen. Hier kann das preußische Bündniß nichts nützen, wohl aber ist eine dauernde Lösung nur im Einverständniß mit Frankreich möglich. Dies ist in der That der Grund, warum die Perseveranza unter der Leitung des Prof. Ruggiero Bonghi, des Biographen Cavour's, der eben jetzt für ein Jahr die Leitung des Blattes übernommen hat, Alles hinweggeräumt wissen will, was einer Verständigung mit Frankreich im Wege steht.

In einem Moment tiefster Erwartung verlasse ich Italien. Das höchste Problem ist noch zu lösen, und Niemand weiß zu sagen, was nach dem verhängnißvollen Termin vom 10. Dezember geschehen wird. Und doch ist nie einem welthistorischen Ereigniß mit solcher Ruhe, mit solch kaltblütiger Sicherheit entgegengesehen worden. Was das Ende sein wird, Niemand ist darüber im Zweifel; wie es herbeigeführt wird, darüber macht man sich wenig Sorgen. Nur zweierlei steht fest: die Katastrophe darf keine gewaltsame sein, und Rom, der Wittwenstuh des entweltlichten Papstthums, darf nicht die Hauptstadt des Königreichs Italien sein. Welche Entschlüsse der Papst selbst fassen wird, ist seine Sache. Ob er die Garantien annimmt, die ihm Italien für seine geistliche Herrschaft bietet, oder ob er durch die Flucht diese selbst gefährden will; ob er wirklich den Versuch anstellt, seine Herrschaft, so lang es geht, auf eigenen Füßen stehen zu lassen, oder ob er verzweifelnd an seiner Sache den Wanderstab ergreift, ob er den unvermeidlichen Uebergang durch eigenes Entgegenkommen erleichtern oder durch fatalistischen Troß erschweren will, dies ist ihm anheimgegeben, mehr nicht. So oder so ist das Ende der weltlichen Herrschaft gewiß. Die Bewegung, die vor zwanzig Jahren Giovanni Mastai eingeleitet, kehrt vollendet zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Unvergeßlich werden die Daten dieses Jahres dem Gedächtniß sich einprägen diesseits und jenseits der Alpen. Der 10. Dezember findet mich längst wieder über den Bergen. Aber wenn ich einst wiederkehre, zählt Italien eine gigantische Ruine mehr, kein Papst-König regiert mehr in der ewigen Stadt, und die Tricolore weht vom Capitol —

Addio Italia, quando ci rivedremo?

W. Lang.

Pater Abraham a Sancta Clara.

Abraham a Sancta Clara von Th. G. v. Karajan. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn, 1867.

Es ist ein Sonntagmorgen des Frühjahres 1683. Wir befinden uns im Angesichte der grünen freundlichen Hügel, welche der Hauptstadt der Steiermark wie demüthige Klienten ihres Schloßberges die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen scheinen. Als gute Katholiken lenken wir unseren Schritt der nächsten Kirche zu.

Eine ungewöhnlich große, eine ungewöhnlich aufmerksame Versammlung scheint dem Worte des Predigers gespannt zu lauschen. Der kleine bescheidene Raum der Augustinerkirche hat lange nicht alle Herzubringenden aufnehmen können, und viele Zurückgebliebene suchen nun vor den Eingängen abgerissene Säue wenigstens zu erhaschen oder hoffen sich allmählich durch die Menge zu winden. Auf ihren Mienen pflanzt sich der Eindruck fort, den die Ausführungen des Predigers auf die Näherstehenden hervorbringen.

Zuweilen geht ein leises Murmeln des Beifalls durch die Versammlung, zuweilen hier und dort ein stilles Nicken des Einverständnisses, dann ein fast ängstliches Hinblicken und Hängen an seinen Lippen, als ob man im Voraus ablesen wollte, wo die Mündung des unbegreiflichen Seitenweges liege, den er wider Erwarten durch enge Gassen voll alten Geräths und bunten Gerümpels einschlägt. Jetzt beginnt dieser und jener zu ahnen, auf seinen Zügen erglänzt der Triumph des Eingeweihten. Die Spannung der Andern steigert sich nur um so mehr. Da erfolgt plötzlich die Auflösung des immer verwickelter geschürzten Knotens — unaufhaltsam bricht schallendes Gelächter los, der Heiligkeit des Ortes ungeachtet. Aber gleich verfinstern sich die Gesichter wie reuevoll und erschrocken über die eigene Lustigkeit. Und schwere Sorge scheint sich auf Allen zu lagern.

Jetzt können wir auf die Kanzel hinsehen und verstehen den Redner.

Es ist ein schöner stattlicher Mann. Die hohe vorgedrückte Stirn, von den kurzen emporstarrenden Mönchshaaren umsäumt, die festgezogenen Linien der buschigen Brauen, die energisch ausladende Nase müssen einem Geiste gehören, in welchem die Kenntnisse, Gedanken und Worte wie eine wohlgeordnete, wohlausgerüstete Armee aufmarschirt stehen, jeder Gedanke ein Soldat, des dirigirenden Winkes gewärtig, in allen Bewegungen sicher

wie eine Maschine. Die blihenden Augen scheinen über die Versammlung hinschweifend zu sagen: „Ich habe meine Truppen in eurem Rücken, auf euren Flanken, jedes Commando setzt sie in Action, ich habe euch in meiner Gewalt, folgen müßt ihr, wohin ich will.“ Betrachten wir aber den breiten wohlgeformten Mund, über den die Nase sich fast zu tief herabneigt, und Kiun und Wangen, die mit dem Hals viel zu allmählich und weichlich verfließen, so scheinen in dieser Region jene uniformirten Gedanken ein buntes bewegtes Fest voll behaglicher Heiterkeit zu feiern.

Die hohe über die Brüstung gestreckte Gestalt deutet mit der aufgehobenen Rechten nach Südosten. Er spricht von dem, was alle Herzen eben angstvoll bewegt, von unheilverkündenden Zeichen und Wundern, die sich am Himmel begeben; er schildert die drohende Gefahr, und donnert wie empört seinen Hörern zu: „Eure Sünden sind daran Schuld, die Strafe Gottes kommt über euch.“

Sahen wir nicht kroatische Miliz auf den Straßen? Ihr ist der Schutz der Steiermark anvertraut, die Söhne, Brüder, Vettern der Andächtigen stehen gegen die Türken im Felde. Unabsehbare Heersäulen haben sich unter Kara Mustapha durch Ungarn gewälzt. Wie lange noch wird es währen, und die entscheidende Schlacht ist geschlagen, die Reichshauptstadt bedroht und an das christliche Europa die Frage gestellt, ob es dem Islam verfallen wolle. Alle Schrecknisse des Krieges rumoren über der Versammlung als unheimliche Geister in den Lüften, und tragen, aus den Erinnerungen der jüngsten westlichen Kämpfe hervortauchend, die Züge der Marschälle Ludwig's XIV.

„Diese Zeit her, spricht der auf der Kanzel, hatte die Welt, absonderlich unser Europa, einen solchen harten Zustand, welchen so bald kein Medicus wenden kann. Allem Ansehen nach ist es die Cholica, insgemein das Grimmen genannt, da es nichts thut als schneiden und stechen in dessen Leib, indem kein Land fast ohne Krieg ist, kein Reich ohne feindliche Waffen. Von vielen Jahren her ist das römisch Reich schier römisch Arm worden durch stäte Krieg. Von etlichen Jahren her ist Niederland noch niederer worden durch lauter Krieg. Elsaß ist ein Glendsaß worden durch lauter Krieg. Der Rheinstrom ist ein Peinstrom worden durch lauter Krieg. Und andere Länder sind in lauter Elender verkehrt worden durch lauter Krieg. Ungarn führt ein doppeltes Kreuz im Wappen, und bisher hat es viel tausend Kreuz ausgestanden durch lauter Krieg.“

Doch wie ist uns denn? Sind wir nicht aus der Grazer Kirche am Münzgraben und aus der Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens plötzlich in's Wiener Burgtheater des neunzehnten Jahrhunderts versetzt? Würfeln hier nicht Graf Isolan's Getreue? Scherzt dort nicht der

Holl'sche Jäger? Ist es nicht Beckmann, der in der Kutte des Kapuziners jene Rede hält?

„Und das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom.“
„Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —“

In der That mag uns Schiller's poetische Copie helfen und einladen die Bekanntschaft des leibhaftigen Originals zu machen. Den Kapuziner in Wallenstein's Lager kennen wir lange, oft haben wir über seine burleske Strafpredigt gelacht und dem großen Komiker, der vor Kurzem die Bretter des Burgtheaters auf Nimmerwiedersehen verlassen, mit dem innigsten Vergnügen stürmischen Beifall zugejauchzt; aber den Prediger und Satiriker Pater Abraham a S. Clara kennen Wenige, und Viele, die ihn nicht kennen, glauben ihn mit Unrecht verachten zu dürfen.

Zwar die ältere Wiener Generation dieses Jahrhunderts stand ihm noch etwas näher: einzelne seiner Werke wurden neu aufgelegt, andere im Auszuge bearbeitet, Anthologien seiner „sinnreichen Gedanken und scherzhaften Einfälle“ veranstaltet, allerlei Anekdoten über ihn im Umlaufe erhalten, sogar unmittelbar vor dem Jahre 48 (welches alles dies hinweggeschwemmt hat) eine Gesamtausgabe seiner Schriften begonnen. Aber der gerechten Würdigung und Beurtheilung des Paters selbst ist diese ununterbrochene Tradition seines Ruhmes wenig zu gute gekommen. Man behandelte ihn wie die tragische Muse den Clown. Der Clown hat kein Schicksal, keine Freunde, keine Familie, er wird nicht geboren, er stirbt nicht, er hat kein Alter: er existirt einfach zur Belustigung des Publikums und seine Bestimmung ist, diesem Zwecke möglichst vollkommen zu genügen, möglichst häufig herzlichcs Gelächter zu erregen.

Man lachte über Pater Abraham's Witze und schnurrige Geschichten, man entrichtete ihm den Zoll einer gewissen Bewunderung für die virtuose Handhabung seines Metiers: aber eine theilnahmevolle Frage nach seinen Lebensschicksalen, nach seinen menschlichen Beziehungen zu Eltern, Verwandten und Heimath, nach seinem Bildungsgange, seiner Stellung zur Welt, seinen Leiden und Freuden glaubte man ihm nicht schuldig zu sein. Schon seine Zeitgenossen fühlten hierin nicht viel anders. Man wußte nicht einmal sein Alter genau als er starb. Die kurzen Biographien, die man ihm widmete, gaben nur das äußerlichste Gerüst. Kein Wunder, daß die Sage oder freie Erfindung mit einigen schönen Lappen wenigstens dies Gerüst behängen wollte. Da sollte er während der großen Pest 1679 mit Gefahr seines eigenen Lebens von Krankenbett zu Krankenbett der Pflicht des Seelsorgers obgelegen, während der Türkenbelagerung 1683 den Verwun-

deten und Sterbenden auf den Wällen Trost zugesprochen haben — wogegen wir jetzt erfahren, daß er zur Zeit der Pest fünf Monate lang als Capellan des Landmarschalls Grafen Hapos im Landhaus abgesperrt lebte, zur Zeit der Türkenbelagerung in Graz zu predigen hatte. Eine Charakteristik des Mannes zu versuchen, seiner wahren Bedeutung eine sorgfältigere Würdigung zu widmen, hat man sich für überhoben gehalten. Und gleichwohl, so wenig auch z. B. seine Predigten dem Ideal der Kanzelberedtsamkeit entsprachen, so gerechtfertigt in gewisser Beziehung Lessing's Urtheil war, sie seien „allzu elend“; so richtig selbst die überaus strengen Sätze von Gervinus seine wirklichen Schwächen zum Theil trafen — der Pater Abraham, der Schillern als ein prächtiges Original erschien, dessen Wig für Gestalten und Wörter, dessen humoristisches Dramatisiren Jean Paul bewunderte, der Pater Abraham, dessen Büchlein „Auf, auf, ihr Christen!“ Goethe an Schiller mit den Worten schicken konnte: „Es ist ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt,“ — dieser Pater Abraham war es doch wohl werth, daß ihm einige Aufmerksamkeit des Biographen und Litterarhistorikers in unserer überallhin antheilsvollen Zeit geschenkt wurde.

Was keinem anderen Schriftsteller des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts gelungen ist, das hat Abraham a S. Clara vermocht. Was Lohenstein nicht konnte, was Christian Weise nicht konnte, was Gottsched nicht konnte, was Bodmer nicht konnte: das konnte dieser Augustinermönch. Er allein wußte zu jener Zeit einzelnen seiner Schriften einen solchen Zug und Schwung zu verleihen, sie mit einer solchen Kraft der Stimmung zu durchbringen, daß ihnen für uns Heutige noch anziehende und fesselnde Gewalt bewohnt. Abraham ist interessanter und lesbarer als Sebastian Brant, als Murner, als Fischart, als Moscherosch, obgleich vielleicht alle diese Satiriker ihn an Höhe des Geistes und der Bildung weit überragen. Denn Abraham besitzt das Geheimniß der modernen Sprache. Er beherrscht die rhetorischen Mittel, mit denen auch auf der höchsten Bildungsstufe die großen Wirkungen erzielt werden.

Goethe's und Schiller's Aussprüche über Abraham enthalten keine Charakteristik und Würdigung. Aber das bezeugen sie, daß der Mann ihnen noch ein anderes Interesse einflößte, als das bloß litterarhistorische. Dieses allein würde den Pater bei ihnen niemals in ein bedeutendes Licht gerückt haben. Aber das seltene formelle Talent forderte die Anerkennung, welche dem Schriftsteller Abraham die größten deutschen Schriftsteller gezollt haben.

Trotz solcher Anerkennung konnte Abraham bisher noch nicht erlangen,

was doch manchem Unbedeutenderen neben ihm schon zu Theil wurde: eine Monographie. Diese Schuld der deutschen Litteraturwissenschaft hat Herr von Karajan jetzt abgetragen.

Herr von Karajan hat sich der mühseligen und schwierigen Aufgabe unterzogen, aus höchst entlegenen, höchst spärlich fließenden Quellen, aus Kirchenbüchern, Amtsacten, Klosterchroniken, aus den Ergebnissen einer langwierigen und ermüdenden genauen Lectüre der sämmtlichen Schriften Abraham's ein Lebens- und Charakterbild des Paters zu entwerfen. Wie im deutschen Märchen Todtengebein zusammengesucht wird zur Wiederbelebung, so hat es sich Herr von Karajan nicht verbrießen lassen, aus den verborgensten Winkeln die unscheinbarsten Knöchelchen Abraham's sorgfältig aufzulesen, zu säubern, zu ordnen und zur dauernden Belehrung aller Nachfolger gleichsam in einem Reliquienschreine auszustellen. Seine Schuld ist es nicht, wenn an der Gestalt nicht klos wie im Märchen das letzte Glied des kleinen Fingers fehlt, sondern auch mancher Hauptknochen vermisst wird, der ihr erst die volle Consistenz und den inneren Zusammenhang aller Theile verleihen könnte. Die lange Vernachlässigung rächt sich eben, keinen einzigen Brief von Abraham besitzen wir, die Archive der Klöster, an denen er wirkte, sind in alle Winde zerstreut. Wenn nicht ganz unerwartete Funde uns noch zu Gute kommen, so besitzen wir in Karajan's gründlichem und gelehrtem Buch Alles, was wir von biographischen Details über Abraham je erfahren werden.

Gerade über die für uns wichtigsten Punkte ergiebt die Ueberslieferung so viel wie nichts, und finden wir uns lebiglich auf Vermuthungen angewiesen. Ueber Abraham's Reisen nach Rom, seine Gastpredigten, sein allmähliches Aufsteigen in die Ehrenstellen seines Ordens, über manche innere Erlebnisse seines Klosters, die eigenthümlichen finanziellen Beziehungen zum Hofe, die Eifersüchteleien der Ordensgenossen sind wir leidlich vollständig unterrichtet. Weit mehr als diese Dinge aber, die sich doch nicht zu einer allseitigen Anschauung des Privatlebens damaliger Klostergeistlicher verwerthen lassen, ziehen uns die Fragen an, welche die historische Betrachtung vor allen anderen aufzuwerfen hat: welchen Umständen verdankte Abraham's Begabung ihre eigenthümliche Entfaltung? welche Umstände machten ihn zum Geistlichen und zum Mönch? welche Umstände versetzten ihn auf den Schauplatz seiner Thätigkeit, der nicht der seiner Heimath ist? wie war eine solche Erscheinung wie Abraham zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland möglich?

In der letzten dieser Fragen liegt zugleich angedeutet, was uns von dem vorliegenden Buche scheidet.

Herr von Karajan lehnt eine kritische Würdigung der Werke Abra-

ham's ausdrücklich von sich ab, und läßt sich auf die Erörterung seiner historischen Bedeutung überall nicht ein. Wir haben kein Recht ihm aus dieser Selbstbeschränkung den geringsten Vorwurf zu machen. Aber sein Verhältniß zu dem Helben seines Werkes hat dadurch so sehr den Charakter reiner Pietät erhalten, daß die Stimmung, aus welcher es geschrieben scheint, derjenigen nur zum Theil entspricht, mit welcher wir uns gezwungen sehen Abraham zu betrachten.

Wenn die erste Empfindung ihm gegenüber die der Freude über seine originelle Veredtsamkeit ist, so stellt sich als zweite doch allemal Scham, Zorn und Trauer ein, welche im Wesentlichen darauf beruhen, daß Abraham in einem ganzen großen Geistesgebiete der einzige hervorragende Schriftsteller nach allen Richtungen hin, und daß der Ort seiner lebendigsten und eingreifendsten Wirksamkeit die Kanzel, der Beruf, dem er seine beste Thätigkeit zu weihen hatte, die Seelsorge war. Denken wir ihn lebiglich als satirischen Schriftsteller und mit seinem besonderen Talente auf seine besondere Art denselben Zwecken dienend, für welche damals die Edelsten Deutschlands lebten: so würde es wenige Männer jener Zeit geben, auf denen unser Blick mit gleichem Wohlgefallen ruhte. So aber — wenn wir fragen: wie war eine solche Erscheinung wie Abraham zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland möglich? so heißt dies nichts anderes als: wie war es möglich, daß zu derselben Zeit, wo der Hof von Berlin einen Leibniz und Pufendorf sah, das deutsche Geistesleben an dem Hofe von Wien durch den einzigen Abraham a S. Clara repräsentirt war? wie war es möglich, daß zu derselben Zeit, in welcher Spener dem Protestantismus Erneuerung und Läuterung brachte, in der katholischen Welt von Deutschland sich der begabteste Prediger zum Possenreißer erniedrigte, und das heilige Amt der sittlichen Volksbildung am besten zu verwalten meinte, indem er seine Strafreben an die Nachlust einer unterhaltungsfüchtigen Hauptstadt adressirte?

Es lag nicht an einer Begrenztheit von Abraham's Talent. Wir werden sehen, daß dieses sich auf dem ernstern Gebiete ebenso reich und kräftig bewährte wie auf dem komischen.

Es lag nicht an einer Speculation Abraham's auf den Beifall der Menge. Wir werden ihn als reblichen und wahrhaften Charakter kennen lernen, dem nichts so verhaßt war wie Schmeichelei und Liebedienerei, und der niemals mit Bewußtsein zu verwerflichen Mitteln gegriffen hätte, um sich in die Gunst des Publikums zu setzen.

Es lag an etwas Anderem. Dem Talente Abraham's, sagt Jean Paul, schadete nichts als das Jahrhundert und ein dreifacher Ort: Deutschland, Wien und die Kanzel. „Das Jahrhundert und Deutschland“ müssen wir

abziehen, aber „Wien und die Kanzel“ wird sich uns bestätigen. Darin liegt es, daß Abraham's Bild in unserer Vorstellung schwankt zwischen einem strafenden Propheten und einem Hofnarren oder Hanswurst.

Auf allen Blättern der Abraham'schen Schriften quillt uns die Fülle von Wörtern und Wendungen entgegen, die ausschließlich dem österreichisch-bayrischen Dialekt angehören. Wir bewundern seine Vertrautheit mit dieser Mundart, er kennt ihre verborgensten Liebslichkeiten und dankt solcher Kenntniß einige seiner schlagendsten Wirkungen. Wir meinen daß nur ein Einheimischer sich die Volkssprache in so hohem Grade angeeignet haben, so souverän darin herrschen könnte. Dennoch war Abraham kein Payer oder Oesterreicher. Er gehörte durch seine Geburt Schwaben an, Bayern nur durch die Abstammung des Vaters und seine Erziehung, Oesterreich durch den größten und besten Theil seines Lebens.

Abraham oder, um ihn mit seinem bürgerlichen Namen zu nennen, Hans Ulrich Megerlin kam in Kreenheinstetten, einem kleinen abgelegenen Dorfe des oberen weißen Jura, den 2. Juli 1644 zur Welt. Seine Familie war leibeigen, sein Vater Wirth und ein ziemlich wohlhabender, aber mit Kindern reich gesegneter Mann, der seine Heimath Wasserburg am Inn vermuthlich früh verlassen hatte.

Daß der kleine Uli „gar vielmal's barfüßig unter denen Schweinen, Gänsen, Enten, Hühnern gestanden und sie gehütet oder ihnen sonst Compagnie geleistet,“ wie ein Zeitgenosse erzählt, war nur in der Ordnung. Unerfättliche Lernbegierde in zartester Jugend, frühes Hervortreten ungewöhnlicher Begabung sagen ihm die alten kurzen Lebensbeschreibungen nach. Und ein rasch und leicht auffassender Kopf von starkem Gedächtniß — das bei Zeiten sich bemerkbar zu machen pflegt — muß er in der That gewesen sein. Daß er kaum auf die lateinische Schule geschickt, schon von den Büchern herab seinen Mitschülern den Katechismus exponirt, brauchen wir darum, demselben alten Biographen noch nicht zu glauben.

Gleichwohl müssen wir das Treffende der Anekdote anerkennen. Rasch in sich aufnehmen, rasch von sich wiedergeben ist wirklich Abraham's Weise. Er eignet sich das Verschiedenartigste so unbesehen an. Es ist ein Repositorium für alle möglichen Kenntnisse, wie die Bücher einer Bibliothek langt er sie sich zum Gebrauch herunter und stellt sie wieder an ihren Ort: das Buch aber bleibt das gleiche, kein Buchstab darin verändert sich, kein Gedanke eines Gedanken wächst neu hinein.

Und noch ein anderer Grund läßt uns wünschen, jene wahrscheinliche und mögliche Erzählung möchte auch wirklich wahr sein. Es wäre uns

dann eine sehr früh hervorbrechende natürliche Anlage und Lust zur Prebigt bezeugt. Seine spätere Standeswahl läge in den Neigungen seiner Kindheit schon vorangebeutet.

Die lateinische Schule, von der die Rede ist, war in Möskirch, zwei Stunden von Kremsmünster. Von hier kam er zwölf Jahre alt zu den Jesuiten nach Ingolstadt, dann im Herbst 1659 nach Salzburg, zu dessen Gymnasium und Universität damals mehrere dreißig Benedictinerklöster des oberen Deutschland ihre besten Kräfte stellten.

Wenn wir diese Kräfte nach den Früchten ihrer Wirksamkeit an unserem Abraham beurtheilen wollen, so können sie uns nicht eben sonderlichen Respect einflößen. Ein einziges genügt vollständig, um die Höhe der Bildung zu bemessen, welche dem gläubigen Jünger auf diesen Schulen mitgetheilt wurde: die Art und Weise wie Abraham von der Philosophie spricht.

Er ist kein Feind der Philosophie. Aber er ist ihr nur darum gewogen, weil er keine Ahnung hat von der Gefahr, welche dem Glauben durch sie drohen konnte. Und er hat keine Ahnung von dieser Gefahr, weil er — im Jahrhundert des Bacon, Descartes, Spinoza, Locke, Leibnitz! — keine Ahnung hat von dem was Philosophie ist und was Philosophie will.

Er schreibt begeistert den Preis der Wissenschaft und in erster Linie den der Philosophie, weil sie, „wo mancher zuweilen hundert Griff versucht ein verwirrte Frag recht zu entörtern und gleichwol letztlich mit dem Verstand scheitert, alldort ohne Mühe besser als ein macedonischer Alexander solchen Knopf auflöst.“ Was sind aber das für Knöpfe, die „der Philosophus“ so geschickt aufzulösen versteht? Sieben tiefe Probleme werden uns beispieleweise vorgeführt mit dem Refrain: „Die Ursach weiß der Philosophus.“ Nämlich: warum ein satter Mensch leichter sei als ein nüchterner; warum einem verstorbenen Menschen Haar und Bart wachse; warum ein im Vollmond geschlagenes Holz dem Wurmfisch unterworfen, ein im Neumond geschlagenes nicht; warum eine Pfanne mit Wasser über das Feuer gestellt unterwärts am Boden ganz kalt werde; warum ein Brunnen in der größten Sommerhitze kälter sei als mitten im Winter, „da der rauhe December allen Bäumen die Haare einpulvert;“ warum derjenige, der sich an Wein berauscht, in der Regel nach vorwärts, derjenige, der von Bier vollgetrunken, aber rücklings zu Boden falle; warum eine Rose an Wohlgeruch zunehme, wenn sie in der Nähe des Knoblauchs wachse. — Das nenn' ich mir doch einmal eine unschuldige Philosophie, der gesammten Orthodoxie zur Erneuerung hiermit bestens empfohlen. Sie mag demungeachtet mit unserem Abraham den Aristoteles verherrlichen

als „ein Licht der Weltweisen, einen Fürst der Weltweisen, eine Zierde der Weltweisen, ein solch ansehnliches Gemüthe.“

Zu einer gewissen Niedrigkeit des geistigen Standpunkts war mithin Abraham durch seine Bildung wohl für immer verurtheilt. Doch aber blieb das freigegebene Feld noch immer groß genug, um eine bedeutende Individualität darauf zu entfalten.

Abraham war aus dem Volk hervorgegangen. Die starken, etwas ungeschlachten plebejischen Züge sind seiner ganzen Art stets aufgeprägt geblieben. Er ist durch kein Läuterungsfeuer gegangen, welches ihm die verben Auswüchse versengt hätte. Die heimischen Verhältnisse selbstverständlich, aber auch die Schulverhältnisse scheinen ihn an der freien Entfaltung seines eigensten Naturells nie gehindert zu haben. Dies Naturell muß aber von Anfang an die entscheidenden Züge getragen haben, die wir an dem Manne erkennen. Die Heiterkeit des Gemüthes, das Talent und die Freude zu Scherz und Spott, die Fähigkeit Andere lachen zu machen müssen schon damals in ihm vorhanden gewesen sein. Insofern gleich der Knabe, der seines Vaters Schweinen Compagnie leistete, dem Augustiner-Mönch, der Kaisern und Fürsten zu predigen hatte, so genau als nur ein kleiner Uli einem großen Ulrich-Abraham gleichen kann.

Der fröhliche Sinn und das satirische Vermögen kann nur genährt und gesteigert worden sein, als er aus dem stillen Winkel Schwabens in das zu jener Zeit belebte geräuschvolle Ingolstadt versetzt wurde, wo der Jesuitenjüngling angehalten war die Fehler seiner Mitschüler zu erspioniren, wo unter jesuitischer Anleitung die Phantasie keineswegs verkümmerte; wo z. B. in jesuitischen Schauspielen man gewiß seiner bald erkannten Begabung die entsprechenden Rollen anvertraute.

Die äußere Cultivirung der heiteren Lebensrichtung war ihm dagegen vermuthlich sowohl in Ingolstadt wie in Salzburg versagt. Die Ungebundenheit des Studentenlebens begann erst nach dem strengen Zwange des Gymnasiums. Man trat an die Universität wie aus dem Gefängniß an das Licht der Freiheit. Um so sehnsüchtiger mochten die Schüler zu Ingolstadt und Salzburg auf die Herren Studenten blicken und manches lustige Vieh heimlich erlauschen, an manchem lustigen Streich aus der Ferne ihr Vergnügen haben. Abraham's Werke sind voll von Beziehungen, die man für Reminiscenzen halten möchte, so lebendig treten sie auf.

„Qualis est vita auf der Welt,

Quae mihi semper wohlgefällt?

Ist es nicht das Studentenleben?

Ita vero, das ist's eben.

Studenten sind jucundi, bisweisen saribundi.“

Ernte Abraham allmählich um sich schauen und beobachten, was in der Welt vorgeht, so scheint er bereits in Salzburg auch die Direction auf eine andere Art der Beobachtung, auf das gelehrte Sammeln und Aufhäufen von allerlei Wissenstram erhalten zu haben.

Unter seinen dortigen Lehrern war der bedeutendste der Pater Otto Aicher aus St. Veit in Niederbayern und um so einflußreicher, je näher sein eigenes Alter noch dem der Schüler stand. Dieser Aicher zeigte sich später als fruchtbarer Schriftsteller, unter anderem als Veranstalter von Blumenlesen, von Sammlungen schöner Stellen aus verschiedenen alten Schriftstellern. Er mag seine Zöglinge zu ähnlichen Arbeiten, zu gleicher Verwerthung ihrer Lectüre angehalten haben. Dann aber zweifeln wir nicht, daß Abraham schon damals in erster Linie auf Anekdoten, pointirte Geschichtchen und witzige Dicta aus war. Derselbe Aicher bekundete später Kenntniß vieler neuerer europäischer Literaturen. Er mag wenigstens außerhalb der Schule auch zur Beschäftigung damit angeregt haben. Und Abraham legte vielleicht den Grund zu seiner Belesenheit in weltlichen Autoren, besonders in Novellendichtern, gleichfalls schon damals.

Im Herbst 1662 verläßt Ulrich Megerlin das Gymnasium und Salzburg, noch in demselben Herbst 1662 setzt der Noviz Abraham a Sancta Clara in dem Kloster Maria Brunn bei Wien Augustiner Barfüßer-Ordens seine Studien fort.

Ist ihm der Entschluß schwer geworden? Hat er ihn freiwillig oder überredet oder gezwungen gefaßt? Kniet er wohl vor dem wunderthätigen goldenen Gnadenbild Mariä und betet um Ausdauer und frommen demüthigen Sinn? Oder sieht er erfreut die Scharen der Wallfahrer heranpilgern und malt sich im Geiste aus, wie er einst so große Versammlungen der Gläubigen und noch größere durch die Gewalt des Wortes hinreißen, ihre Gemüther gleichsam an seine Lippen binden würde? Oder schleicht er in Auwandlungen von Reue oder Zweifel, versenkt in Sehnsucht um das Weltleben, um fröhliche Genossen, durch die düsteren Gänge — da tritt er wohl in die Küche und spricht selbst trostbedürftig dem frommen Thomerl Trost zu, — dem er drei Decennien nachher einige Worte der Erinnerung weihte, dem alten kleinen Laienbruder, der über das Geschirr gebeugt steht und spült und murrte und spült — als er todt war, glaubte man ihn immer noch zu hören, wie er nächtlich wusch und die Schüsseln hinsetzte —? Doch was hilft es, sich dies alles vorzustellen? In das Dunkel einer Menschenseele dringt kein Blick, wenn sie selbst sich nicht eröffnet. Und wie Wenige besitzen den Schlüssel zu ihrer eigenen Brust. Vielleicht waren Abraham und alle seine Zeitgenossen sehr weit entfernt von dem sentimentalischen Bedauern, das uns Heutige immer un-

willkürlich bei den Begriffen Mönch und Kloster anwandelt. Vielleicht sollten wir unseren Helden im Gegentheil beglückwünschen über die gebotene Gelegenheit so rasch seine Carrière beginnen zu können, so nahe schon der Kanzel, dem künftigen und vermuthlich ersehnten Schauplay seiner Thaten, gerückt zu sein.

Auffallend bleibt doch immer die Eile, mit welcher der Achtzehnjährige, noch vor Vollendung seiner Studien, in den Orden trat, und gerne möchten wir wissen, ob nicht doch äußere Einflüsse ihn dazu bestimmten. Auffallend sind überdies die immer weiteren Distanzen, in denen er sich von seiner Heimath entfernt, mindestens müssen sie auf besonderen Gründen beruhen, über die uns bestimmte Nachrichten entgehen. Ausdrücklich erfahren wir nur, daß seine Aufnahme in's Kloster auf Recommendation des päpstlichen Nuntius Carlo Caraffa erfolgte. Aber auch das ist nicht wenig auffallend, daß wir den selbeigenen Wirthssohn von Kreenheinstetten so vornehmer Protection genießen sehen. Er kann freilich zu Ingolstadt und Salzburg vielfach in Verührung mit höher gestellten Geistlichen gekommen sein und sich ihnen durch seine glücklichen Fähigkeiten selbst empfehlen haben. Aber der Ordensname Abraham, den er wählte, leitet auf eine andere Vermuthung.

Als unser Abraham schon die Schwelle seines Predigerruhmes überschritten hatte, im Mai 1680, starb zu Altötting in Bayern ein anderer Abraham, jetzt ein alter blinder verfallener Mann, ehemals ein rüstiger Herr, der in der geistlichen Welt von Tirol, Oesterreich, Bayern, ja bis in die Schweiz hinein als musikalische Autorität eine große Rolle gespielt hatte. Er war ein kunstreicher Orgelspieler und tüchtiger Capellmeister, der in siebzehn Klöstern die Einführung oder Verbesserung der Kirchenmusik leitete und an die 2000 musikalische Compositionen hinterließ. Geabelt und zum Canonicus in dem berühmten Wallfahrtsorte Altötting erhoben, ließ er über 20,000 Gebetbüchlein deutsch und lateinisch drucken, speiste ganze Schaaren von Wallfahrern auf seine eigenen Kosten und erwies sich überhaupt so freigebig, daß er schließlich beinahe selbst in Noth gerieth.

Dieser Abraham war unseres Helden Vaterbruder und scheint die — für uns wenigstens unsichtbare — Hand gewesen zu sein, welche dem schwäbischen Wirthssohne die Schicksalsfäden schlang und seine Jugend, so wie wir sie kennen lernten, gestaltete. Ein alleinstehender Mann in guten Vermögensverhältnissen pflegt ja wohl aus der zahlreichen Familie naher Verwandten sich eines begabten Kindes anzunehmen und es wie sein eigenes in der Welt zu schützen und zu fördern. Hier kam noch ein besonderer Umstand hinzu: das Jahr der Uebersiedelung unseres Abraham von Ingolstadt nach Salzburg, d. h. von den Jesuiten zu den Benedic-

tinern, fällt mit dem Todesjahre seines Vaters zusammen. Dies war also wohl der Augenblick, in welchem der Oheim die Sorge für die Erziehung der Waise übernahm, und vermuthlich war er kein Freund der Gesellschaft Jesu.

Der alte Abraham stand zu dem österreichischen Hause in näherer Beziehung, indem er einer Erzherzogin seine erste Anstellung — in ihrer Capelle — verdankte, nachher der Hofmusik eines Erzherzogs angehörte, und auf diese Beziehungen hin hatte er von Ferdinand III. die Erhebung in den Adelsstand erlangt: er suchte vielleicht auch den Neffen in die Nähe des kaiserlichen Hofes zu bringen und benutzte seine Verbindungen in Wien zu diesem Zwecke. Vielleicht drängte er ihn, seine Laufbahn möglichst früh zu beginnen: die strenge Disciplin des Barfüßer-Ordens wird er ihm nicht aufgezwungen haben: dem Neffen dagegen mochten die großen Beispiele alter Prediger der Bettlerorden dabei vorschweben, da nun einmal auf der Seite des Predigeramtes sein offener Beruf lag.

Der Altöttinger Canonicus soll im Jahre 1660 vom Pabste zum Protonotarius apostolicus ernannt worden sein. Bei dieser Gelegenheit, wo nicht früher, mag er die Bekanntschaft des Nuntius gemacht und zwei Jahre später dessen Recommandation für seinen Neffen in Anspruch genommen haben. Der Neffe aber, vermuthen wir, gab seinem schuldigen Danke gegen den alten Canonicus dadurch den angemessenen Ausdruck, daß er beim Eintritte in die geistliche Gemeinschaft den Namen Abraham sich beilegte und so gleichsam des Oheims Schatten seinem künftigen Leben als unzertrennlichen Begleiter gesellte.

Nachdem Abraham die theologischen Studien absolvirt und den Doctorgrad erlangt, auch in Wien seine erste Messe gehalten, zeigte er sofort so bedeutende Anlagen zur öffentlichen Rede, daß er alsbald nach dem Augustinerkloster Maria Stern zu Taza in Bayern als Feiertagsprediger abgeordnet wurde.

Taza war ein stark besuchter Wallfahrtsort zwischen Augsburg und München, von einem schattenreichen Fichtenwäldchen umkränzt, an dem Flüsschen Glana gelegen. „Die überaus angenehme Gegend und von Natur wohlgeordnete Beschaffenheit des Orts wurde noch mehr geabelt durch die klaren Wasserquellen, welche durch hervorbringende Brunnadern die kleinen Fischteichel daselbst mit unabsehblichem Einfluß erfüllten.“ So beschreibt es Abraham selbst, der seinen persönlichen Beziehungen zu dem Orte in dem Wallfahrtsbüchlein „Gack, gack, gack, gack à Ga,“ worin viele erbauliche und alberne Wundergeschichten mit gläubiger und Glauben verlangender Miene vorgetragen werden, ein Denkmal gesetzt hat.

In diesem Ecken Deutschlands also entfaltete zuerst jene Verebtsam-

keit ihre Schwingen, deren Ruhm bald die Donau auf und ab in Bayern und Oesterreich, in Steiermark und Krain, in Böhmen und Mähren sich ausbreiten sollte.

Nur kurze Zeit blieb Abraham in Laza. Seine hervorragende Vergabung wurde auf den größeren Wirkungskreis von Wien zurückberufen, im Jahre 1668 oder 1669 etwa. Und mit einer Unterbrechung von sieben in Graz zugebrachten Jahren (1682—1689) hat er, in seinem Orden allmählich zum Prier, Provinzial und Definitor aufsteigend, hier unermüdet und unter nie erkaltender Theilnahme des Publikums auf der Kanzel der Augustinerkirche an Sonn- und Feiertagen das Predigtamt bis zu seinem Tode, 1. December 1709, verwaltet.

Er war unbestritten der erste Prediger des katholischen Deutschlands. Von nah und fern suchte man ihn zu Gastpredigten zu gewinnen. Vor Allem in Wien und dessen Umgebung selbst gab es wenig hohe und vornehme Kanzeln, die er nicht gelegentlich betreten hätte. Bei der höchsten und vornehmsten von allen hatte er von Anfang an regelmäßige Verpflichtungen: die Augustinerkirche war Hofkirche. Und in äußerer Anerkennung dieses Verhältnisses wurde Abraham 1677 durch die Ernennung zum Hofprediger geehrt.

Es thut uns wohl zu sehen, welche Freimüthigkeit Abraham in dieser Stellung entwickelte. Und das Lob eines ehrenhaften, furchtlosen und durchaus wahren Charakters darf ihm Niemand vorenthalten. Es geschieht im Bewußtsein der eigenen Integrität, wenn er gegen seine geistlichen Standesgenossen loszieht, welche ihre Zungen in lauter Honig und Del tauchen, und welche eines geistlichen Interesses halber mit der Wahrheit nicht heraus wollen. Und wenn er uns erzählt, es gebe gar wenig Prediger, welche sich unterstehen, gegen öffentliche ärgerliche Sünden und Laster zu reden, so bezeugt jedes Blatt seiner Werke, daß ihm nichts ferner als solche Scheu lag.

Wie bitter und rücksichtslos, nichts verhüllend, nichts entschuldigend, liest er den Geistlichen den Text, welche oft Noah's Zimmerleuten nicht unähnlich seien, die anderen die Arche bauten, sich selbst aber nicht retten konnten und mit den übrigen Menschen in der Sündfluth zu Grunde gingen. Mit den Eulen vergleicht er sie, welche das Del nächtlicher Weile aus den Lampen schlürfen, und so von der Kirche erhalten werden, sonst aber nichts nützen. Es wäre unerhört und hätte vermuthlich Amtsfuspension zur Folge, wenn ein heutiger Prediger sich auf solchem Mangel an Corpsgeist betreten ließe.

Was für Dinge sagt Abraham dem Adel in's Gesicht! Wie wirft er ihm seine Standesvorurtheile, seinen Ahnenstolz, seine Aufgeblasenheit

und Zehren von den Verdiensten der Vorfahren, seine rücksichtslose Aus-
saugung und Bebrückung der Bauern vor, denen vor lauter Frohnarbeit
kein Tag in der Woche mehr für ihre eigenen Geschäfte bleibe. Ja, er
geht so weit, zu einer Zeit, wo das Andenken Stephan Fadinger's und
des oberösterreichischen Bauernaufstandes noch lebendig war, an das revo-
lutionäre Lied zu erinnern: „Als Adam ackerte und Eva spann, wo war
denn damals der Edelmann?“

In welchem Tone redet er vom Hofe! Bei Hofe komme die Redlich-
keit wie der Palmesel nur alljährlich einmal an's Licht. Bei Hofe sei so
viel Treue zu finden, als Speck in den Judenküchen. Bei Hofe gehe man
mit verdienstvollen Leuten um wie mit den Nußbäumen, in die bei der
Ernte mit Prügeln hinein geworfen werde, zum Lohne, daß sie Früchte
tragen. Bei Hofe behandle man die Bediensteten wie Limonien, die man
hinter die Thür werfe, sobald kein Saft mehr in ihnen. Bei Hofe be-
kleide man die Nackten — aber nur die Wahrheit, welche daselbst niemals
bloß erscheinen dürfe. Bei Hofe speise man die Hungernden — aber nur
mit Worten. Und so weiter, ein langes Sündenregister. Endlich: „Du
wirfst bei Hofe sehen, daß allda wenig Metall: aber viel Erz, viel Erz-
diebe, Erzschelme, Erzbetrüger ꝛc.“

Es ließen sich noch viele ähnliche, ausgeführte, witzsprühende, zorn-
funkelnde Stellen mittheilen, worin die ganze Lügenhaftigkeit und Heuchel-
lei des Hofgetriebes, die Unmöglichkeit, daß unabhängige Männlichkeit in
dieser Atmosphäre sich halten könne, schonungslos in unerschöpflicher Fülle
der Gleichnisse beleuchtet wird. Mit wahren Entzücken sehen wir ihn
über die Mächtigen der Erde unbarmherzig zu Gericht sitzen, den Sohn
des unglücklichsten, verachtetsten, mißhandeltsten, des seit Jahrhunderten
zertretenen und geschundenen Standes, den Leibeigenen von Knechten-

Abraham ist mit Herz und Kopf, zu seiner Ehre sei es gesagt,
in jener Zeit des Buhlens um Hofgunst, obwohl ihm die höchsten
Kreise offen standen, stets ein ganzer und echter Plebejer geblieben. In
hochadeliger Gesellschaft fühlte er sich nicht wohl und bei Hofe fürch-
tete er auszugleiten auf dem Eise, das dort mitten im Sommer gefro-
ren sei.

Den Machiavell, der damals in Deutschland sehr in Mode stand,
bewundert und zum Lebensführer gewählt wurde, nicht daß man seine
Größe erkannt hätte, sondern weil man einen Lehrmeister der Nichtsnutzig-
keit an ihm zu haben glaubte, — den „klugen, spitzfindigen“ Machiavell
verachtet unser Abraham als einen Menschen, von dem man nicht wisse,
ob er mit all seinem Anhang mehr belachens- oder bemitleidenswürdig

sei. *) Hier steht Abraham ganz auf der Höhe der Zeit, als ein Mitstreiter in den Reihen der Guten und Ehrlichen gegen das System der Politik, welches der dreißigjährige Krieg gezeitigt hatte. Nichts war populärer damals und bei den satirischen Schriftstellern und den Pamphletisten ein beliebteres Thema als der Kampf gegen die „Staatsraison.“

Im Drama trat Ratio Status — dieser „Teufels-Katechismus,“ diese „umgekehrten zehn Gebote“ (inversus decalogus) — als ein Quacksalber auf, welcher die von Spaniern und Franzosen ausgeplünderte und an den Bettelstab gebrachte kranke und hinfällige Dame Deutschland erst vollends ruiniert. In der allegorischen Weise der Zeit wurde sie als eine Jungfrau dargestellt, vor welcher alle Großen und Mächtigen, alle Potentaten der Erde auf den Knien liegen, sie aber hält eine Waage in der Hand, auf deren tiefer stehender Schale die Begierde nach Machterweiterung, auf der anderen hoch empor geschwellten das Recht sich befindet.

Abraham seinerseits äußert Zweifel, ob er im Himmel broben irgendwelche heilige Hof-Ministros und vornehme Hofräthe antreffen werde, — „weil bei dergleichen gar oft Ratio Status — ein Wunderthier ist dies — das Gewissen in die Schanz schlägt.“ Er führt Kaiphas als Vorgänger dieser Politiker ein, der bei der Verurtheilung Jesu gesagt habe: „Unschuld hin, Unschuld her, es ist besser, daß einer zu Grunde gehe als wir Alle.“ Ingrimig fragt Abraham, ob denn Ratio Status von dem Gewissen, von dem Gebote Gottes und der Kirche emancipirt sei? Er befürchtet, es werde eine Zeit kommen, wo Ratio Status das eigene Reich zu Grunde richten und nicht, wie jene meinen, ein Grundstein desselben sein werde.

Aus einer gewissen Allgemeinheit der Polemik und Kritik darf, kann oder will indeß Abraham auf dem politischen Gebiete nicht heraustreten. Er sagt wohl den großen Herren im Allgemeinen, sie sollten sich doch endlich einmal die Brille auf die Nase setzen, und nicht immer durch die Finger sehen, mit der Justiz nicht so verfahren als mit einem Gewölbe von Spinnweben, wo die größten Insecten durchbrechen und die Rücken hängen bleiben, sie sollten nicht dem Desillirkolben gleichen, der aus der Blume die letzten Tropfen heraussaugt. Er sagt den Obrigkeitlichen, daß sie einer Hospitalsuppe gleichen, auf der wenig Augen sind, den Beamten überhaupt, daß sie gar zu barmherzig seien, nicht in der Beherbergung eines Fremblings, sondern des fremden Gutes; daß sie bei geringer Besoldung sich Accidentien verschaffen, indem sie ihr Amt treu verwalten,

*) Die Stelle, angeführt von Karajan, S. 126, ist übrigens entlehnt aus Balth. Schuppis Schriften (Hanau 1663) S. 421.

wie die Kage die Speisekammer. Er hebt an den zahlreichen Stellen, wo er die Macht des Geldes schildert, immer auch die zerrüttenden Wirkungen auf dem Gebiete der Justiz und Verwaltung hervor.

Aber directer Tadel einer Regierungsmaßregel, Bloßlegung der innersten Schäden des Staatswesens, in dem er lebte und wirkte, ging doch vermuthlich über das Maas dessen hinaus, was er sich erlauben durfte. Es hätte sonst aus unmittelbarster Erfahrung hinweisen können auf die älteste und tiefste, die unaufhörlich eiternde Wunde des Habsburgischen Staates. Der österreichische Sackel war unter Leopold I. manchmal so leer, daß man die Couriere nicht bezahlen konnte, die man zu entsenden hatte. Man schätzte die Staatseinnahmen auf 12 Millionen Gulden: davon kam aber oft nicht die Hälfte in die Kasse. Die Defraudationen waren massenhaft, und die Leiter des Finanzwesens gaben dazu das Beispiel: im Jahre 1680 wurde der Hofkammer-Präsident Graf Sinzenborff wegen schlechter Verwaltung, Amtsvernachlässigung, Diebstahl, Meineid, Betrug seiner Aemter entsetzt und zu einem Schadenersatz von einer Million und 970,000 Gulden verurtheilt.

Auch Abraham's Kloster hatte unter der öffentlichen Finanzcalamität zu leiden. Von 1676—1690 konnte die Hofkammer (Finanzministerium) die den Augustinern schuldigen Beträge für Messen, Musik und andere im Interesse des Hofes geleistete geistliche Verrichtungen niemals vollständig ausbezahlen, so daß schließlich ein Schuldbetrag von 6674 Fl. aufgelaufen war. Und da „bei diesen beschwerlichen Zeiten“ die Hofkammer die ganze Summe zu hoch fand, mußte sich das nicht sonderlich wohlhabende Kloster mit 5000 Fl. begnügen. Im Jahre 1704 wurde das Kloster gezwungen, seinen ganzen Kirchenschatz und all' sein Silber in das kaiserliche Münzhaus zum Einschmelzen abzuführen. Die jährliche Interessenzahlung dafür versprach man wenigstens.

Abraham wagte nur jene leise Andeutung über das wenige Metall, das bei Hofe zu finden sei.

Gleichzeitige Geschichtschreiber Leopold's sprechen ihre Verwunderung aus über die große Freiheit, welche die Reden des Hofpredigers genossen, und schlagen daraus natürlich Capital für den Ruhm ihres Helden, den sie den Großen nennen. Aber es widerspricht durchaus nicht der Natur dieses Monarchen, so weit wir sie kennen, daß es ihm Freude machte, wenn seine Rätthe und Höflinge ein wenig mit der Brähe des Spotts übergossen wurden und seine eigene über die Satire erhabene Person an Superiorität gewann. Das kleine unscheinbare Männchen mit dem matten Blick und dem wankenden Gang, begabt mit einigen Tugenden des Privatmannes und keiner des Regenten, ruheliessend, bigott und vergnügungsfüch-

tig, mißtraute Allen, die er zu höheren Aemtern berief, um so mehr, je weniger er Vertrauen zu sich selbst besaß. Nach Kobkowitz', seines ersten Ministers, Sturz (1674) bestand er darauf, wie Ludwig XIV. selbst sein erster Minister zu sein, obgleich seine Fähigkeiten, trotz dem Geschäftsverständnis, das man ihm nachrühmte, dazu lange nicht ausreichten und den eigentlichen Beherrschern von Oesterreich, dem spanischen Gesandten und den Jesuiten, dadurch die Zügel des Regiments erst recht fest in die Hände gebrückt wurden.

Außerdem besaß Abraham alle Eigenschaften, welche ihn dem Kaiser angenehm und sympathisch machen mußten. Leopold war unterhaltungsfüchtig: Abraham unterhielt ihn. Leopold liebte die Komödie: Abraham hatte nichts dagegen und dachte günstig vom Verufe des Schauspiels. Leopold war ein Freund weitsichtiger Gelehrsamkeit: Abraham's Predigten und Schriften starren davon. Leopold ließ sich ganz von den Jesuiten leiten, aus denen er seine Beichtväter wählte: Abraham bezeugt wiederholt seine Verehrung vor diesem Orden und preist dessen Verdienste um Zugenberziehung und Heidenbekehrung, Pascal's vernichtende Briefe waren für ihn nicht geschrieben. Leopold duldete in der Mehrzahl seiner Erbländer keine Niederlassung eines Protestanten, suchte in Schlesien und Niederösterreich die Ausrottung des Protestantismus mit den gewaltsamsten und verwerflichsten Mitteln durchzusetzen, ja man glaubte, er habe ein Gelübde gethan, falls ihm die ungarische Empörung zu dämpfen gelänge, Alle, die sich dem katholischen Glauben nicht bequemen würden, aus dem Lande zu vertreiben: Abraham, gleichfalls an seinem Theile bekehrungseifrig, vergaß sich bis zu den unwürdigsten Schmähungen gegen den Protestantismus und dem gemeinsten Geschimpfe gegen Luther, das nur er selbst noch überbietet durch die wüthendsten und sinnlosesten Beschuldigungen der Juden.

Abraham war ferner durchdrungen von großer persönlicher Verehrung gegen den Kaiser. Wir wahrhaftig können ihm darin nicht gleich fühlen, höchstens nachfühlen, wenn wir unparteiische Zeitgenossen die Verehrung theilen sehen. Wir wahrhaftig können Leopold's unerschütterlichen Gleichmuth, die *imperturbabilità dell' animo* nicht mit dem venezianischen Gesandten für eine große Tugend halten, uns graut vor dieser Leidenschaftslosigkeit, dieser Unfähigkeit des Hasses, die mit Grausamkeit, dieser Unfähigkeit der Liebe, die mit Gutmüthigkeit gepaart war. Wir wahrhaftig können eine Freigebigkeit nicht loben, die auf Kosten unbezahlter Gläubiger bewiesen wurde. Wir wahrhaftig können vor der Zartheit eines Gewissens keinen Respect empfinden, welches eben durch seine Zartheit den Jesuiten, den „Directoren der kaiserlichen Conscienz,“ die Handhabe bot,

um die Vertilgung der Ketzerei und die Zurückführung der verirrtten Schäflein als eine unverletzliche Pflicht darzustellen.

Wir wahrhaftig können eine Frömmigkeit nicht bewundern, die zum Fanatismus ausartete, eine Rechtschaffenheit nicht, welche die durch den westfälischen Frieden den Schlesiern garantirte theilweise Gewissensfreiheit auf alle mögliche Weise und durch Eingriff in unzweifelhafte Privatrechte illusorisch machte, eine Gerechtigkeitsliebe nicht, welche Verbrechern die Straßlosigkeit gewährte, wosern sie zum Katholicismus übertraten. Und das ist leider die wahre Gestalt der *sentimenti di religione, di giustizia e di probità*, worauf nach dem venezianischen Gesandten alle Regierungsgrundsätze dieses Kaisers, als auf ihren Eckstein, gegründet waren. Leopold selbst ging mit dem Bewußtsein aus der Welt, dem er auf dem Todtenbette Worte lieh, stets für gute Verwaltung der Justiz gesorgt und Niemand Gerechtigkeit verweigert zu haben. Er starb mit einer Illusion. Zwar daß er allgemein zur Gerechtigkeit dringend ermahnte und so weit er selbst unmittelbar einzugreifen hatte, nach bestem Wissen Gerechtigkeit übte, kann derjenige vielleicht zugeben, der die Hinrichtungen von Cperies als die gerechte Strafe besiegter Rebellen zu vertheidigen wagt. Aber konnte eine Rechtspflege die Unparteilichkeit erreichen, deren unterste Instanz in den Händen von schlechtbezahlten und von der adligen Gutsherrschaft abhängigen Beamten lag? Konnte ein Civilproceß gebedliche Resultate liefern, der den Advocaten jede Verschleppung und jede Ausjaugung der Parteien gestattete, welche dann in der That mit System collegialisch betrieben wurde?

Indeß, ich komme darauf zurück, wer Leopold sah und sprach, wer die ehlen Grundsätze hörte, die er äußerte, wer die Andacht beobachtete, mit der er täglich seinen drei Messen beiwohnte, wer die — sehr übertriebene — Gründlichkeit an sich erfuhr, mit der er die Audienzen abhielt: der mochte wohl geneigt werden, Vieles, was geschah und was er nicht billigte, keineswegs dem guten wohlmeinenden Monarchen zur Last zu legen, sondern Einiges beschönigend zu entschuldigen, Anderes auf die Rätthe und die Organe des kaiserlichen Willens zu schieben. Unser Abraham befand sich ungefähr in diesem Falle. Denn klar sah er ohne Zweifel manche der Schäden, zu deren Beseitigung bei Hofe kaum der gute Wille vorhanden war.

Ich verweile so lange auf diesem Punkte, weil er in der österreichischen Geschichte von einer verhängnißvollen Wichtigkeit ist und zu der merkwürdigen Beobachtung Anlaß giebt, daß die Beurtheilung der Handlungen des Regenten vom 17. Jahrhundert bis in's 19. bei uns keine wesentliche Aenderung erfahren hat. Von wenigen Erscheinungen unserer

Geschichte wendet sich ein grabförmiges deutsches Gewissen mit widerwilligerer Abneigung, als von Kaiser Franz. Gleichwohl leben noch heute zahlreiche Oesterreicher, sonst von tadellosem und feinem sittlichen Empfinden, welche in diesem verschlagenen und hinterhältigen Manne das Ideal eines gewissenhaften und gütigen Herrschers verehren. In dieser Region unseres moralischen Bewußtseins ist der Umschwung eingetreten, seit die Begriffe von Volksrechten und Verfassungen durch deren wiederholten Bruch geschärft wurden. Nach einer anderen Richtung zeigt sich die Wendung in größerer Allgemeinheit erst seit den Erfahrungen des letzten Sommers. Erst jetzt beginnt der Einzelne seine Urtheile über auswärtige, insbesondere deutsche Politik von den traditionellen Maximen der Staatskanzlei mehr und mehr loszulösen: nationale Empfindungen treten endlich hie und da an die Stelle der dynastischen.

Abraham läßt uns erkennen, daß auch in dieser Beziehung der Oesterreicher des siebzehnten Jahrhunderts dem Durchschnittsbürger des neunzehnten gleich.

Kühle Beobachter waren überzeugt, daß man auch unter Leopold denselben Absichten von Unterdrückung des deutschen Reichs und seiner Freiheit nachhänge, welche Karl V. und Ferdinand II. auszuführen versucht hatten. Und auf gar verschiedenartige Phasen der österreichischen Politik paßt vortrefflich, was der schwedische Gesandte im März 1675 seinem Hofe berichtete: „Denn ob man wohl meinen sollte, daß dieses (jene erwähnten Absichten) nichts als Visionen und Chimären wären, womit die philosophischen Politici sich zu ergötzen pflegten, zumalen . . . dem Hause Oesterreich die Flügel dergestalt beschnitten zu sein scheinen, . . . daß es über alle Maßen schwer, ja fast unmöglich sei, den jetzt gemeldeten Zweck zu erhalten: so haben jedoch die Ministri und Schmeichler dieses Hauses starke Opinion und Hoffnung“ — daß Gott der Herr die große Pietät und den Eifer der österreichischen Prinzen für die römisch-katholische Religion und die Austilgung aller Rotten und Kegerien endlich krönen und ihnen die Erreichung ihres Zieles gewähren werde.

Halten wir daneben nun Abraham's lokale Anpreisung der kaiserlichen Politik, „welche nicht aus Ehrsucht ihre Macht zu vermehren sucht, sondern bloß die Ehre Gottes, den Nutzen der Kirche und des h. Römischen Reiches Wohlstand zu befördern geneigt ist“: so sehen wir den Bekämpfer der Staatsraifen abermals blind, auch hier geblendet vom geistlichen Interesse und voll unbedingter Gläubigkeit in die edlen Absichten seiner Regierung, gleichwohl ohne jede Servilität, nur wie ergriffen ohne sein Wissen von einer unheilvollen erblichen Krankheit, welche sehr trefflichen Männern auch heute den klaren Blick noch umschleiern.

Sahen wir nach Allem unsern Abraham für Leopold bequem, gesinnungsverwandt, persönlich anhänglich, politisch loyal, so gab es trotz dieser Bequemlichkeit, Gesinnungsverwandtschaft, Anhänglichkeit, Loyalität für seine scharfe Beurtheilung der Verhältnisse des Hofes und der Großen dieser Erde eine schmale und sehr leicht unversehens überschreitbare Grenze, an welche er schon dicht herangestreift sein muß, wenn er z. B., wie wir sahen, die undankbare Behandlung wahrer Verdienste zu rügen wagte, welche dem Kaiser doch selbst zur Last fiel. Und daß er wirklich einmal die ihm gezogenen Schranken überschritten, also vielleicht dem Kaiser oder Mitgliedern des kaiserlichen Hauses zu nahe getreten, und dafür nicht straflos ausgegangen sei, deutet er selbst an, indem er bemerkt, daß er sich auf dem Hofpflaster einmal eine Blase gegangen habe. Ja vielleicht war sein siebenjähriger Aufenthalt in Graz eine Verbannung und sollte des Hofpredigers Freimuth zur Beschränkung auf unschädlichere Gebiete nachdrücklich anweisen.

Vergegenwärtigen wir uns Abraham's Persönlichkeit, soweit sie uns bisher klar geworden, und nehmen wir dazu noch einige andere deutlich hervortretende Züge, seinen Aberglauben, seinen Wunderglauben, seinen Hexenglauben: so erhalten wir das Bild eines Mannes, der zwar, was seinen Charakter anlangt, ohne erkennbaren Vorwurf dasteht, aber in geistiger Hinsicht, in Bezug auf Bildung und Höhe der sittlichen und religiösen Anschauungen eine Stufe einnimmt, welche sich über die des ganz gewöhnlichen beschränkten Pfaffen nur in sehr wenigen Punkten erhebt. Abraham ist ein unermüdlicher und eifriger Bekämpfer aller menschlichen Schwächen und Laster, unbekümmert in welcher Schichte der Gesellschaft er sie antreffe. Hof und Adel, Geistliche und Beamte schont er so wenig wie Bürger und Bauern, Handwerker und Kaufleute. Den Soldaten hält er vor, sie glaubten ihr Gewissen sei privilegiert; aber er ist doch wieder gerecht genug, in Anerkennung der unleugbaren Besserung dieses Standes seit dem dreißigjährigen Kriege, dem noch herrschenden Vorurtheile entgegenzutreten und zu versichern, auch unter ihnen gebe es wackere Leute, auch die Soldaten hätten einen Platz im Himmel. Wo wir ungerechte Uebertreibung Abraham's vermuthen müssen, dürfen wir seine persönlichen Erfahrungen und seine Lebensstellung als entschuldigende Momente anführen. Wir können z. B. unmöglich glauben, daß die Frau zu Abraham's Zeit durchschnittlich bloß dieses eitle, pußsüchtige, schwaghafte, leisende, kokette und treulose Wesen, zu dem er sie macht, gewesen sei. Aber schon die wenigen Notizen, die wir über seine Mutter besitzen, zeigen uns ein unverträgliches und zänkisches Weib, die so häufig bei ihm wiederkehrenden Vorstellungen unglücklicher Ehen stammen mithin schon aus der

trüben Erfahrung seiner eigenen Kindheit. Für die wo nicht sittliche, so doch ästhetische Besserung, die um ihn her bereits eintrat, die zunächst in übertriebenen Formen sich äußernde Verehrung und halbe Anbetung der Frauen hatte der Mönch keinen Sinn, er sah darin nur schimpfliche Schwäche und Selbsterniedrigung des Mannes. Sogar daß Frauen fremde Sprachen lernen, will er nicht dulden, während doch in dem Einbringen französischer Bildung damals allein das kultivierende Element lag.

Wenn Abraham so nach besten Kräften warnt und mahnt und straft und tadelt, so stellt er doch nirgends ein positives Lebensideal auf, das unmittelbare Geltung beanspruchte. Die sittlichen Ideale, welche er überhaupt vorführt, sind die katholischen Heiligen, abstracte Tugendmuster ohne Realität, der wahren Natur des Menschen möglichst entschieden entgegenhandelnd. Die idealen Gestalten der Zeit selbst, ein Leibniz, ein Eugen von Savoyen, finden bei ihm keine Abspiegelung. Trotz allem gelehrten Kram, trotz aller zur Schau getragenen Vielwisserei und dem gelegentlichen Anpreisen der „Wissenschaft“ steht er doch, wie wir sahen, viel zu niedrig, um etwa seinen Zuhörern das Bild eines ringenden gewaltigen Gelehrten zu entwerfen. Trotz dem begeisterten Aufruf gegen die Türken, trotz dem patriotischen Eifer gegen fremde Moden und Sitten, gelangt er nirgends zur Aufstellung eines Idealbildes vom deutschen Wesen oder auch nur zu einer kräftigen Manifestation nationalen Stolzes und des Gefühls nationaler Ehre und Größe.

Zum Glück tritt in Abraham's moralischen Anschauungen wenigstens die äußere Werkheiligkeit ziemlich in den Hintergrund. „Gott sieht nicht auf das, was der Mensch thut, sondern wie er es thut; er sieht auf den Kern und nicht auf die Schale oder Hülse; der Kern ist die Meinung, die Schale das Werk.“

Sein eigentlich religiöses Empfinden dagegen ist ohne alle Verfeinerung, Vereblung und Innigkeit. Der Mysticismus des Mittelalters hatte sich aus der katholischen Welt nahezu vollständig zurückgezogen. Man kann nicht verlangen, daß Abraham wie jener Angelus Silesius hätte empfinden sollen. Aber er ist auch weit entfernt davon, zu empfinden, wie Friedrich Spee oder Jacob Balde.

So mischen sich überall in dem Menschen Abraham, in der geistigen Besonderheit Abraham die anziehenden und abstoßenden, die ungewöhnlichen und die gewöhnlichen Züge. Er ist ein völliges Kind seiner Zeit, seiner Confession, seines Standes, seines Staates. Mit ihrer ganzen Beschränktheit haben es diese vier ihm angethan. Er unterscheidet sich wenig von der durchschnittlichen geistigen Beschaffenheit eines Katholiken, eines

Geistlichen, eines Oesterreichers vom Ende des 17. Jahrhunderts. Aber er ragt über die Meisten hervor durch seine Rechtschaffenheit, seine Wahrhaftigkeit und die unbefleckene Redlichkeit seines sittlichen Urtheils. Dabei allerdings kam ihm die Ausnahmestellung zu Statten, welche die Kutte des Bettelmönchs verleiht: denn die Besitzlosigkeit ohne die Sorge für den täglichen Unterhalt muß einer privilegierten Existenz gleich kommen. Gegen die Macht, die „alles schlägt, die allem trotzt, die alles treibt, die alles findet, die alles zermalmt und überwindet,“ gegen das Geld — war Abraham für seine Person gefeit.

Bierhundert Jahre vor Abraham, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts durchzog die Donaugelände predigend, lehrend, begeisternd, unabsehbare Schaaren des Volkes mit seinem Worte fortreisend ein anderer Bettelmönch, der weitberühmte Berthold von Regensburg. Bei ihm dasselbe Mischungsverhältniß der geistigen Kräfte, wie bei Abraham. Auch seine Bildung höchst untergeordnet, sein theologisches Wissen nur gewöhnlich, die zelotische Beschränktheit, der Haß gegen die Ketzer in voller Blüthe. Aber welche Sprache! welche Beredtsamkeit! welche Anschaulichkeit! welche fest und sicher ausgeführten Gleichnisse voll Originalität! und welcher Geist des Ernstes und der Herzlichkeit, der dies alles durchdringt und belebt!

So wird auch in Abraham der Theolog, der Gelehrte, ja der Mensch überhaupt weit überboten durch den Redner und Schriftsteller. Nur um dieses willen haben wir uns mit jenem so lange beschäftigt, ohne das ungememe formelle Talent des Redners, das ihn zum Schriftsteller machte, konnten wir seinen Namen vielleicht bloß aus beiläufigen Aeußerungen der Zeitgenossen und hätten von dem eigentlichen Wesen des Mannes keine Ahnung.

Abraham der Redner und Abraham der Schriftsteller — das ist ein und dasselbe. Auch wenn er schreibt, steht er auf der Kanzel und hat ein großes Publikum Aug in Auge vor sich. Und manche selbst von seinen größeren Werken mögen auf wirklich gehaltenen Predigten zum Theil beruhen. Jedenfalls ist die Predigt die einzige Kunstform, in die man sie fassen kann. Daher die ungememe Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Tons, die sie alle auszeichnet und vermöge welcher sie unseren Ansprüchen an den Stil um so viel näher entgegenkommen, als viele andere.

Abraham ist vielleicht unter allen Schriftstellern des ausgehenden 17. Jahrhunderts derjenige, der uns den herrschenden Geschmack seiner Zeit am genießbarsten überliefert. Die unverständig weit ausholende Gelehrsamkeit ist auch bei ihm da. Die endlose Geschichten- und Curio-

sitätenträmerei drängt sich sehr bemerkbar in seinen Schriften auf. An dem Schwulst und Bombast eines Lohenstein hat auch er sein reichlich gemessenes Theil. Wenn in seinen Naturschilderungen „der Erdboden von dem unbefehdenen Winter seines frostigen Arrests entlassen wird und hernach als ein reicher Handelsmann seine wunderschönen Waaren den Augen, Händen und Nasen feilbietet“ oder im Winter „die Stauden mit Schneeflocken bedeckt, als wollten sie dem Mai mit ihren Blüthen trotzen,“ „die Bäume wie ein siebzigjähriges altes Mütterchen mit weißen Haaren überwachsen“ sind, wenn die Sonne, „dieser Fürst der Gestirne,“ der Nebel, dieser „tölpliche Sohn der morastigen Erden“ genannt wird: so zehrt Abraham von dem Capital des Marino und seiner italienischen und deutschen Nachahmer oder bildet neue Gleichnisse in ihrem Sinne aus.

Auf allen diesen Dingen beruht aber nicht der Kern und das Wesen seines Stiles.

Abraham hat mehr als irgend ein anderer deutscher Prosaisler die Fesselung der Aufmerksamkeit des Lesers zum obersten Princip seiner Schreibweise gemacht. Diesem einen Zwecke wird alles Uebrige untergeordnet. Um ihn zu erreichen, setzt Abraham alle nur erdenklichen Mittel in Bewegung. Er sucht Spannung zu erregen, indem er entweder von vornherein ein Programm aufstellt, dessen vollständige Durchführung der Leser oder Hörer dann erwartet, oder indem er umgekehrt an irgend einem entfernten Endpunkte sein Thema anfaßt und das Ganze nach und nach zum Vorschein kommen läßt. Ein einziger wenig complicirter Grundgedanke wird auf die verschiedenste Art gewendet, scheinbar verlassen manches mal, und immer darauf wieder ausdrücklich zurückgegriffen. Die Rede beginnt in der Regel mit einer Ueberraschung, und so jeder einzelne Abschnitt der Durchführung: der Hörer wird bis zum letzten Moment im Ungewissen darüber gelassen, auf welches Ziel der Redner zusteuere. Die Kunst der Steigerung versteht Abraham wie Wenige. Die Form der Frage beutet er auf jede nur mögliche Weise aus. Das äußerste und consequenteste Streben nach Abwechslung, die auf die höchste Spitze getriebene Anschaulichkeit der Darstellung charakterisiren seine Schriften in ihren kleinsten Theilen. Die höchst originellen und meist schlagenden Gleichnisse und Beispiele (um so schlagender oft, je mehr sie allzu roh und niedrig scheinen) ergießen sich in Strömen über jeden Punkt, welcher der Versinnlichung bedarf. Die deutliche und in die Augen fallende Zeichnung mit starken Strichen erstreckt sich herab bis auf das Speciellste. Der Parallelismus thut häufig seine bindende Wirkung, so daß ganze Reihen von Sätzen in Ein System sich zusammenschließen, und die Aufmerksamkeit unaufhaltsam weiter eilt. Man athmet auf, wo das System zum Abschluß

gefangt, und jeder dieser Ruhepunkte vermehrt die Faßlichkeit, indem er ein Mittel übersichtlicher Gliederung abgiebt.

Erwägen wir die Methode von Abraham's Redekunst, so meinen wir wie zwei geheim fortwirkende Mächte die zweierlei Bildungseinflüsse seiner Jugend zu unterscheiden. Zwei Orden, sahen wir, theilten sich in seine Erziehung: die Jesuiten zu Ingolstadt und die Benedictiner zu Salzburg. Von den ersteren rühren die Reizmittel der Phantasie, von den letzteren die aus den entlegensten Winkeln zusammengesleppte und gescharrte Gelehrsamkeit her.

Die Jesuiten befanden sich im Besitze aller der Mittel, welche die damalige ästhetische Bildung an die Hand gab, um die Sinne und Geister gefangen zu nehmen. Bei den Benedictinern fand das ehrenwerthe, aber höchst unfruchtbare Sammelsuriums-Wissen, an welchem die ganze Zeit krankte, bereitwillige und nicht immer präntionslose Pflege. Hier wie dort fand man sich gedrängt, auch das classische Alterthum in seinen Kreis zu ziehen.

Eine beliebte Versinnlichungsweise Abrahamischer Predigten ist es, die alten Götter den christlichen Heiligen zu vergleichen, Vorgänge der Bibel durch griechische Mythen zu erläutern. Eben diese Zusammenstellung von Geschichten des alten oder neuen Testaments oder sonstigen christlichen Inhalts mit Erzählungen der heidnischen Sage, z. B. die Opferung Isaak's mit Andromeda's Befreiung durch Perseus, war die stehende Einrichtung der Comödien, mit denen die Jesuiten überall, wo sie größere Schulen besaßen, das Publikum an sich lockten. Alle Künste der Dekoration, alle Wunderwirkungen der Maschinerie, die Schmeichelei der Musik wurden aufgeboten, um die starker Reize bedürftigen Nerven der Epigonen des dreißigjährigen Krieges in Schwingung zu versetzen. Die geringeren Erregungsmittel der damaligen Schauspielkunst und Theaterdichtung wurden selbstverständlich nicht verschmäht.

In dieser war z. B. sehr gern gebraucht der Effekt des Echos, das etwa einen im Walde einsam Klagen den äßt oder tröstet. Abraham geht in der Verwendung des Echos so weit, daß er dessen vorgebliche Antworten sogar als Beweismittel zu seinen geistlichen Zwecken gebraucht. So etwa: „Wollen wir nicht das Echo fragen: was soll einst aus aller des Menschen Herrlichkeit werden? — Erden“ giebt das Echo zurück. Ober: „Wie hat Luther ausgelegt die heilige Bibel? Echo: übel.“

In den Jesuitenschulen wurden öffentliche Rede-Akte gehalten, wobei ein Gemälde mit allegorischen Figuren vorgewiesen und dessen theils ernste theils komische Deutung zum Gegenstande der Disputation gemacht wurde. Moralische Begriffe zu personificiren und diese Personen in ihrer gan-

zen äußeren Erscheinung wie ein Gemälde in allen Einzelheiten auszuführen und zu vergegenwärtigen, darin entwickelt Abraham große Virtuosität. Da nimmt z. B. die Sünde die Gestalt einer Megäre an, welche Zeuxis gemalt haben soll, der Kopf wie mit Schimmel überzogen, die Stirn wie ein Hackbrett mit Falten durchfurcht, „ein paar Wangen, welche Farb halber einem alten lebernen Feuerkübel gleichen, beinebens aber ganz ungeformt und schlampend wie ein ausgepiffener Dubelsack,“ „der Mund innen wie ein zerstörtes Troja, worinnen weniger Zähne als in einem Laubfrosch, außer daß vornher ein einziger Milchzahn stehen geblieben, welcher so groß, daß er sich über die Oberlippe erhob und schier mit seiner abgewetzten Spitze die Nase kigelte“ u. s. w.

Wie versteht es Abraham aber auch, Gemüths- und Seelenzustände zu versinnlichen, heftige Leidenschaften, wie sie den Menschen verwüsten und selbst sein Aeußeres umgestalten, zu schildern. Seine Schilderungen des Neidigen, des Schmeichlers, des Bornigen, des keifenden Weibes, der zänkischen Ehe, oftmals wiederkehrende und immer doch mit neuen Variationen versehene Themata, bilden wahre Prachtstücke, die man freilich mit Lavater's Feinheit und scharfsichtiger Beobachtungsgabe zusammenhalten muß, um sie nicht zu überschätzen. Unzählige kleine Genrebildchen, unmittelbar der Wirklichkeit abgelaußt, sprudeln von dramatischem Leben. Und das ganze damalige Wien mit seiner Schaulust, Leichtlebigkeit und Bornehmthuerei stellt er uns lebendig vor die Seele.

Kurz, Abraham bewährt überall den schärfsten Blick für die Dinge der Außenwelt, die geschulteste Beobachtungsgabe des Sinnfälligen, den unerschöpflichsten Reichthum an passenden und verdeutlichenden Vergleichen, die höchste und ungesuchteste Präcision des Ausdrucks. Ohne die unumschränkte Herrschaft über die Sprache und über den ganzen Umfang ihres Wortschatzes wäre eine Beredsamkeit wie Abraham's gar nicht denkbar.

Goethe vergleicht einmal Lavater's „Pontius Pilatus“ mit Abraham's Art: „denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will, er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen und sich der Masse anzunähern, die er an sich heranziehen will.“

Die Stelle ist mehr auf Lavater gemünzt als auf Abraham. Dennoch paßt sie auch auf diesen beinaß völlig. Die souveräne Verfügung über die Gesamtmacht des österreichischen Spracharsenals — denn der Schwabe verräth sich nur in wenigen Wörtern und Wendungen — ist eins von den Geheimnissen seiner Wirkung. Für jeden Begriff stehen ihm

im Moment sämtliche Synonymen zu Gebote. Für Ein Wort schleubert er zehn heraus. In einen wahren Wirbelwind von bezeichnenden Ausdrücken hüllt er uns zuweilen.

Was freilich das Grammatische anlangt, so zeigt sich unglaubliche Rohheit und Unwissenheit. Das grammatische Bewußtsein der Oesterreicher war damals hinter dem schriftdeutschen Sprachgesetz doch noch viel weiter zurück als heutzutage. Und das wollen wir nicht loben. Aber das unbekümmerte Hineingreifen in den ganzen Vorrath mundartlicher Wörter war unter allen Umständen einfach ein Gebot der Nothwendigkeit, weil eine Quelle sonst unerreichbarer Effekte. Oder will sich jemand anheißig machen, den Abraham, ohne ihn zu verderben, in reines Schriftdeutsch zu übertragen? Alle Sprachgewaltigen zu allen Zeiten gehen von der innigsten Vertrautheit mit ihrem heimatlichen Volksdialekte aus.

Um indeß Abraham auch auf diesem Gebiete, dem Gebiete seiner eigensten Größe, nicht zu sehr zu bestaunen und über seine Zeitgenossen zu erheben, müssen wir uns erinnern, daß gegen Ende der Siebziger Jahre des 17. Jahrhunderts der Magister Veltßen nicht bloß in die Pöste, sondern sogar in die Tragödie die Improvisation einführte, und daß hierin, wie viel auch andere Momente zu diesem Schritte mitwirkten, doch ein Symptom ziemlich verbreiteter Redefähigkeit erkannt werden muß. Die Elite der damaligen Schauspieler traute sich zu, in freier Rede Alles zu übertreffen — an Wirksamkeit wenigstens — was die deutsche dramatische Literatur bis dahin geliefert hatte. Der Schwülstige par excellence, Lohenstein, übertrifft in den Reden, welche er den Helden seines ungenießbaren Romans Arminius in den Mund legt, stellenweise Alles, was er sonst geleistet, indem er sich darin sogar sparsam und maßvoll, menschlich und einfach zeigt. Darf es uns da wundern, wenn die Redekunst mit das Beste geliefert hat, was uns aus jener Zeit verblieben ist?

Man muß freilich beim Lesen zu überschlagen wissen, um dies Beste ohne Beimischung würdigen zu können. Allzu viel Wust schleppt Abraham mit, der ebenso der Belehrung wie der Unterhaltung seines Publikums dienen sollte. Ganze Allongeperrücken von Geschichten und Notizen stülpt er zur Rechtfertigung einzelnen Behauptungen und Lehrensätze über, oft auch nur, um das eine Glied einer Vergleichung recht unausfüllbar dem Gedächtniß der Zuhörer einzuprägen. Um z. B. zänkische Weiber mit Glocken zu vergleichen, welche ohne Ursache zu klingen anfangen, werden eine langre Reihe solcher Glocken vorgeführt. Aber solche Glocken sind ja sicherlich eine große Wertwürdigkeit, und deshalb war der curiositätenlüchtigen Zeit trefflich gedient mit der Mittheilung. Weniger amüsant auch für sie mochte z. B. eine Zusammenstellung sämtlicher gotteingegebener Träume der

Bibel gewesen sein. Aber stark verfehlt dürfte Abraham den Geschmack seines Publikums doch nur selten haben.

Das stärkste ist, wenn Belege zusammengesucht und über einander gethürmt werden für Dinge, die an sich gar kein Interesse bieten. Z. B. Aufzählung aller Heiligen, die an dem Todestage eines Mannes, dessen Leichenrede eben gehalten wird, gestorben sind. Oder geschichtsphilosophische Erläuterung des Pestjahres 1679 durch die Ereignisse der Jahre 79 sämtlicher Jahrhunderte seit Christus. Dagegen ist, für uns zwar gleich unerträglich, aber doch im Geiste mittelalterlicher Theologie, wenn die Bedeutung der Zahl Drei zur Glorification der h. Dreifaltigkeit erläutert wird.

Die gelehrte Trödelbube, die sich Abraham, wie wir annahmen, in Salzburg unter benedictinischen Einflüssen errichtet hatte, füllte sich nach und nach bis oben voll mit berartigem Kehrlicht. Aber manches gute Stück von Novellen und Schwänken befand sich doch darunter. Niemit die Predigten zu würzen, war verbreitete Sitte, unter Abraham's Vorgängern z. B. von dem Protestanten Balthasar Schupp häufig geübt, den man oft mit Abraham verglichen hat. Doch übertrifft ihn Abraham bei weitem an Witz, Gestaltungskraft und fortreisendem Fluß der Rede.

Abraham trug seine Geschichten sehr kurz und bündig vor, selten ohne originelle Züge, oft mit einer Lebendigkeit, welche auch längst Bekanntes aus der Bibel mit neuem Reiz zu versehen, ja durch spannenden Vortrag zu heben, durch eigene persönliche Theilnahme uns menschlich nahe zu rücken weiß. Z. B. die Erzählung von der Ambassada des göttlichen Couriers Gabriel bei Marien — wie er verdeutlichend sie nennt — unterbricht er, da Maria zaubernd einen Augenblick schweigt, mit der Anrede: „Warum, o seligste Jungfrau, lassest nicht von deinen corallinen Lippen das Fiat ergehen? Du siehst ja daß der heilige Engel, ein von Gott gesandter Botschafter, um solches inständig anhalte.“ In den Bericht über wichtige Entscheidungen versteht er eine ängstliche Spannung wie fast der Mithandelnden und Betheiligten hineinzulegen, so daß wir manchmal bei dem lästigen Geschichtenerzählen uns doch in etwas entschädigt finden.

Dieser Redner, von dessen Kunst die vorstehenden Bemerkungen nur ein höchst unvollkommenes Bild geben, griff nicht auch gleich, als er auf der Kanzel mächtig wurde, nach der Feder, um mit ihr die Einwirkungen des Worts zu unterstützen. Obwohl er oftmals seine Predigten aufgezeichnet zu haben scheint, so ließ er sie doch selten und nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten drucken. Und gehaltene Predigten zur Erinne-

zung für die Anwesenden, zur Kenntnißnahme für die Abwesenden in Druck zu geben ist doch noch immer etwas anderes als eigens für den Druck zu produciren. Worüber sollte er schreiben? Große geistige Fortschritte, die zur Mittheilung drängen, hat er nie gemacht, eine ungewöhnliche Masse von Kenntnissen die ihn zur Schriftstellerei wahrscheinlich ermutigt hätten, war bei ihm nicht aufgehäuft, das satirische Talent hatte sich kaum schon kräftiger hervorgethan, das Leben kannte er vielleicht noch wenig: es bedurfte eines äußeren Anlasses, eines seelenbewegenden Erlebnisses, eines überwältigenden Herandrängens furchtbarer Naturmächte, von deren Druck sich der Geist zu lösen beehrte, während es zugleich die Erfüllung einer öffentlichen Pflicht galt und der Prediger in seiner Rolle blieb.

Dieses Ereigniß war die Pest, welche im Jahre 1679 drei lange Monate hindurch Wien verwüstete. Der schreckliche Feind war kaum gewichen, die zahlreichen Flüchtlinge kehrten zurück, befreit athmete Alles auf, aber nur zaghaft genoß man noch des neugeschenkten Lebens, als Abraham es unternahm, — weniger der allgemeinen Stimmung Ausdruck zu verleihen, als auf das Erlebte zurückzublicken und diese schmerzlichen Betrachtungen zur Kräftigung des sittlichen Bewußtseins zu verwerthen. Sein „Merks Wien! Das ist: des wütenden Todes umständliche Beschreibung“ u. s. w. sollte in erster Linie ein Erbauungsbuch sein.

Als um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Oesterreich mit dem allgemeinen Wohlstand die Freude am Luzus, der übermüthigste Lebensgenuß, in den adelichen Kreisen das zartere Verhältniß zu den Frauen, die feinen gebildeten Formen der ritterlichen Galanterie ihren Einzug feierten, da hielt ein adelicher Mönch, der Bruder Heinrich von Melk, dieser weltfreudigen Gesellschaft, wie das versteinernde Haupt der Medusa, das Bild der Ewigkeit entgegen. Aus dem Contraste der mönchischen Welt- und Lebensanschauung mit dem irdischen Lusttaumel, der ihn selbst einst umwoigt, entsprang diesem ersten deutschen Satiriker die negirende Gemüthsstimmung, die streng urtheilende Beobachtung, die ihn nur mit düsternen Farben das Gemälde seiner Zeit entwerfen ließ.

Jenem Heinrich gleich, unterstützt und selbst wie betäubt von der traurigen Vergangenheit, die eben noch schreckliche Gegenwart gewesen, ruft unser Abraham den Tod herbei, um die menschliche Herrlichkeit, um alle irdische Größe vor seinem Publicum in das Licht zu rücken, worin sie der Bettelmönch erblickt. Wie groß und ruhmreich ist geistliche Tugend, geistliche Entsamung! Wie herrlich ist die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit! Wie gepriesen ist Schönheit, ist Reichthum, wie beseligend Frieden der Ehe, wie hoch zu achten kriegerischer Muth und Tapferkeit! Vor dem Tode gilt das Alles nichts, der Tod hat vor nichts Respect. „So war ich

lebe, schwört der Tod, ich verstehe nicht lateinisch und weiß daher nicht, was Respect für ein Thier."

Voll angefüllt mit Erinnerungen an die Pest ist Abraham's Schrift, mit Erzählungen von rührender Pflichttreue, von aufopfernder Liebe, aber auch mit Schilderungen des Sterbens und der Todten, die bis zum Ekel wahr und anschaulich sind. Die Gestalt des Todes bildet er zu einer gleichsam menschlichen Persönlichkeit aus und steigert den Charakter fast lächelnder und verachtungsvoller Ironie, den er ihm beilegt und bis in die äußersten Spizen consequent durchführt, zu völlig dramatischer Lebendigkeit. Hierin hatte freilich die bildende Kunst mit ihren Todtentänzen ihm vorgearbeitet.

Durch große Mannigfaltigkeit der Gegenstände und die zahlreichen Abwechslungen der Darstellung bei aller Einfachheit des Grundgedankens gehört dieses erste Werk Abraham's zu seinen besten und anziehendsten. Der Satiriker freilich kommt darin noch nicht zu vollem Athem. Denn wenn auch die eingebildeten Herrlichkeiten der Welt vor dem Tode zu Schanden werden sollen, so liegt es doch zugleich im Plane der Schrift, auch dem wirklich Großen und Schönen gegenüber des Todes unerbittliche Macht zu zeigen und dergestalt die Reflexion der Weltverachtung auf den Gipfel zu führen. So erscheint die spätere Einseitigkeit Abraham's hier bei weitem nicht durchgebrochen und wir finden ihn auch positiv und anerkennend. Die Schilderung der glänzenden Physiognomie Wiens vor dem Ueberfall der Pest ist warm, theilnehmend, fast ohne alle Herbigkeit. Um so ergreifender taucht mitten in der bunten Bewegung das bleiche, gespenstische Gerippe auf.

Abraham's zweite schwächere Schrift „Vösch Wien" (1680) ist auch durch die Pest angeregt und fordert die Wiener auf für ihre dem Tode zum Opfer gefallenen Freunde und Verwandten die Qualen des Fegfeuers, in denen sie schmachten, durch Andacht und Gebete zu löschten. Es fehlt nicht an Stellen von tiefem Gefühl, wo er z. B. die Kinder an ihre verlorenen Eltern erinnert. „Herzallerliebste Kinder! erwägt doch ein wenig, woher ihr nach Gott euer täglich Brot genommen, wer euch von der Wiegen aus gespeist. Wer? Euere liebsten Eltern. Und das hat sie oft gekostet den Schweiß ihres Angesichts, und das haben sie zu wegen gebracht mit steten Sorgen und arbeitsamer Kummerniß. Wer hat euch mehr Scherzel (Anschnitte des Brotes) geben, als euere allerliebsten Mütter, die mit euch so manchesmal durch viel tausend Bussel (Küsse) in eurer Kindheit gescherzt haben und euch so oft auf ihren Armen als auf lebendigen Wiegen getragen?"

Die dritte kleine Schrift „die große Todtenbruderschaft, das ist: ein

Kurzer Entwurf des sterblichen Lebens“ (ebenfalls 1680) behandelt das Thema vom Allbezwingler Tod, der nichts schont, noch einmal, aber weit roher und derber, pfäffischer, als „Merks Wien.“ Die eingelegten Poesien sind auf dem ernstesten Gebiete ungefähr das, was die wenig jüngeren Wiener Hanswurstdiaden auf dem komischen.

Ein neues großes Ereigniß der Zeit, die drohende Türkengefahr vor Wien, eine abermalige Gottesgeißel für die Sünden der Welt, wie schon die Pest es nach Abraham's Auffassung gewesen war, bewog ihn 1683 zur Abfassung des Werckchens „Auf, auf, ihr Christen! Das ist: eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blutegel,“ — worin Belehrungen über die türkische Geschichte, türkische Einrichtungen und Sitten mit Ermunterungen zum Kampfe, Aufforderungen zur Einigkeit und Ermahnungen zur Buße abwechseln. Das Geschichtenerzählen ist stärker in Blüthe als in den früheren Wercken, die Absicht der Belehrung über den heranziehenden Feind und über alles Unheil, das er den Christen schon gebracht, wiegt vor. Aber ein großer Zug des Gottvertrauens und der Siegeshoffnung geht durch das Ganze, und wenn man sich des Paters gleichzeitige Predigten von demselben Geiste getragen denkt, so mag er befeuernd und erhebend genug gewirkt haben.

Alle bisher erwähnten Abraham'schen Bücher sind, wie wir sehen, Gelegenheitschriften, durch das unmittelbare Bedürfniß des Momentes eingegeben. Nachdem Abraham so die schriftstellerische Bahn überhaupt betreten hatte, wagten sich dann auch andere literarische Projecte hervor. Von seinem Aufenthalte zu Taxa in Bayern her war vielfältiges Material von Legenden und Wundergeschichten, die sich an jenem Orte sollten begeben haben, bei ihm aufgehäuft. Daraus machte er jetzt — 1685 — jenes schon erwähnte Wallfahrtsbüchlein mit dem wunderlichen, dem Gackern einer Henne nachgebildeten Titel: welche Henne als Wunderthier bei der Gründung besagten Klosters eine einflussreiche Rolle gespielt hatte.

Schon aber beschäftigte unseren Helden ein umfangreicherer Plan. Sein satirischer Hang fand bisher nur heilkäufige Befriedigung. Noch in dem Türkenbuch hatten nur einige Parallelen, die er zu Ungunsten der Christen mit den Türken ziehen konnte, ihm die erwünschte Gelegenheit geboten. Er wollte jetzt ein Werk schreiben, das in vorwiegend satirischer Absicht angelegt war. Es beschäftigte ihn zehn Jahre mindestens, umfaßt vier Quartbände und führt den Titel „Judas der Erzschelm,“ erschienen 1686—1695.

Die Lebensgeschichte des Verräthers Judas, als des Ausbunds sämtlicher Laster, soll Gelegenheit geben, alle Sünden, welche Abraham in seiner Zeit beobachtet, zur Sprache zu bringen. Eine Reihe satirischer

Zeitpredigten sind also an jenem Faden, den die alte Apokryphen-Literatur lieferte, aufgereiht. Das war so weit ganz gut. Aber indem der Autor ein Capitel seines Textes stets als Grundlage eines Abschnittes — der einer Predigt gleichkommt — voranstellte: so bot dieser jedesmalige Text oft nicht bloß ein, sondern mehrere Themata, und Themata nicht bloß satirischer Art, an deren keinem jedoch Abraham vorübergehen wollte, ohne belehrende und erbauliche Betrachtungen daran zu knüpfen. Hiedurch haben die Abschnitte, was bei Abraham sonst niemals fehlt, die Einheitlichkeit und die Consequenz der Durchführung verloren. Abraham muß diesen Uebelstand selbst gefühlt haben, denn er ist nie wieder zu so großen Compositionen zurückgekehrt. Alle seine späteren Werke, so weit ich sie kenne, sind Sammlungen von Predigten oder predigtartigen Aufsätzen, deren jede für sich abgeschlossen und manchmal durch nichts, als den Titel mit den anderen verbunden ist. Die Zahl dieser Werke ist sehr groß und noch aus seinem Nachlasse wurden fünf Quartbände veröffentlicht.

Ich kann mich auf nähere Charakteristiken hier nicht weiter einlassen. Einige der letzten Bücher sind nur erbaulicher Natur: an die Dinge der äußeren Welt, an das Leben und die Beschäftigungen der verschiedenen Stände werden Betrachtungen geknüpft, welche auf das Ewige und Himmlische hindeuten. Bei weitem die Mehrzahl aber läßt der Satire freien Lauf.

Im „Judas“ zuerst zeigt der Abraham sein ganzes Gesicht, an den wir immer zunächst denken, wenn von Abraham a Sancta Clara die Rede ist: Abraham der Humorist. Auch im Judas finden sich ernste Stellen voll Schwung und Feuer, ja man kann sagen: in der Regel ist noch der tiefe Abscheu vor dem Laster der Grundton, der sich bei aller humoristischen Ausführung im Einzelnen dem Leser aus dem Ganzen aufdrängt. Aber wenn z. B. das Thema behandelt wird

Willst du heirathen, so besinn dich sein:

Sonst bekommst Essig anstatt des Wein —

und alle die verschiedenen Täuschungen, die einem begegnen können, geschildert werden mit dem Refrain „O hätte ich das gewußt!“ — so verfällt Abraham schon ganz in die humoristische Virtuosenmanier, deren Effect nothwendig mehr die Erheiterung, als die sittliche Besserung des Lesers oder Zuhörers sein muß. Dieselbe Manier, welche wir fast in allen Stücken seines Nachlasses finden. Dieselbe Manier, welche auf die Kanzel übertragen, ihm das nicht eben geistreiche Epigramm eintrug:

Erzvater Abraham! es lachet deine Sara,

Statt daß sie Gott dem Herrn aus wahren Herzen dankt.

So lacht auch jedermann bei Abraham a Clara,

Wenn er ein' Predigt macht bei Augustinus Sanct.

Wenigstens beweisen diese Zeilen sowohl, daß im Publikum das Unpassende komisch wirkender Predigten gefühlt wurde, als auch daß man daran keineswegs gewöhnt war. Für uns aber ist die Bemerkung wichtig, daß eben jenes Factum, das uns an Abraham verlegt, jene Entwürdigung der Kanzel, die er sich zu schulden kommen lassen und die ein so trauriges Licht auf den damaligen Bildungsstand Wiens wirft, — daß diese Abraham'sche Extravaganz an ihm selbst etwas Neues, allmählich erst Gewordenes, daß sie keineswegs die ursprüngliche Quelle seines Rufes und seiner Beliebtheit, sondern nur ein Auswuchs an seinem Talente war, der seine besonderen Gründe gehabt haben muß, — ein Auswuchs allerdings, wie es scheint, der zuletzt alles Uebrige, die ganze Thätigkeit, die ganze Persönlichkeit des Mannes überwuchert hat.

Es möchten wenige Punkte in der Literaturgeschichte schwerer zu beurtheilen sein, als der: bei welchen Stellen eines beliebigen Buches oder einer beliebigen Rede die zeitgenössischen Leser oder Zuhörer nothwendig gelacht haben müssen. Schon die Menschen einer und derselben Zeit stimmen hierin nicht überein. Der norddeutsche Witz ist ein anderer als der süddeutsche, der süddeutsche reine Spaß ohne Witz wird in Norddeutschland in der Regel nicht verstanden. Es müßte möglich sein, daß ein Wiener von heute sich geistig in einen Wiener von circa 1700 verwandelte, um zu beurtheilen, bei welchen Wendungen einer damals gehaltenen Predigt er dem Lachreiz nicht hätte widerstehen können. Und auch dies gäbe nur ein unsicheres Resultat. Es kommt bei der komischen Wirkung sehr wesentlich auf die Art des Vortrags an, auf die Geberde, auf die Miene, mit der eine Wendung begleitet wird, auch darauf, ob der Vortragende sie in der Voraussetzung sagt, daß darüber gelacht werden würde. Endlich wird die Sammlung und Erhebung des Gemüthes, welche die Kirche gewähren soll, durch einzelne verstreute Wendungen, die bei diesem ein leises Lächeln erregen mögen, an jenem vielleicht abgleiten, entfernt nicht beeinträchtigt. Wir müßten also wissen, bei welchen Stellen bloß gelächelt, bei welchen laut gelacht wurde, und worauf es beruhte, ob der Gesamteindruck einer Predigt komisch war.

Einen sicheren Maßstab giebt es dennoch. Es giebt gewisse Gelegenheiten, bei denen alle Menschen zu allen Zeiten nur ernst sein können, oder sich doch nur ernst geberden dürfen. Und es giebt gewisse Dinge, die bei allen Menschen zu allen Zeiten für verkehrt gelten müssen und die daher nur ein Narr oder wer Andere lachen machen will über die Lippen bringen wird.

Bei Trauerreden an der Bahre geliebter Verstorbener werden keine Possen gerissen. Wenn daher Abraham bei solchen Gelegenheiten Wort-

spiele anbringt, wunderliche Argumentationen aus Rückwärtslesungen der Worte und Buchstabenversetzungen gebraucht, auch auf andere sonderbare Sophismen, die wir nicht für ernsthaft halten könnten, Beweise baut, wenn er durch ganz unerwartete Schwenkungen des Ganges seiner Rede unmittelbar neben offenbar tief gefühlten und ergreifenden Stellen verblüfft — kurz wenn er uns Heutige zwingt, in Trauerreden über ihn zu lachen: so müssen dieselben Dinge zu seiner Zeit auf Niemanden diese Wirkung hervorgebracht haben, und geistreich war manches, was wir komisch oder albern finden dürfen. Wenn er aber eine Auseinandersetzung über die Abscheulichkeit der Sünde und die Wirkung des Bußsacraments beginnt: „Allerlei Nasen! allerlei Nasen! Es giebt große Nasen, kleine Nasen, lange Nasen, kurze Nasen“ u. s. w. so konnte eine solche Tollheit nur in komischer Absicht vorgebracht werden.

Legt ich nun diesen Maßstab an Abraham's Schriften, so darf ich in den früheren bis zum Judas fast nur das Geistreiche und Pointirte anerkennen. Im Judas scheinen sich die ersten humoristischen Anwendungen hervorzuwagen. In den letzten Arbeiten und im Nachlaß (welcher zum Theil Conceptionen von wirklichen Kanzelreden enthalten dürfte) bewegen sich schrankenlos und ungehemmt alle möglichen Poffen auf offener Bühne. Gute Poffen, witzige Poffen, lächerliche Poffen, poffenhafte Poffen auch für uns — aber doch immer Poffen nicht als Gäste, sondern als einheimische berechnete Bewohner der Kanzel der Hofkirche des heiligen Römischen Reichs!

Wir sehen demnach eine Entwicklung in Abraham's Manier, in den Wirkungen, die er bei seinen Zuhörern hervorbringen will: vom Interessiren, Ueberraschen, Blendern zuerst zum Lächeln, dann zum Lachen.

Ein Jahr ehe der ständige Poffenreißer der Hofkirche seine Bühne und das Leben verließ, war in Wien die erste ständige Poffenbühne von dem Manne eröffnet worden, der seinen Namen in der deutschen Literaturgeschichte durch die Erneuerung und Reform — des Hanswursts verewigt hat, dem wir es in erster Linie zu danken haben, daß zu einer Zeit, wo Deutschland schon durch Lessing's Minna von Barnhelm bewegt wurde, in Wien noch der Kampf um den Hanswurst die Geister in Athem hielt. Der legitime Nachfolger und Erbe Abraham's a Sancta Clara war Joseph Stranitzky. Der Verfasser des „Judas der Erzhelm“ wurde abgelöst durch den Verfasser der „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi.“

Weran lag das nun?

Die Voraussetzung des berechneten Poffens um Gunst und Beifall durften wir schon längst von Abraham zurückweisen. Aber wir müssen an zweierlei erinnern.

Einmal an den leider sehr regelmäßigen Entwicklungsgang des Virtuositenthums. Die Fertigkeit, auf welche der Erfolg sich vorzugsweise gründete, wird gesteigert, ausgebildet, übertrieben, so lange Steigerung, Ausbildung, Uebertreibung möglich ist — und zuletzt hat das Teufelshaar den Klee überwuchert und es wächst nicht Ein nahrhaftes Halmchen mehr auf diesem Boden. Den Gefahren des Virtuositenthums unterliegt aber ein Prediger so gut wie ein Schauspieler, wie ein Concertgeber, wie ein Maler.

Zweitens müssen wir erinnern an den unbewußten Einfluß, welchen Stimmung und Geschmack des Publikums auf jeden ausüben, der in seiner Thätigkeit und Wirkung auf das Publikum angewiesen ist, wenn er nicht zu jenen Einsamen, Stolzen gehört, die über die Welt schreiten wie ein Löwe durch die Wüste. Beethoven war so einer und Michelangelo. Ein Prediger müßte vielleicht blind und taub sein, um ihnen gleich zu werden. Was kann ihn sonst retten bei langjährigem Verkehr, daß nicht die Wirkung, die er auf das Publikum ausübte, ihm vom Publikum zurückgegeben wird, daß nicht wie ein geistesmächtiger Mann seine ständigen Hörer sich ähnlich macht, diese Hörer umgekehrt wieder ihn assimiliren? Was kann ihn retten vor der täuschenden Selbstbeschwichtigung, wenn ja einmal ein Zweifel in ihm aufsteigt, was kann unseren Abraham retten, wenn z. B. jenes Epigramm etwa geheime schlummernde Bedenken des eigenen Gewissens wieder wachruft, vor der beruhigenden Erwägung, daß ja nur die edelste Absicht ihn leite, daß die glühendste Liebe zum Guten und Rechten nur dieses Mittel als das sicherste gewählt habe, um sich selber Eingang zu verschaffen? Was kann ihn vor dieser Erwägung retten, vollends in einer Zeit, welche „Belehrung durch Unterhaltung“ zur allgemeinen Devise ihres literarischen und künstlerischen Schaffens gemacht hat? Was kann ihn endlich davor retten, schaffend und wirkend in einer Welt von ganz bestimmt ausgeprägtem Charakter, daß nicht die verwandten Seiten seiner eigenen Natur zu unverhältnißmäßig hervorgetrieben werden, um das ursprüngliche Gleichgewicht seiner Seelenkräfte nicht zu stören?

Und es bestand eine unleugbare Verwandtschaft zwischen den humoristischen Anlagen dieses Schwaben und der ganzen durch Jahrhunderte unveränderlichen und immer mehr ausgebildeten Geschmacksrichtung des österreichischen und ganz besonders des Wiener Publikums. Insofern ist es richtig, daß Wien und der unmittelbare Contact mit seiner Bevölkerung, wie er durch die Kanzeltätigkeit gegeben war, für Abraham verhängnißvoll wurde. Und die Antwort auf unsere Frage nach der Möglichkeit einer Erscheinung wie Abraham zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts — liegt in dem Hinweis auf die Naturgesetze der geistigen Production und

Consumtion, auf die verhältnißmäßige Abhängigkeit der ersteren von der letzteren. Das Gesetz des Angebotes und der Nachfrage gilt nicht bloß für das ökonomische Gebiet.

Die Betrachtung des Geschmacks, der Abraham umstrickte und in seine Dienste zwang, ist der letzte Schritt, der uns für die historische Motivirung der Abrahamischen Individualität noch übrig bleibt.

Esaias Pufendorf berichtet, die österreichischen Minister hätten ihren Herren schon von langer Hand weisgemacht, daß sie sich um Finanzsachen nicht bekümmern dürften, „sondern selbige Sorgen als die mit ihrer Dignität und Grandeur nicht convenabel und darzu sehr verdrießlich und schwer wären, denen so darüber bestellet, allerdings und absolute überlassen.“ Pufendorf's Beobachtungen wurden vom Hofe Leopold's I. gemacht. Wie es unter diesem Kaiser mit den österreichischen Finanzen stand, wurde eben schon berührt. Von demselben Leopold ist aber bekannt, daß ihm keine Ausgabe zu groß war, wo es galt seine Person zu verherrlichen und daß unter ihm Opfern, Balleten und Hoffeste ungeheure Summen verschlangen.

Ich fühle mich versucht in jenem Berichte Pufendorf's, durch diese Thatfachen illustriert, das ganze Wesen des deutschösterreichischen Stammcharakters, wie er im Wienerthum sich condensirt, angedeutet zu finden. Auch in der Wirthschaft zeigt sich der ganze Mensch, und das Verhältniß zu den ökonomischen Interessen ist die elementarste Form des Verhältnisses zu den großen Lebensinteressen überhaupt. Es sind stets dieselben geistigen Mächte, welche sie alle gleichmäßig bestimmen. Der Wohlstand ist nicht bloß die unerläßliche Bedingung von Bildung, Freiheit, Sittlichkeit, sondern das Resultat eben der Wirkungen, welche Bildung, Freiheit, Sittlichkeit erzeugen.

Leopold I. ist typisch für das Oesterreichertum, weil ihm der Sparsinn fehlt. Es scheint ihnen ein zu hartes Sorgen, die Mittel zum Genuß ruhig hinzulegen, wenn die Sinne seufzen nach Genuß. „Ihre Minister haben ihnen weisgemacht, daß selbige Sorgen mit ihrer Dignität und Grandeur nicht convenabel und darzu sehr verdrießlich und schwer.“ Die Minister sind die Sinne, nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht, betrügerische, habgierige Diener eines lässigen Herrn, der in aristokratischer Trägheit dem äußeren Schein persönlicher Geltung sein wahres Wohlbefinden aufopfert. Der Geist ist bequem und schlaff, die Sinne sind rührig und kräftig. Das Streben nach Behagen ist stark entwickelt und doch gelangt man nie zum vollen Behagen. Dies Schweben zwischen Genuß und Unbefriedigung, die daraus erfolgende Verquickung von gedankenloser Heiterkeit und kritisch gestimmter Herzenskälte — bei aller

Bereitwilligkeit zu plötzlichen Nührungen — macht das eigentliche Lebensgefühl des heutigen Wieners aus. Dieses aber ist nur die jüngste Erscheinungsform uralter Stimmungen und Gemüthsrichtungen, welche mit den ersten Manifestationen eines besonderen geistigen Lebens der südöstlichen Marken Deutschlands schon hervortreten.

Aneignung von Idealen, Leben nach Idealen, bekümmertes Ringen um Lösung sittlicher Probleme — das ist Arbeit des Geistes, die scheuen wir. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verherrlicht der Nordbayer Wolfram von Eschenbach die Ideale des Ritterthums, wirft der Elsäßer Gottfried von Straßburg die sociale Frage auf, die Frage nach Liebe und Ehe, von welcher im innersten die Zeit bewegt wird. Auch in Oesterreich hat damals die Poesie nicht gefeiert, was uns heute das liebste Besizthum aus jener Epoche ist, das Nibelungenlied, verdanken wir Oesterreich. Aber das Verdienst jener adelichen Sängers, welche die Nibelungenlieder neu behandelten, war nur ein formelles. Was die Sache anlangt, so hasteten sie nur treu an den alten Schätzen, welche Jahrhunderte gehütet hatten. Die geistige Fortschrittsbewegung vollzog sich außerhalb Oesterreichs, Oesterreich hatte keinen Theil daran.

Unsere Sinne dagegen rührig und habfüchtig. Die starken sinnlichen Reize verfangen und ihrer kann uns nie genug werden. Die mit stärkeren sinnlichen Reizen verbündete, an Gedanken nicht zu schwer tragende Poesie, die musikalische Poesie, die zugleich den Privat- und öffentlichen Interessen des Tages dient, die Lyrik, die Liebes- und politische Lyrik — giebt es unter allen altdeutschen Lyrikern der ersten Generation einen besseren Namen als Walther von der Vogelweide? unter allen Lyrikern der zweiten Generation einen einflussreicheren und größeren als den humoristischen Reibhart von Keuenthal, der in Bayern zwar geboren, doch schließlich in Oesterreich den Schauplatz seiner Späße und Liebesabenteuer fand? Und hier sind wir auch schon auf dem komischen Gebiete: auf Reibhart's Humor folgt die — nicht gebichtete, aber gelebte Fastnachtsposse des Ulrich von Lichtenstein. Und nehmen wir dazu den ersten deutschen Novellen- und Schwankdichter Stricker, jenen ersten deutschen Satiriker Heinrich von Melk: so ist unser Mischungsverhältniß der Geschmacksrichtungen vollständig angegeben.

Ich müßte allzu Bekanntes wiederholen, um nachzuweisen, wie uns dies Mischungsverhältniß durch alle Zeiten seither geblieben ist. Freilich die Kraft der Vertretung der einzelnen Richtungen war nicht dieselbe, nur die Richtungen waren gleich. Wir haben in neuerer Zeit unsere Schulden an dem Kunstleben der Nation hauptsächlich mit Musik abbezahlt. In dem Staate der Gesellschaft Jesu war nur frei was keine Gedanken pro-

ducirt. Auf dem Felde der redenden Künste domimirte der stärkste materielle Reiz: der Späß.

Wir waren stets und sind mit einer größeren Dosis Nachlust begabt als andere Deutsche. Auch neben Ernst, Tiefe und Leidenschaft wohnt bei uns die heiterste Bereitwilligkeit zu Spott und Ironie, zu unerschöpflichem Erzählen und Anhören lächerlicher Geschichten und Schnurren, zum harmlosesten ungefälschten unerzogenen Späß an sich. Der Späß ist unser unzertrennlicher Begleiter im Glück, leider ein unzertrennlicherer Begleiter als unsere etwas zweifelhafte Gutmüthigkeit und die vollends mythische Bescheidenheit. Der Späß ist unser treuester Freund im Unglück, leider ein treuerer Freund als das Bewußtsein unserer Pflicht, als der Glaube an uns selbst, als die Begeisterung für das Große, als der Troß auf unser Recht und unsere Kraft.

So ist, so war Pater Abraham's Publicum. Der Punkt der entschiedenen Verwandtschaft, Abraham's komisches Talent, wurde der Ausgangspunkt der Infection, welche nach und nach sein ganzes Wesen ergriff und aus ihm das machte, als was wir ihn leider betrachten müssen, einen interessanten Fall in dem geschichtsphilosophischen Capitel: das Possenhafte als Krankheitsform des menschlichen Geistes.

Wien, 18. October 1866.

W. Scherer.

Lord Byron in Griechenland.

In der Kunst liegen Alterthum und Neuzeit noch immer weit geschieden. Unser Jahrhundert hat nur wenig Künstler hervorgebracht, über deren Werken der Hauch leichten mühelosen Schaffens schwebte, jene edle Einfachheit und stille Größe, die das Kennzeichen des antiken Genius sind. An Stelle natürlicher Ursprünglichkeit und unmittelbarer Hingebung ist vielmehr ein berechnendes Spiel mit der eigenen Empfindung getreten; die freudige Helle der Anschauung hat sich in das trübe Dunkel der Reflexion verwandelt.

Während die ideale Anforderung an den Künstler dahin geht, daß er Ruhe und Frieden in das Menschenherz gieße, scheint das moderne Geschlecht dem Bedürfniß der Aufregung und der Unruhe zu dienen. Wo ehemals Maß, wo Klarheit waltete, herrscht die Leidenschaft; und was der Individualismus gewinnt, hat die Kunst verloren. Wie aber in Mitten der Stürme des Lebens mitunter ein Gedanke an den Frieden der Heimath und an das erste Glück im elterlichen Hause auftaucht, so erwacht auch in mancher Brust eine Sehnsucht nach den Gütern der Antike, die dem heutigen Geschlechte verloren gegangen sind.

Freilich erscheint es verwegene, das benennen zu wollen, was oft tief verborgen im menschlichen Innern schlummert. Der Genius des neunzehnten Jahrhunderts hat die Sonne dienstbar gemacht, daß ihre Strahlen die Züge des menschlichen Gesichts fein und genau wieder geben; allein wer will sich vermessen die geheimsten Regungen fremden Seelenlebens zu belauschen und mit der Treue des Lichtbildes darzustellen? Wenn man nun vollends einem Mann begegnet, der es förmlich darauf abgesehen hat, das Urtheil zu verwirren, der einen Jeden auffordert in das eigene Herz zu schauen, sich aber selbst als einen Raub entgegengesetzter Stimmungen, als einen steten Widerspruch offenbart, dann möchte man wohl darauf verzweifeln die Lösung des psychologischen Räthfels zu finden.

Selten hat ein Mann Bewunderung und Neugier in so hohem Grade auf sich gelenkt, selten aber auch die Meinung Anderer so häufig irre geführt und so reichen Stoff zur Mythenbildung geboten, wie Lord Byron.

Noch zu seinen Lebzeiten wurde sein Leben zur wunderbaren Sage, zu einer Verkettung erstaunlicher geheimnißvoller Abenteuer; er selbst gefiel sich darin Erlebtes zur Dichtung umzugestalten, und so dem phantastischen Gang der Menge zu schmeicheln.

Gleichwohl darf der Historiker nicht verzagen den leitenden Faden zu den verschlungenen Irrgängen dieses räthselhaften Charakters zu finden. Denn mag auch das Leben für den, dessen Leben es ist, mitunter dunkles Geheimniß bleiben, für Andere, für die Nachwelt muß es zum Lichte werden. Das ist Streben und Stolz der historischen Kunst. *)

Auch von Byron gilt die Wahrheit, daß der Mensch vor Allem „Sohn;“ daß er das Resultat der Erziehung, der Umgebungen ist, welche ihm das Schicksal zu Theil werden läßt. Das Geschlecht der Byron hat sein Normannenblut nie verleugnet. Stolzer und hoher Sinn erbten sich ebenso vom Vater zum Sohn fort wie Lust an Kampf und Gefahr, Trotz gegen die Außenwelt und fessellose Leidenschaft.

Byron's Eltern führten eine unglückliche Ehe; sein Vater, der „tolle Jack“ genannt, war Kaufbold und Verschwender, seine Mutter ein unstehtes und launisches Weib. Byron selbst gab schon in der Wiege Proben von der traditionellen Hestigkeit seines Geschlechts.

Die Natur schien sich darin zu gefallen seine Jugend in Gegensätzen zu entwickeln; sie hatte ihn äußerlich auf der einen Seite hoch begünstigt, auf der anderen gekränkt; sie hatte ihm einen bildschön vollendeten Kopf, den Kopf eines Apollo, aber Füße eines Satyrs verliehen. Und schon in der Wiege flammten die Augen des Kindes voll Aerger, als man auf seine körperliche Entstellung anspielte, es schlug mit einer kleinen Peitsche nach denen, die es wegen seiner Lahmheit bemitleideten und rief ungeduldig:

„Sprechen Sie nicht davon!“

Während seines ganzen Lebens suchte Byron diese äußere Mißbildung sorgfältigst vor der Welt geheim zu halten, und erst an der Bahre entdeckte ein zubringlicher Freund Trelawney, daß beide Füße mißgestaltet seien. Sein scharfer Sinn für das Lächerliche und für die Blößen Anderer machte ihn doppelt empfindlich für die eigenen Schwächen. Er er-

*) Obwohl seit Byron's Tode noch nicht funfzig Jahre verflossen sind, ist schon eine ganze Literatur über ihn emporgewachsen. Nur kurz mag hier an das erinnert werden, was in ästhetisch-kritischer Beziehung von W. Müller, Macaulay, Villmain, H. Grimm und H. v. Treitschle geleistet worden ist. Unter den Biographien ist neben Vulver's kurzem Abriss das umfassende Buch von Ebertz zu nennen. Für den, der auf die Quellen selbst zurückgehen will, werden die Aufzeichnungen der Freunde Byron's: die Erinnerungen von Kennedy, de Salvo, Leigh Hunt, Medwin und Trelawney, die Unterhaltungen mit Lady Blessington maßgebend sein. Daneben bewahrt das biographische Denkmäl, das Th. Moore seinem verstorbenen Freunde gesetzt hat, einen bleibenden Werth; wenn es auch die von Moore verbrannte Selbstbiographie des Dichters nicht ersetzen kann. Das britische Museum enthält eine für den Biographen besonders werthvolle durchschoffene Ausgabe des Moore'schen Werkes, in welche Mr. W. Watts alles auf Byron Bezügliche, was ihm in den Wurf kam, aufgenommen hat. Wir benutzen großen Theils die gewantte Uebersetzung Gildemeister's.

zählt, daß es ihm einen unauslöschlich schmerzlichen Eindruck hinterließ, wenn die launische Mutter ihn erst um seiner schönen Augen willen herzte, und dann mit Widerwillen als einen „lahmen Balg“ von sich stieß.

Aber tiefer noch senkte sich der Stachel des Großen, als er die gleiche unverfälschte Zurücksetzung in Herzenssachen empfinden mußte, und da höchstens Mitleid fand, wo er Liebe gehofft hatte.

Das war die erste herbe Enttäuschung, die dem sechszehnjährigen Jüngling beschieden wurde, als er sich in ein reiches schönes Mädchen aus der Nachbarschaft, in die achtzehnjährige Mary Chaworth verliebte.

Er mußte nun täglich empfinden, daß ihm die Mittel fehlten, um zu gefallen, und die Gunst der schönen Nachbarin zu gewinnen. Er konnte wegen seines Fußes nicht tanzen; und sie tanzte gern; so saß er still und verbrossen in einem Winkel und kaute, wie das seine Gewohnheit war, am Taschentuch, während ein Anderer die Geliebte zum Tanz führte. Es ging ihm wie ein Schuß durch's Herz als er hörte, daß Miß Chaworth mit echt weiblicher Koketterie gegen einen ihrer Verehrer äußerte: „Sie denken doch nicht etwa: ich empfinde irgend Etwas für den lahmen Jungen?“

Bald nachher verheirathete sich Miß Chaworth mit einem wohlhabenden Normalmenschen, der einen Geldbeutel an Stelle des Herzens hatte: Byron's Jugendtraum war zu Ende: doch die Erinnerung an unglückliche Liebe pflegt sich tief in's Menschenherz zu graben. Sie verließ auch Byron niemals ganz. Sie suchte vor seiner Seele auf, als er vor dem Altar stand, sie begleitete ihn auf fernen Reisen und tauchte noch am Abend seines Lebens empor; kurz ehe sich das Grab über so viel Ruhm und Schmerzen schloß.

Denn so war einmal die Natur dieses Mannes: mehr angelegt zu trauern über das, was das Leben ihm versagt hatte, als sich mit dem zu trösten, was ihm verliehen ward.

„Es ist ein alter Satz, erprobt im Leben
Und viel beweint von Jedem der's erfährt:
Wenn Alles ist erlangt was wir erstreben,
So ist der blüht'ge Lohn den Preis nicht werth.“

Diese Worte enthalten den Kern seines Charakters. Es fehlte ihm nicht an der Kraft, um Unglück mit äußerer Fassung zu tragen, wohl aber an sittlichem Halt, um den Schmerz der Existenz innerlich zu überwinden. Und wie hätte es anders sein, wie hätten diese Erziehung, diese Umgebung andere Früchte tragen können?

Ein Gedanke war dem von jeher Verwöhnten, dem stolzen Pair von England niemals nahe getreten: der Gedanke der Pflicht. Er schüt-

telte jede Fessel ab, selbst da, wo Zwang heilsam gewesen wäre. Ruhelos gab er sich entgegengesetzten Empfindungen hin, gefiel er sich darin „zugleich durchnäßt und verbrannt zu sein.“ Freude und Schmerz wurden ihm jedoch gleicher Weise zum Stachel; je lecker er in die Welt hinein lebte, als ob sie nur zur Befriedigung persönlicher Launen geschaffen sei, je weniger ließ sich die Stimme des Sittengesetzes unterdrücken, das tief in jeder Menschenbrust wurzelt. Er sollte nun erfahren, daß Ungebundenheit nicht frei macht. Und in seltenen Momenten gestand er es ja selbst ein: daß die subjektive Willkür denn doch einen Zaum, und daß die Freiheit, für die er schwärmte, in dem Pflichtgefühl eine Grundlage haben müsse.

„Mein Herz hat nie sich selber unterjocht,
Und das vergiftet mich“

seufzt Thilde Harold. — Nicht als ob Byron dazu angethan gewesen wäre, um mit Thränen und Jammer Buße zu thun. Wenn er sich vor der höheren Macht, vor dem kategorischen Imperativ des Sittengesetzes beugte, so geschah es in seltsamen, fast barocken Formen. Er gehörte zu den ächt modernen Naturen, die schamroth werden, wenn man sie bei einer guten Handlung, bei einer Thräne des Mitleids oder bei einem Almosen überrascht, und die geneigt sind, jede Hingebung an das Gefühl rasch durch einen übermüthigen Streich zurück zu kaufen. Wie Byron stets außer sich gerieth, wenn man ihn wohlaussehend fand und seinen Stolz darein setzte „schmächtig und mager“ zu erscheinen, so empfand er es auf ethischem Gebiete übel, wenn man annahm, daß er in seinen Gefühlen mit der Mehrzahl übereinstimme. Ging doch diese aristokratische Färbung seines Wesens so weit, daß er beim Tode der Mutter dem Leichenbegängniß nicht beiwohnte; mit einem Freund die gewohnte Uebung im Faustkampf abhielt, nur heißer, heftiger als sonst: des Nachts aber belauschte ihn die Dienerin, wie er heimlich an der Bahre saß und bitterlich weinte.

Wenn wir Lord Byron in diesem Sinn als den ächten Sohn des modernen Lebens auffassen, als den Vertreter eines bis in's Maßlose gesteigerten Individualismus, der auch den leisesten Zwang zu Gunsten Anderer von sich weist, der im Fühlen wie im Denken für sich stehen will, kurz als den richtigen Ausdruck einer Zeit, deren Abgott die Laune ist, nicht die Pflicht: so erscheint auf den ersten Blick keine Periode seines vielbewegten Lebens unerklärlicher als die, in welcher er sich voll Opfermuth und Begeisterung der Sache eines für die Freiheit kämpfenden Volkes, der griechischen Nationalsache hingegeben hat.

Die Beziehungen Byron's zu Griechenland begannen schon früh.

Sein „Philhellenismus“ ging allerdings nicht in den regelrechten Bahnen, in welchen sich die Bewunderung der Philologen und Schulmänner zu bewegen pflegt. Die Randbemerkungen, mit denen er auf der Schule in Harrow seine griechischen Lehrbücher zu versehen pflegte, deuten darauf hin, daß die klassischen Studien nicht allzu tief bei ihm wurzelten. Auch späterhin kannte er die Klassiker nur aus Uebersetzungen; und es verschlug ihm Nichts, gelegentlich selbst einen Homer zu Gunsten seines erwählten Dichtersfürsten Pope herabzusetzen. Allein trotz ungenügender Vorbildung und mancher wunderlichen Urtheile beugte er sich im Grund der Seele vor der Ruhe und Majestät der alten Dichtung. „Alles ist in der Geschichte der Poesie vorübergerauscht,“ sagt Macaulay, „nur die beiden alten wunderbaren Gebichte sind geblieben: Natur und Menschenherz.“ Auch Byron mußte die Kunst bewundernd anerkennen, mit welcher die Alten diesen höchsten Vorwurf der Poesie behandelt, und es verstanden haben, den Conflict zwischen Persönlichem und Allgemeinem, zwischen Leidenschaft und Gesetz harmonisch zu lösen. In Mitten der hastigen und getheilten Empfindungen, welche dem modernen Leben eignen, ward für den brittischen Dichter das Bedürfniß eines Correctivs fühlbar; und es ist kein Zufall, daß er sich zu dem Lande hingezogen fühlte, wo einst das Reich des Schönen, aber auch des Maßes gewesen war.

Im Sommer 1809 trieben ihn der Schmerz jener ersten getäuschten Liebe und gekränkter Dichterehrgeiz dazu, seine Heimath zu verlassen und die Reise nach dem Osten anzutreten, die er im Ehlde Harold poetisch verklärt hat.

„Die beste Mutter ist und bleibt Natur,
Ihr Lächeln immer neu und immer lind.
D tränk' ich stets an ihrem Busen nur
Ihr nie verwöhntes, nie verzognes Kind.“

Byron's Fahrt ging über Lissabon, Cadix und Malta zunächst nach Albanien. Die Wildheit der Landschaft, die Naturkraft und Ursprünglichkeit des albanesischen Volksstammes zogen ihn lebhaft an. Er erschien im Oktober 1809 zu Tepeleni am Hofe Ali Pascha's, des in Tüde und Gewaltthat ergrauten Herrschers von Albanien. Der Tyrann fand Wohlgefallen an dem ledten Franken, welcher das Wagstück unternommen in die albanische Wildniß einzudringen. Er bewirthete ihn auf das Freundlichste und sorgte mit einer Art väterlicher Zärtlichkeit für ihn.

„Ali's erste Frage,“ so berichtete Byron nach Hause, „war, weshalb ich in so jungem Alter die Heimath verlasse. Er äußerte, ich sei ein Mann von Geburt, weil ich kleine Ohren, gelocktes Haar und kleine weiße Hände hätte; er erklärte sich zufrieden mit meiner Erscheinung und

meiner Toilette. Er hat mich ihn als Vater zu betrachten, so lange ich in der Türkei sei und bemerkte, er betrachte mich als seinen Sohn. In der That behandelte er mich wie ein Kind, sandte mir wohl zwanzigmal des Tages Serbet und Mandeln, Früchte und Eingemachtes.“

Wie wenig ahnte Ali, daß der Ruhm des jugendlichen Gastes einst ihn selbst, „den wiedererstandenen Pyrrhus von Epirus,“ wie ihn seine Schmeichler betitelten, überstrahlen sollte: und was weiterhin in wunderbarer Verschlingung der Lebensschicksale bedingt war: daß Byron einst für dieselbe Idee fallen würde, der Ali ganz wider seinen Willen dienen sollte, für die Freiheit Griechenlands. Freilich war auch Byron damals selbst weit entfernt davon Ähnliches vorauszusehen.

So nachsichtig er über den epirotischen Tyrannen urtheilte, der damals Griechenland beherrschte, „der mit blutiger Hand ein stürmisch Volk sich treu und hold erhielt,“ so wenig war er geneigt, sich durch gute Außenseiten oder historische Erinnerungen über die Schwächen der Griechen blenden zu lassen. Der Ton, in welchem er von ihnen rebete, klang nichts weniger als respektvoll. Er gab seinem französischen Freunde Roque in Athen Recht, als derselbe sich dahin aussprach: *C'est encore la même canaille qu'au temps de Themistocles*. Er verglich Griechenland in jenem vielbewunderten Gleichniß des Giaour mit einem Leichnam. Er bezeichnete die Griechen als unreif zur Freiheit und als so herunter gekommen, daß sie „ihre Wohltäter selbst verleugneten, wie Hunde die nach der Hand schnappen, welche ihnen Brod reicht.“

„Es müßten Hellas ächte Söhne trauern;
Was aber nützen Patrioten, die
Vom Kampfe plappern und im Frieden lauern?
Die zahmen Knecht', um Freiheit seufzen sie
Und beugen lächelnd vor dem Herrn das Knie.“

Nur das weibliche Geschlecht war Byron ritterlich genug, von seinem Verdammungsurtheil auszunehmen. Die antike Schönheit der Griechinnen entzückte ihn. Hören wir die berühmten Verse an das Mädchen von Athen, so tritt uns die ganze Umgebung vor die Seele; Byron's Wohnung nahe dem Thurme der Winde am Fuße der Akropolis; wir sehen ihn dann selbst, wie er leuchtenden Auges nach den gegenüberliegenden Gemächern blickt, wo seine drei Grazien, die drei schlanken Töchter der Wirthin Theodora Diakris, weilten, und ihm auch wohl „durch die leise sich hin und her bewegendem Blumen“ vor dem Fenster hindurch freundlich zunicken.

„Mädchen von Athen Adel
Denke meiner, wenn ich geh';
Mag ich auch nach Stambul gehn,

Seel' und Herz bleibt in Athen.
 Glaubst Du, daß ich Dir entfloß:
 Ζών μου, σάς άγαντώ.“

Vern glauben wir dem Dichter, daß ihm der Abschied von dem „veilschenbekränzten“ Athen schwer fiel.

Der erste Eindruck, den ihm das griechische Leben gemacht hatte, vertiefte sich aber noch durch die Reisen, die er nun in's Innere des Landes unternahm. Denn in Griechenland ist das Reisen ein ursprünglicher frischer Genuß. Stets zu Pferd auf steilem Klippenpfad oder im Bett der Stiehbäche emporzuklimmen, des Nachts in ruhigen fensterlosen Chans eber unter freiem Himmel; Morgens und Abends im Meer: solch' Wildlingsleben sagte dem Manne zu, dem von Jugend auf die Poesie des Hochlandes erschlossen war. Am liebsten badete Byron an einsamer Stelle, setzte sich dann auf einen Felsen, hoch über der See und blieb dort Stunden lang, indem er bald zum Horizont emporblickte, bald dem Wellenschlag lauschte, in jene Träume versunken, aus deren Umrissen sich später Bilder der Dichtung entwickelten, die so feurig waren, wie der Himmel unter dem sie entstanden, die so frisch funkelten, wie der Morgenthau auf den Aepfeln. Byron sah die Natur nie bloß mit dem Auge der Phantasie, sondern er wußte eine tiefere Empfindung der Seele und Erinnerung damit zu vermählen, die Innerliches an das Äußere knüpft.

„In Einsamkeit am Wenigsten allein,
 Ahnt dann die Seel' unendlich Leben schon,
 Wie eine Wahrheit, die dann Euer Sein
 Reinglüht vom Ich: es ist, als wär' ein Ton,
 Die Seele der Musik, zu Euch entflohn,
 Damit Ihr ew'ge Harmonie empfindet.
 Ein Zauber, welcher Erb' und Himmelsthron,
 Cytheren's Gürtel gleich, in Schönheit bindet,
 Und dem Gespenste Tod die stumpfe Waff' entwindet.“

In der That waren jene Momente einsam sinnender Naturbetrachtung bedeutungsvoll für den Dichter und den Mann. Es waren die Momente, wo sich die Bitterkeit eines enttäuschten Gemüths in stille Wehmuth löste. Ein Herz, so glühend und liebebedürftig wie je Eines, kehrte, von der Gesellschaft abgeschlossen, zur Natur zurück; und jenes Alles ausgleichende stille Weben und Wesen des großen Lebensorganismus befreite die Brust vom Druck der Leidenschaft. „Wenn ich je eine Zeile geschrieben, die es verdiente erhalten zu werden,“ äußerte er zu Trelawney, „so hat mich Griechenland dazu inspirirt.“

Ja, jenem Lande ist ein unvergängliches Erbtheil beschieden worden. Noch immer leuchten Meer und Himmel in alter Pracht; weithin glänzt

der Marmor am Pentelikon, der Hymettus bietet den Bienen seine duftende Nahrung, die Delfrucht schwillt, als lächle Pallas noch, und die Platanen flüstern leise zu einander wie zu den Zeiten des Euripides. Die Natur trägt das alte Gewand; sie ist die ewig gleiche geblieben, während der stolze Bau der menschlichen Gesellschaft in Trümmer gesunken ist, kaum hier und da eine einsam ragende Säule von der verschwundenen Herrlichkeit des antiken Staates zeugt.

Vor solchen Gedanken kann die Kleinheit individueller Trauer nicht bestehen.

Als Byron Aegina, Megara, Korinth, all' die morschen Reste vergangener Pracht wie Gräber vor sich liegen sah, da mußte er unwillkürlich der ernstesten Worte gedenken, mit denen einst, vor 1800 Jahren, Sulpicius von dieser Stätte aus den Schmerz Cicero's über den Tod der Tochter zu läutern suchte: „Ach wie härmig und quälend wir armen Sterblichen uns, wenn einmal einer unserer Freunde stirbt oder getödtet wird, deren Leben doch so kurz ist, während die Leichname so vieler berühmter Städte hier beisammen vor meinen Augen liegen.“

Das war die Bedeutung, welche der erste griechische Aufenthalt für Byron's inneres Dasein hatte. Der moderne Individualismus begann zu ahnen, daß der Einzelne sich an das Loos des Irdischen: Entfagung gewöhnen muß. Vereister, fertiger kehrte Byron in die Heimath zurück.

Die zwölf Jahre, die zwischen dem ersten und letzten Aufenthalt in Griechenland liegen, deuten die Entscheidung in den Geschicken dieses Lebens an. Sie hoben Byron auf den Gipfel des Ruhms, sie zeigten ihm aber auch, daß nur der ein Liebling der Götter sei, der in Freude wie Leid das Höchste erfahren.

Byron's Entwicklung war eine solche geworden, daß ein Zusammenstoß mit den Anschauungen seines Landes unvermeidlich wurde. Er sollte nun zu seinem eigenen Nachtheil entdecken, daß die Gesellschaft intoleranter gegen die Verirrungen des Genius zu sein pflegt, wie gegen die Sünden der Mittelmäßigkeit. Er beging den folgenschweren Fehler sich zu vermählen, obwohl er weder Neigung noch Anlage besaß, um im ehelichen Leben Befriedigung zu finden. „Sie ist so gut,“ äußerte er vor der Hochzeit über seine Braut, „daß ich wünsche: ich wäre besser.“ Aber die Prämisse traf nicht zu; und so fiel auch der Wunsch dahin. Lady Byron verließ ihren Gemahl, da sie dessen geniale Launen für Symptome von Irnsinn nahm, sie begab sich nach der Geburt einer Tochter zu ihren Eltern um nie zurückzukehren. Und nun nahm die Gesellschaft wie ein Mann Partei gegen Byron, sie stellte sich entschieden auf Seiten des schwächeren Theils.

Das englische Publikum schien die Gelegenheit dieses kläglichen häuslichen Streits benutzen zu wollen, um sich an dem Manne dafür zu rächen, daß es den Dichter in den Himmel erhoben hatte. Ein wildes „Steiniget ihn“ hob sich aus dem Mund berufener und unberufener Tugendpächter.

Byron hatte die beschränkten Vorurtheile seiner Nation nie getheilt: „er war mehr Mensch, als Engländer, er hatte Seele.“ Er sah sein Vaterland etwa mit den Augen an, wie unser Schloffer. Die Macht der Ueberlieferung, welche die subjektive Willkür bändigt, erschien ihm nur als drückende Fessel für das Genie, die großartige Einseitigkeit des Volkes als hausbackene Nüchternheit und Krämersinn. „Die einzige Huldbildung, die man in England der Tugend darbringt,“ pflegte er zu sagen, „ist Heuchelei.“ So hat er denn, unfähig die schwüle Luft der heimathlichen Gesellschaft länger zu ertragen, bald nachdem er seiner Gemahlin jenes ergreifende „Fahrwohl!“ zugerufen, den Wanderstab von Neuem ergriffen; er pilgerte die Ufer des Rheins entlang durch die Schweiz, bis ihm der Süden eine neue Heimath bot.

Als gelte es dem scheinheiligen Wesen der vornehmen Londoner Welt und ihrem socialen Bannstrahl Trotz zu bieten, stürzte er sich, während seines Venetianischen Aufenthalts, in einen Strudel regelloser Ausschweifungen. Es war die Periode, wo er am Tiefsten gesunken schien. „Ich sah ein,“ schrieb er den 6. April 1819 an Murray, „daß ich meine Lebensart ändern müsse: denn sie hatte mich zu einem welken Blatt gemacht, das sehr nahe daran war, vom Baume herabzufallen.“

In diese dunkle Lebenszeit fiel der Sonnenstrahl der Liebe. Aus dem wüsten Treiben, worin er zu versinken drohte, riß den Dichter der Einfluß edler und reiner Weiblichkeit. Denn das war eben das Widerspruchsvolle und doch unendlich Fesselnde dieses Charakters.

Byron, dem die „Lust ihren Becher gereicht, als Flaum sein Kinn kaum deckte,“ er, der alle süßen Sünden gekostet hatte, der im Don Juan allen Weibern einen Rosenmund wünschte, damit er sie alle auf einmal küssen könnte; er war doch, wie irgend Einer, fähig geblieben treue und wahre Liebe zu empfinden und zu bieten.

So knüpfte sich ein weihelvolles tief sinniges Band zwischen dem Dichter und der achtzehnjährigen Gräfin Theresa Guiccioli. Auch sie war das Opfer einer Konvenienz-Heirath; sie hatte einem sechzigjährigen Wittwer, dem Grafen Guiccioli, die Hand reichen müssen, als sie eben das Kloster verlassen. Von dem ersten Moment der Begegnung, in einer Venetianischen Abendgesellschaft, als sie ihn gesehen und seine Stimme gehört hatte, fühlte sie sich zu ihm gezogen. Theresa war sich klar darüber, daß sie

den hochbegabten Mann aus den Netzen gemeiner Sinnlichkeit erlösen müsse. Was ihm bisher versagt worden war, ließ sie ihm zu Theil werden, sie verschönte, sie veredelte sein Dasein durch echte Liebe.

Noch jetzt verjüngt sich das Gesicht der fast Siebenzigjährigen; ihre Augen leuchten, wenn sie der seligsten Zeit ihres Lebens und Lord Byron's gedenkt, „der kein Mensch, der ein Gott gewesen sei.“ — Das Liebesglück der Beiden sollte freilich nur von kurzer Dauer sein, „ein Wetterleuchten in der Nacht.“ — Durch Theresia's Vater und Brüder ward Byron in die politische Bewegung hineingezogen, welche die südeuropäischen Völker zu Beginn der zwanziger Jahre ergriff. Von jeher hatte er den Drang empfunden, „Etwas mehr zu thun als Verse zu schreiben.“ Hier war ein würdiges Feld für seinen Feuereifer und seinen Ehrgeiz geboten.

Als Apostel der Freiheit unter den heißblütigen Völkern des Südens umherzuschweifen, sich für eine verloren geglaubte Sache zu opfern, das leckte den Dichter mehr, wie die nüchterne Wirksamkeit in der Heimath, wie der Streit über die Kornbills und über die Parlamentsreform, der in der politischen Arena Englands ausgefochten wurde. Von den edlen löschpapierenen Neben des Parlaments wandte er sich mit Vorliebe zu den frischen Erscheinungen eines phantastischen Abenteuerlebens, welches die südlichen Revolutionen boten. Ohne wirkliches Mitglied des Karbonaribundes zu sein, wirkte er im Verein mit den Gamba's für die italienische Nationalsache gegen Oesterreich. Seine Wohnung in Ravenna war ein förmliches Zeughaus. Hunderte von Gewehren lagen zum Ausbruch des Kampfes bereit. Schränke und Schubläden waren mit Brieffschaften und Proklamationen des Geheimbundes gefüllt. Im Vollgefühl seiner Stellung als Pair von England bot er den österreichischen Polizeiaagenten Trotz, und es gewährt ein eigenthümliches Interesse aus den 1848 in Lugano veröffentlichten Carte segrete, den Geheimberichten dieser Späher an den Fürsten Metternich, zu ersehen, wie sie sich über die Reckheit des edlen Lords entsetzten, ohne ihm ernstlich Etwas anhaben zu können. Byron wußte, daß man seine Briefe öffnete und unterschlug; so machte es ihm besonderes Vergnügen von Kaiser Franz und der heiligen Allianz im respektwidrigsten Ton zu reden; mitten in einem dieser Briefe mit großen Buchstaben zu schreiben: „Die österreichische Regierung Spitzbuben. Die österreichischen Postbeamten Hallunken.“ „Ich weiß, daß sie meine Briefe aufmachen und lesen, darum schreibe ich es eben.“

Jedoch damals war es leichter den Schergen des Metternich'schen Willkürregiments in gerechter Aufwallung Hohn zu bieten, als der nationalen Sache zum Siege zu verhelfen. Die italienische Bewegung trug den Keim der Hoffnungslosigkeit in sich. Die Polizei war den Karbonaris

auf der Spur, die Grafen Gamba's wurden festgenommen und ausgewiesen, Byron mußte Ravenna verlassen, da seine eigene Freiheit bedroht wurde; er siedelte im Herbst 1821 nach Pisa, und als die Gamba's auch von dort vertrieben wurden, nach Genua über.

Der unglückliche Verlauf der italienischen Erhebung schmerzte ihn tief; durch den Tod seiner Tochter Allegra und seines Freundes Shelley sah er sich persönlich schwer getroffen; eine ernst resignirte Stimmung kam über ihn. In solchen Augenblicken ward es ein Trost für ihn, die Augen wieder nach dem Osten zu wenden, nach den Gegenden am „blauen Olymp,“ die er einst lieb gewonnen. Denn dort regte sich jetzt mächtig der Geist der Freiheit, an dessen Erwachen Byron selbst früher verzweifelte. Die Wiedergeburt Griechenlands war von der öffentlichen Meinung Europas mit Jubel begrüßt worden. Nur in England verhielt man sich lau; oder man suchte sich gar in eine künstliche Begeisterung für die Türken hineinzureden. Dem aus England Vertriebenen gewährte es aber eine besondere Genugthuung in der griechischen Sache den schroffsten Gegensatz zu der bisherigen Selbstsucht seiner Landsleute zu offenbaren. Im April 1823 besuchte ihn der Bevollmächtigte des philhellenischen Comités Blaquière; Byron zeigte sich bereit, auf dessen Vorschlag als Stellvertreter des Comités nach Griechenland zu gehen, und seine Kräfte der griechischen Sache zu widmen. Schwer genug fiel es ihm, sich von der Geliebten loszureißen; eine Ahnung weissagte ihm, daß es auf Nimmerwiedersehen sei. Er hatte sich aber mit dem Gedanken jung zu sterben vertraut gemacht. „Das Leben,“ wiederholte er oft, „ist wie der Wein, will man ihn rein genießen, so darf man ihn nicht bis zur Reife trinken.“ Am Abend, ehe er Genua verließ, fanden ihn seine Freunde ungewöhnlich still und ernst; „hier sitzen wir Alle beisammen,“ sagte er zu Lady Blessington, „aber wann und wo werden wir uns wiedersehen? ich habe eine Ahnung, daß ich aus Griechenland nicht heimkehren werde.“

Doch diese trüben Gedanken hemmten Byron's Thatkraft nicht. Er raffte alles verfügbare Geld zusammen, mietete eine Brigg und ging in Begleitung von Theresa's Bruder, Trelawney, Dr. Bruno mit Dienerschaft, Waffen und Munitiou für 1000 Mann am 14. Juli 1823 unter Segel. Anfang August erreichte er Argostoli, die Hauptstadt von Cefalonia, und ließ von dort zunächst Erkundigungen über die Lage Griechenlands einziehen. Da er die Zustände Griechenlands von früher kannte, hatte er sich niemals Lustschlösser gebaut, wie die Enthusiasten, die von den Schulbänken nach der Heimath des Perikles und Leonidas eilten, um enttäuscht zurückzukommen, wenn sie auch nicht den Schatten jener großen Männer erblickt hatten. Denn freilich: sobald man sich nicht mehr durch

antiquarische Hallucinationen berücken ließ, und statt durch die bunte Brille klassischer Schwärmerel mit eigenen Augen sah, schrumpften die griechischen Dinge kläglich zusammen. Dann schien es, als ob die Tapferkeit, welche einst die Schlachten der europäischen Civilisation gewonnen hatte, nur noch bei Räubern und Piraten wohne. Es zeigte sich, daß das junge Geschlecht mit den guten auch die schlimmen Eigenschaften der Vorfahren überkommen habe; mit Streben, Wissensdurst und Geistesbeweglichkeit auch Neid, Ränkesucht und Unfähigkeit zu staatlicher Unterordnung. Die anfängliche Begeisterung drohte in Parteizwiß zu ersticken. Die bürgerliche und die Militärpartei stritten unter einander mit gleicher Erbitterung, wie zuvor gegen die Türken. Byron's Sendboten stiegen in Tripoliza auf den „alten“ Klephtenhäuptling Kolokotronis, der ihnen erklärte: „er werde den Maurocordatos, wenn derselbe seine Ränke nicht lasse, auf einen Esel setzen und aus Morea herauspeitschen lassen.“

In Mitten so unerquicklicher Zustände verlor Byron das kalte Blut und den Ueberblick nicht. Er neigte im Grund eher zu den Bürgerlichen, wie zu den Klephten, eher zu dem feinen europäisch gebildeten Maurocordatos wie zu dem rohen Kraftmenschen Kolokotronis. So trat er mit Maurocordatos in Briefwechsel; und da der Fürst auf die Wichtigkeit Mesolonghi's, des Schlüssels von Westhellas, hinwies, und ihn dringend aufforderte dorthin zu kommen, so beschloß er seinen Sitz zunächst nicht, wie Kolokotronis gewünscht, im Peloponnes, sondern in Westhellas aufzuschlagen.

Am Morgen des 5. Januar 1824 erschien er, dem Sturm und den Türken wie durch ein Wunder entgangen, auf der Rhebe der Stadt. Man empfing ihn mit glänzenden Ehren. Die Griechen begrüßten ihn wie einen politischen Messias. „Wir haben auf dich geharrt,“ betheuertem sie, „wie die jungen Schwalben auf ihre Mutter.“ Man durfte sich freilich durch solche Bethuerungen nicht allzutief rühren lassen, und Byron wußte wohl, worauf sich jene Huldigungen gründeten, daß die Griechen Englands Geldmacht, die Summen seiner Anleihen hinter seinem Rücken sahen und sich die Taschen des „Milordo“ unerschöpflich dachten. In wunderbarem Wechsel zeigte er mit einem Schlag, daß er den Dichter, den Idealisten abgestreift habe und Mann der Welt sein könne. Sein Alcibiadischer Charakter schien plötzlich eine neue Stählung zu erhalten, als er Wirken und Handeln für ein großes und bestimmtes Ziel erwählt hatte. In Griechenland, in diesem Wildlingsleben von Prüfungen und Entbehrungen sprang der praktische Hang des Engländers bei Byron wie ein frischer gesunder Quell empor. Von Anfang an war sein Sinn nur auf Mögliches und Erreichbares gerichtet. Er suchte die Kriegsführung zu einer mensch-

lichen zu machen, die Folter und das Morden der Gefangenen abzuschaffen. Er schrieb zu dem Ende selbst an den türkischen Befehlshaber Jusuf Pascha in Patras, und sandte ihm gefangene Türken zurück. Er suchte die widerstrebenden partikularistischen Elemente unter den Griechen zu einigen, indem er sich selbst erhaben über ihrem Parteihader hielt. Nach allen Seiten mahnte er zur Eintracht; wenn ein Grieche seinen Gegner bei ihm verleumden wollte, so führte er ihn gleich zu dem Verleumdeten und theilte demselben offen mit, was über ihn geredet war. Er nahm fünfhundert Sulioten, die aus ihrer Heimath vertrieben waren, in Sold und traf Anstalten, um als „Archistratage“ mit dieser Leibgarde den Türken das wichtige Lepanto zu entreißen. Die Hülle des Ghibe Harold war abgestreift: Alles, was er angriff, verrieth einen Washington.

Byron's verständiges und sicheres Auftreten bildete einen erquickenden Gegensatz gegen die hastige Neuerungsucht der abendländischen Civilisatoren, welche Griechenland mit ihren Beglückungsprojekten heimsuchten. Obwohl selbst ein entschiedener Liberaler bestritt er gegen Oberst Stanhope die Nützlichkeit einer freien Presse bei völlig unentwickelten Kulturzuständen. Nur mit Ungebuld und Aerger sah er auf den Apparat verfrühter Ventham'scher Kulturwerkzeuge, womit das Londoner Comité Griechenland überschwemmte. Er belächelte den blinden Eifer jenes intelligenten Worthelden, der als sicheres Mittel, um der griechischen Sache zu nützen, eine Aenderung des griechischen Alphabets vorschlug. Keiner der fremden Philhellenen dachte so wahrhaft nutzbringend, keiner handelte so folgerichtig, wie er.

Aber gerade diese Kraft sollte gebrochen werden, an dem hochbegabten Mann sollte sich das Verhängniß vollziehen, als er im Begriff stand ein neues Leben zu beginnen. Seit er sich in Mesolonghi befand, stürmten von allen Seiten Aergernisse und Enttäuschungen auf ihn ein, die auch ein weniger fein besaitetes Gemüth erschüttern konnten.

Die Erstlingsauschreitungen der griechischen Freiheit machten sich in nächster Nähe fühlbar. Die Sulioten lebten mit den Bürgern in steter Fehde; sie verlangten auf Skolotronis' Anstiftung, daß jeder dritte Mann von ihnen Officier würde, sie ermordeten einen schwebischen Philhellenen, Saß, der sie zur Ordnung mahnte; und drangen tobend in Byron's Wohnung, bis vor sein Bett, um Solderhöhung zu heischen. Byron wies sie mit Würde zurück, entließ sie aus seinen Diensten und gab die Expedition gegen Lepanto auf. Allein die fortwährenden nervösen Aufregungen und das giftige Klima Mesolonghi's drohten ihn aufzureiben und seine ohnehin geschwächte Gesundheit zu untergraben. Am Morgen des 22. Januar 1824 trat er in das Empfangszimmer und sagte lächelnd zu den versammelten

Freunden: „Ihr klagt neulich, daß ich nicht mehr dichte, heute ist mein Geburtstag und ich habe eben Etwas beendet, was besser ist als was ich gewöhnlich schreibe.“

Zugleich reichte er ihnen jene berühmten Verse: „An meinem sechs- unddreißigsten Geburtstag,“ die, wie Alles, was er gedichtet hat, mit der Persönlichkeit des Dichters auf's Innigste verwoben sind.

„Bedaurest deine Jugend du, wozu dann leben?
Hier winkt ein ehrenvoller Tod,
Drum säume nicht, dich hinzugeben,
Für besserer Tage Morgenroth.“

Vielleicht giebt es kein Erzeugniß der Dichtkunst, dem die Umstände und Gefühle, unter denen es geschrieben, ein so ergreifendes Interesse leihen. Der sechsunddreißigste war Byron's letzter Geburtstag, es war sein Schwanenlied. Auf einem Spazierritt, den er am 7. April 1824 mit dem Grafen Gamba unternahm, wurde er, drei Meilen von der Stadt, durch eines jener wolkenbruchähnlichen Gewitter überrascht, wie sie zu dieser Jahreszeit in Griechenland häufig sind. Als sie gründlich durchnäßt und athemlos die Thore von Mesolonghi erreichten, weigerte sich Byron vom Pferde zu steigen und zu Fuß nach Haus zu gehen. Trotz Gamba's Abmahnung setzte er sich, erhitzt, wie er war, in ein Boot und ließ sich durch die Lagunen nach seiner Wohnung fahren. Hier wurde er zwei Stunden darauf von heftigen Fieberschauern ergriffen. Er sträubte sich noch einige Tage lang eigensinnig gegen den Aderlaß, den sein Arzt Bruno anordnete, und gab erst nach, als man damit drohte, daß Irrsinn eintreten könne, den er vor Allem fürchtete. Nun aber kam die Operation zu spät. Das Fieber ward heftiger als zuvor, es stellten sich Symptome von Gehirnentzündung ein, am 17. April war man in Mesolonghi schon auf das Schlimmste gefaßt.

Am Nachmittag des 18. verlor er die Besinnung; nur unzusammenhängende Aeußerungen kamen über seine Lippen, er sprach von seinen theuersten Angehörigen und von Griechenland.

„Griechenland,“ rief er, „dir habe ich gegeben, was ein Mensch zu geben im Stande ist: meine Mittel, meine Zeit, meine Gesundheit und nun auch mein Leben. Möge es dir geheißen!“

Gegen 6 Uhr Abends sagte er zu dem treuen Diener, der weinend seine Hände hielt: „Recht will ich schlafen gehen,“ wandte sich um und versank in tiefen Schlummer. Noch einmal am Abend des 19. öffnete er die Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Es war sein letztes Lebenszeichen; das Herz, das so warm für alles Große und Schöne empfunden, schlug nicht mehr.

In Mesolonghi hatte man dem Ausgang der Krankheit mit lebhafter Spannung entgegen gesehen; am 18. April, dem Ostersonntag, erstarb der heilbringende Gruß: „Christus ist erstanden“ (*Χριστός ἀνέστη*) nur halb ausgesprochen zwischen den Lippen jedes Griechen; ehe man sich zur Wiederkehr des frohen Tages Glück wünschte, fragte man ängstlich: „Wie geht es Lord Byron?“

Vestürzung und Trauer waren allgemein, als sich die Todeskunde verbreitete; es bedurfte nicht erst der officiellen Anordnungen von Seiten der Regierung, der 37 Trauerschüsse, der Schließung der Läden, der Geschäftseruhe, um das Gefühl des Schmerzes in jeder Brust lebendig zu erhalten.

Denn wohl durfte man trauern um den 37jährigen Dahingeshiedenen. Nicht um die Jahre, die er gelebt, sondern um die reiche Zukunft, die vor ihm lag, wenn er fortfuhr, wie er in Mesolonghi begonnen. Sank er doch mitten in der Blüthe der Kraft dahin, als er im Begriff stand, die eigene dunkle Vergangenheit zu sühnen. Aber das Gute, was ein unsterblicher Name schafft, endet nicht mit der Spanne menschlichen Lebens. Die Trauer über den frühzeitigen Verlust schwindet, wenn man bedenkt, daß es dem vielverworfenen und vielgefeierten Mann vergönnt war, auf würdige, zweckbewusste Art zu sterben.

Beschleicht uns doch der Tod bei der ernsthaftesten, wie bei der kleinsten Beschäftigung, und es ist ein feierlicher, erhebender Gedanke, daß er Byron in keinem leichten Moment überrascht hat, sondern, da er mit Bewußtsein hab' und Leben für das höchste Gut des Menschen, für die Freiheit, hingab.

Nur gering schien der unmittelbare Erfolg, den er in Griechenland erlangte. Mesolonghi sollte fallen und auf der Stätte, wo der Sänger starb, der Halbmond noch einmal über dem Kreuz triumphiren. Doch Byron's Wirken und sein Tod waren für die griechische Sache nicht verloren. Selbst die starre englische Selbstsucht schmolz, da der Philhellenismus ein so edles Opfer gefordert hatte; über Byron's Bahre reichte der Brite dem Griechen hülfreich die Hand, und nur wenige Jahre verstrichen, so entschied der kühne Entschluß eines britischen Seemanns den Tag von Navarin und die Befreiung Griechenlands.

Darum durfte Byron sein Wirken wohl mit der Welle vergleichen, die sich am Strande bricht und hinsirbt, ehe die Fluth, die sie herbeiführte, ihre volle Höhe erreicht.

„Und doch hab' ich gelebt und nicht vergebens.“

Mag auch die Gluth aus Geist und Athern schwinden,

Zerbrech' in Dual die Form auch meines Lebens:
 Etwas in mir trotz selbst der Zeit, den Leiden
 Und hält noch meinen Athem im Verschneiden,
 Etwas das irdisch nicht, das sie nicht ahnen,
 Wird gleich dem Nachhall längst verklungner Saiten
 Den Geist besänftigend, den Weg sich bahnen
 Und spät an Lieb' und Reu' versteinte Herzen mahnen."

Die stolze Prophezeiung sollte in Erfüllung gehen.

An dem Dichter des Gilde Harold, jenes ruhelosen Wanderers, „der vor der eigenen dunklen Seele flieht,“ sollte die Lösung des großen irdischen Räthsels selbst vollzogen, es sollte ihm offenbar werden, daß einem Jeden hienieden Erlösung beschieden ist, wenn er nur strebend sich bemüht, und daß das wahre Glück des Lebens in dem Augenblick eintritt, wo sich das individuelle Streben zum Allgemeinen erweitert.

„Im Borgesühl von solchem hohen Glück
 Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.“

So konnte auch Byron, dieser Faust der modernen Gesellschaft, sagen, da er, fern von der Heimath, an der öden Küste Mesolonghi's, für die Freiheit einer mit ihren Unterdrückern ringenden Nation in's Grab sank.

Die Träume, die ihn einst umfingen, als er, einsam auf Felsen sitzend, dem Wellenschlag dieses blauen Meeres lauschte, waren nun glanzvolle Klarheit geworden. Er hatte nun begriffen, wie der Augenblick Werth und wie der flüchtige Wechsel unseres Daseins durch Wirken für Andere Dauer erhält. Was in der Kunst ungeläuter Gegensatz geblieben war, alte und neue Zeit, sie fanden hier im Leben Versöhnung. Denn Byron hatte gezeigt, daß das Beste aller Zeiten in seinem Busen lebe, und Selbstlosigkeit ward die Brücke, welche den modernen Welt Schmerz und die antike Weltanschauung vereint.

R. Mendelssohn-Bartholdy.

Notiz.

Die große Politik hat alle anderen Fragen längere Zeit so in den Hintergrund gedrängt, daß auch in diesen Blättern manches Beachtenswerthe, von dem wir sonst gerne Notiz genommen hätten, unbesprochen blieb. Möge es uns erlaubt sein, wenigstens auf eine kleine Schrift aus den letzten Monaten zurückzukommen, die eine allgemeinere Beachtung wohl verdient. Wir meinen die Arbeit von Dr. Schwabe, dem Direktor des statistischen Büreaus für die Stadt Berlin, über die Förderung der Kunstindustrie in England und den Stand dieser Frage in Deutschland.

Die geistige und sittliche Bildung und Hebung der arbeitenden Klassen ist eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Aufgabe unserer Zeit. Die politische und sociale Erhaltung des Mittelstandes, die Lohnhöhe, unsere ganze sociale Zukunft hängt damit zusammen. Die künstlerische Bildung des Arbeiterstandes ist in dieser ganzen Bewegung wieder eines der wichtigsten Momente, nicht bloß wegen der allgemeinen Rückwirkung der künstlerischen auf die Gesamtbildung und Hebung der arbeitenden Klassen, sondern speciell auch weil nirgends mehr als im Kunstgewerbe sich der mittlere und kleine Betrieb gegenüber der Massenfabrikation erhält, und weil es für die Erhaltung der kleineren Geschäfte kein wichtigeres Mittel giebt, als höhere technische und künstlerische Ausbildung. Von diesem Standpunkte aus sind die Studien Schwabe's sehr dankenswerth; sein Hauptaugenmerk richtet er auf England, das noch immer als Musterland wirthschaftlicher Entwicklung uns vorgehalten zu werden verdient. Er beschreibt das Kensington-Museum, das von Prinz Albert angeregt im Jahre 1852 gestiftet wurde und als staatliches Centralinstitut für Wissenschaft und industrielle Kunst seitdem Außerordentliches geleistet hat. Ebenso lehrreich ist aber die praktische ächt englische Art der Ausführung des Kunst- und Zeichenunterrichts d. h. specieller die Art, wie dieser Unterricht local verbreitet wurde durch das sachgemäße Zusammenwirken des Staats, des Centralinstituts, der Gemeinden und selbständiger Vereine. Von diesem Standpunkt aus ist das Buch zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag für die Lehre gesunder Wirthschaftspolitik, indem es an dem Beispiel des Kunstunterrichts die richtige Vermittlung von Staatshülfe und Selbsthilfe zeigt.

Nach einem Blicke auf die deutschen Bestrebungen im Gebiete der Kunstindustrie, die Schwabe übrigens wohl etwas unterschätzt, wenigstens in Bezug auf Süddeutschland wo die Leistungen sehr bedeutende sind, kommt der Verfasser auf die praktische Spitze seiner Arbeit, auf die Einrichtungen, die in Preu-

ßen und speciell in Berlin zu treffen wären, und er hat gewiß Recht, wenn er zunächst die Errichtung eines Centralinstituts für die industrielle Kunst in Berlin in Vorschlag bringt.

Das Buch ist Ihrer königl. Hoheit der Kronprinzessin gewidmet, welche dasselbe auch veranlaßt zu haben scheint. Wünschen wir, daß die hohe Frau auch künftig durch Ihr Interesse diese Sache unterstütze, wie denn Ihr Einfluß gewiß stets ein segensreicher ist, wenn er uns englische Ideen, englische Institutionen bringt. —

Ueber Gotth. Ephr. Lessing.

I.

Bei dem Klang der ersten Verse von Tasso und Iphigenie, bei dem Beginn des Wilhelm Meister ist uns, als träten wir durch ein prachtvolles Thor, hinter welchem wir von der Gegenwart und von ihren Kämpfen ganz abgeschlossen sind, und nunmehr eine derselben heterogene Welt sich aufthut, in der Kräfte unserer Seele in's Spiel gesetzt werden, welche sonst zu ruhen pflegen.

Lessing dagegen ist unseres Geschlechts. Wo Er den Faden von Ernst und Falk fallen ließ, oder vielmehr wo die Hand des Todes ihn abriß, inmitten der Untersuchung über die Einschränkungen unseres Wesens welche in der Natur aller gesellschaftlichen Verbindungen der staatlichen wie der religiösen gegründet sind, und über die anderen welche in der wechselnden inneren Verfassung dieser Verbindungen beruhen, inmitten der anderen mit dieser verknüpften Untersuchung über den Zusammenhang der besonderen Gestaltungen staatlicher und religiöser Verbindungen mit den besonderen geographisch-historischen Bedingungen unter welchen sie sich bilden: da glauben wir diesen Faden wieder aufnehmen zu können. Ja uns dünkt, daß ein Mann seiner Art unter uns sich besser, weit besser befunden hätte, als in der engbrüstigen Epoche, in welcher er aufwuchs, eingeklemmt zwischen Klopstock's, Gellert's, Kramer's religiöse Empfindsamkeiten und die pedantischen Nachahmungen der großen Formen Corneille's welche unseren kleinbürgerlichen Dichtern schlecht auf den Leib paßten, eingeklemmt zwischen Gelehrtenhochmuth und Predigerhochmuth.

Und wer kann ein paar Seiten dieses schneidigen, nüchternen, männlichen Menschen lesen, ohne zu fühlen daß er so, ganz wie er war, unter uns leben, schreiben, handeln könnte, ja daß wir ihn brauchen? Was könnte uns heute ein Mann sein, welcher der ungeheuren Veränderung in unserer Anschauung vom Menschen und seiner gesellschaftlichen Natur und der hierdurch bedingten Umgestaltung unseres sittlichen Ideals einen so gewaltigen und direkten Ausdruck verleihe, als er seiner Zeit im Nathan und der Antigöke that, zum ersten Male wieder in Deutschland seit den

großen Jugendschriften Luther's. Aber ehe ein solcher erscheint — und sicher, diese gährenden intellektuellen und moralischen Zustände werden ihn hervorbringen, gleichwie sie seiner bedürfen: soll jeder Buchstabe Lessing's uns heilig sein. Wir durchmustern was er zurückließ nicht mit dem neugierigen Auge des Forschers, sondern mit dem ängstlichen Eifer eines Sohnes, welcher in der Hinterlassenschaft seines Vaters nach einem Geheimniß forscht, das für ihn bestimmt war, das nur der Vater in des Sohnes Abwesenheit Niemandem anvertraute, anvertrauen durfte. Wenn sein Studium des Lebens, des vergangenen in Büchern, des gegenwärtigen unter Menschen ihn auf Resultate führte, die er damals nicht aussprechen durfte: uns würde er sie nicht vorenthalten haben; wir sind die Erben seines Geheimnisses.

Wenn dies so war, — wenn er wirklich seinen Zeitgenossen etwas vorenthielt, für immer oder auch daß der Tod ihm den Mund schloß, bevor er den Moment für gekommen erachtete, es auszusprechen! — Diese Frage giebt der Durchmusterung dessen was er zurückließ einen Reiz, dem von Fragmenten eines verlorenen Ganzen vergleichbar. Wir sind auf Ergänzung angewiesen.

Und in der That sind gewichtige Gründe vorhanden, zu glauben daß er seine letzten, höchsten Lebensresultate theils gar nicht, theils in halb verhüllenden Formen seinen Zeitgenossen vorlegte. Diesen theologisch eingeschränkten, gedrückten Zeitgenossen gegenüber fühlte er sich als ein Pädagog. Schiller und Göthe hatten diese Stellung nicht mehr. Ihm war sie natürlich, denn er war der erste Deutsche, welcher, von aller Tradition, aller Neigung wie aller Abneigung ihr gegenüber völlig befreit, sich unmittelbar dem Leben gegenüber eine selbständige und positive Lebensansicht bildete. Dies kann man selbst von dem in seiner Weltansicht so unvergleichlich originaleren Leibniz noch nicht sagen. Als Lessing hierzu in seiner letzten Epoche fortschritt, fühlt man förmlich es um ihn einsamer und einsamer werden; für diese Entdeckungsreise hatte er keinen Genossen wie einst für seine ästhetischen Streifzüge, konnte er keinen haben. Wie er so ganz allein da stand, und nun den Kampf mit all' den Richtungen aufnahm, welche von der theologischen Tradition freundlich oder feindlich, für ihn gleichviel! ausgingen: mußte er diese isolirte Stellung verdecken, vorübergehend sich Bundesgenossen schaffen, langsam die Zeitgenossen zu sich erheben. Dies war seine Stellung, und mit ihr erklärt sich die Möglichkeit, daß weder was vorliegt ganz so seine Meinung ist, noch in diesem Vorliegenden die letzten Resultate seines Lebens niedergelegt sind.

So viel nahe, leidenschaftliches Interesse unsererseits, so viel Rätch-

selbsthaftigkeit seinerseits haftet an Lessing's wissenschaftlichen Forschungen. Gibt es überhaupt in der neueren Literaturgeschichte Deutschlands einen Stoff, welcher auf strenge methodische Untersuchung Anspruch hat, so ist es dieser. Demgemäß liegt denn auch eine umfangreiche Literatur über diesen Gegenstand vor.

Als Lessing so plötzlich, inmitten einer schöpferischen Thätigkeit von überströmendem Reichthum weggerissen ward, faßte zunächst sein ältester, intimster Freund, der vortreffliche Moses Mendelssohn, die Absicht über ihn zu schreiben. Der Plan dieser Schrift ist uns in dem Leben Lessing's von seinem Bruder erhalten. Nur ein der menschlichen Natur Unkundiger wird gegenüber zwei Männern, welche ihre ersten literarischen Feldzüge nebeneinander machten, welche die ersten unreifen Formen ihrer Theorien austauschten, eine geschichtliche Würdigung des einen, welcher dann mächtig voranstrebte, durch den welcher zurückblieb, wo ihn der gewaltige Freund gelassen hatte, erwarten. Was aber ein solcher Genosse, und er allein ganz geben kann, ist ein Detail von Einsicht in die intellektuelle und moralische Natur eines Genius bis hinab in die intellektuellen Manieren und moralischen Eigenheiten. Einige Grundzüge dieser Art verdanken wir der Skizze Mendelssohn's. So hebt er sehr schön die bemerkenswerthe Sorglosigkeit hervor, mit welcher diese reiche lebhaft voranstrebende Natur Resultate im Gespräch hin warf. „Ein Exempel — sagt hierbei Mendelssohn — seine Gedanken vom Lachen und Weinen. Ich hatte die Absicht nicht, zu plündern, sondern war vielmehr einem unordentlichen Hauswirth zu vergleichen, der Sachen in Verwahrung nimmt, ohne Buch zu führen.“ So weit geht Lessing, in Briefen an Mendelssohn diese Theorie „meine oder vielmehr Ihre Theorie“ zu nennen (12, 95). Wie sorglos dann Nicolai Lessing plünderte, ist nicht zu sagen. Aber wie wenig dieser Art tritt in der Skizze hervor, und was noch merkwürdiger ist, wie arm sind die Ausführungen, welche in dem Capitel der Morgenstunden über Lessing und in der Schrift an die Freunde Lessing's gegeben sind. Man war mit Recht gründlich enttäuscht. Nur das Verhältniß zwischen Lessing und Mendelssohn schließt sich hier voll auf, in einer Weise welche dem letzteren die höchste Ehre macht. Die sich unterordnende Verehrung des Gleichaltrigen, Mitforschenden hat etwas Rührendes. Er will nichts sein als ein „Jünger des Propheten.“ So reizbar, bis zur Eifersucht ist diese Verehrung, diese Liebe, daß hieraus allein sich erklärt, wie ihn schmerzte daß Lessing Gedanken hegte die er ihm vorenthielt.

Aus diesem selben älteren Berliner Kreis trat nun Lessing's Bruder hervor, Karl Lessing. 1793 — 1795, also ein Duzend Jahre nach Lessing's Tode, publicirte er in drei Bänden den literarischen Nachlaß und

das Leben des Bruders. Das alles wimmelt von Unwissenheiten der größten Art. Jede Seite darin würde Gotthold Ephraim zur Verzeihung gebracht haben. Wenn die Xenien damals den Vers brachten:

Edler Schatten, du zürnst? ja über den lieblosen Bruder,
Der mein moderns Gebein lästet in Frieden nicht ruhn.

so würde Lessing's Zorn, nach seiner Art zu denken, wohl kaum die Veröffentlichung irgend eines Blattes von seiner Hand betreffen haben — wer möchte Eines missen? — wohl aber das was sein leichtfertiger Bruder über diese Blätter und über ihn schrie. Indessen finden sich gerade hier unter dem unnützeften Berliner Raisonnement einige werthvolle Notizen, die noch heute nicht ausgebeutet sind.

Inzwischen trat dem alten Berlin, welchem Lessing's Freunde angehört hatten, eine neue literarische und wissenschaftliche Schule gegenüber, und sie mußte sich der Autorität Lessing's bemächtigen. Eben damals als das Leben Lessing's von seinem Bruder erschien, befand sich Friedrich Schlegel in Berlin und seine jugendliche Reife fand höchst natürlich, neben seinem Bruder auf dem kritischen Richtersstuhl Lessing's sich niederzulassen, der seit dessen Tode frei war. Er erhob den ersten geistvollen Widerspruch gegen die Auffassung Lessing's, wie sie die alte Berliner Schule nunmehr wiederholt, trotz Jacobi's Protest, dem Publikum aufgedrängt hatte. 1797, jener Biographie auf dem Fuße folgend, erschien das Fragment über Lessing von Friedrich Schlegel, welches dann in dem kritischen Musterwerk beider Brüder, den Charakteristiken und Kritiken, wiederabgedruckt und mit einer seltsamen Ergänzung versehen ward. 1804 ließ dann Friedrich Schlegel drei Bände „Lessing's Gedanken und Meinungen“ drucken welche eine schlecht maskirte Buchhändlerspeculation sind, trotzdem aber das Beste enthalten was bis dahin über Lessing gesagt worden ist. Gegenüber der herrschenden Ansicht, welche in Lessing einen Mendelssohn verwandten Gelegenheitsdenker sah, fand er mit Recht in ihm einen Pädagogen zu dem systematischen Denken hin. Er fand, wir hätten keine deutschen Schriften, welche besser geeignet seien diesen Geist des Selbstdenkens zu erregen und zu bilden als die Lessing'schen. Und nun liegt die Bedeutung seiner Untersuchung in dem Versuch, diese erregende Kraft der Schriften Lessing's in ihrer inneren Form aufzuzeigen. Ueber diese innere Form hatte Friedrich Schlegel damals viel gedacht: denn schon fünf Jahre lang hatten ihn platonische Untersuchungen beschäftigt.

Eine methodische historisch-kritische Untersuchung war in solchen Arbeiten noch gar nicht begonnen. Es ist Danzel's Verdienst, für das wissenschaftliche Studium Lessing's und seiner Zeit im ersten Band seiner Biographie Lessing's (1850) die Grundlage gelegt zu haben. Dieser Band

reicht leider nur bis 1764, aber er ist das bis heute unerreichte Muster literar-historischer Untersuchung eines intellektuellen Phänomens der modernen Zeit. Was würde der edle Danzel, welcher einige dreißig Jahre alt hinwegstarb, für Literaturgeschichte geworden sein! In Guhrauer's Fortsetzung (1853. 54) treten die Reste der Danzel'schen Studien — wie über den Laocoon, über die Philosophie Lessing's — bedeutsam hervor; Guhrauer selber, dem Kenner von Leibnitz, dem umfassenden Bücherkenner, fehlten dennoch die geistige Selbständigkeit und Klarheit Danzel's.

Lebhafte Discussionen, welche dieser umfassenden Biographie, die eine Perle unserer Literaturgeschichte bleibt, vorausgingen und folgten, zeigten, welche Richtung das Interesse an Lessing genommen hatte: sie galten alle sammt dem Denker. Guhrauer hatte sie 1841 durch seine Schrift: „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert“ eröffnet. Diese Schrift veranlaßte Heinrich Ritter, den Geschichtschreiber der Philosophie, einen lange gehegten Plan, über Lessing's Philosophie zu schreiben, zur Ausführung zu bringen; seine Schrift über Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze erschien 1847 in den Göttinger Studien und in selbständiger Ausgabe. Danzel's Stellung zu dieser Frage liegt in seiner Recension Ritter's in der neuen Jenaer Literaturzeitung (1848 No. 172—174) und in dem was Guhrauer aus dem fertig geschriebenen Capitel über Lessing's Philosophie mittheilt, vor. Aus der Literatur, welche der Biographie folgte, tritt nur Eine methodische Untersuchung hervor: Hebler's Lessingstudien (1862), das Beste was außer dem ersten Bande Danzel's bisher überhaupt über Lessing geschrieben ist. Die meisterhafte Charakteristik von Gervinus natürlich nehme ich aus: sie hat einen Zweck der ihr gestattet, alle Detailuntersuchungen zu überspringen. Hebler's Schrift ist das einzige was ich für denjenigen, der die nun folgende Darstellung kritisch prüfen will, voraussetze. Was er mit der ihm eigenen ruhigen Gründlichkeit zur Evidenz gebracht hat, suche ich nicht zum zweiten Male zu beweisen. Solche Bücher dürfen nicht überflüssig werden. Ich wünsche für diesen Aufsatz nichts Besseres als das Verständniß Lessing's um eben einen solchen Schritt weitergefördert zu haben, als er gethan hat.

Denn es ist mir genau um dieselbe Frage zu thun, welche sich auch Hebler stellte. Unser Interesse haftet schließlich an dem Räthsel der höchsten Lebensresultate Lessing's. Aber der gerade Weg ist nicht immer der kürzeste zu einem Ziele hin. Wir müssen uns den ganzen Gang der wissenschaftlichen Forschungen Lessing's vergegenwärtigen, ja die Stellung welche sie in dem Zusammenhang seiner Wirksamkeit innerhalb der literarischen, dichterischen, intellektuellen Bewegung Deutschlands seit 1760 einnehmen.

Durch das Zeugniß der bedeutendsten Zeitgenossen, insbesondere Götthe's, dessen Aeußerungen geradezu bis heute den Kanon für die literar-historische Tragweite derjenigen Erscheinungen bilden, die in seinen Gesichtskreis fielen, ist es erhärtet, daß auf den starken Schultern Lessing's die Umgestaltung unserer Literatur ruhte. Was in der vielzersplitterten, rasiloßen, alle Interessen der Zeit umfassenden Thätigkeit des Mannes gab ihm diese Stellung?

Als er um die Mitte des Jahrhunderts die literarischen Verhältnisse um sich zu beobachten begann, fand er im Vordergrund des geistigen Interesses die theologischen Kämpfe und die literarischen Streitigkeiten zwischen Bodmer, Göttsch, Klopstock, den lyrischen Dichtern. Die den Gang unserer Literatur beherrschende Thatsache ist, daß die Reformation in Deutschland mit einer Energie des religiösen Bewußtseins aufgetreten war, wie in keinem anderen Lande; hieraus entsprang eine ganz einzige Herrschaft des theologischen Interesses, und sie ward auf lange hinaus erhalten durch die Abwesenheit all der anderen Motive, welche in England und Frankreich Elemente und Interessen der Aufklärung mitbestimmten. Hierdurch ist der Charakter alles dessen was naturwüchsig bei uns entstand, bestimmt, von den dogmatischen Compendien und dem Kirchenlied ab bis auf Haller's religiöses Lehrgedicht und die Messiasde Klopstocks. Das größte literarische Ereigniß um die Mitte des Jahrhunderts, die Messiasde, charakterisirt am besten die klägliche Unreife dieses deutschen Denkens und Empfindens: ein Gymnasiast faßte einen Plan und begann ein Gedicht, in welchem tüchtige und ernsthafte Männer den Ausdruck ihrer Welt- und Menschenbetrachtung fanden. Wer wird die Thatsache der ungemeynen lyrischen Energie Klopstock's bestreiten oder die Bedeutung derselben herabsetzen wollen? Nur ist die andere nicht minder bedeutsam, daß Niemand beinahe in der Anschauungsweise und dem Gehalt des Gedichtes die unreife Jugendlichkeit unangenehm empfand, Niemand beinahe — als ein Jüngling der zugleich so entschieden für Klopstock's lyrische Genialität eintrat — Lessing. Dennoch war diese Grundrichtung unserer Literatur, wie sie in Klopstock culminirte, in ihrem Recht gegenüber den gelehrten Experimenten der Leipziger Schule. Was sollte unserem von dem Weltleben und seinen großen bewegenden Affekten abgesperrten Volke jene Kunst der Renaissance, welche in Italien und Frankreich ihre festen Züge erhalten hatte, eine Kunst des Styls, der großen, festgegliederten, sich gesetzmäßig entwickelnden Formen, was sollten uns die Helden dieser großen tragischen Kunst, Römer, griechische Heroen, tragische Schicksale der Könige! Was unter Thränen an der Messiasde ergriff, mit ruhigeren Empfindungen an Kleist's Frühling oder Hagedorn's zärtlichen Liedern, das war doch we-

nigstens natürliche Poesie: denn das war — wohl oder übel — unsere Natur.

In diese Zustände und ihre pedantische Abwickelung warf Lessing eine ganz andere Geistesform hinein: er ist das einzige norddeutsche Genie das in die Poesie mit norddeutscher Art zu empfinden mächtig eingriff, bis auf Heinrich von Kleist, welcher hierin recht eigentlich sein Nachfolger ist. Ein Naturell in welchem von dem ersten Hervortreten ab ein heller, scharfer Wille dominiert, der klar und heiter die Bewegungen der Welt um sich auffaßt und sich in ihr lebendigstes Treiben einzumischen unwiderstehlichen Trieb fühlt, dem Alles zur Handlung, zum Kampf, zum Tummelplatz lebhafter Bewegung wird, welches demgemäß von Anfang an in einem Styl erscheint der einen bewegten, hellen, streitenden Willen der Erkenntniß in den einzelnen Akten seiner Handlung zeigt, welches mit derselben Naturnothwendigkeit von Anfang an sich der Bühne wahrverwandt fühlt, diesem idealen Spiegel des beweglichsten Lebens, zu allererst daher der komischen Bühne, der Welt von Plautus, Terenz, Molière — dies Naturell ist was Lessing als seine seltene, glückliche, in unserer beschaulichen Nation und in der beschaulichsten Epoche dieser Nation beinahe unerhörte Mitgift in die Literatur wirft.

Es ist der erbaulichste Anblick, inmitten der damaligen deutschen Literatur diese Natur sich bewegen zu sehen. Schon die nächsten norddeutschen Kreise, in denen der Jüngling sich findet, die Gleim und Ramler und die anderen Lyriker sind ihm doch völlig heterogen. Er ist unter ihnen wie unter einer Singvogelbrut ein junger Raubvogel, der weil es im Neste so der Brauch ist, seine Stimme zu kleinen Liedern übt, sich aber dabei wenig behaglich fühlt und zuweilen die sonderbarsten Gelüste verspürt, auf den einen oder anderen Sänger zuzufahren. Noch schärfer tritt die totale Verschiedenheit seiner Natur hervor, wenn man ihn im Ganzen der damaligen Bewegung ansieht. So wunderbar fertig und geschlossen in sich von vorn herein die geistige Form dieser genialen Natur erscheint, so tastend, so experimentirend ist das Verhältniß derselben zu der Welt, auf welche sie wirken soll. Denn seine knappe schneidige Weise hatte wenig Verständniß für die entliehene Grandezza Gotsched's, aber nicht viel mehr für Klopstock's religiöse Empfindsamkeit. Wenn Klopstock mit seraphischer Inbrunst bittet: „ach gieb sie mir, Dir leicht zu geben, Gieb sie dem bebenden bangen Herzen,“ so bemerkt der Jüngling kurz dazu: „was für eine Verwegenheit so ernstlich um eine Frau zu bitten.“ Es waren Realismus, Gesundheit, Charakter, welche der Empfindungsweise und den Zuständen, wie sie von Holstein bis in die Schweiz bestanden, led gegenübertraten, aber in dieser Stellung zunächst isolirt erschienen.

Mit Spannung fragt man sich, was eine solche Natur mit ihrem mächtigen Bedürfniß der Action inmitten dieser Partheien thun wird, ja man fragt wie ihr inmitten der damaligen deutschen Verhältnisse Selbsterhaltung möglich sein wird. Denn welche ist, inmitten dieser Verhältnisse, Lessing's Stellung?

Wenn man den Schriftsteller vom wissenschaftlichen Forscher als solchem unterscheidet, so ist sein Charakterzug daß es ihm nicht ausschließlich um den Fortschritt der Wissenschaften zu thun ist, sondern zugleich um Wirkung auf die Nation. Und zugleich erhält hiermit für den Schriftsteller der Styl eine hervorragende Bedeutung. Lessing war vermöge der Form seines Geistes und vermöge seines Naturells ein geborener Schriftsteller, wie er ein geborener Dramatiker war. Ihm war von vorn herein natürlich die Wissenschaft in Handlung zu setzen, seinen Ideen dramatische Wirkung zu geben. Er war ein so sorgsamer Stylist, daß sich selbst von den Briefen an seine Familie Concepte in seinem Nachlaß gefunden haben. Er war der erste deutsche Schriftsteller in wahren, vollem Sinn. Und unter der Macht dieses Instinktes ergriff er, neunzehn Jahr alt, ohne Geld, ohne Verbindungen, diesen Beruf seines Lebens.

Welchen Muth, welchen Charakter die Aufgabe erforderte, davon haben wir einen Maßstab an seinen Zeitgenossen. Die starke Bewegung hatte eine ganze Reihe junger Männer, zum ersten Mal in Deutschland, literarischen Beschäftigungen in die Arme geworfen; aber wir sehen sie alle, wie Weiske, Engel, Moritz, Dusch, um die Mitte ihres Lebens, sich in feste Lebensstellungen, zumeist an Lehranstalten, retten. Die übrigen, zumal die lyrischen Dichter, waren von vorn herein behagliche Existenzen, welche in Lebensstellungen, die ihrem inneren Beruf ganz heterogen waren, ihren Lieblingsneigungen gelegentlich nachgingen, oder sie bezogen Pensionen. Lessing allein fügte sich keiner Stellung, welche ihn daran hindern konnte, seinem inneren Beruf vollauf zu leben.

Dieser sein Charakter und die Natur der gesellschaftlichen Elemente, auf welche er sich als Schriftsteller stützen konnte, sind die zureichenden Erklärungsgründe für die Unruhe, und den ergreifenden Mangel an Glück in diesem großen Dasein. Auch er war von der Natur mit jener Heiterkeit, jenem „Himmel im Verstande“ ausgestattet, welche der unmittelbare Ausdruck einer jeden bedeutenden intellektuellen Kraft sind. Aber die Art wie Alles brach, worauf er sich stützen wollte, formirte seinen Charakter. Diese Hinfälligkeit war nicht sein besonderes Unglück: sie war in der Sache selber begründet. Denn worauf konnte, durfte er sich denn stützen?

Betrachten wir die gesellschaftlichen Elemente, welche damals etwa

einen Schriftsteller in Deutschland tragen konnten, zu einer Zeit in welcher Voltaire eine fürstliche Stellung sich errungen hatte. Die althergebrachten Stätten deutscher Bildung waren die Universitäten und die Höfe. Die Universitäten vertraten die Gelehrtenüberlieferung, von welcher unsere Schriftsteller sich eben befreien wollten; daher haben Herder wie Lessing Universitätsprofessuren ausgeschlagen. Die Beziehung von Gelehrten und Dichtern zu Höfen, ohne die Basis einer Wirksamkeit in der Verwaltung, ist immer für dieselben schädlich gewesen, im besten Fall ein notwendiges Uebel und für Lessing war sie ganz unmöglich, wie seine gelegentlichen Berührungen mit dem Braunschweigischen Hofe beweisen. Die socialen Elemente welche einem Schriftsteller als Stützpunkte übrig blieben, der sich von Universitäten und Höfen abwandte, waren noch unfertig.

Zunächst tritt die Existenz einer heranwachsenden Großstadt hervor. Berlin zählte etwa hunderttausend Einwohner und — was wichtiger war — der siebenjährige Krieg hatte dort einen öffentlichen Geist gebildet, der in freier Discussion politische und religiöse Fragen zu erörtern unternahm; damit trat zugleich eine bemerkenswerthe Neigung für Lectüre discutirender ernsthafter Schriften hervor. Die späteren Regierungsjahre Friedrich's erbrüchten diesen sich kaum regenden Geist, soweit er nicht sich an der religiösen Discussion genügte. Ohne daß er eine regelmäßige Beschränkung politischer, finanzieller, nationalökonomischer Schriften hätte eintreten lassen: lag doch sein System schwer auf der Stadt und Niemand wagte offen zu schreiben, da der einsame Löwe in Sanssouci unberechenbar war in seinen Griffen. Lessing hat das mit einer durch persönliches Geschick überreizten Schärfe ausgesprochen. „Sagen Sie nur ja nichts — schreibt er Nicolai — von Ihrer Berlinischen Freiheit zu reden und zu denken. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben als Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Ausfaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt in Frankreich und England geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das slavischste Land in Europa ist.“ Ja Lessing konnte noch zwischen Berlin und Wien schwanken, literarisch dieselbe Erscheinung die wir politisch 1848 erlebten: so schwer erwuchs auch in den ersten Köpfen unserer Nation die Einsicht in die Bedingungen des öffentlichen Geistes und die Wirkung auf die Menschen. Trotzdem war der Gedanke an Wien auch unter Kaiser Joseph nur eine ganz flüchtige Illusion. Dagegen trug ihn der Geist von Ber-

lin und Preußen, mehr als er sich selber bewußt war. Dem Jdhyll kleiner Höfe und der pedantischen Lust der Universitäten gegenüber standen hier die Stimmungen, Interessen einer großen Stadt, der nüchterne Geist der Discussion und der Analyse welcher einer solchen eigen ist.

Demgemäß blieb von jenem Moment ab in welchem der theologische Student Universität, Studien, seine ganze vorgesehene Zukunft verließ um in Berlin als Schriftsteller zu leben, bis zur vollen Reife seines Lebens welche die Literaturbriefe bezeichnen, Berlin der Haltpunkt seiner Existenz. Diese Stadt bedingte den Verlauf seiner Bildungsjahre. Der Muth ist bewundernswürdig mit dem er damals ganz auf eigne Hand, ohne alle Mittel, mit Schulden belastet, neunzehn Jahre alt nach Berlin ging; aber es war natürlich daß dieser Entschluß ihn auf eine Reihe von Jahren in unruhigen hastigen Broderwerb warf; er fand eine Existenz in der Tageskritik und gab für die Berliner Weise derselben eigentlich zuerst den Ton an. Mangel und ein immer wieder, in verschiedenen Lebensepochen, ihn übermächtig inmitten seines hastigen Schriftstellerlebens ergreifendes Bedürfniß einsamer Arbeiten trieben ihn nur auf einige Zeit nach Wittenberg, wo er sich zu seiner Rettung des Horaz sammelte, und in dem Vademecum für Samuel Gottlob Lange jenen ersten Raubvogelgriff that, welcher das Entsetzen aller höflichen Leute hervorrief. Wie er dann 1752, dreiundzwanzig Jahre alt, nach Berlin zurückkehrte, trat er hier mit Moses Mendelssohn und Nicolai zusammen, denen er im Montagsclub begegnete, und nun ward die sogenannte Berliner Schule begründet. Danzel hat unwidersprechlich nachgewiesen, daß Lessing in diesem Verhältniß von Anfang an der bestimmende und leitende war. Aber immer noch blieben seine Experimente sich ein Verhältniß zum Publikum zu schaffen flüchtig, von der Noth und dem Interesse des Augenblicks eingegeben, ohne weitertragende Berechnung. Auf der Ostermesse 1755 erschienen von ihm fünf Bände verschiedensten Inhalts. Inzwischen faßte er eben damals einen Entschluß, welcher die Basis seiner Existenz und seiner Thätigkeit völlig ändern zu wollen schien.

Lessing's Naturell machte ihn zum geborenen Dramatiker wie zum geborenen Schriftsteller. Er hatte soeben in einer siebenwöchentlichen völligen Abgeschlossenheit in einem Gartenhause zu Potsdam Miß Sara Sampson vollendet, sein erstes dichterisches Werk von wahrhaft mächtiger Wirkung. Ramlar schrieb von Frankfurt wo das Stück zuerst gegeben ward: „die Zuschauer haben 3½ Stunden zugehört, geseffen wie Statuen und geweint.“ Lessing selbst war zugegen und für den sechsundzwanzigjährigen Jüngling war dies wohl eine Stunde freudigen Selbstgefühls, in welcher diese Seite seines Lebensberufs ihm im hellsten Lichte erschien.

Für das Verhältniß eines Dichters zum Publikum war bis in unser Jahrhundert das Theater der natürliche Schwerpunkt. So unreif die deutschen Theaterzustände waren, so unternahm Lessing sofort den Versuch, gleichzeitig damals mit Weisheit, ob sie seine dichterische Zukunft zu tragen im Stande seien. So laßen denn seine Freunde, die getreue Berliner Schule, eines Morgens mit Erstaunen, daß er Berlin verlassen habe und sich in Leipzig bei der Koch'schen Bühne befand. In seinem Kopf bewegten sich die verschiedensten Pläne von Tragödien und Komödien, wie später in dem Göthe's zur Zeit als er den Clavijo schrieb. Aber leider ist damals wie später eine Gestaltung des deutschen Theaters nach ihrem Sinne mißglückt. Erst Schiller konnte, wenigstens zum größten Theil, seine Wirksamkeit und seine äußere Existenz auf das Theater stellen und dasselbe dauernd mit seinem Geiste erfüllen. Zunächst, bevor Lessing noch zur Entfaltung seiner Pläne kam, trieb der siebenjährige Krieg die Koch'sche Truppe auseinander. Während also diese Richtung seiner Thätigkeit unterbrochen ward, um erst eine Reihe von Jahren danach wieder aufgenommen zu werden, schloß er die Zeiten der Berliner Schule, der Wirksamkeit durch Zeitschriften, durch literarische Kritik, im Bunde mit dem öffentlichen Geiste der Stadt, nunmehr ab durch die Berliner Literaturbriefe.

Schon ein Jahr zuvor hatte Sulzer vorgeschlagen, Lessing möge seine Existenz auf eine Zeitschrift gründen. Das war wenig in Lessing's Sinn. Wohl aber gab der Krieg die Stimmung zu einer durchgreifenden und rücksichtslosen Aktion in der Literatur. Und so gründete Lessing für kurze Zeit die Literaturbriefe. Nicolai erzählt ausdrücklich: „der damalige Krieg spannte Alles mit Enthusiasmus an,“ als Erklärungsgrund für das energische zusammengefaßte Vorgehen der Schule in dieser Zeitschrift. Lessing war dreißig Jahre alt als er 1759 dieselbe begann. In ihr erscheint er nunmehr seiner Stellung völlig gewiß. Während all' seine früheren Schriften der Vergessenheit anheim gefallen sind, beginnt mit dieser die Reihe jener Werke welche ihn zu dem unfrigen machen. Wenn Macaulay ihn den ersten Kritiker Europa's nennt, so nahm er jetzt, mit diesem Werke, seine Stellung ein. Die Wirkung war tieferregend und revolutionär. Es ist der glänzende Abschluß seiner ersten Lebensperiode. Ziehen wir also das erste Resultat unserer Untersuchung.

Während die ganze damalige Literatur, Klopstock und seine Freunde mit eingeschlossen, sich an die altbestehenden, aber die Bewegung streng einschränkenden gesellschaftlichen Elemente, Höfe und Universitäten anlehnten, während auch die selbständigsten unter ihnen, wie Klopstock, Haller, nur besonders begabte Repräsentanten der seit dem Pietismus Deutschland

beherrschenden religiösen Empfindsamkeit waren, und demgemäß unfähig dem deutschen Geiste seine Richtung zu geben: hat Lessing, vermöge der originalen Energie des norddeutschen Elements in ihm, getragen von dem öffentlichen Geiste einer beginnenden Großstadt und eines in Kämpfen werdenden Staates, ein gesundes Lebensgefühl mit genialer Macht zum Ausdruck gebracht. Eine Analyse dieses Lebensgefühls wäre eben so schwer als überflüssig; Lessing's spätere Weltanschauung ist die Entfaltung desselben. Die gesellschaftlichen Bedingungen und die literarischen Partheien zerstreuen seine Existenz und äußere Wirksamkeit durch ihre Ungunst, und stählen und sammeln zugleich durch dieselbe seinen Charakter. Und zwar ist, so lange er in dieser kritischen Zerstreuung ist, Berlin die natürliche Basis dieser Thätigkeit, Nicolai und Mendelssohn sind seine natürlichen Genossen; der Culminationspunkt dieser Thätigkeit sind die Literaturbriefe.

Der genialste Kritiker Deutschlands wußte am besten, daß sich kritische Thätigkeit nicht in Permanenz erklären darf. Als seine Berliner Freunde den Ertrag seines mächtigen Auftretens behaglich einzusammeln begannen, zog er sich ganz von ihren kritischen Tribunalen zurück, ohnehin war ihm ihre kritische Klugheit, Schreiblust und Alleswissen über den Kopf gewachsen, besonders Nicolai's als eines geborenen Berliners. In einer mehrjährigen Zurückgezogenheit von aller Schriftstellerei bereitet er die zusammenhängenden und wahrhaft positiven Einwirkungen vor, vermöge deren er nunmehr die aufgeregten Lebensgeister zu leiten unternimmt. Die zweite Epoche dieses großen Daseins beginnt.

Schon Fichte hat in seiner Schrift gegen Nicolai bemerkt, daß dies die Bedeutung seines Breslauer Aufenthaltes ist. „Daß Lessing in seiner frühen Jugend sich in einer unbestimmten literarischen Thätigkeit herumgeworfen, daß Alles ihm recht war, was nur seinen Geist beschäftigte und übte, und daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verständiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingeleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinsstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar.“ Dem entsprechend schreibt Lessing am 5. August 1764 nach einer Fieberkrankheit: „Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden, die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden, ich schmeichle mir,

daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraslet habe.“

Nicht ganz siebzehn Jahre noch sollte er leben. Wie kurze Zeit für das was nun geschah! Zwei Epochen in dieser folgenden Thätigkeit grenzen sich klar ab. Er begründete zuerst die Form unserer deutschen Poesie durch seine Dichtungen, wie durch seine ästhetische Theorie, welche bis Kant's Kritik der Urtheilskraft erschien, alle ästhetische, literarisch-kritische Betrachtung bestimmte und die Produktion selber in wichtigen Punkten leitete. Er ging dann dazu über, vermöge einer noch tiefer greifenden Einwirkung, den Gehalt unseres geistigen Lebens von der theologischen Bevormundung zu befreien, und ihm einen selbständigen Anstoß von der größten Tragweite zu geben, unter dessen Einwirkung wir noch heute stehen.

Die praktische Bedeutung seiner ästhetischen Theorien für die Thatsache unserer classischen Literatur war ungeheuer. Sie waren eine Technik der Poesie, im wahren Verstande des Aristoteles, aber nicht, wie die aristotelische, entworfen um zu begreifen und zu genießen was vergangen war, sondern um die Zukunft zu leiten. Indessen steht weder dem Schreiber dieses der Sinn nach ästhetischen Untersuchungen, noch erwartet er von seinen Lesern ein solches Interesse. Er beschränkt sich demgemäß auf eine kurze Darstellung des historischen Zusammenhangs, in welchem diese Untersuchungen stehen, da er leider weder auf eine der Literaturgeschichten noch auf Zimmermann's Geschichte der Aesthetik verweisen kann, wegen der vielen Irrthümer und Lücken in diesen Büchern (vergl. z. B. Zimmermann 201, Hettner III. 2, 565).

Das Räthsel des Schönen und der Kunst ist durch drei ganz verschiedene Untersuchungsweisen in Deutschland der Erörterung unterworfen worden. Der aristotelische Gedanke einer Technik der Künste, d. h. einer Untersuchung der Mittel, vermöge deren sie die höchsten Wirkungen hervorzurufen, herrschte bis Kant. Durch Kant trat die Verfassung des producirenden Genies selber in den Vordergrund; der tiefe Gedanke von einer besonderen Art des Genies die Welt aufzufassen ward durch ihn, Schiller, Fichte, die Romantiker und folgenden Philosophen fortgebildet und in seine historischen Consequenzen verfolgt. Das Studium der physiologischen Bedingungen hat dann den gegenwärtigen Arbeiten ein ganz neues Fundament gegeben.

Lessing's Entdeckungen sind die bleibenden Wahrheiten der ersten Untersuchungsweise. Vor seinem Geiste stand, als er den Laocoon begann, das Ganze einer die Kunst umfassenden Theorie. Eine Wiederherstellung derselben aus dem Laocoon und der Dramaturgie, zusammengenommen mit anderen Quellen, wäre leicht zu geben. Sie würde schon einen vor-

läufigen Beweis liefern, wie Lessing nichts weniger als ein Gelegenheitsdenker war, ja wie ein großes Geheimniß seiner schriftstellerischen Wirkung darin liegt, daß seine scheinbar zufälligen und momentanen Äußerungen einen festen Hintergrund besitzen.

Die Poetik des Aristoteles ist das Fundament der Lessing'schen Aesthetik. Von dem Höhepunkt dieser Aesthetik, der Theorie des Tragischen, ist diese Thatsache offen daliegend; sie ist aber eben so zweifellos in Betreff des allgemeinen Aufbaus dieser Wissenschaft wie er im Laocoon vorliegt.

Wie hatte Aristoteles, dieser erste große Denker, welcher die Kunst der Untersuchung unterwarf, dieses Problem aufgefaßt? Er begründete eine Technik der dichterischen Produktion, ganz wie er eine solche des wissenschaftlichen Beweises gegeben hatte. Eine solche gründet sich auf die Untersuchung der Mittel, vermöge deren die einzelnen Künste wirken. Aus der Einsicht in die Natur dieser Mittel folgen die Gesetze, unter welchen in einer jeden einzelnen Kunst die höchsten Wirkungen erreicht werden können. Noch in den Trümmern der Poetik erkennen wir mit wie vollkommener Deutlichkeit Aristoteles sich diese Aufgabe stellte. Aber wir sind nicht mehr im Stande zu bestimmen, in welchem Umfange er sie gelöst hat.

Hier traten nun neuere Arbeiten ein, englische besonders, und Lessing durfte an ihrer Hand weiter gehen. Ich begnüge mich, zwei Schriften hervorzuheben, von denen ich glaube daß er ihr Studium unmittelbar an das des Aristoteles anschloß.

Der Dialog von Harris über die Kunst, sowie der andere über Musik, Malerei und Dichtung waren vielgelesen als Lessing seinen Laocoon entwarf, wie sie denn auch in dieser Zeit zweimal in's Deutsche übertragen worden sind. Es sind ganz aristotelische Begriffe deren Harris sich bedient, jenen Grundgedanken einer poetischen Technik in die einzelnen Künste hineinzuführen. Es ist als ob er den allgemeinen Theil der aristotelischen Kunstlehre herzustellen beabsichtige. Als Grundproblem ist ihm die Frage gegeben, welche denn die fundamentale Verschiedenheit der Mittel sei, durch welche die einzelnen Künste wirken. Nun ist der gesammten Kunst gemeinsam, daß sie ein Ganzes hinstellt, welches aus Theilen besteht. In dieser Ordnung der Theile zum Ganzen entdecken wir die fundamentalen Unterschiede. Wir unterscheiden eine Ordnung der Theile neben einander im Raume, und eine Ordnung nach einander in der Zeit. Im ersten Falle erscheint das Ganze als ein abgeschlossenes Werk, im zweiten als eine in der Zeit ablaufende Energie. Erörtern wir den ersten Fall. Die Ordnung der Dinge neben einander im Raume ist das Mittel der bildenden Kunst. Sie umfaßt Alles was die Gesichtswahrnehmung dar-

bietet, die Bewegung ausgenommen, welche das abgeschlossene Werk nicht darzustellen vermag: Dies ist der Umkreis ihrer Mittel. Dagegen wird die Aufeinanderfolge in der Zeit von unserem Gehör aufgefaßt; Musik und Dichtung theilen sich in diesen zweiten Umkreis von Mitteln, wie ihn der Sinn des Gehörs darbietet. Inmitten dieser Künste erlangt nun aber die Dichtung eine eximirte Stellung, vermöge der Natur der menschlichen Sprache, in welcher Töne in Vertretung von Vorstellungen gebraucht werden. In den Umkreis jener Darstellungsmittel tritt in ihr der gesammte Umkreis der menschlichen Vorstellungen. Und so faßt dieser Umkreis die Kreise aller einzelnen Künste in sich.

So weit ging Harris in der Ausführung des aristotelischen Grundgedankens. Zu einer wirklichen Technik ging er nicht fort. Ja er hatte sich eine Technik der Poesie unmöglich gemacht durch die vage Bestimmung ihres Umkreises, welche ganz mit der falschen Praxis einer malenden und musikalischen Poesie in Einklang war. An diesem schwachen Punkt von Harris setzte nun Mendelssohn in seinen Betrachtungen über die Quellen der schönen Künste und Wissenschaften ein. Er untersuchte den Unterschied zwischen Tönen, als natürlichen Zeichen wie sie Mittel der Musik sind, und ihrer willkürlichen Geltung, wie sie die Grundlage der Sprache als des Mittels der Poesie bildet. Und zugleich fand Mendelssohn an den übrigen Punkten bereits Gesetze einer wahren Technik der Künste. So leitete er bereits aus der Natur des Umkreises von Mitteln, wie sie die bildende Kunst besitzt, die eigenthümliche Aufgabe derselben ab, den Einen für sie allein darstellbaren Moment mit höchstem künstlerischen Bedacht zu wählen.

Also das allgemeine Problem des Laocoon war schon entdeckt, ja die Grundconception war schon gefunden, auf welcher die Lösung desselben beruht: das Gebiet der bildenden Kunst ist das im Raume Geordnete, körperlich Sichtbare; das Gebiet der Poesie ist die Zeitfolge und das in ihr vermöge der Succession von Tönen Gegebene. Es verhält sich hier genau so, wie wir es bei Lessing's theologischen Untersuchungen wiederfinden werden. Die Unkunde des wirklichen Bestandes von Untersuchungen schiebt gerade den Unterbau der Theorie Lessing's in den Vordergrund, den er nur übernahm. Was kommt nun aber Lessing zu? Während Harris und Mendelssohn aus der bisher entwickelten Conception ganz falsche Schlüsse gezogen hatten, gründete er auf sie die großen Ethikgesetze der bildenden Kunst und der Dichtung und gab denselben hierdurch erst Fruchtbarkeit. So ward er der zweite Gesetzgeber der Künste, insbesondere der Poesie, nach Aristoteles. Jene allbekannten Gesetze der bildenden Kunst, wie das der Auswahl des fruchtbarsten Moments oder das

von den Grenzen der Schönheit, jene noch tiefer greifenden Stylgesetze der Poesie, wie das von der inneren Vollkommenheit als dem wahren Gegenstande poetischer Darstellung, das von der Auflösung der Schönheit in Reiz als die in Bewegung gedachte Schönheit, das andere von ihrer Darstellung in einer Handlung —: sie alle haben auf die Phantasie und das Verfahren der Künstler und Dichter selber Einfluß erlangt. Insbesondere waren für Göthe und Schiller die von Lessing aufgestellten Gesetze der Dichtkunst geradezu leitend. Die Art wie diese beiden in ihrer Lyrik und ihren epischen Schöpfungen alle ruhende Erscheinung in den Zug der Bewegung und Handlung auflösen, zuweilen mit den durchdachtesten Mitteln, entspringt nicht allein dem Instinkt des Genies, sondern der Einsicht und dem Studium, welche in diesen Punkten Lessing leitete.

Es giebt ein zweites Verdienst dieser genialen Schrift, welches weit über den Kreis von Kunststudien hinausgreift. Laocoon ist das große, erste Beispiel analytischer Untersuchungsweise auf dem Gebiet geistiger Phänomene in Deutschland. Die Thatsache ist höchst merkwürdig, daß Lessing selber, umgeben von lauter systematischen Deduktionen auf diesem Gebiet, noch so wenig auf eine Billigung für diese neue Untersuchungsweise zu hoffen wagte, daß er sich ihretwegen in der Vorrede entschuldigte. Für junge Köpfe giebt es auch heute kaum ein anregenderes Beispiel dieser Methode, obwohl Kant und Wilhelm von Humboldt in viel größerem Styl, in weit umfassenderen Arbeiten, mit größerer wissenschaftlicher Strenge die Methode gehandhabt haben. Man kann seine Fälle nicht glücklicher wählen, als Lessing thut, wenn er vom Unterschied des schreienden Laocoon bei Virgil, des unterdrückten Aufschrei's desselben in der bildenden Kunst ausgeht. Man kann nicht methodischer entgegenstehende Instanzen und übereinstimmende Fälle hinzubringen, als er es thut; er ist unermülich in der Analyse von Thatsachen, bis die erklärenden Stylgesetze ganz gesichert erscheinen. Und hier erst, nunmehr nachdem induktiv die Gesetze gefunden sind, giebt er, ganz wie die größten Beispiele der Naturforschung das Verfahren vorschreiben, eine umfassende erklärende Theorie, aus welcher deduktiv sich das Verfahren der einzelnen Künste ableiten läßt, um dann endlich diese Theorie in Uebereinstimmung mit einer ganzen Reihe von noch gar nicht berücksichtigten Verfahrensgeweißen Homer's zu zeigen. Wie in einem unvergleichlich größeren Fall Newton's Nachfolger zeigten, daß seine Gravitationstheorie auch Ebbe und Fluth und die Störungen der Planetenbahnen erkläre, so zeigt Lessing nachträglich, daß das gesammte instinctive Verfahren des homerischen Genius sich aus den von ihm entdeckten, in der Natur der Poesie gegründeten Stylgesetzen erkläre.

Der Laocoon ward abgebrochen. Wir unterdrücken hier unsere Ver-

muthungen über den weiteren Plan. Jedenfalls kann die Stellung der Dramaturgie zu der Theorie der Poesie keinem Zweifel unterliegen. Das Drama ist der Höhepunkt der Poesie im Geiste Lessing's. Schon Frühere haben bemerkt, wie Gervinus, der außerordentliche Kenner Lessing's, irrt, wenn er dem Epos diese Stellung zuweist. Lessing, dem das Wesen aller Poesie Handlung war, entdeckte naturgemäß in der dramatischen Handlung die vollendete Poesie. Vor dieser männlichen, wahren Anschauung traten all' die damals so üppig wuchernden Zwitterarten der Kunst in's Dunkel zurück, welche durch Beschreibung, Philosophie oder musikalischen Klang zu wirken suchten. Das Theater ward der Mittelpunkt unserer Literatur. Handlung ward bis in die Lyrik hinab überall von Götthe und den seinen stürmisch begehrt.

So bestimmte die Dramaturgie die wahre Stellung des Drama. Sie faßte aber zugleich das Wesen desselben tiefer als vorher von irgend Jemandem theoretisch gefeheren war. Wie man irrt, wenn man die Theorie des Laocoon für Lessing's originale Schöpfung giebt, weil der historische Zusammenhang hier von Lessing absichtlich verdeckt ist, so irrt man andererseits, wenn man die Theorie der Dramaturgie, darum weil hier die Autorität des Aristoteles überall sichtlich, gleich einer Schutzwehr, vorgeschoben ist, wie eine commentirende Anwendung aristotelischer Sätze behandelt. Diese Dramaturgie ist von einer viel tieferen Originalität als der Laocoon.

Das Wesen der Poesie ist Handlung; das Drama ist die vollendete, vollendet vergegenwärtigte Handlung; die Form der Handlung ist Einheit. Demgemäß bedarf das Drama die strengste Einheit der Handlung, aber diese allein; aus diesem Formgesetz des Drama ergeben sich die Grenzen, innerhalb deren ein Wechsel von Zeit und Ort stattfinden darf: Einheit von Zeit und Ort sind somit secundäre Forderungen der dramatischen Form. Die Wirkung dieser Sätze war ungeheuer. Auch in ihnen waltete der Lessing so eigene Genius der produktiven Kritik, aufbauend und zerstörend zugleich; denn sie befreiten von den falschen Einheiten der Franzosen, aber sie erneuerten, inmitten formloser dramatischer Experimente, das große Formgesetz der Einheit der Handlung, welches Lessing gegenüber der Jugend Götthe's fest und hoch hielt und das dann Götthe und Schiller nach dem Tode des großen Vorgängers in seinem unantastbaren Rechte geschützt haben.

Dieses Formgesetz spricht so zu sagen nur die künstlerische Bedingung aus, unter welcher eine Handlung wirkt. Daß sie eben wirkt, der Grad in welchem sie der Wirkung fähig ist: das hängt von dem Gehalt der

Handlung ab. Den höchsten Grad der Wirkung bringt die tragische Handlung hervor.

Gewiß hätten die meisten Denker hier nun ein constructives Verfahren versucht, durch welches die höchste Klasse von Wirkungen bestimmt würde, die eine Handlung auf die menschliche Natur zu üben im Stande ist. Lessing hielt auch hier streng die Linie der induktiven Forschung ein. Er untersucht alle Klassen von Wirkungen, welche die dramatische Handlung thatsächlich hervorgebracht hat; ein unendliches Material steht ihm, als einem der gelehrtesten Kenner der dramatischen Literatur, welche je gelebt haben, zu Gebote; für die höchste Klasse von Wirkungen, welche er auf dem ganzen Gebiet der dramatischen Literatur entdeckt — die tragischen — bestimmt er durch eine wundervolle Reihe von Sätzen, auf welcher Natur der dramatischen Handlung sie beruhen.

Es giebt ein Kennzeichen für die Schöpfungen des dramatischen Genies überhaupt: „die strenge Folge in den Handlungen nach dem Gesichtspunkt der Causalität.“ Also die genial aufgefaßte Welt zeigt einen strengen ausnahmslosen Zusammenhang der Motivation: sie enthält nirgend die Freiheit. Und zwar macht das dramatische Genie diesen nothwendigen Zusammenhang vollkommen durchsichtig. „Wir müssen bei jedem Schritt den der Poet seine Personen thun läßt, bekennen, wir würden ihn in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sache selbst gethan haben.“ Das heißt doch: der Dichter soll die Motivation in der moralischen Welt nicht nur wahr auffassen, sondern auch so darstellen, daß sie völlig durchschaubar wird. Zwei Grundzüge im Charakter der Handlung machen dies möglich. Oder vielmehr es ist derselbe Charakter der Handlung, in zwei verschiedenen Beziehungen zum Zuschauer angesehen, welcher hier hervortritt.

Isolire ich die Wirkung der Handlung auf die bloße Intelligenz des Zuschauers, so ist der Charakter der tragischen Handlung jenes Aristotelische: „die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer als die Absicht der Geschichte.“ Gerade dieses tief sinnigen Wortes bemächtigt sich Lessing und erklärt es dahin: „Auf dem Theater sollen wir nicht lernen was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was jeder Mensch unter gewissen gegebenen Umständen thun werde.“ Man kann nicht kühner reden in dieser Beziehung. Der ganze Zusammenhang, der von der allgemeinen menschlichen Natur durch eine Reihe von Bedingungen hindurch bis zu einer einzelnen complicirten Handlung führt, soll uns zur Anschauung kommen. Die Handlung der Tragödie soll also in die Sphäre des Allgemeinen und Nothwendigen, des Philosophischen erhoben werden, und sie kann es, indem hier das allgemeine Gesetz der menschlichen Lei-

denkschaften sich nur in einem besonderen Falle spiegelt. Eine weittragende Aussicht eröffnet sich hier: die Tragödie soll uns nicht Leidenschaften ohne Erklärung vorführen, welche schon in Flammen sind, nicht Charaktere ohne Erklärung, welche schon fertig sind. Eine Leidenschaft ohne ihre Beweggründe bleibt uns fremdartig, auch in ihren erhabensten Wirkungen nur betäubend; ein Charakter ohne seine Bedingungen bleibt uns räthselhaft, auch in seiner höchsten Machtentfaltung ein erstaunliches Phänomen. Die Tragödie soll uns in die Mitte der Bedingungen eines tragischen Charakters und in die Genesis seiner Leidenschaft versetzen. Lessing steht hier vor einer Reihe der wichtigsten Wahrheiten über das Verhältniß von Poesie, Philosophie und Geschichte. Vielleicht wenn er heute mit seinem alten Interesse für die Dichtung wiedererschiene, würde er diese vor Allem entwickeln, um ihrer praktischen Wirkung willen. Nichts hält unsere Poesie mehr zurück, als die halbe Bildung der meisten Poeten. Ein großer Dichter muß auch ein großer Denker sein. Wie Lessing denn schon sehr verächtlich von der Poesie der jungen Leute sprach, welche mit der Jugendeselei zumeist vorübergeht, und wie er seinem Bruder vor Allem anrieth, Moral auf's gründlichste zu studiren, wolle er überhaupt ein erträgliches Stück schreiben. „Du hast zu wenig Philosophie,“ sagt er ihm ein anderes Mal. Aeschylus, Sophokles, Euripides, Racine, Schiller, jeder dramatische Dichter dessen Bildungsgang wir kennen, bestätigt diese Wahrheit. Indeß wer will sie unseren dramatischen Dichtern sagen?

Aber der Charakter der tragischen Handlung erscheint erst ganz in ihrer Wirkung auf die Gemüthskräfte des Zuschauers. Denn unsere Relation zu Charakteren, ihren Leidenschaften und den aus ihnen fließenden Handlungen ist niemals bloß Vorstellung, wir verstehen nur was wir in uns nachgesehen lassen. Dies ist das fruchtbare Princip des Weltverständes, der geschichtlichen Anschauung, des dramatischen Schaffens und Verstehens. Dieses Princip führt weit über die glatte und abstrakte speculative Vorstellung der künstlerischen Anschauung hinaus. Auch die höchsten Wirkungen der Kunst ruhen auf den Naturgesetzen unserer Affekte, nicht in einem abstrakten Vermögen der Vorstellungen und der Ideen. Dies ist eine der tiefsten ästhetischen Einsichten Lessing's.

Lessing entband diese Einsicht aus dem Studium des Aristoteles. Es liegt hier eines der merkwürdigsten Beispiele für die Thatfache vor, welchen Vortheil in der Erklärung wahrhaft schwieriger Ideen zusammenhänge des Alterthums der Mitforschende vor dem Philologen voraus hat. „Die Tragödie — sagt Aristoteles — ist die Nachahmung einer Handlung von würdig bedeutendem Inhalt, durch handelnde Personen, nicht durch Erzählung, welche vermittelt des Mitleids und der Furcht die

Reinigung berartiger Leidenschaften hervorbringt.“ Also vermittelt des Mitleids und der Furcht wirkt die Tragödie! Lessing wußte, was Niemand vor ihm vermuthet hatte: Mitleid und Furcht sind hier Ein Begriff; „diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.“ Und er fand zugleich die strenge Begründung dieser genialen Interpretation durch eine Stelle im zweiten Buch der aristotelischen Rhetorik. „Alles das — sagt dort Aristoteles — ist uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde, und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände.“

Die ganze Tiefe des tragischen Mitleids warb durch diese Auslegung des großen Dichters aufgedeckt. Mitempfindung, Mitfreude und Mitleid, ein Miterschauern unseres Inneren, wie eine zweite Saite mittedt, wo eine erste stark angeschlagen ist: dieses Urphänomen der menschlichen Seele — denn jede Zurückführung desselben auf andere psychologische Thatfachen halten wir für vorläufig verfehlt — ist die elementare Thatfache auf welcher die Kunst des tragischen Dichters beruht.

Indem Lessing in dem Miterschauern der Affekte in dem Zuschauer die elementare Thatfache erblickte auf welcher alle tragische Wirkung beruht, mußte er in der Handlung und den Charakteren selber die freie Bewegung der Leidenschaften vertheidigen. Auch hier ist ein Punkt, an welchem seine freie große Seele eine tief einschneidende ästhetische Wahrheit sah, indem sie in das Gesetz ihrer selber blickte. Schon der Laocoon spricht überall aus, wie ihm der Stoicismus der römischen und französischen Tragödie zuwider war. Das Stolsche — sagt er — ist untheatralisch. Unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert; Bewunderung ist ein kalter Affekt. Wie mußten solche Worte wirken, inmitten der abstrakten Moral jener Zeit, welcher jede Leidenschaft Sünde war! Wie mußte das Wort des Philotas befreiend wirken, welches der Ausdruck des Lessing eigenen Lebensgefühls war: „ich bin ein Mensch und weine und lache gern.“

Das Mittel dessen sich, um so die reine Empfindung von Mitleid und Furcht hervorzurufen, der Dichter bedient, angesichts der sich durchkreuzenden Mannichfaltigkeit der wirklichen Welt, ist die dichterische Abstraktion. Die Natur nach ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit ist nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Ohne das Vermögen aus dieser Mannichfaltigkeit abzuheben und die Aufmerksamkeit nach Gutdünken zu lenken, würde es für uns gar kein Leben geben. Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Sie zeigt

uns ihren Gegenstand oder ihre Verbindung von Gegenständen so lauter und bündig, daß nichts in ihnen ist, als was die Empfindung erregt, welche sie erregen soll.

Ueberblicken wir die ästhetischen Entdeckungen Lessing's, so erscheint der schöpferische Grundgedanke derselben von einer ungemeinen Simplizität. Und die Anschauung dieser großen Natur vereinfacht sich noch einmal, indem wir den Zusammenhang dieses Grundgedankens mit seinen dichterischen Schöpfungen, und beider mit seinem geistigen Naturell erblicken. Aus diesem erhob sich ihm, gegenüber malender, musikalischer, philosophischer Poesie, gegenüber gedrückter, ängstlicher, jede Empfindung herabstimmender theologischer Moral, gegenüber einem kalten, aus Tugenden des Anstandes gebildeten dichterischen Ideal, die Grundconception: im Gegensatz zu der bildenden Kunst ist das Wesen der Poesie Handlung; diese Handlung stellt innere Vollkommenheit dar; diese innere Vollkommenheit oder der wahrhaft dichterische, weil wahrhaft menschliche und wahre Charakter erscheint in der freien Bewegung großer Leidenschaften.

Demgemäß reformirte Lessing die Aesthetik, weil sein freier Geist eine größere Anschauung möglicher dichterischer Wirkungen in sich, in den Alten, in Shakespeare fand als sie seine Zeit kannte. Ein solcher Kopf mußte wohl Dichter und Kritiker zugleich sein. Wenn er ablehnte ein dichterisches Genie zu sein, so sprach sich darin nur die Empfindung aus, daß kein seiner Werke die Anschauung möglicher dichterischer Wirkungen die er in seiner großen Seele trug erreichte. Aber die irren sehr, welche in Göthe's oder Schiller's Tragödie diese seine Anschauung verwirklicht glauben. Noch ist die Tragödie nicht in Deutschland gedichtet in der sein Ideal erfüllt wäre.

Hier erscheint nun der Zusammenhang seiner Dichtungen und seiner ästhetischen Entdeckungen mit seinen nunmehr folgenden theologischen und philosophischen Forschungen. Ein neues Lebensgefühl — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — trug ihn und rang in seinen Werken nach vollem Ausdruck. Seine vollste zugleich und seine friedlichste Verkörperung wird immer in der Dichtung sein. Aber das deutsche Publikum jener Zeit war so vollgepropft von theoretischen Lebensansichten, die auf wissenschaftliche Systeme und geltende Lehrermeinungen gegründet waren, Moral, Theologie, philosophische Aufklärung waren so in jede Pore unserer Nation gebrungen, daß dies neue Lebensgefühl, wenn es nicht wie in Klopstock sich mit allen wissenschaftlichen Vorurtheilen vertragen und so in dumpfe Enge sich absperren lassen wollte, sich aus einander setzen mußte mit den wissenschaftlichen Gründen der bis dahin herrschenden Weltansicht. Wie wahr dies ist, zeigt die Thatsache, daß das höchste dichterische Werk Lessing's, der

Nathan, aus der Reife der wissenschaftlichen Begriffe entsprang. Wer Minna von Barnhelm sah, der empfand sicher mit Entzücken, mit vollstem Behagen die neue Zeit; wer Nathan las, der lernte sie begreifen, lernte ihr Mitbürger zu sein.

Von der Begründung der künstlerischen Form unserer classischen Epoche durch Lessing wenden wir uns zu der Begründung ihres Gehalts: von seiner ersten Lebenshälfte zu der zweiten.

Die sittlichen Begriffe, die Lebensideale, die Weltansicht welche er vorfand: Alles stand unter dem Einfluß der Theologie, der orthodoxen oder der aufgeklärten. Mußte er sich nun mit der vorhandenen wissenschaftlichen Reflexion auseinandersetzen, um sein Lebensideal im Andrang der abstrakten Begriffe zu schützen und frei zu entwickeln: so konnte dies ganz gründlich und fundamental nur geschehen, indem er sich mit der gesammten Theologie auseinandersetzte. Nur dadurch konnte er die Ueberzeugungen des Bürgerstandes, die Begriffe der Gelehrten gründlich reformiren, die Nationalbildung selber leiten. Er bebte nicht vor diesem Wagniß, vor der Grenzenlosigkeit dieses Studiums zurück.

Lessing's Jugendentwicklung unterscheidet sich von der Göthe's und Schiller's nicht am wenigsten durch ein starkes theologisches Interesse. Er wuchs in der Zeit auf, in welcher die ganze deutsche Bildung theologisch war. Er selber ging von der Theologie aus und fand in ihr, wie sie zwischen Geschichte, Philologie und Philosophie gestellt ist, einen combinatorischen Zug, wie er seinem Geiste zusagte. Daher einzelne gelehrte theologische Arbeiten ihn immer wieder beschäftigten. Aber mehr noch: man mußte sich damals mit ihr auseinandersetzen über diejenigen Fragen welche für die Richtung unseres Lebens selber entscheidend sind. Diese Auseinandersetzung geschah sehr früh. Er selber hat sich einmal darüber ausgesprochen wie bald man mit den Studien fertig sei, welche die Frage unserer Bestimmung betreffen. Als Merkzeichen dieser Auseinandersetzung sind drei Aufsätze vorhanden. „Ueber die Herrnhiuter,“ „das Christenthum der Vernunft,“ „die Entstehung der geoffenbarten Religion.“ Schon Guhrauer hat nachgewiesen, daß alle drei dieser frühen Lebensperiode Lessing's angehören. Hebler geht weiter; er sucht ihre chronologische Folge aufzuzeigen und begründet auf dieselbe einen Entwicklungsgang der religiösen Forschungen Lessing's. So erwünscht die Auffindung eines solchen wäre, finde ich doch Hebler's Gründe durchaus nicht überzeugend. So müssen wir uns mit der Thatsache begnügen: Lessing forscht bald in den Mytherien des Christenthums, um ihren Vernunftgehalt zu gewinnen; bald scheidet er die allgemeine Vernunftreligion von den verschiedenen Zusätzen, durch welche aus ihr positive Religionen

entstehen; bald begnügt er sich, einfach auf den praktischen Gehalt des Christenthums zu verweisen: hier von Leibniz lernend, dort von der französischen Aufklärung, da von dem Gemüthschristenthum angeregt, nirgend noch er selber.

Erst in Breslau begann er Spinoza, Leibniz, die Kirchenväter zu studiren: eine neue Welt that sich ihm auf. Die entscheidende Thatsache war diese, daß unter dem Einfluß der beiden großen Denker des siebzehnten Jahrhunderts eine eigene positive Weltansicht sich in ihm auszubilden begann, welche der Weltansicht der theologischen Aufklärung völlig heterogen war. Hiervon war die nächste Folge, daß er in dem Streit zwischen Orthodexie und Aufklärung eine ganz neue, eine seine Freunde mit Erstaunen erfüllende Stellung einnahm. Er that das nicht auf Grund religiöser Impulse, sondern seiner an Leibniz und Spinoza entwickelten philosophischen Einsichten. Lessing ist der erste deutsche Kopf, welcher dem Schema der Welt im Geist der theologischen Aufklärung den Rücken kehrte; er ist der erste, der auf Grund hiervon wie nach ihm Schleiermacher, Schelling, Hegel sich auf eine eigene, tiefere Weise mit dem Christenthum auseinandersetzte.

Vor dieser Zeit seines Studiums der beiden genannten Denker finde ich keine Spur, daß er der Aufklärung neue Begriffe entgegengesetzt hätte. Als dasselbe ihn dann lehrte, gewisse tief sinnige Anschauungen des Christenthums — wie er sich ausdrückte — „wiederzuholen,“ nachdem er sie gleich seinen Freunden verworfen hatte: war dies keineswegs ein vorübergehendes Liebäugeln mit der Orthodexie, sondern ein bleibendes, tieferes Verständniß der letzten Motive des christlichen Dogma. Weil er seit jenen beiden Denkern der erste war, welcher aus den tiefsten Beweggründen der menschlichen Natur eine selbständige positive Weltansicht ausbildete: darum verstand er auch, als der erste, die Motive des christlichen Dogma, wie es sich in einer ungeheuren Erschütterung des menschlichen Gemüthslebens ausgebildet hatte; weil Schleiermacher, Fichte, Schelling, Hegel Fortbildungen dieser positiven Weltansicht unternahmen, darum setzten sie auch dies neue Verhältniß zum christlichen Dogma fort.

Dies ist die geschichtliche Stellung Lessing's, welche allein sein Verhältniß zur Aufklärung und Orthodexie erklärt. Schwarz bezeichnet dasselbe nicht richtig, wenn er sagt, „daß er für die Orthodexie nur ein formelles Interesse hatte, sich an diesem großartigen Gebäude aus Einem Styl in seinem antiken Formsinn erfreute, daß er aber ihrem Inhalt völlig abgewandt war“ (S. 41). Ja wenn er sagt, Lessing habe sich „nur an die Form der Orthodexie accommodirt:“ so weiß ich gar nicht mehr, was das überhaupt sagen will. Das Umgekehrte wäre etwa eben so richtig

ober auch unrichtig. Die positive Beziehung Lessing's zur Orthodoxie geht davon aus, daß er vermöge seiner eigenen Weltansicht die Motive solcher Lehren, wie die von den ewigen Höllestrafen, von der Dreieinigkeit, zu begreifen im Stande war. Das ist doch wohl ein Verhältniß zum Inhalt des positiven Christenthums. Dagegen wüßte ich wahrhaftig nicht, was dieser große analytische Kopf an der systematischen Gestalt der Orthodoxie gelernt hätte oder hätte lernen dürfen: gelegentlich, da sein Bruder dies System als ein Flickwerk von Stümpfern bezeichnet, weist er ihn auf den immensen Scharfsinn hin, der hier thätig war, aber folgt hieraus daß sein „antiker Formensinn“ zu diesem Inbegriff falscher Methodik ein Verhältniß hatte? Glücklicher Weise nicht. Es wäre dieses großen methodischen Kopfs nicht würdig.

Lessing also — sagen wir — verstand vermöge seiner eigenen Weltansicht die Motive christlicher Dogmen, welche die Aufklärung rundweg verworfen und durch andere ersetzt hatte. In dem aufgeklärten System des Christenthums giebt es keine wichtigeren Ueberzeugungen als die Lehre von Gott und der Unsterblichkeit. Und zwar setzt dasselbe in Betreff der ersteren an die Stelle des christlichen Mysteriums von dem Dreieinigen den Begriff eines jenseit der Welt befindlichen, dieselbe von außen leitenden vollkommensten Wesens. In Betreff der zweiten an die Stelle der von der Orthodoxie einseitig aus dem Christenthum der älteren Zeit hervorgehobenen Lehre von der Ewigkeit der Strafen die dem Christenthum ebenfalls eigene von der Wiederbringung alles Willens zum Einklang mit dem ewigen Willen. In Bezug auf diese beiden Punkte stellte nun Lessing gegen die einstimmigen Urtheile der aufgeklärten Theologen seine einsame Stimme. Seine ernste Ueberzeugung, den ersten Punkt betreffend, welche den Kern seiner Abhandlung gegen Eberhard ausmacht, spricht er brieflich so aus (12, 399): „ich würde mich von der Hauptsache gar nicht abbringen lassen, nemlich davon: die Hölle welche Herr Eberhard nicht ewig haben will ist gar nicht und die welche wirklich ist, ist ewig.“ Das ist genau die Lehre, welche Herbart in seiner Theorie von dem nothwendigen zukünftigen Zustande der Seelen erneuert hat. Ueber den zweiten Punkt dürfen wir Lessing's ernste Ueberzeugung in dem berühmten §. 73 der Erziehung des Menschengeschlechts suchen, welchen spätere Denker für das tiefste erklärt haben, was Lessing geschrieben habe. Er ist in dem Aufsatz über den Streit zwischen Leibnitz und Wiffowatius sehr zurückhaltend; aber klar und einleuchtend ist, daß die socinianische Lehre von Christo als einem Mittelwesen ihm als eine leichte Entstellung erscheint, welche in der Philosophie wie in der Theologie auf halbem Wege stehen bleibt, ein wahres Muster der neuesten theologischen Aufklärung. Dagegen kann seine

positive Ueberzeugung erst aus der Erziehung des Menschengeschlechts ganz gewürdigt werden.

Die ganz neue Stellung welche Lessing einnahm war nun wie jeder eigene Standpunkt sehr vielseitig. Von seinen praktischen Absichten hing ab, welche Wendung er ihr geben wollte.

Die genannten beiden Schriften operiren von einer ganz gedeckten, für niemanden übersehbaren Stellung aus gegen die Aufklärung. Den Beweggrund dieser Polemik hat er so klar ausgesprochen als man wünschen kann. Wir haben bemerkt wie er sich zu einer selbständigen Weltansicht erhoben hatte. Indem er an diese die der theologischen Aufklärung hielt, entdeckte er in der letzteren — er zuerst — einen willkürlichen, vor dem strengen Gedanken unhaltbaren Vertrag zwischen dem christlichen System und der Philosophie. Dieser Vertrag verletzte sowohl die Rechte des Denkens als die des Christenthums. War die Orthodogie ein offener Feind der Wissenschaft gewesen, so drängte sich hier ein heimlicher heran, welcher die Vernunft zu bestechen versuchte. Die Lage der Wissenschaft ward hierdurch, verglichen mit ihrer Stellung zur Orthodogie, nur verschlechtert. „Mit der Orthodogie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Stande, man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande uns zu vernünftigen Christen zu machen zu höchst unvernünftigen Philosophen.“ — „Meines Nachbarns Haus (die Orthodogie) droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses“ (der Wissenschaft) „stützen und unterhauen. Das soll er bleiben lassen oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen“ (Brief vom 8. April 1773, vom 2. Februar 1774).

Diese erste theologische Thätigkeit Lessing's auf Grund seiner dargestellten neuen Stellung zum Christenthum, enthielt in sich eine große Wahrheit welche er beibehielt, und ein absichtliches oder unabsichtliches Uebersehen von Thatsachen, das er sofort gut machte.

Die große Wahrheit war die von der nothwendigen Trennung der Theologie und Philosophie. Der Ueberzeugungsgrund für religiöse Wahrheiten ist ein anderer als der für philosophische Wahrheiten. Diese wichtige Einsicht wurde ihm an dem vernünftigen Christenthum der Aufklärung deutlich, von dem er witzig bemerkte, daß man leider eigentlich von ihm weder wisse wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Christenthum sitze.

Die übersehene Thatsache war diese, daß das orthodoxe System mit

der Philosophie allen Hauptproblemen des menschlichen Daseins und des Weltzusammenhanges gegenüber collidirt, daß demgemäß dies System niemals jenseits seiner Scheidewand die Wissenschaft frei operiren lassen kann. Entweder seine Begriffe sind die richtigen oder die der Wissenschaft. Religion, Christenthum stellen sich dem tieferen Studium in solcher Gestalt dar, daß die Wissenschaft frei neben ihnen schaltet, daß beide sich ergänzen; sie sind Lebensmächte welche einander bedürfen, einander stützen im Kampf gegen den Egoismus, den daraus folgenden Utilismus des innerlich unerzogenen Menschen, wie §. 79 §. 80 der Erziehung des Menschengeschlechts dies mit genialem Tiefblick begründet; aber die Orthodoxie und die Wissenschaft widersprechen sich ewig, ja sie kämpfen einen Kampf um ihr Dasein, nur eines von ihnen kann leben. Denn sie lösen dieselben Fragen durch einander unmittelbar und überall widersprechende Begriffe.

Ich sagte: er übersah diese Thatsache, absichtlich oder unabsichtlich. Genauer beleuchtet, scheint kaum ein Zweifel daß das erstere der Fall war. Er wollte mit gedecktem Rücken gegen die theologische Aufklärung kämpfen, es war eine erlaubte Klugheit sich nicht zwei Feinde zugleich zu schaffen. Und dieser Klugheit kam seine leidenschaftliche Abneigung gegen die leichte Aufklärung zu Hilfe, welche ihm diese eine Zeit lang als das größere Uebel erscheinen ließ gegenüber der Orthodoxie.

Wie lange diese Zeit dauerte, wann sie endete, können wir nicht sagen. Als Lessing die Fragmente des großen Werkes von Reimarus herausgab, gab er sich auch hier noch den Anschein, die Spitze seines Angriffes sei gegen die neumodischen Theologen gerichtet. Aber glaubte er ernstlich, daß dieser Anschein die Orthodoxie über die Thatsache täuschen werde, daß ihre Existenz selber, wie durch keinen früheren Angriff, bedroht sei? Sicher nicht. Trotzdem dachte er, als er die Fragmente publicirte, an einen Kampf mit der Orthodoxie doch höchstens wie an eine Folge die sich nicht vermeiden lassen würde. Ihn bewegte etwas ganz Anderes. Dieser scharfsinnigste Angriff der je gegen den ganzen Zusammenhang des Christenthums gemacht worden war, beschäftigte seinen eigenen Geist unablässig seitdem er ihn kennen gelernt hatte. Von seiner Veröffentlichung hoffte er eine mächtige Förderung der großen Streitfrage des Christenthums. So bestimmte ihn zu der Veröffentlichung, ganz seinen feierlichsten Versicherungen entsprechend, das reine Motiv der Wahrheit durch sie einen Dienst zu thun. Nicht darum war es ihm damals zu thun, die Orthodoxen über ihre Grenzen auf den Kampfplatz zu locken. Um die große Frage selber handelte es sich für ihn. Achteten aber die Vertheidiger des Kirchenglaubens die Grenzen freier wissenschaftlicher For-

schung nicht, so war er auch darauf durch Jahre lange einsame Studien gerüstet.

Dies war wohl, soweit briefliche Mittheilungen erkennen lassen, das wahre Motiv dieser Herausgabe der Fragmente. Erwogen unter welchen persönlichen Verhältnissen er ihn that, erscheint er als die schönste und männlichste Handlung in diesem großen Leben. Er wußte daß sein ganzes folgendes Leben unter den Wirkungen dieser Handlung stehen würde, und er war darauf vorbereitet. Der Wille dieser Herausgabe stand in ihm schon fest, bevor er noch jene beiden Abhandlungen gegen die Aufklärung geschrieben hatte. Er brachte die Schrift gleich als er nach Wolfenbüttel ging von Hamburg dorthin mit. Trotz Nikolais und Mendelssohns Ab Rathen war er entschlossen sie ganz in Berlin drucken zu lassen. Auch als die Berliner Censur ihr *vidi* verweigerte, konnte das seinen festen Willen nicht erschüttern. Er benutzte die Censurfreiheit seines Amtes um wenigstens die einzelnen Bruchstücke an's Tageslicht zu bringen. So erschien 1774 das erste, sehr gemäßigte Fragment, das unbeachtet blieb, dann 1777 jene Serie, in welcher ein Fragment die Unmöglichkeit einer Offenbarung die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, behandelte, ein anderes die Unmöglichkeit daß die Bücher des A. Test. geschrieben seien eine Religion zu offenbaren, ein drittes die Unglaubwürdigkeit der Auferstehungsgeschichte. Der Kampf um die wissenschaftliche Haltbarkeit aller Grundlagen der Theologie war damit eröffnet: allen Parteien der bisherigen Theologie der Fehdehandschuh hingeworfen.

Also soweit wir sehen können gab die Ueberzeugung daß die große Frage des Christenthums in freier Forschung ausgetragen werden müsse, Lessing den festen Entschluß ein auf jede Gefahr den Angriff von Reimarus gegen das Christenthum zu publiciren. Dieser Satz bedarf einer Ergänzung. Lessing war nicht ein Kopf unter der staunenden Masse welche erwartete, welchem von beiden Ringern der Sieg zu Theil werden würde. Er war noch weniger, weit weniger ein heimlicher Anhänger von Reimarus, der zu Scheinkämpfen herausforderte gegen einen Unterwundbaren. Wir sind im Stande nachzuweisen, daß er als die Fragmente gedruckt wurden bereits in tiefem Studium dieser Schrift, die ihn Jahre lang insgeheime beschäftigt hatte, eine zusammenhängende Anschauung über Religion, Christenthum, Kirche und Rechtsgläubigkeit ausgebildet hatte, welche den Hintergrund seiner nunmehr folgenden Polemik bildete. Diese Thatsache ist von Wichtigkeit, weil sie beweist, daß die lange Polemik in welche er mit Göze verwickelt ward ihm allerdings, wie er das öfter ausspricht, lästig sein mußte: er hatte Ernsteres und Größeres im Hinterhalt, und es war nicht seine Schuld wenn es im Hinterhalt blieb.

Wir sind ferner im Stande nachzuweisen, daß diese seine zusammenhängende Ansicht allerdings mit der von Reimarus in scharfem Gegensatz stand.

Die Schrift von Reimarus hat nichts zu thun mit den Begründungen eines aufgeklärten Christenthums wie sie damals den öffentlichen Geist beherrschten, Lessing aber als Halbwahrheiten so scharf abstieß. Sie ist gegen das Christenthum und seine Geltung gerichtet, sans phrase.

Die Offenbarung ist unglaubwürdig. Denn es ist undenkbar daß die Gottheit auf dem Weg welchen diese Offenbarung nimmt, den Menschen Wahrheiten hätte mittheilen wollen deren sie zu ihrer Seligkeit bedürfen. Dieser Weg ist der einer Mittheilung an einzelne Menschen. Wäre auch diese Mittheilung permanent, so hinge doch ihre Annahme an einer vorsichtigen Prüfung der Zeugen, deren Resultat immer problematisch sein wird. Nun ist aber dieser Weg weiter der einer Mittheilung nur in gewissen Perioden. Hier würde selbst aus der größten Sicherheit im Lauf der Zeiten nur Wahrscheinlichkeit, weiter hinaus nur Sage. Und nun endlich findet sich, daß, inmitten des Anspruchs aller möglichen Nationen auf glaubwürdige Offenbarungen, Eine vorliegt, die von Einem Punkt aus sich nur spärlich und in langen Fristen ausbreitet. Ein solcher Weg, gewählt anstatt allgemeiner Mittheilung im Herzen aller Menschen, widerspricht der Güte, der Weisheit Gottes.

Die zweite These: weder das alte noch das neue Testament tragen den Charakter der Offenbarung an sich. Das Alte nicht: denn es enthielt nicht einmal die für Tugend und Beseeligung der Menschen nothwendigsten Einsichten von einem zukünftigen Leben und seiner Vergeltung. Auch das Neue nicht: denn eine kritische Prüfung der Evangelien ergiebt das Resultat daß Jesus von Nazareth sich in den Grenzen der jüdischen Religion für den Messias der Juden hielt, den Anbruch des messianischen Reichs unter seinem Königthum erwartete, in diesem Sinne in Jerusalem feierlich einzog, gegen die officiellen Machthaber öffentlich auftrat und in diesem Kampf das Leben verlor; aus der anfänglichen Hoffnungslosigkeit der Jünger erhob sich dann ihre Lehre von dem leidenden geistlichen Erlöser. Die Thatsache der Auferstehung kann dieser Auffassung gegenüber nicht geltend gemacht werden, weil noch Spuren vorhanden sind daß es mit dieser sehr natürlich zugegangen.

Dies was Lessing aus der Schrift von Reimarus veröffentlicht hat. Das Ganze hat Strauß später im Auszug zugänglich gemacht. Nun die Antithese Lessing's wie sie sich im einsamen Studium des Werkes bildete.

Man verzeihe hier eine vorläufige kritische Bemerkung. Aber warum hat auch niemand von denen die viele Bogen für Lessing's Theologie zur

Verfügung hatten hier die nöthige kritische Grundlage gegeben? Was wissen wir von Lessing's bisherigen theologischen Vorbereitungen? Diese Studien, sofern sie eine ernstliche Beschäftigung mit den Kirchenvätern unnachlässlich fordern, fallen erst in seine Breslauische Epoche. Der sehr zuverlässige Bericht Klose's (bei Karl Lessing I, 246) sagt: „in den langen Jahren seines Aufenthalts in Breslau fing er an mit theologischen Studien sich zu befassen. Er machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen und that einem Freunde den Vorschlag die Kirchenväter gemeinschaftlich zu lesen.“ Karl Lessing verlegt die Abhandlung über die Elpistiker in diese Zeit, er bemerkt bereits daß dieselbe nicht nach 1764 entworfen sein kann, weil Heumann's hier als eines Lebenden gedacht wird; zugleich spricht hierfür die Anekdote (Karl Lessing I, 230) auf welche Weise er den guten Leuschner auf der Breslauer Bibliothek in Verlegenheit brachte, gegen dessen Schrift er früher geschrieben. Ebenso dürfen wir aber nach dem obigen Zeugniß, die Untersuchung Lessing's „von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“ in diese Breslauische Zeit setz. Denn sie ist nichts anderes als die „große Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen.“ Hiermit stimmt, daß Lessing seinen 1760 geschriebenen Sophokles citirt und daß ihm noch derselbe, bei einer ganz heterogenen Materie, in's Gedächtniß kam, ebenso daß Justin sehr eingehend benutzt ist, von dessen besonderem Studium Klose Erwähnung thut. Demgemäß sehen wir in dieser Breslauer Zeit die Anlage weitläufiger Untersuchungen über das älteste Christenthum, auf dem Grunde eines eingehenden Studiums der Kirchenväter. Die zweite Abhandlung hat die gleiche Tendenz mit jenen berühmten Capiteln Gibbons, welche mehr als ein Jahrzehnt später publicirt wurden und ganz England in Bewegung setzten: die Ausbreitung der christlichen Kirche pragmatisch zu erklären und damit der Ueberzeugung von einer übernatürlichen Macht im Christenthum eine ihrer Hauptstützen zu entziehen. Beide Abhandlungen beschäftigten sich eingehend mit der *disciplina arcani*, ein Problem das sehr nahe bei dem späteren der *reguli fidei* liegt. Das ging alles voraus, lange bevor Lessing die Schrift von Reimarus in Hamburg erhielt. Nun regte diese ihn auf. Seit 1770 lebte er dann in der Wolfenbüttler Einsamkeit unter den Schätzen der ungeheuren Bibliothek und konnte also in Muße die alten Studien fortsetzen um die neuen nunmehr so viel tiefer greifenden Zweifel zu lösen. Eine Art von vorläufiger Revue seiner Resultate haben wir in den ungemein merkwürdigen „Theses aus der Kirchengeschichte“ mit denen keine bisherige Untersuchung über Lessing etwas zu beginnen wußte. Die eine Hälfte des In-

halts dieser Schrift ist ihr mit der neuen Hypothese über die Evangelisten gemeinsam; die andere mit den berühmten Thesen in der „nothwendigen Antwort.“ Und zwar kann kein Zweifel darüber sein, daß die Thesen schon vor Lessing auf dem Schreibtisch lagen als er die beiden genannten Schriften entwarf. An der „neuen Hypothese“ arbeitete er nun schon im December 1777 (12,497 vgl. 501); die nöthige Antwort ist vom folgenden Jahr; also genügt nachzuweisen, daß die Theses älter sind als die Hypothese. Und das können wir. Die Theorie der Thesen zeigt eine bemerkenswerthe Abweichung in der Annahme eines ganz kurzen Urevangeliums das nichts als eine Auslegung prophetischer Stellen gewesen war. Diese Annahme erinnert sehr an gewisse Ansichten von Reimarus und zeigt die Lessing'sche Hypothese in ihrer Entstehung. Auch die kunstvolle Composition der „Hypothese,“ verglichen mit der einfachen historischen Zusammenstellung der Theses, selbst Differenzen wie die, daß in den Thesen das älteste Evangelium mindestens 16 Jahre nach Christi Tod angelegt wird, in der neuen Hypothese aber, wohl auf Grund der historischen Notiz von der Abfassung des Matthäus vor der Missionsreise, mindestens 30 Jahre darnach, was dann an einer Stelle der späteren Schriften festgehalten wird — das alles läßt an dem wahren historischen Verhältniß keinen Zweifel. Demgemäß war die historische Grundansicht Lessing's von der Entwicklung der ersten christlichen Jahrhunderte so gut als fertig, bevor noch Angriffe ihn nöthigten in ihr einen Schutz gegen das Luthertum zu suchen. Mit dem Anfang 1777 erschienen die Fragmente. Gegen Ende dieses Jahres geht dann die „neue Hypothese“ ihrer Vollen- dung entgegen. Die Angriffe von Schumann und Göge erschienen erst 1778. Im Juli dieses Jahres 1778 veröffentlichte er dann den Inhalt der zweiten Hälfte der Thesen in der „nöthigen Antwort“ um sich gegen die lutherische Orthodexie zu schützen. Wir haben es also hier keineswegs mit einer sophistischen Streitwendung zu thun; es war auch hier Lessing sehr ernst mit dem was er sagte. Eine tief überlegte aus unbefangenen historischem Studium entsprungene Theorie gab er hin wie einen Fechterstreich, ja behandelte sie in seinen eigenen Briefen so.

Nun endlich also das interessante Resultat, die Antithese Lessing's gegen Reimarus, wie sie fertig war, bevor noch irgend ein Gegner sich hatte vernehmen lassen, irgend ein Angriff auf ihn eingewirkt hatte, irgend ein Schrei der Entrüstung ihn hätte einschüchtern können.

Diese Antithese ist Vertheidigung zugleich und Angriff: Vertheidigung des Christenthums, Angriff gegen die Gestaltung welche dasselbe im bisherigen Protestantismus erhalten hat. Es ist durchaus keine rhetorische Wendung wenn er mehrmals, mit Leidenschaft, den Genius Luther's für

sich aufrust gegen die historische Gestalt des Luthertums. In der wahren Tiefe des protestantischen Geistes sucht er ein neues Fundament des Protestantismus, so scharf, so offen und gerade daß die Aufklärungstheologie seiner Zeit davor erschraf.

Für den Christen — so sagt Lessing — hat sein Glaube eine unmittelbare Gewißheit welche durch keine Gründe verstärkt, durch keine Gründe erschüttert werden kann. „Was gehen den Christen der gelehrten Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn ob Rollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat?“ (10, 10). Verstehen wie Lessing recht? Es ist der im Pietismus zuerst durchgebildete Gedanke daß die Evidenz des Glaubens auf der inneren Erfahrung beruhe. Nur daß Lessing der Grenzen dieser Evidenz sich genau bewußt ist. Eine Erfahrung vermag nicht die Andere zu widerlegen, sie treten frei nebeneinander. In dem Hintergedanken des Pietismus, das Beglückende in allen anderen, von den seinigen abweichenden Ueberzeugungen werde und müsse sich als eine Täuschung erweisen, und geschehe es auch erst in der Todesstunde, übersteigt dieser Ueberzeugungsgrund sich selber und im Gemüthsleben bildet sich eine anmaßende Willkür und Subjektivität, die anderen Gemüthszuständen gegenüber beleidigend oder lächerlich wird. Wo aber die innere Erfahrung sich der Grenzen ihrer Evidenz bewußt ist, da ist sie in ihrem Rechte. In diesem Sinn hat Göthe, ganz übereinstimmend mit Lessing, in den Bekenntnissen einer schönen Seele dieses ewige Recht derselben ausgesprochen. „Ich kann — so läßt er sich den Glauben äußern — von der Realität meines Glaubens überzeugt sein. Warum sollte er nicht einen göttlichen Ursprung, nicht einen wirklichen Gegenstand haben, da er sich im Praktischen so wirksam erweist? Werden wir durch's Praktische doch unseres Daseins selbst erst recht gewiß.“ Es ist wichtig zu erkennen, wie Lessing sich der Macht wie der Grenzen dieser der inneren Erfahrung eigenen Evidenz ganz klar bewußt ist. Er vertheidigt seinen Satz an mehreren Stellen gegen Göthe, in dem er an die Einschränkung desselben erinnert; diese Evidenz sei dem Christenthum übrig, wenn jede andere Art von Begründung versagen sollte; dann „bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten erlangt haben“ (10, 127); denn ein jeder von diesen „fühle, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhigt“ (10, 160). Zugleich aber deutet er auch die Macht dieser rein subjektiven Evidenz, verglichen mit jeder Be-

gründung durch den Gedanken, an, wenn er sagt, ein solcher „fühle wo andere sich zu denken begnügen“ (10, 150). Unübertrefflich spricht Lessing heides, die Begrenztheit wie die Gewalt dieses Ueberzeugungsgrundes in dem Worte aus, daß unter seinem schützenden Schilde eben nur ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, Raum habe (10, 163).

Treten wir nun aus diesem Kreis der subjektiven Evidenz heraus: giebt es für das Christenthum eine andere? In den Collektaenen zur zur Literatur (11, 371) sagt Lessing: „Wider die vielen Werke welche in neuerer Zeit für die christliche Religion herausgelommen, gilt es, daß sie nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegengesetzt sind, als dessen Wahrheit mehr empfunden sein will, als anerkannt, mehr gefühlt als eingesehen. Dieses zu erhärten müßte man zeigen, daß die für die Religion geschriebenen Werke der Kirchenväter nicht sowohl Behauptungen derselben als bloß Vertheidigungen gegen die Heiden gewesen sind. Sie suchten die Gründe gegen sie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für sie festzusetzen.“ Also noch einmal die Frage: welchen Gebrauch kann die Begründung des Christenthums von der wissenschaftlichen Evidenz, der Evidenz des Gedankens machen? Für die Begründung — scheint die Antwort — keine; nur für die Abwehr wissenschaftlicher Angriffe. Ganz in diesem Sinn sagt dann Lessing bei der Publikation der Fragmente, an Vernunftwahrheiten Offenbarungswahrheiten anfügen, sei nicht anders als die Chiromantie an die Mathematik anfügen: Chiromantie und Offenbarung „gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze;“ ihre Evidenz bleibt in alle Ewigkeit eine andere als die von Vernunftwahrheiten (10, 17). Ja da nunmehr weiter alle schriftliche Ueberlieferung innere Wahrheit nicht erfassen kann (10, 10): so bleibt auch hier die ganz subjektive Evidenz der inneren Erfahrung der Ueberzeugungsgrund für das Christenthum. Aber wie? Wir retten das persönliche Christenthum, doch wir lassen Theologie, ja die Kirche, welche eines objektiven Ueberzeugungsgrundes zu bedürfen scheint im Stich! Ich zweifle keinen Augenblick daß Lessing über die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Evidenz für die Wahrheit des Christenthums schon damals völlig im Reinen war. Wenn er der Vernunft offen hielt, eine Demonstration vorzulegen, daß eine Offenbarung sein könne, sein müsse, welche es sei: so spielt dabei eine gutmüthige Fronie um seine Lippen. Ueber die Bedingungen einer Kirche in seinem Zeitalter ergab sich ihm wohl auch später durchaus kein positives Resultat, wenigstens findet sich keine Spur davon in Schriften oder Briefen; und wenn Gervinus sagt, hätte Lessing länger gelebt, hätte sein Zeitalter für kirchliche Dinge Sinn gehabt, so würde er vielleicht dem

Protestantismus von populärer constitutiver Seite eine neue Entwicklung gegeben haben, so würde er uns durch Mittheilung einer Stelle verbinden, in welcher Lessing irgend ein Interesse für die Bedingungen einer Kirchengründung im Zusammenhang mit seiner Reform der Religionsanschauungen zeigte. Nichts lag Lessing ferner als das.

Also er hielt sich auf der Linie der Vertheidigung. Seine Vertheidigung wollte nur das persönliche Christenthum schützen. Ein Angriff lag vor, welcher die Möglichkeit der Offenbarung überhaupt, die Möglichkeit daß das Judenthum, daß das Christenthum eine solche enthielten verneinte. Diesem Angriff gegenüber ersann er die Hypothese von der Erziehung des Menschengeschlechtes; auch sie war in ihm fertig als er die Fragmente publicirte. Gott selber hatte nur die Wahl zwischen den Wegen die in der Ordnung der Welt Raum hatten; er wählte den besten, nicht den unbedingt guten, einen Weg auf welchem die Wahrheit allmählich an alle kommt, freilich nur allmählich, nur durch eine Reihe von Entwicklungsstufen, aber endlich doch an alle. Der Grundgedanke des Schlusses der Erziehung welcher damals noch nicht publicirt war, der Gedanke daß jeder einzelne Mensch die Bahn zu durchlaufen habe, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelange, ist die Lösung des Problems welches Reimarus aufgab, und das Lessing hinreißend aussprach: „Weh dem menschlichen Geschlecht wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verlust dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?“ (10, 19) — die Offenbarung gelangt auch auf dem historisch vorliegenden Weg an alle. Ebenso lösen sich die Zweifel gegen die Offenbarung im alten Testament durch den Gedanken eines göttlichen Erziehungsplanes, in welchem die Idee der Unsterblichkeit eine spätere Stelle hatte. Es lösen sich die Zweifel gegen die Offenbarung des Christenthums — wenn man das neue Testament als eine historische Quelle nimmt, nicht als ein inspirirtes Ganze von Offenbarungen.

Denn dies ist nun die nothwendige Ergänzung um Lessing's Stellung ganz zu übersehen: die innere Wahrheit des Christenthums ist in der Erfahrung des Christen begründet; es ist möglich sie zu vertheidigen, zu retten den Angriffen der Wissenschaft gegenüber; aber unter Einer Bedingung allein, man lasse das orthodoxe System des Protestantismus fahren! man verzichte auf die Begründung des protestantischen Glaubens auf den Kanon, als auf ein inspirirtes Ganze göttlicher Offenbarungen!

Hier liegt der Radicalismus der Lessing'schen Theologie. Und an diesem Punkt wirkte Lessing unmittelbar auf die theologische Bewegung. Wie

das mit schnellwirkenden Ideen der Fall zu sein pflegt, ist er gerade hier getragen von einer Genossenschaft Gleichstrebender, unter welchen Michaelis und Semler hervorragen.

Semler wird immer der Ruhm bleiben der Reformator der protestantischen Theologie geworden zu sein, indem er die Lehre vom Kanon, das Fundament des altprotestantischen Lehrbegriffs, in jenen berühmten vier Bänden vom freien Gebrauch des Kanons vernichtete. Wer sich eingehend mit ihm beschäftigt hat, muß hingerissen werden durch diese geniale Spürkraft welche so wichtige Resultate der neuesten Kritik ahnte. Welch ein Bild diese Männer! Michaelis, wie er als armer pietistischer Student im Halleschen Waisenhaus von historischen und geographischen Studien ergriffen wird, wie er dann auf der bodlejanischen Bibliothek hebräische Vokale vergleicht nach dem Verzeichniß seines Vaters, ohne Ahnung von der lächerlichen Nichtigkeit dieser Arbeit, und wie er zugleich in dieser Weltstadt endlich seine geographischen Interessen vollauf sättigen darf, wie dann aus diesen mächtigen Impulsen das „mosaische Recht“ erwächst. Und Semler dann, auch er ein armer pietistischer Theologe, den Baumgarten in seine ungeheure Bücherwühlerei hereinzieht, wie er bei dem Kanzler von Wolf mit Voltaire zu Tisch sitzt und erstaunt von der Unterscheidung von Theologie und Religion etwas vernimmt, ihm unvergeßlich, wie er in Baumgarten's Bibliothek lebt, an dessen Nachrichten von einer Halleschen Bibliothek (Baumgarten's eigner), an seiner Weltgeschichte sich bildet, wie so die Meinungen jener englischen und französischen Forscher sich seiner Seele bemächtigen, wie er nun das Chaos der theologischen Meinungen nach seinen neuen Gesichtspunkten durchwühlt, überall ganze Perspektiven neuer Entdeckungen erblickt, so lange Baumgarten lebt ehrerbietig schweigt, dann endlich mit seinen Ansichten austritt, welche zuerst im deutschen Geist jenen historisch-kritischen Zug wecken, der sich dann auf allen Gebieten so mächtig erhob.

Was war das Resultat Semler's? Die Lehre von dem Kanon als einer Einheit, als einem Ganzen, mit jenem System ihrer Affektionen d. h. ihrer göttlichen Eigenschaften ist ein Niederschlag aus den langjährigen Streitigkeiten des Protestantismus mit der katholischen Kirche. Die nähere Untersuchung zeigt vielmehr daß diese Schriften des Kanon lauter einzelne Mittel waren, bei den beschränkten christlichen Gemeinden einen damaligen Endzweck zu erreichen. Daraus ergibt sich, als Consequenz für die geschichtliche Theologie, die Aufgabe einer literar-historischen Untersuchung dieser Schriften, ihres Ursprungs, ihrer schriftstellerischen Absicht. Denn „diese Aufsätze sind so ungleichen Inhalts als die Fähigkeiten der ersten Schule ungleich waren.“ Aus dem Localen und Temporellen müssen sie

begriffen werden; denn die moralische Welt ist wie die physische in verschiedne Klimate eingetheilt. Und so anticipirt denn Semler einen guten Theil der neueren Anschauung von der Entstehung des Kanons inmitten eines Parteikampfes, in welchem der Judaismus, als das geistige Klima unter welchem das Christenthum entstand, mit der ursprünglichen Fassung des Christenthums rang. Und hieran schließt sich dann die andere Consequenz für die dogmatische Theologie. Die Bibel enthält ihm nicht mehr die Wahrheit schlechthin; um diese zu gewinnen bedarf es einer Auscheidung des Localen und Temporellen in ihr. Wenn Bunsen neuerdings von einer Uebertragung der Bibel aus dem Semitischen in das Japhetische gesprochen hat, so war das ganz in Semler's Anschauung. Die Bibel ist ganz durchdrungen von Judaismus. „Alle Meinungen welche Christus Endzweck nicht betreffen und nicht eigentlich hindern, hat Christus so wenig widerlegt als er eine Encyclopädie aller wahren Erkenntniß hat geben wollen.“

So war als Lessing auftrat bereits die Art an die Wurzel gelegt von einer mächtigen Hand. Weder Strauß noch Schwarz würdigen dies thatfächliche Verhältniß. Jene unsterblichen Axiome Lessing's ruhen ganz auf dem Fundament der Untersuchungen Semler's; es ist sehr irrtümlich lauter damals neue Wahrheiten in ihnen zu finden; diese Wahrheiten bilden vielmehr den Punkt von welchem Lessing weiterging. Ich stelle die Axiome zusammen welche nur Resultate Semler's sind: „die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. Es ist bloße Hypothese daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Auch war die Religion ehe eine Bibel war. Das Christenthum war ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit ehe der erste von ihnen schrieb und eine sehr beträchtliche ehe der ganze Kanon zu Stande kam.“ Die einfachen Folgerungen aus diesen Sätzen, sowie die erkenntniß-theoretische Einsicht in die Natur von Geschichtswahrheiten gehören Lessing, und diese in den Axiomen allein.

Aber Lessing hatte, um die bisherige Theorie vom Kanon ganz zu vernichten, um in die neuen Untersuchungen mächtig einzugreifen, welche eine historisch-kritische Theologie begründeten, eine Anschauung von der ältesten Ueberlieferung des Christenthums aus dem Studium der Kirchenväter entwickelt, die von der höchsten Originalität und zugleich von der höchsten Tragweite war. Die allerälteste Form der Tradition ist die der regula fidei; diese regula beherrschte auch dann noch den Glauben als andere schriftliche Aufzeichnungen über das Christenthum hervortraten; von diesen war die älteste das Evangelium der Nazaräner, aus dem sich

dann unsere drei ersten Evangelien entwickelt haben. So jene Thesen aus der Kirchengeschichte.

Wir überblicken nunmehr die Antithese Lessing's gegen Reimarus, gegen jeden gründlichen, radicalen Angriff auf das Christenthum der damals vorlag. Die Wahrheit des Christenthums ruht für den Christen, mit einer subjectiven, aber unbedingten Evidenz, in seiner inneren Erfahrung. Dagegen ist die strenge Wissenschaft im Stande jeden bisherigen Angriff welchen strenge Wissenschaft machte in seiner Nichtigkeit aufzuzeigen. Aber freilich unter der Bedingung daß diesem Angriff die ganze Breite des Kanons als eines Inbegriffs göttlicher Offenbarung entzogen werde. Erst nachdem das Christenthum in einer *regula fidei* überliefert worden war, entstanden die Evangelien, und zwar die drei ersten als freie, daher vielfach widersprechende Bearbeitungen des Nazaränerevangeliums. Also kennt man, diesem gemäß, den Kanon historisch-kritisch: so läßt sich sehr wohl ein Gang der Offenbarung als einer Erziehung des Menschengeschlechts vertheidigen, in welchem Judenthum und Christenthum Stufen sind.

Als Lessing die Fragmente edirte, war diese Antithese gegen dieselben ausgebildet, niedergeschrieben, mit strenger Gelehrsamkeit begründet. Nun begreift man wohl mit welcher Erwartung, ja mit welcher Ungebuld Lessing nach den Kämpfern aussah die zu ihm hinab auf den Plan steigen würden.

Göze kam, ein ziemlich angesehenener Theolog. Mit dem Jahr 1778 trat er gegen Lessing auf. Dieser versuchte ihn vermittelst der Axiome in den Kreis seiner scharfen Untersuchungsreihen zu bannen. Umsonst! Er sollte eine Art von Kampf durch Mißverständnisse, triviale Einwendungen die nichts widerlegen, Consequenzen die nicht unvermeidlich sind, Persönlichkeiten die nicht zur Sache gehören, kennen lernen, welche ihrer Natur nach unbesiegbar scheinen, weil man nirgend sie festzuhalten im Stande ist. Wer verarrgt Lessing wenn er mit einer leidenschaftlichen Ungebuld diesen ergebnislosen Kampf führte? Sein Genie allein war im Stande, diesem Kampf, wie er nun nach der Natur des Gegners war, die höchste Wirkung zu geben. Er erwartete den Mann welcher ihm Gelegenheit geben würde die Theorie des orthodoxen Systems durch seine neuen Entdeckungen zu bekämpfen; inzwischen warf er sich auf den Charakter in welchem dies System seit Luther's Schülern schon vertheidigt worden war; sein dramatisches Genie schuf in Göze den Repräsentanten dieses Charakters und völlig vertieft in diese Schöpfung, begann er mit Göze eine Komödie zu spielen, der Charakter des alten Systems und der Charakter der neuen Ferschung als Spieler und Gegenspieler, die ihn hinriß, in den schmerzlichsten persönlichen Verhältnissen leidenschaftlich beschäftigte. Der Ge-

lehrte war wieder in den dramatischen Dichter aufgegangen, er bezeichnete diese Blätter geradezu als theatralische Arbeit (12, 501), und es war eine ganz natürliche Wendung als er diesen Streit auf dem Theater selber in Nathan dem Weisen abzuschließen den Entschluß faßte.

Denn Göthe war in demselben Augenblick verstummt, in welchem Lessing ihn bei einer Reihe von Sätzen festzuhalten unternahm, die seine Theorie von der Tradition historisch-kritisch begründeten. Das geschah gegen Ausgang des Jahres 1778 welches im Kampf gegen Göthe verlief; seit dem August hatte er an den Nathan zu denken begonnen, den 1. December erhielt sein Bruder schon die erste Sendung für den Druck. Im März 1779 als er eben mit der Ausarbeitung des fünften Actes beschäftigt war, erschien die Streitschrift Semler's gegen ihn, kam ihm sofort in die Hand (12, 530 vgl. 524) und versetzte ihn in eine ungeheure Aufregung. Im April 1779 ward dann auch die lange von ihm erwartete Streitschrift Walch's ausgegeben. Wie er sich ausdrückte: „endlich lassen sich doch die großen Wespen auch aus dem Loch schrecken.“

So war der Nathan kaum vollendet als er sich, schon mit sehr schwankender Gesundheit, leidenschaftlich erregt, in den Kampf mit den gelehrtesten Theologen seiner Zeit warf, und zwar unter allen Anzeichen der Freude, daß nun endlich die Sache ernst werde. Die zweite fruchtbarere Epoche des theologischen Kampfes sollte beginnen, mit würdigen Gegnern, um die Sache selber. Hier, am Schluß seines Lebens, ist es nur der Ton seiner Briefe der uns Aufklärung giebt und — der Befund der Sektion. Vom Sommer 1779 bis zu dem 15. Februar 1781 an welchem er starb, ist von ihm nichts erschienen als ein Bogen Fortsetzung von Ernst und Falk, die Erziehung des Menschengeschlechts, die schon vor dieser Epoche entweder ganz oder fast ganz fertig war, ein paar bibliothekarische Beiträge. Dagegen war schon im Beginn 1778 die neue Hypothese ausgearbeitet worden, für deren Abschluß es kaum noch einer großen Anstrengung bedurfte. Und Lessing der sonst so kurzweg von seinen Arbeiten rebete war selber voll von ihr; „etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben und ich darf hinzusetzen auch nichts Sinnreicheres.“ Dann im Sommer 1779 hatte er die Ausarbeitung der Briefe über die regula fidei als älteste Gestalt der formulirten Tradition begonnen; der wichtigste Brief an Walch fand sich in seinem Nachlaß ebenfalls so gut als fertig und ist an Scharfsinn wie an Gelehrsamkeit eine eminente Arbeit. Dies Alles blieb liegen, gelehrte, epochemachende, mit der höchsten Anstrengung des Geistes entworfene Arbeiten. Es kann kein Zweifel sein daß sich Lessing, körperlich ganz zerrüttet, geistig tief verstimmt, nicht im Stande fühlte sie zu vollenden wie

er gern wollte, sie gegen die Angriffe aufrecht zu erhalten die er erwarten mußte.

Ich weiß nichts Tragischeres in der intellektuellen Geschichte als Lessing, in der Enge von Wolfenbüttel, ganz einsam und ohne Genossen in allem was ihn bewegte, schon seit vielen Jahren, einen ungeheuren Kampf auf den Schultern und die Kraft dieser Schultern versagend — jedes Organ seines Körpers krank, die äußeren Verhältnisse zerrüttet, überall gegen ihn das Mißtrauen der Leute die mit Gott in Frieden leben um nicht mit der Obrigkeit in Krieg zu gerathen — es ist nicht die Tragödie der Vanini und Galilei, aber eine ächt bürgerliche deutsche Tragödie.

Wenden wir uns also zu den Resten seiner Arbeiten über die Uebersieferung des Christenthums in der ältesten Zeit, nicht wie zu Abfällen seines Lebens die liegen blieben, sondern als zu einem mächtigen Plan zu dessen Vollendung ihm die Kraft versagte.

Eine chronologische Notiz ist auch hier unvermeidlich. In die Zeit nach dem Frühjahr 1779, und in Einen Plan, den er nach Vollendung des Nathan faßte, gehören: „Bibliolatrie“ — „von den Traditoren“ — „gegen Less“ — „Briefe an Walch.“ — Und zwar war wohl eine Schrift über Bibliolatrie gegen Walch der erste Plan; als dann der Stoff sich häufte — oder wer weiß aus welchen anderen Ursachen? — war er Ende des Jahres zu der Form von Briefen entschlossen. Diesen aber wollte er den Aufsatz über die Traditoren vorausschicken. Ein Brief an Less in jener Briefreihe war ebenfalls beabsichtigt. Eine Auseinandersetzung mit Semler behielt er sich dagegen für später vor. Die Anmerkung von Lessing's Bruder, die Bachmann aufnahm, ist, wie mehrere andere, ganz falsch: es handelte sich natürlich in keinem Fall um eine Fortsetzung des Streits mit Götte, sondern um eine Schrift gegen Walch. Daß die Schrift von den Traditoren in diese Zeit nach Ausbruch des Streites fällt, läßt sich, einem etwaigen hartnäckigen Steptiker gegenüber, aus der Beziehung der Anmerkung zu §. 1 auf Walch 189. 190 beweisen.

Das erste historisch-kritische Resultat Lessing's ist: der christliche Glaube, in seinem wesentlichen Gehalt zusammengefaßt, war als regula fidei, Glaubensregel, fixirt bevor noch ein Buch des neuen Testaments existirte; ja sie ist, als die „Anordnung unter welcher die Gemeinden zusammengebracht wurden“ älter als die Kirche; als dann die Schriften des neuen Testaments nach und nach erschienen, waren sie der Lektüre der Laien nur durch die Erlaubniß des Presbyters, der sie in Verwahrung hatte, zugänglich, und wurden in ihrer Geltung selber nach ihrer Uebereinstimmung mit der Glaubensregel beurtheilt; aber auch als die bibli-

schen Schriften recipirt waren, erwies man weder die christliche Religion aus ihnen noch ließ man sie auch nur als authentischen Commentar der regula fidei gelten. Dies war die Stellung der Bibel in der Tradition der Glaubenslehre für die ganze Epoche der constituirenden vier ersten Jahrhunderte. Die kanonischen Schriften waren nicht die Quelle, sondern nur die ältesten Belege der Glaubenslehre. Demgemäß ist die regula fidei der Fels auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, nicht die Schrift, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

Die Folgerung ist offenbar: sowohl die katholische als die protestantische Kirche stützen die Glaubenslehre auf eine falsche Autorität. Semler umkreist in seinem „freien Gebrauch des Kanons“ diese Folgerung mit Scheindistinctionen; aber auch seine Schrift hat kein anderes Resultat. Die biblischen Schriften sind Gelegenheitschriften, welche keineswegs alle für alle Bildungskreise Quelle des Glaubens sein können (so in der Vorrede des ersten Bandes); ihre Kanonicität war nichts als eine Festsetzung der Cleriker, wonach diese und keine anderen Bücher zum Vorlesen und zum verbindlichen Unterricht gebraucht werden durften (Vd. I S. 12).

Also mit Semler theilt Lessing den Satz daß die neutestamentlichen Schriften in den ersten Jahrhunderten nicht in solcher Autorität standen, daß die Glaubenslehre aus ihnen geschöpft und begründet werden mußte. Andererseits, und dies muß wohl beachtet werden, seine Theorie daß diese Glaubenslehre von den Aposteln, ja vielleicht von Christus her in Form einer Glaubensregel überliefert worden sei, fand er in jeder gründlichen katholischen Kirchengeschichte ausgeführt, man vergleiche etwa die dreizehnte Dissertation des Natalis Alexander über die Probleme des ersten Jahrhunderts.

So war in den Thesen der nöthigen Antwort von 1778 gar nichts Lessing Eigenes. Ja man durfte ihm verdenken daß er eine Theorie erneuert hatte, in ihrem alten unhaltbaren Umfang erneuert, welche Basnage und andere protestantische Forscher mit einleuchtenden Gründen widerlegt hatten. Dort hätte er schon die jetzt anerkannte Vermuthung finden können, daß diese Glaubensformel erst den Kämpfen des zweiten Jahrhunderts angehörte, wie denn die Spuren derselben in den pseudoignatianischen Briefen am meisten instruktiv sind. Noch mehr vielleicht durfte man ihm verdenken daß er die Fragen, ob diese Glaubensregel fixirt gewesen sei bis auf das Wort, zu welcher Zeit, welchen Umfang sie damals gehabt, in einem ihm sonst ganz fremden Halbbunkel gelassen hatte.

Man durfte ihm das verdenken. Obwohl zu seiner Zeit noch niemand die einfache Wahrheit in dieser Frage sah. Die Kirche der ältesten Jahrhunderte hielt nicht eine Glaubensregel zusammen, nicht ein Kanon, über-

haupt keine geschriebene Lehre, sondern die apostolische Tradition, die Autorität der Apostel, der Apostelschüler, dann der Cleriker, welche an ihre Stelle traten — die Ordnung der Gemeinden also und keine Lehre.

Die Bedeutung der Theorie Lessing's liegt in ihrem negativen Theil, und so zu sagen in der allgemeinen Richtung des positiven. Die Kirche der ersten Jahrhunderte ist nicht auf die Schrift gegründet; sie ist auf Tradition gegründet. Daher läßt sich die Bedeutung dieser Theorie auch erst ganz übersehen in der vortrefflichen Kritik der Walch'schen Sammlung all der Stellen, durch welche die protestantische Dogmatik die Autorität des Kanons in den ersten Jahrhunderten geschichtlich zu beweisen sich im Stande glaubte. Wir würden fürchten die Geduld unserer Leser zu ermüden, wenn wir auf Lessing's geniale Behandlung einzelner Stellen eingingen. Er erscheint kritisch-philologisch Walch durchaus superior und hat wenigstens den Gebrauch, welchen Walch von diesen Beweisstellen machte, gänzlich zurückgewiesen. Nur dies, weil man es zu einem Angriff auf Lessing benutzte hat: wenn Lücke Lessing wie einen Dilettanten behandeln zu dürfen glaubt, und sich in diesem Verfahren darauf stützt, daß derselbe sobald Walch's Schrift erschienen selbst zu einer Begrenzung seiner Behauptung von der Geltung der Schrift in den ersten vier Jahrhunderten auf ihre Geltung bis zum nicänischen Concil genöthigt worden sei: so übersieht vielmehr er, daß Lessing von vorn herein, bevor Walch's Schrift erschien, seine Behauptung in diesen Grenzen gedacht hatte: denn er bemerkt schon 1778 (10, 247) ausdrücklich daß die Arianer diese Geltung des Kanons in die Kirche eingeführt hätten.

Wir kommen zum zweiten historisch-kritischen Resultate Lessing's, seiner Hypothese über die Evangelien. Der geniale Kritiker selber hat sie für seine gründlichste bedeutendste historisch-kritische Arbeit erklärt. Auch Strauß sagt: „zwei Bogen welche die fruchtbaren Keime aller späteren Forschungen über diesen Gegenstand enthalten.“ Lessing war der erste welcher den wahren Ausgangspunkt für alle kritische Evangelienforschung zu nutzen verstand: das merkwürdige Verhältniß der drei ersten Evangelien zu einander welchem gemäß sie denselben Stoff, oft mit denselben Worten, aber mitten in dem wörtlich Gleichlautenden dann wieder mit vielen bedeutenden und unbedeutenden Abweichungen in der Erzählung des Faktischen, in einer ganz verschiedenen Ordnung erzählen. Er zog einen Schluß, auf welchen alle kritischen Versuche in anderer Richtung immer wieder zurückgeführt haben: alle drei Evangelien benutzen eine frühere Fassung des Stoffs. Und er machte dann die tiefgreifende richtige Entdeckung daß diese früheste Fassung in einem nahen Verhältniß zu dem noch zur Zeit des Hieronymus vorhandenen häretischen Evangelium der Ebioniten stehe.

In der weiteren Ausbildung dieser Hypothese ist Einiges problematisch, Anderes bedarf der Ergänzung. Jede nähere Einsicht in die Parteilverhältnisse, unter denen sich die Evangelien bildeten, hat bestätigt daß die älteste Fassung des evangelischen Stoffs einer Anschauungsweise angehörte, welche die Kirche sehr bald darauf als Ebionitismus verdamnte, daß also diese Fassung dem ebionitischen Evangelium nahestand von dem wir ja — man vergleiche nur Credner — Fragmente genug besitzen. Aber diese erste Fassung unterlag, bis zum ebionitischen Evangelium, wie es Hieronymus vor sich hatte, manchen Umgestaltungen, wir haben also auch in diesem nicht das einfache Urevangelium wie Lessing annahm. Dann bedarf Lessing's Ansicht über die Art wie dieses Urevangelium sich zu unseren Evangelien gestaltete der Ergänzung. Er hatte noch keine Einsicht in das Walten der mündlichen Tradition welche in der Evangelienbildung thätig war; noch keine Einsicht in die Einwirkung der Parteigegegensätze auf dieselbe; endlich dachte er sich auch die Aufzeichnungen nicht mannichfaltig genug: die Fülle des erregtesten Lebens in diesen christlichen Gemeinden war ihm noch nicht anschaulich genug, daher er den Vorgang der Evangelienbildung zu einfach construirte. Aus diesem Mangel entsprangen dann verschiedene Irrthümer in der Ausbildung der Hypothese. Wenn er Matthäus für den ersten Uebersetzer dieses Urevangeliums hielt: so machte er dabei aus der Nachricht des Papias ohne Nöthigung etwas völlig anderes als sie besagt. Wenn er in der Vorrede des Lucasevangeliums anstatt verschiedenartiger Aufzeichnungen wie sie da erwähnt sind sein Urevangelium als Quelle angegeben fand, ja den Titel desselben „Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge“ mitgetheilt: so that er hier der Sprache Gewalt an, ebenso ohne Nöthigung.

Trotz alledem — wie genial, wie epochemachend der Griff im Ganzen und Großen war, wie wenig ihm vorzuwerfen, daß er nicht schon sah was so viel später entdeckt wurde: das veranschaulicht am besten der erste welcher seine Hypothese fortbildete und in das Detail der gelehrten Theologie einführte, Eichhorn, welcher 1794 zuerst mit seiner Theorie vom Urevangelium hervortrat. Dieser hat die Anschauung der Evangelienbildung von Lessing angenommen und unternimmt nun, so viel Bearbeitungen des Urevangeliums zu construiren, daß Uebereinstimmungen und Abweichungen der Evangelien untereinander begreiflich werden: die Geschichte der Evangelienentstehung ward damit zum Rechenexempel, diese Evangelienbildung selber zu einer eintönigen Fabrikation nach derselben Schablone. Man kann sagen daß der eminente Scharfsinn Eichhorn's durch diese Ausführung die Mängel der Lessing'schen Voraussetzungen über Evangelienbildung auf-

deckte. So ward eine Theorie die auf Lessing's Hypothese gegründet war zum Knotenpunkt der gesammten synoptischen Kritik, durch ihren wahren methodischen Ausgangspunkt wie durch ihre Einseitigkeit. Und zugleich darf man sagen daß Lessing selber schon über diese Einseitigkeit hinaus gewiesen hatte. Er mit seinem genialen Takt würde diese Mängel, einer solchen Ausführung gegenüber, sofort eingesehen haben; ja er hat Andeutungen über eine mündliche Tradition, welche schon Herder gegenüber Eichhorn's apostolischer Kanzlei geltend machte. Erst Gieseler hat 1818 diese mündliche Ueberlieferung in die Anschauung der Evangelienbildung wirklich eingeführt; aber hätte nicht Lessing bei seiner Untersuchung der von „dem Evangelium“ handelnden Stellen, welche Walch für die vorhandenen Evangelien irrthümlich in Anspruch nahm, seine Glaubensregel zu sehr im Sinne gehabt, so würde er die Bedeutung der mündlichen Tradition für die Evangelienbildung hier schon begriffen haben.

Begründete Lessing solchergestalt die Kritik der drei ersten Evangelien, so durchblickt er zugleich die Bedeutung des Johannesevangeliums im Gegensatz zu den drei ersten für die Entwicklung der christlichen Kirche. Die kritische Analyse desselben in Bezug auf seine Entstehung begann freilich erst 1820 in Bretschneider's Probabilien. Die Einwirkung der Evangelien auf die Entwicklung der Kirche, ihr inneres Verhältniß, ihre verschiedene Absicht hat Lessing bereits in kühnen aber ganz wahren Grundlinien hingestellt.

Andere Untersuchungen noch haben ihn, wie sein Nachlaß zeigte, beschäftigt. Schon jene Ansicht über die epochemachende Stellung der Arianer in der Geschichte des Kanon zeigt ihn mit dieser mächtigsten Setze des christlichen Alterthums beschäftigt; andere Bruchstücke treten hinzu. Ebenso solche über die Offenbarung Johannis.

Alles Fragmente, begonnene Untersuchungen! Niemand kann erwarten daß der Mann welcher über ihnen hinwegstarb eine abgeschlossene wissenschaftliche Ansicht vom Christenthum hatte. Lessing ist der erste Religionsforscher in großem Stil, der in Deutschland hervortrat. Denn er zuerst vereinigte hier die beiden Bedingungen dieses Studiums, historische und philosophische Forschung. Aber er begann nur. Er war wie ein Belagerer, den schon während er die ersten Schanzgräben nach allen Regeln der Kunst, mit allen Mitteln des Genies zieht, eine tödtliche Kugel trifft.

Ein anderes sind diese Forschungen, ein anderes die letzten persönlichen Anschauungen, in welchen der Forscher lebte während er arbeitete. Als Lessing die Fragmente 1777 veröffentlichte, eröffnete er den Kampf um die Geltung des Christenthums selber. Er für sich dachte sich nur als Wärtel bei demselben. Er schied die Sicherheit des Christenthums

in der Tiefe des Gemüths wie eine Welt für sich von den Aufgaben wissenschaftlicher Discussion und Forschung ab. Er bestimmte was gegenüber dem Angriff fallen gelassen werden müßte, die alte Theorie des Kanon, damit dieser Kanon nicht das Christenthum selber in seine Niederlagen verwickelte. Er deutete einen Weg an das Christenthum zu retten. Die Gegner kamen, sie griffen ihn selber an, sie wollten schlechterdings von dem Christenthum nichts wissen welches nach Zerstörung der Autorität des Kanon übrig blieb. Er begann nunmehr, um hier eine strenge wissenschaftliche Grundlage zu schaffen, die älteste Tradition des Christenthums historisch zu durchforschen, worüber er dann starb. Demgemäß ist seine Anschauung vom wahren Wesen des Christenthums nicht zu voller Reife der historischen Einsicht gelangt. Nur wenn man dies nach den angegebenen Gründen begreift, kann man sich in seinen Aeußerungen über diesen Punkt zurechtfinden.

In der Hypothese über die Evangelisten sagt er vom Johannes: „nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz; nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion, allen Anfällen ungeachtet, in dieser Consistenz noch fort dauert und vermuthlich so lange fort dauern wird als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist, ewig.“ Also hier wird der Glaube an die Unvergänglichkeit des Christenthums, ganz wie später in dem Schleiermacher'schen Kreis auf das Bedürfnis eines Mittlers für alle Zeiten gegründet. Diese Anschauung ist offenbar in dem Fragment: die Religion Christi (1780) und in den betreffenden Parthien der Erziehung des Menschengeschlechts die ebenfalls erst 1780 abgeschlossen wurde ganz aufgegeben. Hier wird ausgegangen von dem Unterschied zwischen dem Christenthum insofern es Lehre Christi ist und dem Christenthum als einer Lehre von Christo, also dem Christenthum sofern Christus sein Urheber und sofern er sein Gegenstand ist. Und zwar ist nach dem Fragment die Lehre Christi mit den klarsten und deutlichsten Worten gegeben, seine Person ein Problem; dem entsprechend ist nach der „Erziehung“ diese Lehre Christi das älteste Christenthum, die Lehren, die mit Christi besonderer Würde zusammenhängen, sind ein Zusatz „dessen Wahrheit weniger einleuchtend, dessen Nutzen weniger erheblich war,“ und der dann angesichts des neuen Evangeliums verschwinden muß. Die Unterscheidung des Evangeliums und des neuen Testaments Johannis greift hier ferner ein, um Lessing's Anschauung so weit sie gediehen war, zu erhellen.

Wir fassen dieselbe nunmehr zusammen. Das ächte Christenthum ist das älteste. Der Inhalt dieses ältesten Christenthums ist „die Rei-

nigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen.“ Dieser Zusatz macht das unterscheidende Wesen der Religion Christi aus, wenn man die Religionen mit einander vergleicht. Also die Frage in welcher das „Testament Johannis“ endigt, ob wir ein Recht haben eine Liebe christlich zu nennen welche auf keine christliche Glaubenslehre gegründet sei, ist durchaus nicht schlechtweg von Lessing bejaht worden. Diese älteste Religion Christi mußte nun wohl den Zeitgenossen als eine bloße jüdische Sekte erscheinen, und sie wäre der Gefahr ausgesetzt gewesen, so in der Fluth des jüdischen Sektenwesens wieder zu versinken, wäre nicht die Anschauung des Evangeliums Johannis hervorgetreten, welche die Person des StifTERS zum Gegenstand der Religion machte und Christus als einem höheren Wesen ein Mittleramt zwischen Gott und dem Menschen gab. Hierdurch erhielt das Christenthum Consistenz, ward eine selbständige unabhängige Religion neben dem Judenthum. Hiermit erhob sich ein Kreis von Dogmen, welcher dann, im Gegensatz zur Religion Christi, die christliche Religion bildet, die Lessing in der nöthigen Antwort (S. 240) als den „Inbegriff der Glaubenslehren bestimmt welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte vorhanden sind.“ Unter diesen Glaubenslehren hebt er die Lehre von der Dreieinigkeit, der Erbsünde, der Genugthuung des Sohnes hervor. Und es ist ein tiefsinniger ihm ganz eigener Gedanke wie er die historische Bedeutung dieser christlichen Religion, man verstehe wohl, nur diese, gegenüber der Aufklärung vertheidigt. Die höchste Reinheit des Herzens welche das Gute um seiner selbst willen thut entspringt erst aus der höchsten Aufklärung. Demgemäß ist das menschliche Herz auf niederen Stufen der Vernunftentwicklung selbstsüchtig. In dieser Zeit der Vernunftentwicklung bedarf der menschliche Geist, um nicht einem öden Materialismus zu verfallen, solche dogmatische Blöcke wie die bezeichneten Lehren sind, sie zu formen. Diese christliche Religion war also nothwendig, historisch nothwendig, um eine Zeit herbeizuführen in welcher sie überflüssig wäre.

Kann ein Zweifel sein wo der unfertige Punkt in Lessing's Anschauung vom Wesen des Christenthums lag? In der historischen Analyse dessen was er als die Religion Christi bezeichnet, was ihm das ächte, allein gültige Christenthum ist. Es ist wunderbar wie er hier vor der Frage stand, welche für den inneren Gegensatz in der Auffassung des Christenthums, in der Stellung zu ihm auch in den letzten Jahrzehnten entscheidend gewesen ist. Die Religion Christi verkündigt ein Himmelreich, eine jenseitige Seligkeit. Gut, auch Lessing ist von einer Fortdauer der Seele überzeugt, so fest man von unbeweisbaren Wahrheiten überzeugt sein kann; keineswegs ist er der Ansicht von Strauß welcher dieser Anschauung

des Christenthums gegenüber bemerkt, daß nur die religiöse Vorstellung, ihrer Unvollkommenheit gemäß, die Aufhebung der Unvollkommenheit in welche das Dasein vieler einzelner Menschen unwiderruflich hinabgedrückt ist, für diese Individuen von der Zukunft erwarte, anstatt eben nur für das menschliche Geschlecht (Leben Jesu, Umarbeitung, S. 205). Aber das steht Lessing andererseits ganz fest: eine Sittlichkeit, welche dieses künftige Leben zu ihrem Beweggrund hat, ist noch unvollkommen. Dieser große ächt religiöse Gedanke arbeitet von Spinoza und Pascal ab bis auf Schleiermacher in allen bedeutenden sittlichen Naturen. Und so wird unser Verhältniß zur Religion Christi ein anderes sein, je nachdem wir in Christi innerer Verfassung die Fortdauer als einen Beweggrund entdecken oder als eine ihn überall gleich seligen Engeln umspielende versöhnende Hoffnung. Vor dieser Frage stand Lessing still. Seine Kritik der Quellen war lange nicht zu der Feinheit gediehen hier eine zweifellose Antwort zu gestatten. Ist es die unsere? Wer wagt, nicht etwa seinen Glauben hier allein auszusprechen, nein eine wissenschaftliche Ueberzeugung streng zu begründen?

Diese Lücke in seiner Ansicht wird also überall in ihren Consequenzen zu spüren sein. Aber auch so, auch ohne daß die historische Untersuchung zu einem Abschluß gediehen war, drängte es ihn, ein „Glaubensbekenntniß“ abzuschließen welches seine letzten Ueberzeugungen auseinandersetze mit dem religiösen Glauben. Diese Ueberzeugungen, wurzelnd in der Tiefe seines modernen Lebensgefühls, wie sie strebten sich frei zu Gedanken zu gestalten, hatten ihn genöthigt eine Auseinandersetzung mit der Theologie zu unternehmen; sie hatten ihn gezwungen sich von der Autorität der theologischen Orthodoxie wie von der noch mehr peinigenden der theologischen Aufklärung zu befreien; nun galt es endlich inmitten ihrer dem großen Resultat all dieser Forschungen und Kämpfe seinen Platz zu geben. Nicht mehr den alten Scheidekünstler, der Theologie und Wissenschaft auseinanderhält, haben wir hier nunmehr vor uns, sondern den religiösen Forscher welcher diesen gewaltigen Erscheinungen ihre Stellung in dem Universum der moralischen Welt anweist. Vor dem Höhepunkt seiner Forschungen stehen wir, vor seinem Testament an uns.

Unser Gesichtskreis muß sich über das Ganze der moralischen Welt erweitern, wollen wir hier ihm folgen. Denn dies ist der Horizont unter welchen, am Abschluß seines Lebens, für Lessing auch die Religionen, auch das Christenthum fallen. Ernst und Falsch überschauen ihn, für die Erziehung des Menschengeschlechts bildet er den Hintergrund — die Werke Lessing's von 1779 und 1780.

W. Dilthey.

Der Thronwechsel in England im Jahre 1837 und die Abtrennung Hannovers.

Bis Neujahr 1837 erfreute sich Wilhelm IV., obwohl bereits ein Greis von 72 Jahren und mitunter von asthmatischen und gichtischen Beschwerden geplagt, einer robusten Gesundheit. Die einfachen, regelmäßigen Neigungen des alten Seemanns, dem das Hofleben als solches wenig, um so mehr aber der behagliche Aufenthalt an den Dünen von Brighton zusagte, mochten wesentlich dazu beigetragen haben. Die Tories hatten ihm nie verziehen, daß er als König so lebhaft und ehrlich auf die Reform einging; schadenfroh sahen sie ihn dann vor den Folgen derselben zurückbeugen und mit dem Experiment eines conservativen Cabinets scheitern, das als sein eigenes Werk betrachtet werden konnte. Seitdem enthielt er sich aller selbständigen Einmischung in die Parteiverhältnisse. Ohne Lord Melbourne zu grollen, suchte er doch nicht nach näherer, innerlicherer Verbindung mit ihm oder einem anderen seiner Collegen. Er ließ die Dinge gehen, die er nicht mehr ändern konnte, und vollzog nur mit größter Pünktlichkeit und fast immer auch mit heiterer Miene die amtlichen Pflichten, die ihn und die Minister zusammenführten.

Schon früh im Januar hieß es, der König werde dieses Mal ganz gegen seine Gewohnheit das Parlament nicht selbst eröffnen. Als Grund wurde weniger das Unwohlsein bezeichnet, das in Gestalt einer Influenza den ganzen Hof befallen hatte, sondern der Unwille des Fürsten über das ministerielle Programm. Gut unterrichtete Personen freilich erfuhren, daß nicht allein der Entwurf der Thronrede in einer Stunde durchberathen worden, sondern daß der König unbedenklich fünf Peersernennungen seine Zustimmung erteilt hatte, denen nach dem Plane des Premiers immer mehr folgen sollten, um langsam die alte compacte Majorität des Oberhauses zu entwurzeln. Nur in der That aus Besorge für das Befinden des Fürsten hatte statt seiner der Lord Kanzler am 31. das Parlament eröffnen müssen. Nichtsdestoweniger fuhr der König im März allwöchentlich zur Stadt um, in St. James Levée zu halten, bis am 10. April der Tod einer geliebten Tochter sein Gemüth und die bereits schwankende Gesundheit ernstlich erschütterte. Lady de Pöle war die älteste der zehn Kinder, je fünf Töchter und Söhne, die ihm Mrs. Jordan, einst eine reizende Schauspielerin, und dann das Weib des treuherzigen Prinzen, so weit Gesetz und Sitte es gestatteten, geboren hatte. Das Vaterherz, dem

auch die Königin Adelheid niemals etwas in den Weg gelegt, fand sich überaus schwer in den Verlust. Dennoch erschien er am 27. zur angefangenen Cour in St. James, am 28. bei Eröffnung der Gemäldeausstellung. Noch hielt man das Leiden für eine Wiederkehr des sogenannten Heufiebers, das sich früher um diese Jahreszeit zu melden pflegte; allein das Aussehen deutete bereits auf raschere Auflösung hin, als ihn an den Empfangstagen des 17. und des 18. Mai die glänzende Gesellschaft kümmerlich dasitzend erblickte, statt wie bisher die Huldigungen aufrecht entgegen zu nehmen. Indes konnte er auch vor Athemnoth kaum noch die große Schloßstreppe in Windsor erklimmen, so beging er doch in frohem, sachverständigem Gespräche den Jahrestag der Seeschlacht von La Hogue. Zum Sonntag dem 21. hoffte er der Wiedereröffnung der restaurirten Kapelle im St. James Palaste beizuwohnen, allein Tags zuvor stellten sich heftigere Anfälle ein und nöthigten ihn fortan seine Gemächer zu hüten. Der Leibarzt Sir Henry Hallford rieth wohl noch zur Uebersiedelung nach Brighton, aber der König selber wünschte der laufenden Arbeiten wegen der Hauptstadt näher in Windsor zu verbleiben, wo er fast täglich, auch wenn er dabei schon im Rollstuhl erscheinen mußte, noch Lord Melbourne empfangen und selbst Ministerrath halten konnte. Unendlich leid that es ihm, daß er schon zu unbehilflich war, um, was er seit vielen Jahren nicht versäumt, bei dem Feste der Schüler von Eton den Bootfahrten zuzusehen oder zu den fashionablen Wettrennen nach Ascot zu fahren. Als die Königin, die er genöthigt hatte ihn zu vertreten, von den Rennen heimkehrte, fand sie ihn schlechter als zuvor; am 9. Juni konnte er nur mit Mühe die Feder halten, die ihm Sir Henry Taylor zum Unterzeichnen darreichte. Das erste Bulletin von diesem Datum lautete, ohne eigentlich Besorgniß zu erregen, doch ernst genug; dann hob sich noch einmal das Befinden, so daß selbst die Aerzte Hoffnung schöpften. Vom 12. an aber verkündete die Gazette wieder regelmäßig, wie die Nacht zurückgelegt worden; nach einigen Tagen ließ sich nicht verschweigen, daß die Kräfte rasch zu sinken begannen und das Athmen zu einer wahren Pein geworden war.

Der hohe Kranke, bei klarem Sinn und über seinen Zustand vollkommen unterrichtet, wünschte von Herzen zum Besten seiner jugendlichen Nachfolgerin noch eine Frist länger leben zu dürfen. Doch mit frommier Ergebung fügte er sich in Gottes Willen. Er sorgte dafür, so lange es noch Zeit war, sein Haus, den Staat zu bestellen. Am 13. empfing er den hannöberischen Gesandten; am 14. hatte er ein Gespräch unter vier Augen mit seinem Bruder Cumberland. Täglich noch wurde die königliche Unterschrift ertheilt, das letzte Mal zur Begnadigung eines zum Tode

verurtheilten Verbrechers. Als er am Sonntag dem 18. aus den Händen des Erzbischofs von Canterbury, dessen trostreiche Anwesenheit ihm sichtlich wohlthat, das heilige Abendmahl empfangen, nahm er bereits Abschied, bestand aber darauf, daß der Herzog von Wellington das alljährlich von ihm veranstaltete Waterloo-Banquet nicht ausseze. Dann noch einmal eine kurze Pause nach unerträglichen Qualen, noch einmal zärtlicher Abschied von der Familie, ein gläubiges Wort an den Prälaten; endlich, bald nach 2 Uhr Morgens am 20. Juni, hatte die Seele ausgerungen.

Ein Fürst, der den besten Theil seines Lebens sich aus Lust und Liebe einem wirklichen Beruf gewidmet, der die Welt unter ihren mannigfachen Erscheinungen gesehen hatte, der lange Zeit ohne directe Aussicht auf den Thron, mit spärlichem Einkommen, von Eltern und Geschwistern fast hinten gesetzt worden war, der sich ein häusliches Glück bereitet hatte, über dessen exceptionelle Grundlagen selbst die tugttsame vornehme Gesellschaft der Heimath mit Wohlgefallen hinweg sah, durfte mit seinen schlichten Anlagen und biederem Sinn die Tugenden des Privatmanns, des Vaters und des Gatten entwickeln, die besonders im Vergleich zu seinem Vorgänger den grellsten Contrast boten. Schon bejahrt, entschloß er sich 1818, dem Throne näher gerückt, zu der standesmäßigen Heirath mit der Schwester des Herzogs Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen. Mußten sie auch nach dem frühen Ableben zweier Kinder auf einen Leibes- und Kronerben verzichten, so lebten doch beide in gegenseitiger Zuneigung still und zufrieden, für Hof und Volk das Musterbild eines wackeren Ehepaars. Die Königin bewies den Fitzclarences, der zahlreichen Nachkommenschaft der Schauspielerin, das gleiche Wohlwollen wie Wilhelm IV. selber; als deutsche Prinzessin hat sie sich wohl gehütet, auch wenn das Publikum ihr die absolutistischsten Gelüste zutraute, ihre Stimme in ernstest politischen Geschäften geltend zu machen. Am Kranken- und Sterbelager des Gemahls wirkte sie als Pflegerin mit einer Selbstaufopferung, welche allgemeine Bewunderung hervorrief und der edlen, wohlthätigen Frau bis an ihr Lebensende die Liebe von Hoch und Niedrig zusicherte. Durch sie vor Allem blieb noch über den Tod hinaus die milde, gutherzige Art im Gedächtniß, die den Gemahl als Privatmann so liebenswürdig machte.

Politisch angelegt dagegen war Wilhelm IV. niemals gewesen; es fehlte ihm durchaus an Feständigkeit des Charakters und solider Bildung, um große, feste Grundsätze zu fassen. Zum Glück ohne die Hartköpfigkeit des Vaters und eines jüngeren Bruders, nicht an Leib und Seele versunken wie Georg IV., blieb er doch als Prinz und Monarch immerdar schwankend in seinen Ansichten. Gedankenlos und wohlwollend schenkte er

gar leicht Anderen sein Vertrauen, um sich von ihnen bestimmen zu lassen. Die Tories behaupteten wohl, er habe durch die wahnsinnige Parlamentsauflösung im Jahre 1831 über das Schicksal der englischen Verfassung entschieden, indem er gar nicht begriffen, wohin die Erweiterung des Stimmrechts bis auf die Haushalter zu 10 Pfd. Sterl. führen werde; unter der aufdämmernden Erkenntniß erst gegen das Ende seines Lebens habe er schwer für die Einwilligung in die Reformbill büßen müssen. Indes so leicht hatten es denn doch Lord Grey und seine Partei nicht durchweg mit dem Könige, dessen Gewissen und Verstand sicherlich im Spiel waren, als er sich dem ihm abverlangten massenhaften Peersschub widersetzte. Unter den Wechselfällen des Reformkampfes mußte er allerdings erleben, daß ihn, der für Popularität wahrlich nicht unempänglich war, das Volk einmal einen König nannte, wie er seit Alfred's Tagen nicht da gewesen, ein ander Mal ihn öffentlich und thätlich beschimpfte. Das Mißtrauen gegen sich selber wurde dadurch eher bestärkt als gehoben, so daß auch die entschlossenste, aber allerdings voreilige und irrige That Wilhelm's IV., die plötzliche Entlassung Lord Melbourne's im Herbst 1834, schwerlich in letztem Grunde von ihm selber ausging. Nur waren es keine conservativen Staatsmänner oder gar die Königin Adelheid, denen er eine unerlaubte Einwirkung auf seine Entscheidung gestattet hatte, vielleicht eher die Fitzclareses, die in aristokratische Häuser verheirathet und voll Besorgniß vor weiteren Schritten auf der abschüssigen Bahn, wie vermuthet wurde, das Ohr des Vaters mißbrauchten. Er war nicht der Mann weder der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, noch leichtsinnig die Reste monarchischer Autorität daran zu geben; im Gegentheil das Land und alle seine Parteien konnten sich glücklich schätzen in beweglichen, außerordentlichen Zeitläuften einen biederen, ehrlichen Fürsten, der am Wenigsten an sich selber dachte, die Krone tragen zu sehen. Daher denn auch sofort nach seinem Tode einstimmige Lobsprüche von beiden Seiten.

Als am Donnerstag dem 22. die erste Botschaft der jungen Königin den Schmerz über den Hintritt ihres Oheims aussprach, widmeten ihm Ober- und Unterhaus, ehe man in Voraussicht einer Neuwahl die erforderlichen Geschäfte aufnahm, einen würdigen Nachruf. Lord Melbourne, der das Glück hatte die erste Adresse an die neue Fürstin zu beantragen, er selber nie der Liebling des entschlafenen Monarchen und bis zuletzt doch auch vor ihm stets auf seiner Hut, nannte ihn überaus billig, aufrichtig, unparteiisch, stets bereit anzuhören, zu prüfen und zu erwägen, was ihm selbst im Widerspruch mit seinen innigsten Ueberzeugungen unterbreitet wurde. Der Herzog von Wellington — denn jede abweichende Auffassung schwieg in dieser Stunde — stimmte freudig in das Lob ein und erinnerte

baran, daß er als Minister einst den Herzog von Clarence von seinem kleinsten und wegen des Einkommens kaum entbehrlichen Posten habe entfernen müssen, dafür aber von dem Könige keine andere Entgeltung als lauter Güte, Herablassung und Gunstbezeugung zu erfahren gehabt habe. Earl Grey vor Allen fühlte sich berufen, die Reinheit, Geduld und Pflichttreue zu bezeugen, womit Wilhelm IV., im wahren Sinne des Wortes ein „König Patriot,“ sich nur dem Heil des Landes gewidmet habe. Und Brougham endlich, der sich weniger an die Persönlichkeit hielt, bezeichnete die kurze siebenjährige Regierung, die Frieden nach Außen und Ruhe im Innern bewahrt, die sich zu einer zeitgemäßen, weisen Gesetzabänderung entschlossen habe, als ganz besonders ruhmreich. Bei den Gemeinen rühmte Russell in ähnlicher Weise die unvergleichliche Gradheit, mit welcher der verstorbene König seinen Ministern, auch wenn er nicht mit ihnen übereinstimmte, wenn er sie allein verantwortlich machen mußte, den amtlichen Verkehr ungemein erleichtert hatte, die christliche Standhaftigkeit in schweren Leiden, die ihn seine hohe Pflicht bis zum letzten Augenblicke nicht vergessen ließ. Freimüthig erkannte Sir Robert Peel es an, daß kein anderer Fürst so sehr die Liebe und den Dank der Nation verdient habe, da er frei von jedem Hange zu eitler Zerstreung und völlig selbstvergessen stets nur darauf bedacht gewesen, treu und wirksam dem Staate zu dienen. Von Herzen stimmte das Volk in das einmüthige Urtheil der hervorragendsten Vertreter beider Richtungen ein; die extremen Parteien hatten den guten Tact ihre abweichende Meinung für sich zu behalten.

Nachdem die Leiche im Waterloo-Saal auf dem Paradebette gelegen, wurde sie an dem heißen Morgen des 8. Juli mit dem üblichen Gepränge in der Gruft zu Windsor beigesetzt. Von der Familie befanden sich nur der Herzog von Susses als Bruder, als Nefse Prinz Georg von Cambridge, die deutschen Anverwandten von Meiningen, Reiningen und Hessen-Philippsthal im Zuge. Als nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie die hohen Hofbeamten ihre Stäbe zerbrachen, schloß der Herold den Abschiedsgruß an Wilhelm IV., den letzten Descendenten der Kurfürstin Sophie in directer männlicher Linie, welcher König von Großbritannien und Irland und zugleich König von Hannover, Herzog von Braunschweig und Lüneburg gewesen, mit einem God save the Queen!

Selten genug war doch auch in der tausendjährigen Geschichte dieses eine eigenthümliche Succession gestattenden Reichs der Fall eingetreten, daß ein Weib den Thron bestieg. Noch nie zuvor fiel er dem Mädchen zu, das eben in frischer Knospe sich zur Rose entfaltete.

Am 24. Mai 1819 geboren, hatte die Prinzessin Alexandrina Victoria ihre Kindheit fast im Verborgenen, knapp gehalten und längere Zeit

ohne sichere Aussicht auf die Nachfolge verbracht. Nur wenige Monate alt hatte sie plötzlich ihren Vater, den Herzog von Kent, verloren, nachdem er durchnächt heimkehrend ohne das Schuhzeug zu wechseln die Kleine noch auf sein Knie gesetzt. Die Mutter, eine Schwester Leopold's von Sachsen-Coburg, führte wegen der von ihrem Gemahl hinterlassenen Schulden, namentlich so lange noch der ältere Bruder desselben, der Herzog von Clarence, auf Leibeskerven hoffen durfte, meist im Schlosse von Kensington, wo einst Wilhelm III. gestorben, ein stilles, zurückgezogenes Leben. Stets unter ihren Augen, von vernünftigen Grundsätzen geleitet, war die Prinzessin aufgewachsen. Gesund an Leib und Seele mußte sie sich gegen Wind und Wetter abhärten, regelmäßig früh auf sein, wodurch die schätzbare Eigenschaft der Pünktlichkeit genährt, mit ihrem Taschengelde haushalten, wodurch der Grund zur Sparsamkeit im Großen gelegt wurde. Die ganze Erziehung, nicht eben geistig hoch, aber um so fester und sicherer, zielte eher auf eine bescheidene Existenz als auf den höchsten Beruf im Lande. Der mütterlichen Vorsicht, welche beide Eventualitäten im Auge behielt, sollte das Land einmal die große Segnung verdanken, daß reine, unbefleckte Tugenden, die echteste Zierde von Haus und Familie, aller Welt zum Muster auch wieder den Hof beherrschten, der, seitdem die Welfendynastie nach England gekommen, bald schamlos offen, bald unter dem heuchlerischen Scheine landläufiger Respectabilität in wüster Unsitte und Verschwendung den sogenannten guten Ton angegeben hatte.

Schon bald nach dem Regierungsantritte Wilhelm's IV. richteten sich die Blicke auf das stille Leben von Mutter und Tochter, zumal bei ihren Ausflügen nach Tunbridge Wells und der Insel Wight, oder wenn sie, wie im Herbst 1832, eine größere Rundreise unternahmen, um die Naturschönheiten der Waliser Berge und die mittelalterlichen Reize der altherwürdigen Universität Oxford zu genießen. König und Königin waren stets voll Zärtlichkeit für die kleine Nichte, deren Geburtstag das kinderlose Ehepaar mit Vorliebe bei sich in Windsor feiern ließ. Dennoch trübten frühzeitig Wolken aus verschiedener Richtung das gute Verhältniß zwischen den beiden Höfen. Das Publikum hatte schon bei Gelegenheit der Krönung im September 1831 eine Entfremdung bemerkt, ohne auf eine andere Ursache zu rathen, als daß denn doch die Thronfolge Victoria's in beträchtlicher Ferne stand. Noch zu Anfang des Jahres 1835 lief mit großer Bestimmtheit in vornehmen Kreisen das Gerücht um, daß Königin Adelheid noch einmal Aussicht auf Nachkommenschaft habe. Es erwies sich als eine Erfindung, nicht frei von politischen Hintergedanken, gleich wie etwas später die heftige Erregung für und wider die Orange Logen durch widersprechende Hoffnungen und Befürchtungen wegen der

Succession wach gehalten wurde. Gegen den Gedanken, das königliche Scepter demnächst in der Hand eines Weibes völlig zersplittern zu sehen, sträubte sich der tief verlegte Jugrimm der Tories, während nach populärer Anschauung ihrem verwegensten Haupte, dem gründlich verhassten Herzoge von Cumberland, das alleräußerste Wagniß, ein Gewaltstreich zu Gunsten männlicher, seiner eigenen Nachfolge, und damit eine Gefährdung aller liberalen Errungenschaften zugetraut wurde.

An alledem indeß hätte das grenzenlose Wohlwollen Wilhelm's IV. keinen Anstoß genommen. Die Gründe zu einer Spannung zwischen Windsor und Kensington entsprangen vielmehr aus der Lage und Eigenart der Herzogin von Kent, die mit leidenschaftlicher Mutterliebe und starker Eifersucht die ganze Hut und Versorgung so wie das sonnenklare Anrecht ihrer Tochter überwachte. In auffälliger Weise vermied sie selber jede herzliche Beziehung zum königlichen Hofe; nur sie als Mutter bestimmte im Juli 1835 über den Termin der Confirmation. Um dieselbe Zeit hieß es, sie suche den von dem Königspaare gehegten Plan einer Verlobung ihrer Tochter mit einem gleichalterigen Vetter, dem Prinzen Georg von Cambridge, zu kreuzen. In diesem wie in dem nächst folgenden Herbst kam wiederholt der König der Belgier nach England, der Schwiegersohn Louis Philipp's, eingeweiht in alle möglichen Entwürfe der hohen Politik, vor Allem auch in der Absicht seiner Schwester aus ihren pecuniären Verlegenheiten und das Lebensglück der Nichte fördern zu helfen. Von zahlreichen Bewerbern um die Hand der letzteren, dem Herzoge von Nemours, dem Sohne des Prinzen von Oranien, dem ältesten und jüngeren Sohne des Herzogs Ernst von Coburg, und selbst dem regierenden Herzoge von Braunschweig war die Rede. Als Coburger und Leiningen, Neffen und Sohn der Herzogin von Kent, im Mai 1836 zum Besuch eintrafen und den Geburtstag der siebenzehnjährigen Prinzessin mitfeierten, wollte das Publikum, das einmüthig auf eine Wahl nach freier Neigung bestand, bemerken, daß einige der Fürstensöhne an höchster Stelle geflüstertlich gegen andere Bewerber zurückgesetzt würden. Die mißlichen Beziehungen der Herzogin zum Hofe in Windsor waren durchaus nicht Geheimniß.

Außerdem aber suchte ihr Bruder, König Leopold, den nachtheiligen Einfluß eines bei ihr sehr in Gnaden stehenden ehrgeizigen Mannes zu neutralisiren, des Herrn Conroy, der einst Adjutant des Herzogs von Kent gewesen und seither als Cabinetrath die keineswegs günstigen Finanzen des kleinen Hofes von Kensington verwaltete. Statt das Deficit zu decken, hatte Conroy es nur anwachsen lassen; statt Frieden und Eintracht mit dem Königshause zu nähren, arbeitete er vorzüglich auf das Gegentheil hin und spielte eigennützig und schändlich mit dem Vertrauen seiner Herrin

und der Zukunft der Prinzessin. Kein Wunder, wenn der König der Belgier, der außerdem das laue Verhältniß zum Tuilerienhofe wieder erwärmen wollte, da ihm sowohl die Entfernung Conroy's als eine glückliche Vermittlung in der Brautwerbung mißlang, in Windsor eine höchst frostige Aufnahme fand. Statt daß die Spannung gehoben wurde, steigerte sie sich vielmehr, je näher der Termin der Großjährigkeit Victoria's heranrückte. Mit Unwillen vernahm die Mutter, daß, wie bereit auch Lord Melbourne sich zeigte, König Wilhelm doch keine Erwähnung des nahenden Zeitpunkts in die Thronrede vom 31. Januar 1837 einfließen ließ, und daß er sich weigerte schon jetzt die Apanage und einen eigenen Hofstaat für die junge Thronerin festzustellen. Als Haupt des Hauses hatte er unleugbar das Recht sich in Uebereinstimmung mit zutreffenden Präcedenzfällen die oberste Entscheidung zu wahren, mochten die eigenwilligen Gedanken der Herzogin auch noch so gut gemeint sein. Da sich nun aber seit Anfang des Jahres allerlei Speculationen an die Gesundheit des Königs hingen, so griffen auch die Zeitungen in ihrer Weise die Sache auf. Bei dem Gerücht, Lord Durham solle von seinem diplomatischen Posten (St. Petersburg) zurückberufen werden, um an die Spitze der Hofhaltung Victoria's zu treten, buhlte die Times in versteckten Ausfällen auf die Herzogin und Mr. Conroy um die Gunst des Monarchen, der allein über die Einsetzung in einen vollständigen Haushalt so wie über die Wahl eines Hofmarschalls und gar eines Gemahls den Ausschlag zu geben habe, während das Morning Chronicle sich mit großer Lebhaftigkeit der entgegengesetzten Meinung annahm. Auf dem vorletzten, von Wilhelm IV. in Person gehaltenen Drawing Room am 18. Mai erschienen jedoch Mutter und Tochter, und der mit allgemeiner Aufmerksamkeit erwartete Geburtstag dieser wurde auf besonderen Befehl des bereits schwer erkrankten Königs durch einen festlichen Ball in St. James begangen. Hier konnten die Majestäten natürlich nicht erscheinen; auch hatte sich die Prinzessin Augusta, des Königs unverheirathete Schwester, bereits entfernt, als spät Abends erst die beiden Damen unter den Tanzenden eintrafen. Den ganzen Tag über (24. Mai) hatte man indeß die Wagen in langen Reihen zur Gratulation nach Kensington hinausfahren sehen. Auch wurde es bekannt, daß die Herzogin bei dieser Gelegenheit die Ansprache des Lord Napors mit einer Auslassung über die eigene Haltung, seit sie in das Land gekommen, und über die bei der Erziehung der Prinzessin befolgten Grundsätze, gleichsam mit einem Rechenschaftsbericht an das britische Volk beantwortet habe, der von einem der noch überlebenden Söhne Georg's III., dem liberalen Herzoge von Suffex, eingegeben sein sollte. Es hieß, daß wegen dieser Worte die hochconservativ gesinnte Oberhof-

meisterin, die Herzogin von Northumberland, ihre Stelle aufgegeben habe, da nach der erwartungsvollen allgemeinen Ansicht der überaus freisinnige Beginn einer neuen Regierung in Aussicht stünde.

Kein Mensch aber hatte thatsächlich die leiseste Ahnung von dem, was werden sollte; denn während die Einen wissen wollten, die Prinzessin werde das Whigministerium bewahren, versicherten Andere das Gegentheil, da sie von jeher ohne Unterschied auch mit den Tories verkehrt hatte. Treffend, aber unendlich taktlos richtete die Times am 16. Juni ihren nicht verlangten Rath an Victoria, sie möge sich, da sie nun volljährig geworden, von dem Einfluß der Mutter emancipiren und allein ihrem eigenen Urtheil folgen. Es war dies um so unverständiger, als sich der alte König fast noch in seinen allerletzten Stunden ehrlich mit einer Lösung der Ausstattungsfrage quälte und wahrscheinlich nur über das eine Bedenken, Courroy wolle sich als Cabinetssecretär und intimer Rath der jungen Fürstin unentbehrlich machen, nicht mehr hinweg kam. Wilhelm IV. starb, ohne die Vorsorge für seine Nachfolgerin weder in privater noch öffentlicher Beziehung abgeschlossen zu haben.

Gleich nach dem letzten Athemzuge, im Morgengrauen des 20. Juni, eines Dienstags, verließen drei Kutschen mit dem Erzbischof von Canterbury, dem Oberkammerherrn Marquis von Conyngham, und dem Leibarzt, Sir Henry Hallford Windsor; schon um fünf Uhr rollten sie durch die Pforten von Kensington, wo Alles wach war. In den hellen Strahlen der Sommer Sonne hatten jene Herren die Ehre der Jungfrau den ersten Gruß als ihrer Königin darzubringen. Um neun Uhr folgte ihnen Lord Melbourne zu einer halbstündigen Audienz; zwei Stunden später trafen die anwesenden Mitglieder des Geheimen Rathes ein, die Minister und Peers, die beiden Erzbischöfe, der Lord Mayor, vor Allen die beiden Oheime Cumberland und Suffex. Ersterer, nunmehr Se. Majestät der König von Hannover, hatte sich in der Eile von Lord Lyndhurst in dessen Wagen mitnehmen lassen. Nachdem die junge Königin, bleich, aber gefaßt, die Mutter zur Seite, in dem Salon des Palais an der Spitze der Tafel Platz genommen hatte, leisteten die Versammelten nach der Rangordnung den vorgeschriebenen Treueid; die Liste der Namensunterschriften wurde von Ernst August Rex eröffnet. Alsdann hielt Victoria, ehe sie die von ihr verlangten Eide ablegte, eine Ansprache, für die natürlich die Minister Sorge getragen, durch die sie zum ersten Mal ihre Unterthanen mit ihrer glöckenhellen Stimme entzückte. Sie rebete von der schweren Verantwortung, die durch das Ableben des Souveräns auf sie gewälzt worden, eines Fürsten, „dessen beständige Achtung vor den Rechten und Freiheiten der Unterthanen, dessen Wunsch, die Geseze und Institutionen

des Reichs zu verbessern, seinem Namen allgemeine Verehrung erworben haben.“ Nächst der göttlichen Vorsehung hoffte sie in der Reinheit ihrer Absichten, in dem Eifer für das öffentliche Wohl die Stütze und die Hilfsmittel zu finden, die dem reiferen Alter und längerer Erfahrung zu Gebote stehen. In zierlicher Wendung an ihre Erziehung in England, an die zärtliche Sorge der geliebten Mutter erinnernd, erklärte sie, wie sie von Jugend auf die Verfassung ihrer Heimath habe achten und lieben gelernt. Die Declaration, sofort durch die Presse verbreitet, machte überall den tiefsten, freudigsten Eindruck; sie ließ auch nicht den geringsten Zweifel über Beibehaltung des Systems und seiner verantwortlichen Vertreter aufkommen. Für die Königin aber war dies ein angreifender Tag, denn auch nachdem jene unerläßlichen, Herz und Gemüth ergreifenden Akte vollzogen worden, erschienen noch zahlreiche Deputationen und vornehme Würdenträger, um Huldigungen darzubringen und gnädige Befehle entgegen zu nehmen. Kein Wunder, daß, als am nächsten Tage der Anordnung des Geheimen Raths gemäß die Proclamation der neuen Herrschaft von St. James aus durch die Herolde verkündet wurde, Victoria, die sich pünktlich zehn Uhr dorthin begeben hatte, schlicht in schwarzer Seide, die weiße Halskrause mit Flor besetzt, den kleinen Hut leicht auf dem blonden Haar, im offenen Fenster stehend, der entzückten Menge recht abgesehen und bleich erschien. Allein, zwischen Melbourne und Lansdowne stehend, während die übrigen Fenster von den Großen des Reichs besetzt waren, faßte sie bald Freude an dem lauten Jubel ringsumher, an dem sich aus einem gegenüberliegenden Hause in auffallender Weise Niemand lebhafter betheiligte als Daniel O'Connell. Die Thränen, die man sie weinen sah, waren die der Freude, der Dankbarkeit und des Vertrauens. Und letzteres brachte ihr in der That, nicht nur in dieser überschwänglichen Stunde, ihr Volk in reicher Fülle entgegen.

Daß die Königin heirathen und eine glückliche Mutter werden, daß mit ihr eine neue segensreiche Dynastie anheben werde, lag nicht so weit ab von der Wahrscheinlichkeit. Aber daß das einfache Mädchen an Weisheit und Verstand, an Kraft und Macht einer Elisabeth gleich komme, daß fortan die Parteiung wie der Streit zwischen Lords und Gemeinen ein Ende und jede Besserung in Staat und Gesellschaft freien Lauf haben werde, das waren irrationale Hoffnungen, die nicht nur aus einer völligen Verkennung der Personen und der längst geltenden Principien der repräsentativen Staatsverfassung entsprangen, sondern die für den Augenblick nur bei dem blinden Entzücken über eine so ungewöhnliche Erscheinung, wie sie ein zartes weibliches Geschöpf an der Spitze der mächtigsten Nation Europas bot, möglich waren. Nichts destoweniger übte diese sinn-

lose Vergötterung gerade jetzt eine unerkennbare Wirkung auf die höchst problematische, vielfach verfahrenene Lage der Staatsgewalt.

Das Whigministerium, wegen seiner völligen Ohnmacht von den politischen Gegnern mit Hohn und Verachtung tractirt und auch dem Volke, da es bisher nicht einen wesentlichen Artikel seines Programms durchzuführen vermochte, immer gleichgiltiger, war wie durch einen unschätzbaren Glücksfall in seiner Existenz gerettet worden. Denn, als ob es sich von selbst verstünde, nahm man aus dem Protokoll jener feierlichen Sitzung zu Kensington die Notiz hin, daß Lord Melbourne die von ihm überlieferten Staatsiegel unverzüglich von der Fürstin zurückerhalten habe. Wohl regte sich die herbste Opposition, als in Folge der königlichen Botschaft vom 22., welche die bevorstehende Auflösung des Parlaments verkündete, Lord Lyndhurst im Oberhause seine heftigen Beschuldigungen gegen die Regierung erneuerte, der von zahlreichen Gesegentwürfen nicht ein einziger glücken wollte. Er schalt die Minister machtlos bei Lords und Gemeinen, unfähige Diener der Krone, die bei allen denkenden Leuten jede Achtung verschert hätten. Ihre Freunde hätten nur noch Mitleid, die Feinde des Landes Nichts als Geringschätzung und Spott für sie übrig. Der einzige Strahl des Trostes und der Hoffnung für die Zukunft gehe von der jugendlichen Herrin aus, deren erstes Auftreten bereits die Zuversicht gewähre, daß der so schände mitgespielten protestantischen Staatsverfassung keine ernstliche Gefahr drohen werde. Die gewünschte Adresse passirte doch nur in kläglicher Weise, da auch Brougham die Gelegenheit ergriff, um seinen Tadel wenigstens über das condemnirte Unterhaus anzubringen. Dort bei den Gemeinen hatte Sir Robert Peel sich weise aller Ausfälle enthalten und gleich am 22. seiner Charakteristik des entschlafenen Monarchen in warmen Worten eine Schilderung des Eindrucks folgen lassen, den Victoria's Erscheinen unter den Mitgliedern des Geheimen Rathes auf ihn gemacht hatte. Er fand in ihr Etwas, „das keine Kunst nachahmen, kein Unterricht lehren könnte, ein Benehmen, das nur von einer hohen und edlen Natur eingegeben würde.“ Weber an diesem, noch an dem folgenden Abende, als Russell bei der Verhandlung über die Adresse das Verbleiben der Administration und die Auswahl der Bills zu rechtfertigen suchte, die noch vor dem Ausbruch abgemacht werden sollten, glaubte er sich befugt dagegen Einsprache zu erheben. Er überließ es Lord Stanley vor hastiger Aufnahme der Reformthätigkeit in demokratischer Richtung zu warnen, Roebuck das Gouvernement zu dem Gegentheil anzuspornen, wenn es mit einem neuen Parlament nur sechs Monate auskommen wollte. Im Grunde achtete man hier so wenig wie draußen Angesichts des vollzogenen Thronwechsels ernstlich auf die Be-

beutung, welche der Fortbestand des Ministeriums nach allen Seiten haben mußte.

Eines jener Gesetze, das in den nächsten Tagen durchberathen und ohne erheblichen Widerstand genehmigt wurde, betraf den Fall, daß der Thron abermals plötzlich erledigt werden könnte. Eine Regentschaftsordnung, die Personen, die sie bilden, die Befugnisse, mit denen sie betraut werden sollten, mußten festgestellt werden, mit besonderer Rücksicht auf das Eintreffen des legitimen Erben, dem alsdann die Krone nicht entgehen konnte, der aber eben jetzt am 24. Juni als König von Hannover das Land verlassen hatte. Indes galt es nur jene Eventualität, von deren Eintritt das Land glücklicherweise verschont bleiben sollte, staatsrechtlich zu würdigen, während gleichzeitig in der That mit wirklich auffallender Indifferenz von Seiten der Briten ein Band zerriß, das ehebem hohe politische Bedeutung gehabt hatte. Unter weltererschütternden Ereignissen, um den protestantischen Glauben und die nationalen Freiheiten zu retten, war einst im Jahre 1714 der Herr des kleinen deutschen Kurfürstenthums mit Rücksicht auf sein Erbrecht zum Träger der großbritannischen Krone erkoren worden; ohne Sang und Klang verließ jetzt derjenige seiner Nachkommen das Inselreich, der nach der männlichen Erbfolgeordnung das inzwischen zu einem Königthum erhobene Reichsland zu beherrschen berufen war. Zwischen Georg I. und Ernst August lagen fünf Vierteljahrhunderte, in denen dem Parlamentarismus gegenüber die Geltung des persönlichen Königthums, trotz den in einigen Mitgliedern der Dynastie wieder auflebenden Reminiscenzen, fast bis auf Nichts zusammengeschwunden war, die hannöversische Politik aber, der Zwerg neben dem Riesen, gelegentlich noch immer, wie der große Lord Chatham zu sagen pflegte, der britischen auf die Schultern zu steigen suchte. Wenn nun von keiner Seite, auch nicht einmal in der Presse, ein Wort des Bedauerns über die Trennung laut wurde, so lag das vorzüglich doch in der Unmöglichkeit, daß Hannover auch nur ähnlich wie die überseeischen Colonien in die Interessen Englands hätte hineinwachsen können. Möchten einst die Politik des Grafen Münster und die Huld des Prinzen Regenten noch so lustige Entwürfe zu einem welfischen Großstaate genährt haben, möchten Junker und Beamte im nordwestlichen Deutschland den Engländer affectiren, selbst die maritime und handelspolitische Connexion hatte für diesen niemals, weder vor noch nach Begründung des Zollvereins, einen bestimmenden Reiz. Das Ende der Personalunion wurde im Gegentheil aus der steigenden Abneigung gegen jede Festlandspolitik als ein nationales Glück betrachtet.

Dazu kam nun überdies der gewaltige Haß wider den Erben des Stammlands der Dynastie, der von lange her und wegen seiner jüngsten

verwegenen, reformfeindlichen Anschläge erst recht als ein den nationalen Freiheiten durchaus gefährlicher Charakter galt. Mit allgemeiner Genugthuung und mit dem ausgesprochenen Wunsche ihn nie wieder zu besitzen sah man den Herzog von Cumberland das Reich verlassen. Mochte er an den Deutschen mit den volksfeindlichen Grundsätzen des absolutistischen Hochthron experimentiren, und in die Souveränität Hannovers jene Illusionen übertragen, die, da sie eher an die Stuarts als an die welthistorische Aufgabe des eigenen Hauses erinnerten, den Keim des Verderbens in sich trugen, es bestand die gerechte Hoffnung, daß mit Victoria eine neue, nationale Dynastie anheben werde. Daß Ernst August freilich als König so bald schon die schlimmsten in ihn gesetzten Befürchtungen rechtfertigen würde, hatten denn auch seine wenigen Verehrer nicht vermutet. Als er fast auf der Stelle die von Wilhelm IV. im Jahre 1833 eingeführte Verfassung aufhob und bald hinterdrein sein Attentat gegen die sieben Göttinger verübte, da wurde selbst Lord Londonderry von einem gelinden Grauen ergriffen; und alle Versuche des Königs, den Gesinnungsgenossen von der Tory Partei den Feldzug gegen den Radicalismus, wie er es nannte, als segensreich zu schildern, mußten nur dahin wirken auch diese Verbindung zu lösen. In seiner Person führte er dem britischen Reiche zu Gemüthe, welch unschätzbbarer Segen es war, daß hiebei ein Weib, jenseits aber nur der Mann den Thron besteigen durfte.

Mittlerweile waren Aller Augen auf die junge Königin gerichtet. Mit Entzücken sah das Volk sie täglich im offenen Wagen durch den Park fahren, ihre Mutter, ihren Stiefbruder, den Fürsten von Leiningen, oder die deutsche Gouvernante, die Baronin Lehzen, neben sich. Wenige Tage nach der Bestattung Wilhelm's IV., am 13. Juli, verlegte sie zur Befriedigung des Publikums und um den Residenzen der Minister, dem Mittelpunkt der Gesellschaft, näher zu sein, ihren Wohnsitz von dem entfernteren Kensington nach Buckingham Palace, das einst von Georg IV. nicht eben geschmackvoll ausgebaut, erst kürzlich fertig und von Wilhelm IV. für seine Gemahlin bestimmt worden war. Auch daß so bald in Betreff des Cabinetsecretärs ein günstiges Arrangement getroffen werden konnte, wurde fast auf allen Seiten mit großer Befriedigung aufgenommen. Vielsach nämlich stand der Glaube fest, daß Conroy, der das Vertrauen der Herzogin von Kent so lange gemißbraucht hatte, die Verlängerung der Unmündigkeit und die Einsetzung einer Regentschaft gern gesehen haben würde, um sich selber nicht nur zur wichtigsten Person bei Hofe, sondern vielleicht gar zum Peer und zum Minister aufzuschwingen. Unter der Mitwirkung des Barons von Stockmar, des gewiegten Freundes König Leopold's, schon damals des guten Genius des Hauses Coburg, und durch häufige Besuche

an dem kleinen Hofe von Kensington tief eingeweiht in die Sorgen, welche bei der Thronfolge zu überwinden waren, gelang es, dem ehrgeizigen Manne vermittelt des Baronettitels und eines hohen Jahrgehalts eine goldene Brücke der Entfagung zu bauen, und ohne Stockmar, der als Ausländer doch unmöglich gewesen wäre, oder einen Anderen mit der einflussreichen Stellung zu betrauen, welche Oberst Taylor so lange bekleidet hatte, die Königin in unmittelbarem Verkehr mit den verantwortlichen Rätthen der Krone zu setzen.

Für Niemand war das von höherem Werth als für den Premierminister und für das von ihm vertretene, eben jetzt an einem losen Faden hängende System. Von Natur unparteiisch, der am wenigsten Radicale unter allen Gesinnungsgenossen, ein Epicuräer aus Geschmack und Urtheil, flößte Lord Melbourne im persönlichen Verkehr durchaus Vertrauen ein oder verstand es selbst seiner affectirten Blasirtheit zum Troz bei Jedermann leicht zu erwerben. Schon in den ersten Wochen bildete sich im täglichen Umgange zwischen ihm und der jugendlichen Fürstin ein Verhältniß heran, das man eher das des Vaters oder Vormundes zu einem unerfahrenen Mündel als des Ministers zu seiner Herrin hätte nennen können, und welches bei dem Phlegma und der Benommenie des ersteren auf keiner Seite ernstliches Mißtrauen zu erwecken im Stande war. Seinen versöhnlichen und friedfertigen Versicherungen wurde vielmehr in dem so hoch wichtigen Moment des Thronwechsels sowohl von den fremden Mächten, als von den gemäßigten Schichten politischer Gegner voller Glaube geschenkt. Jene erkannten, daß der britischen Regierung Alles daran liegen müsse, ungestört durch auswärtige Verwicklungen, die mannigfach abgeschnittene Bahn zu den inneren Reformen wieder zu finden; und diese, namentlich der greise Herzog von Wellington, fühlten sich durch den Fortgang Cumberland's, der sich niemals maßvollen Rathschlägen hatte fügen wollen, und nunmehr als Souverän eines fremden Staates an der Spitze einer extremen Partei im Lande eine überaus ungehörige Erscheinung gewesen wäre, wie von dem Druck eines Alps befreit. Die durch so viele Tollheiten der Ultras fast unheilbar gesteigerten Schwierigkeiten des Oberhauses, die üblen Aussichten der gesammten Aristokratie nicht allein ließen sich wieder besser an, sondern die namentlich Irlands wegen in ewiger Gährung erhaltenen Differenzen deuteten wie von selbst auf einen Vergleich hin, wenn, was jetzt eher möglich schien, die weniger hitzigen Elemente unter Tories und Whigs zu einer Annäherung die Hand böten.

Solche Tendenzen kamen denn auch schon vor dem Ablauf der Sitzungsperiode zum Vorschein. Noch erübrigte die Aufgabe die Finanzanschläge

für das laufende Jahr festzustellen, was einige Monate früher schon wegen der damals herrschenden nicht unbedeutenden Handelskrisis auf manche Hindernisse gestoßen sein würde, jetzt aber, nachdem zumal in den letzten Wochen das allgemeine Vertrauen sich wieder gehoben hatte, und die Vorräthe der Bank ergänzt worden waren, ohne besondere Schwierigkeit geschehen konnte. Die Leichtigkeit, mit welcher der Schatzkanzler Spring Rice denn auch sein Budget durchbrachte, ließ erkennen, welcher Umschwung zu Gunsten der Regierung mit dem Wechsel an höchster Stelle fast augenblicklich auch in den Lebensnerven des Verkehrs eingetreten war. Sodann ging aus weiteren Berathungen über die Vorlagen der seit 1833 wegen Vereinfachung und Milderung des Strafrechts arbeitenden Commission, anknüpfend an das, was einst von Romilly und Macintosh war erstrebt worden, zugleich aber auch als erfreuliche Illustration der neuen Aera ein Gesetz hervor, durch welches die Todesstrafe unter einunddreißig Fällen bei einundzwanzig abgeschafft wurde. Der Wunsch sie selbst beim Morde mit vorgefaßter Absicht aufzuheben, ein Ausdruck der unvermeidlichen Reaction gegen die bisherige Uebertreibung, blieb völlig vereinzelt. Endlich fand eine Bill, welche die überaus verclafulirte Testamentsvollstreckung erleichtern sollte, den Beifall beider Häuser, während eine andere zur Unterdrückung der Schuldhast wegen Mangels an Zeit nur noch das Unterhaus durchlaufen konnte.

Auf den 17. Juli nämlich war die Vertagung des Parlaments angesetzt und unerhört der Zubrang zu dem interimistischen und wenig geräumigen Sitzungssaale der Lords, denn wer nur konnte wollte Zeuge sein, wie die durch Alter und Geschlecht so überaus fesselnde Erscheinung der Fürstin sich bei diesem ersten öffentlichen Akt ausnehmen werde. Kopf an Kopf wogte das Volk auf der Durchfahrt vom Park nach Westminster. Noch niemals hatte ein solcher Damensflor sich jedes Winkels in den Räumen der Lords bemächtigt; die Herzogin von Kent und die Fürstin von Leiningen hockten neben dem Kanzler auf dem Wollfack, und Schulter an Schulter standen zu den Füßen des Throns, unter anderen vornehmen Fremden der Herzog von Meiningen, der Fürst von Leiningen und der Prinz von Hessen. Mit reizender Anmuth in ihrer stolzen Gewandung, durch welche die zierliche Gestalt eher gehoben als erdrückt wurde, und völlig unbefangen nahm Victoria über ihnen allen Platz und ließ, nachdem der Sprecher vor ihr auf den Knien kurz Bericht erstattet und der Liebe und Treue eines freien und loyalen Volks Ausdruck geliehet hatte, so klar und deutlich, daß alle Hörer bezaubert waren, ihre erste Thronrede. Sie handelte in einfachen Sätzen von der Trauer um den Vorgänger, von dem festen Willen die protestantische Religion so wie

die Freiheiten aller Klassen ihrer Unterthanen zu schirmen. Den Frieden, wie er jetzt herrsche, mit allen Mächten zu erhalten, werde ihre beständige Sorge sein. Nach einer gebührenden Anerkennung der jüngst erledigten parlamentarischen Arbeiten hieß es dann: „Ich besteige den Thron mit dem tiefen Gefühl der mir auferlegten Verantwortlichkeit; aber ich stütze mich auf das Bewußtsein meiner eigenen lauterer Absichten und auf den Schutz des Allmächtigen Gottes. Es soll meine Sorge sein unsere bürgerlichen und kirchlichen Institutionen zu kräftigen durch discrete Verbesserung, wo sie erforderlich ist, und Alles, so weit in meiner Gewalt, zu thun um Erbitterung und Zwietracht zu legen. Mit diesen Grundsätzen werde ich mich bei allen Gelegenheiten auf die Weisheit des Parlaments und die Liebe meines Volkes verlassen, welche die wahre Stütze für die Würde der Krone bilden und der Verfassung Bestand gewähren.“ Gleich nach dem Schlusse wurde auch die Auflösung des Parlaments verkündigt.

Brachten schon das graziöse Aeußere und der bloße Ton der Souveränin ein allgemeines Entzücken hervor, wie es in England, das auf diese Dinge stets hohe Stücke gehalten, lange nicht erlebt worden, so verfehlten auch die aus dem Munde der königlichen Jungfrau vernommenen klug berechneten Worte ihre Wirkung nicht. Peel, dem von Herzen an einer baldigen Ausgleichung der die Parteien gleich sehr erbitternden und neutralisirenden Fragen, an Wiederherstellung der so lange gestörten Harmonie gelegen war, erklärte sich freimüthig mit der Thronrede einverstanden. Er that dies ganz besonders Angesichts der durch die neuesten Posten bekannt gewordenen Handlungsweise des Königs von Hannover. Unmittelbar, nur wenige Augenblicke vor dem Eintreffen Victoria's in Westminster, war wegen des Staatsstreichs vom 5. Juli im Unterhause ein Antrag angekündigt worden, der, voll Entrüstung über das jüngste Regentenschaftsgesetz hinweg, die Forderung enthielt, daß kein fremder Fürst in den Staaten der Königin jemals irgend eine Jurisdiction, Autorität oder Nachfolgerecht beanspruchen, und daß letzteres, falls die Königin unbeerbt stürbe, auf den Prinzen Georg von Cambridge übertragen werden sollte. Männer wie Peel und Wellington konnten sich unmöglich die Gefahr verhehlen, der, wenn diese Aussicht sich verwirkliche, die britische Staatsordnung ausgesetzt sein würde. Sogar Peers wie Londonderry und Lyndhurst hatten sich auf gemäßigte Versicherungen des Herzogs von Cumberland verlassen zu dürfen geglaubt und hielten sich daher geradezu für betrogen, schon weil die verhängnißvolle Proclamation sich lediglich auf das göttliche Recht berief, kraft dessen doch vor mehr als hundert Jahren die englische Krone am Allerwenigsten dem Hause Hannover übertragen worden war. Wenn nun gar seine Gesinnungsgenossen den trotzigen Potentaten erbittert

zur Rebe stellten für den unklugen Stoß, den er der eigenen Partei versetzte, so war es den Gegnern am Wenigsten zu verdenken, daß sie auf der Stelle nach Auswegen suchten, um seiner auf immer überhoben zu sein. Mit richtigem Instinct erinnerte sich die Nation des Lieblingsgedankens des entschlafenen Monarchen; eine Vermählung der Königin mit ihrem Vetter von Cambridge wäre nach dem Vorgange Mary Stuart's und Wilhelm's III. im höchsten Grade populär gewesen, da wie damals die den Tories verschriebene Anna jetzt die reactionären Cumberland's zurückgebrängt worden wären. Zum Glück wurde indeß Nichts überstürzt. Für Parlamentsbeschlüsse waren die Nachrichten aus Hannover, wie sehr auch die Gemüther von ihnen ergriffen wurden, doch zu spät eingetroffen. Die Werbung um die Hand der Königin wurde zwar von vielen ausländischen Prinzen — man sprach von einem preussischen, von Württemberg und Holstein-Glücksburg — eifrig fortgesetzt; allein nach weisem Rath und eigenem Geschmac, vorzüglich aber auch um sich zunächst mit den Pflichten ihres erhabenen Amtes gründlich bekannt zu machen, durfte Victoria in frischer, lebensvoller Jugend sich die freie Wahl noch auf eine gute Weise vorbehalten. Sodann aber war es klugen Staatsmännern jeder Richtung durchaus willkommen, daß die Blicke des Publikums von einem doch nur im Hintergrunde der Geschichte schlummernden Dilemma auf die wieder in Fluß gerathende Staatsthätigkeit abgelenkt wurden.

Das Ministerium war in einer Periode ziemlich allgemeiner Stagnation vor dem Tode an völliger Erschöpfung gerettet worden. Wohl setzten die Radicalen, nachdem es deren Ergebenheit gründlich versichert hatte, hier und da ihre Erwartung sogar in die Tories, die sich stellten, als ob sie durch Anerkennung der bisherigen Reformen als vollendeter Thatsachen sich einfach und bequem in den Regierungssämtern niederlassen könnten, um den Schutz von Staat und Kirche in ihre Hand zu nehmen. Jedoch auch die Whigs, von dem alten, ihnen unbekehrbar mißtrauenden Hofe erköst, fühlten sich nicht minder frei den Fortschrittlern gegenüber, denen sie nur, um jenem Hemmnis zu begegnen, weit mehr hatten zusichern müssen, als sich mit ihren aristokratischen Connexionen vertrug. War auch die Jungfrau, als deren verantwortliche Rätthe sie jetzt schalten durften, weder Whig noch Tory, so war sie doch im Ganzen im Einklang mit den liberalen Meinungen herangewachsen, durch deren Vorwalten trotz allen Lähmungen der letzten Jahre die Reformpartei sich behauptet hatte. In seiner ganzen bisherigen Zusammensetzung verblieb das Ministerium; es gewann auch sofort an Haltung und Kraft, seitdem Lord Melbourne die junge Fürstin in alle geschäftliche Routine ihres Amtes einzuführen und täglich Stunden lang als Lehrmeister nicht nur den Inhalt der mannig-

faltigsten Documente zu erläutern hatte, die zur Unterschrift vorlagen, sondern die Königin bequem anleiten konnte, nach seinem Sinne zu regieren. Dieser ungeheure Vortheil gab sich vorzüglich bei den allgemeinen Wahlen kund, mit denen sofort nach der Auflösung begonnen wurde.

Wo nur immer möglich wurde von ministerieller Seite die Gewogenheit der Königin ausgebeutet, wie lächerlich es auch klang, wenn sich gereifte Staatsmänner auf die Neigungen und das Urtheil eines achtzehnjährigen Mädchens beriefen. Ein Brief Lord John Russell's an den Vicelkönig von Irland, worin diesem auf Befehl Ihrer Majestät die volle Anerkennung für seine bisherige Haltung und die wärmsten Wünsche für weitere Erfolge auf der Bahn völliger politischer Gleichberechtigung ausgesprochen wurden, erregte in dieser Beziehung besondere Aufmerksamkeit. Allein auch die Tories gaben in ihren Organen und von den Hustings den Gegnern ihre zuversichtlichen Behauptungen zurück, indem sie spöttisch und nicht ohne Grund versicherten, die Königin habe willenlos das Cabinet ihres Oheims übernommen, wie sie es vorgesunden. Daß indeß die Mehrzahl der Wähler, von einer aufrichtigen und wachsenden Anhänglichkeit für die anziehende Persönlichkeit der Souveränin ergriffen, sich eher der ersteren Ansicht zuneigten, ließ sich schwer verkennen; und wenn noch etwas zur Verstärkung des Feldgeschreies gefehlt hätte, so ließ der Abscheu vor den Thaten Cumberland's die Handhabe. Trotzdem zeigte das Ergebnis, wie es bis Anfang August zu Stande kam, einige nennenswerthe Wandlungen, die zwar in der relativen Parteilstellung keine sonderliche Aenderung bedeuteten, aber dem Ministerium doch eben so wenig einen erfreulichen Blick in die Zukunft eröffneten. Im Allgemeinen ließ sich sagen, daß die Extreme von rechts und links, weil sie unfruchtbar geblieben, verworfen, und daß die Chancen zu einer Verbindung der maßvolleren Elemente günstiger wurden. Vielen war es ganz einerlei, ob Melbourne oder Peel an der Spitze stünde. Aber während das den radicalen Stürmern geschenkte Vertrauen sichtlich nachließ, gewannen doch die conservativen Reihen eben so sehr. Roebuck, Ewart und Oberst Thompson hatten ihre Sitze eingebüßt, der alte Burdett, nunmehr völlig Convertit des Torythums, mußte in Wiltshire ein Unterkommen suchen; Joseph Hume sogar, in Middlesex geschlagen, empfing von O'Connell's Gnaden die Vertretung der Stadt Kildare, und die City brachte ihren Grote nur noch mit sechs Stimmen Majorität gegen einen Tory-Candidaten durch. In den englischen Grasschaften dagegen, wo die Unzufriedenheit mit dem neuen Armengesetz noch immer anhielt, gingen dem Ministerium nicht weniger als dreiundzwanzig Sitze verloren, die indeß durch einigen Zuwachs in Schottland und namentlich in Irland, wenn dies überhaupt noch einen Zuwachs bebedeute, wieder

aufgewogen wurden. Man zählte 136 neue Mitglieder für England, 12 für Schottland und 23 für Irland, das allerdings einige protestantische und ruhige Leute mehr gewählt hatte. Auch schmeichelte man sich, daß Grundbesitz und Talent wieder besser berücksichtigt worden, obgleich es den Radicalen an letzterem keineswegs, wohl aber bei der starken individuellen Sucht ihrer hervorragenden Größen an jeder durchgreifenden Parteidisziplin gefehlt hatte. Ohne eigentlich numerisch zu gewinnen, hatte die ministerielle Seite durch das für sie so bedeutsame Experiment doch an Qualität eingebüßt.

Nach den im Ganzen wenig tumultuarisch und höchstens nur in Irland mit der alten Agitationslust meist unter dem Rufe: die Königin und Gerechtigkeit für Irland! betriebenen Wahlen blieb Zeit genug zu Calculationen über das Resultat. Durch Meetings und Zweckessen suchten die Tories in verschiedenen Gegenden sich den Schein beizulegen, als ob sie sich nur zu einem siegreichen Angriff zu erheben brauchten; mit Hilfe einer öffentlichen Subscription gedachten sie eine Anzahl der irischen Wahlen als nichtig zu bestreiten. Mehr als je aber jammerten ihre heftigsten Partisanen über die Apathie Peel's und Wellington's, die ohne brennende Sehnsucht nach den Lasten der Regierung auch gar Nichts zur Versöhnung innerhalb der Partei thaten. Und doch rettete die Spaltung unter den Conservativen, so dachte jetzt selbst Lord Londonderry, ihre verächtlichen Gegner. Wie hätten da die Whigs, die sich schon früher nicht entblödeten rechts und links betteln zu gehen, jetzt, wo sie einige der zweifelhaftesten Plänkler der rücksichtslosen Reformtaktik losgeworden, nicht um so vertrauensvoller auf Peel, den Mann der gemäßigten Mitte, blicken sollen, durch dessen Duldung allein sie sich des Schimmers politischer Macht erfreuten. Ein Pamphlet, das halb nach dem Abschluß der Wahlen erschien und trotz späterer Ablehnung nur aus einem Regierungsamte geflossen sein konnte, zielte denn auch wesentlich auf eine Combination sämmtlicher Liberalen, wie sie sich auch heißen mochten. Durch die Versicherung, an keiner der brennenden Fragen rühren zu wollen, suchte sich das Ministerium bei den verschiedensten Schattirungen einzuschmeicheln und einen Einfluß beizulegen, den es gar nicht besaß. „Alle Parteien,“ hieß es dort, „die für das Ballot, für Erweiterung des Stimmrechts, für Abschaffung der Kirchensteuer, für eine groß angelegte Volkserziehung, für Appropriation des Kirchenguts und Municipalreform in Irland und endlich für eine demokratischere Verfassung in Canada, als gegenwärtig dort besteht, thätig sind, sollten eine wie die andere die neue Session mit der Ueberzeugung antreten, daß alle und jede dieser Aufgaben einer einzigen nachstehen, nämlich Lord Melbourne's Cabinet als den großen Förderer zukünftigen

Fortschritts von jeder Art gegenwärtiger Hemmnisse frei zu erhalten.“ Plumper, schamloser konnte das Ziel der Wünsche kaum ausgesprochen werden, und schwerlich wäre man so dreist gewesen, wenn wieder nicht der unvergleichliche Rückhalt bei Hofe, der so leicht gewonnen worden, dazu ermunthigt hätte.

Während des Sommers durfte die jugendliche Königin anscheinend mehr in Ruhe von ihrer erhabenen Stellung aus die eigene Lage überblicken und sich selber darin einleben. Der Jahreszeit entsprechend war sie nun weniger der Augenstolz der Hauptstadt, deren entzückte Massen sie bei jeder Ausfahrt, bei jedem Ritt zu Pferde, den sie so sehr liebte, umdrängt hatten. Sie residirte nun in Windsor, von der Burg ihrer Ahnen aus die köstlichen Reize des Landes genießend, aber wie dem Kreise ihrer Gespielen auch den Einwirkungen eines großen Theils der vornehmen Gesellschaft und selbst ihrer Mutter immer mehr entrückt. In diesen politisch stillen Monaten vorzüglich durfte sich Lord Melbourne als Mentor seines königlichen Mündels einnisten. Und er, der alte Cyniker, fand nicht nur aufrichtiges Gefallen an der Aufgabe, das reine, wahrheitsliebende Geschöpf zu diesem hohen Verufe anzuleiten; bei aller seiner Sorglosigkeit verstand er eine solche Gelegenheit auch auszubenten und wurde dabei von seinem noch glänzenderen Kollegen Palmerston nach Kräften unterstützt. Während sie und ihre Freunde oft Wochen lang in Windsor verweilten, beklagten sich die Tories laut und unwillig, daß sie so wenig zu Hofe gebeten würden. Die geistreichen Whigs hatten nun einmal den steifen, stolzen Herren der anderen Seite einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen. Auch der König der Belgier, der Oheim, von jeher den Whigs befreundet, hielt sich wieder nicht von ungefähr in England auf. Sein Gesandte, M. van de Wever, hatte leichteren Zutritt als irgend ein anderes Mitglied des diplomatischen Corps und galt damals schon als *Ministre de famille*. Daß König Leopold die früher unter Schwierigkeiten betriebenen Geschäfte nun viel leichter abwickeln konnte, daß zwischen ihm und den Ministern auch von einem zukünftigen Prinzen-Gemahl, von den allgemeinen Grundlinien der Staatslenkung die Rede war, wer möchte es bezweifeln. Der Königin Wunsch, für's Erste unvermählt zu bleiben, konnte denen, die das gegenwärtige System behaupten wollten, nur willkommen sein. In diese Tage fiel auch, worauf so Manches ankam und was im Interesse der Familiencoterie zugleich geschickt und unvorsichtig ausgebeutet wurde, die Organisation des königlichen Hofstaats. Die Herren durften bleiben, wie sie schon Wilhelm IV. octrohirt worden waren, aber ein reicher Damenflor aus den ersten Whighhäusern, mit der Herzogin von Sutherland und der Marquise von Lansdowne an der Spitze,

umgab wie ein Mauerkranz Victoria. Nicht als ob diese selbst nicht bei der Auswahl dem eigenen Geschmack hätte folgen dürfen; sondern der Uebelstand lag darin, daß augenscheinlich bei der Rundschau nach dem weiblichen Personal die Torygesellschaft kaum vorgelassen wurde, und ferner, daß Melbourne gelegentlichen Mißgriffen im Interesse seiner unerfahrenen Herrin nicht nur nicht vorbeugte, sondern höchst unzart bei dem überaus argwöhnischen und reizbaren Publikum zu sehr nachtheiligen Gerüchten Veranlassung gab. Ein falscher Verdacht gegen den Ruf der Lady Flora Hastings, den man aufkommen ließ, hatte bald hernach unter den Garbe-Officieren und vornehmen Tagebieben geradezu skandalsüchtige Verleumdungen zur Folge. Das wäre niemals möglich gewesen, wenn die Minister ihren Vortheil nicht leichtfertig mißbraucht und überhaupt den Grundsatz der Parteisonderung nicht in das Voudoir einer Souveränin übertragen hätten, wohin er gar nicht gehörte, und wo er ihnen statt zu nützen, gar leicht den größten Schaden stiften konnte.

Früher als gewöhnlich brach dieses Mal die Zeit der Arbeit und der politischen Debatte an. Sie wurde eingeleitet durch ein Fest, das an vielen Merkzeichen die Welt erkennen ließ, wie stark monarchisch trotz allen Fortschritten und Umwandlungen der Selbstverwaltung in diesem Lande die Volkstimmung geblieben war. Als Victoria am 9. November nach der Guildhalle bei dem Lord-Mayor zu Gaste fuhr, war für ganz London ein Feiertag, der ohne den geringsten Mißton und unter den lautesten Ausbrüchen eines loyalen Enthusiasmus verlief. Ganz anders als vor acht Jahren, wo ein ähnlicher Aufzug aus Angst vor feindseligen Auftritten abbestellt werden mußte, jauchzte jetzt das Volk selbst dem Herzoge von Wellington und dem Erzbischof von Canterbury zu. Alle Arten städtischer Reform verhinderten nicht, daß die Citybehörden in unverändert mittelalterlicher Cavalcade bei Templebar harrten und der Lord-Mayor, das Schwert in der Hand, knieend seiner Herrin die Schlüssel überreichte. Und sie selber dann, nicht ein alternder Herr auf gichtischen Beinen, sondern das junge Weib mit dem von frischer, blühender Gesundheit strahlenden Antlitz, im schönsten Schmucke angethan, welsch einziges Bild an der Spitze der Tafel, die für einen Tag die düsteren Räume des Stadthauses in einen Feenpalast verwandelte. Hatte etwa ein Zauber den Traum zur Wirklichkeit gemacht? Durfte man in Wahrheit hoffen, daß, wie ehemals vor der königlichen Elisabeth, die finsternen Geister des Glaubenskampfes sich verkriechen mußten, in diesen allerneuesten Tagen mit Victoria nun auch die Aengste und Sorgen einer gewaltigen, Staat und Gesellschaft durchbringenden Persektion überstanden sein würden?

Nur wenige Tage noch, und die Königin trat, nachdem die Mitglieder eingeschworen, abermals vor die dicht versammelten Stände ihres Reichs. Die Thronrede vom 20. November lautete in manchen Punkten doch schon viel bestimmter, als die allgemeinen Worte, mit denen das aufgelöste Parlament war entlassen worden. Trotz der Freundschaft mit den fremden Mächten wurde die Fortdauer des Bürgerkriegs in Spanien beklagt und noch einmal auf die Quadrupel-Allianz vertröstet. Der Zustand von Nieber-Canada erforderte ernstliche Fürsorge. Als nächste, vorzügliche Aufgabe aber bot sich eine neue Civil-Liste, die, nachdem einmal von der Krone auf ihre erblichen Revenuen verzichtet worden, doch auch nur nach den strengsten ökonomischen Grundfätzen geordnet werden konnte, welche in allen Zweigen der öffentlichen Ausgaben herrschen sollten. Die Aufnahme der zahlreichen Reform-Arbeiten wurde nur im Allgemeinen anempfohlen mit einziger Ausnahme der für Irland noch immer nicht durchgebrachten Armengesetze, Stadtrechte und Zehntablösung. Zum Schluß endlich versicherte die Fürstin von Neuem dem ersten unter ihrer Herrschaft gewählten Parlament, daß sie bei ihrer Jugend nächst Gott ihr volles Vertrauen in die herzliche Mitwirkung und Liebe ihres ganzen Volks setze.

Die Adresse der Lords wurde fast ohne Discussion angenommen, da sie in ungewöhnlicher Weise von einem königlichen Prinzen, dem alten Herzoge von Suffex, beantragt wurde, und Wellington, dem er für seine Geneigtheit zur Hebung der Differenzen wegen Irlands mitzuwirken, so wie für seine Billigung der neuen Armengesetze dankte, warm, aber farblos erwiderte. Es ließ sich herausfühlen, daß die Ruhe unter den Tories theils aus besonnener Resignation entsprang, theils aus der berechtigten Zuversicht, daß, wenn die lebhafteste Zuneigung der Nation zur Krone keine trügerische war, nothwendig auch der conservative Geist erstarken und alsdann ihre Zeit da sein werde. Viel leidenschaftlicher gebehrteten sich die Radicalen gleich wegen der Adresse der Gemeinen, da das ministerielle Programm, abichtlich unbestimmt gehalten, wie einst das Sir Robert Peel's, sich stelle, als ob man mit ihnen gar nicht mehr zu rechnen habe. Um sich nun im Gegentheil recht bemerklich zu machen, beantragte Walsley, Abgeordneter für Finsbury, als Amendement drei Resolutionen zu Gunsten weiterer Ausdehnung des Stimmrechts, des Ballot und der Befreiung siebenjähriger Parlamente. Nach einander fielen seine Freunde, jeder mit einem Lieblingssthema ein: Molesworth erklärte die Reformbill als völlig gescheitert, da sie der Wahlcorruption nur neue Nahrung gegeben; Hume fragte im Hinblick auf weitere Ersparnisse, ob sie ausgeführt werden sollte oder nicht; und Grote, der Ehrenwertheste, fand, daß

sie augenscheinlich immer mehr Peel in die Hände arbeite, ein Ergebnis, dem er sich willig unterwerfen würde, falls das Volk unbehindert, und zwar durch das von ihm angepriesene Universalmittel der geheimen Abstimmung, entschleden hätte. Nachdem Lord John Russell die Thronrede gerade wegen ihrer Vorsicht belobt und, wie sehr auch die Fortbauer der Bestechungen zu bebauern, die Forderung weiterer Parlamentsreform als Repeal der Acte vom Jahre 1832 mit einem entschiedenen Nein zurückgewiesen hatte, nachdem Sir Robert sich sehr befriedigt geäußert, daß jene denn doch nicht, wie sie geprahlt, das Ministerium nach Gutdünken drücken und kneten könnten, unterlag Walley in wahrhaft klüglicher Weise mit 20 gegen 509. Sofort aber griffen Andere die im Ton schroffe Absage Russell's auf und verhießen ihm, von dem Geschmetter ihrer Presseorgane unterstützt, dasselbe Loos, das Wellington zu seinem Verderben vor acht Jahren so trotzig herausgefordert hatte. Wegen der Beschuldigung, daß er seinen Principien und seiner Partei untreu geworden, in Harnisch gebracht, erhob sich endlich der Minister zu einer tapferen Antwort, die ihm von Freund und Feind, von rechts und links lauten Beifall erwarb und die Adresse unversümmelt rasch an ihr Ziel befördern half.

Bei den Verathungen über die Civilliste, zu denen am 23. der Finanzminister seine Vorlagen machte, erschienen jedoch die Parteien bald wieder in einer anderen Gliederung. Spring Rice selber warf am 8. December die Frage auf, ob die von der Krone ertheilten Pensionen in der Weise wie bisher unter Wilhelm IV. fortgeführt werden könnten, und befriedigte die Radicalen, die sich lange schon mit diesem populären Gegenstande zu schaffen machten, höchlich durch den Vorschlag, statt der 75,000 Pfd. Sterl., wie sie dem Vorgänger aus den consolidirten Fonds angewiesen worden, der Königin nur 1200 Pfd. Sterl. jährlich als feste Summe für neue Gnadenbewilligungen auszusetzen. Das brachte nun aber die Conservativen auf die Beine, die wie Lord Stanley die Regierung einer feigen Inconsequenz gegen ihre eigene Gesetzgebung vom Jahre 1831, wie Peel einer schreienden Ungerechtigkeit gegen die von früher her übernommenen Pensionäre ziehen. Ueber einen Gegenantrag des letzteren kam es zur Probe, und das Haus gab seine Entscheidung für den Schatzkanzler mit 295 gegen 233, also mit 62 Stimmen Majorität, die, wenn sie einen der irischen Gegenstände betroffen hätten, in der That von hoher Bedeutung für die Regierung gewesen wären. Erst als der Ausschuß seinen Bericht vorlegte, bei der dritten Lesung am 19. December, während man eine Erhöhung des Einkommens der Herzogin von Kent von 22,000 auf 30,000 Pfd. Sterl. unangefochten passiren ließ, suchte Hume die Civilliste selber noch um 50,000 zu beschneiden, und Grote einen beson-

deren Pensionsfonds, als in keiner Weise, wie so häufig behauptet wurde, der Förderung von Kunst und Wissenschaft zuträglich, ganz zu beseitigen. Trotz allen Einwendungen von radicaler oder Tory-Seite indeß hatte der ministerielle Plan vollständigen Erfolg. Victoria erhielt 385,000 Pfd. Sterl. des Jahres, gegen die 510,000 Wilhelm's anscheinend viel weniger, aber der Staat hatte dafür gar Manches auf sich genommen, was bisher noch von der Krone bestritten werden mußte, wie denn auch die Normirung der Pensionsliste durchaus mit dem System in Einklang war, das nach Beseitigung fast aller eigenen Revenuen die Krone einfach dotirte, sie aber von jeder Besoldung von Staatsbeamten befreite.

Im Oberhause, wo es außerdem nur einige erregte Conversationen über die Lage Irlands oder über Nationalerziehung gab, erregte bei dieser Frage ein Zwischenfall einiges Aufsehen. Seit zwei Jahren hatte Lord Brougham merkwürdig wenig von sich reden gemacht, und es schien auch jetzt, als ob er sich immer mehr absentiren wolle, wie etwa die Hochtories, die es in vornehmer Resignation gar nicht der Mühe werth hielten, zu einer Frühession ihre Landsitze im Norden und Westen zu verlassen. Daß König Wilhelm's Abneigung gegen Brougham nicht der einzige Grund seines Ausschlusses vom Cabinet von 1835 gewesen, konnte jetzt doch keiner Seele mehr zweifelhaft sein. Unerwartet, aber geschickt, ergriff er, nachdem er sie bis dahin bald gestreichelt, bald leicht geächtigt hatte, nunmehr die erste Gelegenheit, um die ehemaligen Kollegen fühlen zu lassen, wie sehr er ihnen große, weil sie seine großen Talente verschmäht und seinen Eigensinn gefürchtet hatten. In geistreichen Worten, voll Wit und Spott, die es an tönenden Declamationen über das nationale Glück, eine so viel versprechende Königin zu haben, aber auch an Ausfällen gegen das Haus der Gemeinen nicht fehlen ließen, warf er sich beinah zum Wächter des öffentlichen Säckels auf und wünschte, wonach auch schon einzelne Radicale sich erkundigt hatten, Auskunft über die Erträge der Herzogthümer Lancaster und Cornwall, von denen als eigenthümliche Anomalie jene der Krone und diese, falls einer vorhanden, dem Prinzen von Wales verblieben waren. Ueber die Verwaltung, deren Kosten beinah Alles verschlangen, schwebte tiefes Dunkel; um so größer die Tactlosigkeit Brougham's, es zerreißen zu wollen, als Tories und Whigs einverstanden waren, jene Revenuen nicht nur wie bisher der Krone zu reserviren, sondern aus ihrem tiefen Verfall wieder vortheilhaft zu machen. Lord Brougham führte daher nur leere Hiebe in die Luft. Am 23. December erschien in vollem Staat die Königin, um, ohne ein Wort zu sprechen, aber dem Verkommen gemäß durch gnädige Verbeugung die Annahme der Civilliste zu bestätigen und gleichzeitig die Sitzungen, in denen noch kein anderes

Gesetz zum Abschluß gekommen war, zu vertagen. Schon aber mußte der Termin, der ursprünglich auf Anfang Februar 1838 festgestanden, kürzer gefaßt werden, weil, ehe man nur zum Feste auseinanderging, Nachrichten über den Ausbruch sehr ernstlicher Unruhen in Canada eingetroffen waren, nicht gerade überraschend für Viele, aber doch schleunige Vorkehrung von Seiten der Staatsgewalt erheischend.

Damit hatten die sonnigen Tage, die Flitterwochen, welche der Thronwechsel der Regierung gebracht, ein Ende, fortan lernte auch die Königin widrige Witterung und Sturm kennen.

R. Pauli.

Preußen und Schwaben.

Ein Gespräch von David Friedrich Strauß.

Er. Hast du das neueste Heft der Deutschen Vierteljahrschrift schon gesehen? *)

Ich. Nein. Steht etwas Interessantes darin?

Er. Für dich auf jeden Fall; denn es betrifft dich selbst.

Ich. Wirklich?

Er. Dein Name prangt schon in der Ueberschrift: Strauß und der Gothaismus, heißt der Artikel.

Ich. Viel Ehre.

Er. Der Verfasser nennt dich den ersten Gothaer, nicht nur deines engeren Vaterlands, sondern von ganz Deutschland.

Ich. Wär' ich's heute noch, möchte er mich nächstens den letzten Gothaer nennen.

Er. Und das ist nicht der einzige hohe Titel, den er dir giebt. Du bist ihm außerdem das Musterbild eines deutschen Gelehrten, der Heros der geistigen Klarheit, der gründlichste Kritiker in Europa . . .

Ich. Hör' auf, ich bitte dich. Diese Art zu loben ist mir wohlbekannt. Man hebt in die Höhe, was man um so kräftiger an den Boden werfen will.

Er. Du vermuthest nicht unrecht. Denn der erste europäische Kri-

) Deutsche Vierteljahrschrift, 1866. Viertes Heft, zweite Abtheilung. Darin der Aufsatz: Strauß und der Gothaismus (). S. 205—236.

tiker ist dem Verfasser zugleich der ärgste Supranaturalist; das Musterbild eines deutschen Gelehrten das Muster eines Pedanten; und der Heros der geistigen Klarheit bleibt bei der pietistischen Halbheit stehen.

Jch. Davon wäre besonders das Letztere seltsam genug; doch da er den Gothaismus neben mich in den Titel setzt, was versteht er denn darunter? Der Schuh ist nachgerade etwas ausgetreten.

Er. Wenn man von Gotthaerthum rede, sagt er, meine man gewöhnlich eine pedantische, vom Leben und seinen Verhältnissen absehende Professorenweisheit.

Jch. Das ist ein Urtheil über den Gothaismus, keine Definition; was der Inhalt dieser angeblichen Professorenweisheit sein soll, erfahren wir damit nicht.

Er. Das tabelt der Verfasser selbst.

Jch. Gut; und welche bessere Definition setzt er an die Stelle?

Er. Ich habe keine finden können. Uebrigens stellt er Gothaer und „Nationalvereiner“ als die theoretische und die praktische Fraction derselben Richtung hin, und weiterhin diese Richtung mit der großdeutschen in Gegensatz.

Jch. Das gäbe also diejenige Doctrin, welche als das Ziel der deutschen Politik die Vereinigung der außerösterreichischen Staaten Deutschlands zu einem Bundesstaat unter preussischer Führung hinstellt. In dieser Beziehung sagte ich vorhin, man werde bald vom letzten statt vom ersten Gothaer zu sprechen haben.

Er. Wie so?

Jch. Weil die Dinge bereits über den Bundesstaat hinaus auf dem halben Wege zum Einheitsstaat begriffen sind. Doch gleichviel; gegen meinen Gothaismus in jenem Sinne was bringt der Verfasser des Artikels vor?

Er. Gegen jenen unmittelbar nichts, überhaupt will er kein politisches Examen mit dir anstellen; nach dieser Seite seist du bereits in der Allgemeinen Zeitung von einem tüchtigen Gegner unter das Messer genommen worden, und der Verfasser (der am Ende jener tüchtige Gegner selbst sein könnte) gesteht, daß er diese Operation nicht hätte durchmachen mögen.

Jch. Wär' es eine körperliche gewesen, ich auch nicht; doch nicht, weil das Messer so scharf, sondern weil es so stumpf, der Operateur aber ein gewöhnlicher Barbiergeselle war.

Er. Nun also unser Verfasser will nicht unmittelbar den Politiker, sondern den Gelehrten, den Theologen und Kritiker in dir vornehmen, und da macht er sich anheischig, zu zeigen, wie deine Politik mit deinen

wissenschaftlichen Grundsätzen und kritischen Bestrebungen im grellsten Widerspruch siehe.

Ich. Das wäre!

Er. Schon der Stimmung nach fallest du als Politiker ganz aus deiner sonstigen Rolle. Du, der Mann der absoluten Objectivität, der kühle, abgemessene Gelehrte, sollst, wie der Verfasser von Bekannten von dir gehört haben will, im politischen Disput, wenn einer deinen preussischen Meinungen hartnäckig Widerpart hält, mit Händen und Füßen um dich schlagen.

Ich. Da bleibe mir also nur zehn Schritt vom Leibe.

Er. Hat gute Wege. Aber so sei es, fährt der Artitel fort. Diese Helben des Gedankens seien im praktischen Leben meistens die ärgsten Philister; sie theilen nicht die kräftigen Instincte des Volks, wollen nicht „in Lieb' und Haß die Flügel regen“ . . .

Ich. Nun, wer mit Händen und Füßen um sich schlägt, der hätte, sollt' ich meinen, des kräftigen Volksinstincts genug, und regte wenigstens im Haß gehörig die Flügel.

Er. Freilich. Doch höre weiter. Sondern, sagt der Verfasser, ihr wolle, daß sich Alles recht glatt und sauber, nach einem vorgezeichneten Riß, verlaufen solle.

Ich. Ein sauberer, glatter Verlauf, dächte ich, wäre der Weg durch das Risiko des Krieges, über so viele blutige Schlachtfelder, eben nicht.

Er. Du warst ja auch lange genug gegen den Krieg.

Ich. Wie alle Welt, die nicht so genau wie die preussische Regierung in das Machtverhältniß der kriegführenden Staaten eingeweiht war. Nur weil ich am Erfolg zweifelte, den ich auch durch die innere Politik Preußens gefährdet glaubte, sprach ich Anfangs gegen den Krieg; mit seinem Zwecke, Oesterreich für Deutschland unschädlich zu machen, war ich zum Voraus einverstanden.

Er. Was der Verfasser eigentlich sagen will, ist, daß ihr Gedankenmänner, um nicht von der erregten Volkskraft in euren Circeln gestört zu werden, des Schutzes der äußeren Gewalt zu bedürfen meinet; so komme es, daß du, der Vertreter der abstracten geistigen Freiheit, in der Politik ein Anhänger der stricten Auctorität und des militärischen Commandos geworden seist.

Ich. Wo sie hingehören, bin ich's allerdings.

Er. Indes das sind nur Plänkteleien; der Verfasser des Artikels geht tiefer. Er unternimmt es, dich, wie jener Schwabe den Türken, ganz zu spalten, vom Helm bis auf den Sattelnopf.

Ich. Immer zu!

Er. In der Wissenschaft, sagt er, in der theologischen und philosophischen Kritik, seist du voraussetzungslos, Anhänger der Immanenz, lösest alles Positive auf: in der Politik umgekehrt haltest du starr am Positiven fest, seist Dogmatiker, Supranaturalist wie nur einer. Er wirft dir höhniſch wie eine grobe Inconsequenz vor, daß du zu der politischen Ansicht, die du verſechteſt, nicht auf voraussetzungslosem Wege gekommen seist. Und dieser Widerspruch, diese Unfähigkeit, die in der Wissenschaft befolgten Grundsätze im Leben festzuhalten, rühre eben daher, daß du Gotthaer, d. h. einseitiger, unpraktischer Stubengelehrter seist.

Ich. Also wer dem Kaiser giebt, was des Kaisers, Gott was Gottes ist, der wäre Hierarch?

Er. Wie meinst du das?

Ich. Wer der Wissenschaft giebt, was ihr, und dem Leben, was ihm gebührt, der wäre ein gelehrter Bedant? Ich dächte umgekehrt: wenn ich die Voraussetzungslosigkeit, die ich auf dem Gebiete der theologischen Kritik proclamirt habe, auf den Boden der Politik übertragen, wenn ich hier nicht vom Gegebenen ausgehen, in der Durchführung dessen, was ich für erprießlich halte, oder in der Beurtheilung dessen, was Andere thun, nicht die thatsächlichen Umstände und Möglichkeiten in Rechnung nehmen wollte, gerade dann zeigte ich mich als den einseitigen Stubengelehrten, wozu der Verfasser mich stempeln möchte.

Er. Aber, nimm's nicht übel, lieber Alter, hat er denn so Unrecht, wenn er sagt, daß die Studirstube dein König- und Himmelreich, wenn er an der Hand biographischer Notizen nachweist, wie du, bei aller poetisch-speculativen Anlage, die er dir nicht abspriecht, doch von jeher ein Mann des Gedankens und dem wirklichen Leben abgewendet gewesen seist?

Ich. Mag sein. Spinoza war ein noch abgeschlossenerer Studirstubenmensch als ich, und hat doch einen politischen Tractat geschrieben, der auch von Praktikern nicht zu verachten ist.

Er. Gut, daß uns Niemand zuhört; sonst würde es heißen, du traigest kein Bedenken, dich Spinoza an die Seite zu setzen: wie es vor Jahren einmal hieß, du liebest es, dich mit Lessing zu vergleichen.

Ich. Das brachte, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, ein nachmaliger Hofprediger auf, als ich irgendwo geschrieben hatte, das Verfahren gewisser Gegner gegen mich erinnere mich an Lessing und die seinigen. Was ich aber andeuten wollte durch meine Heranziehung Spinoza's, ist nur dies, daß einer, der aus seiner Studirstube nicht herauskommt, darum doch möglicherweise richtigere politische Ansichten haben kann als ein anderer, der sich auf allen Turn- und Schützenfesten, in allen Volks- und Klubversammlungen herumtreibt.

Er. Doch ist der Austausch der Ansichten, die Kenntnißnahme von den herrschenden Stimmungen für den Politiker sehr viel werth, wie sie nur bei solchen Gelegenheiten möglich ist.

Jch. Ich will diese Gelegenheiten nicht gering schätzen, obwohl sie in unseren Tagen durch die Zeitungsberichte eher als in früheren Zeiten sich ersetzen lassen, und obwohl ich die praktische Uebung im Staats- oder Gemeinbedienst höher anschlage. Ja, wem nicht von Hause aus politischer Sinn und Tact innewohnt, dem benebelt das Geschrei und die Leidenschaft solcher Versammlungen leicht den Kopf, oder nimmt ihm doch den Muth, seine bessere Meinung gegen eine übermächtige Stimmung der Massen geltend zu machen.

Er. Der Politiker vom Fache . . .

Jch. Für einen solchen hab' ich mich niemals ausgegeben. Dazu fehlen mir die Studien, wie die praktische Betheiligung an Staatsgeschäften; denn daß ich 1848 ein Vierteljahr in der württembergischen Ständekammer geseßen, will ich nicht rechnen. Ich habe mich daher in der Politik immer nur als Laien betrachtet, und mich nie öffentlich darüber ausgesprochen, als im Drange solcher Krisen, wo man auch dem Laien gestattet, seines Herzens Meinung laut werden zu lassen. Und da traue ich mir in der That einigen politischen Instinct zu, und glaube, einen gesunderen Sinn für das was Noth thut, wo die Dinge hinauswollen, bewiesen zu haben, als ich an gar manchen von jenen Männern des Versammlungs- und Zeitungslärms habe bemerken können. Diesem gesunden Sinne — wir sind ja unter uns — glaube ich es zu verdanken, daß ich schon im Jahre 1848 für die preußische Spitze war, und mich daran so wenig im vorigen Jahr durch die Obertribunalsbeschlüsse, als früher durch die Romantik Friedrich Wilhelm's IV. habe irre machen lassen.

Er. Nein, mein Freund, wo du deine Vorliebe für Preußen her hast, das weiß der Verfasser des Artikels besser.

Jch. Nämlich?

Er. Du bist für Preußen eingenommen, weil du für Berlin eingenommen bist, und für Berlin bist du eingenommen, weil du einmal für Hegel und Schleiermacher eingenommen warst.

Jch. Nun, das gesteh' ich!

Er. Höre nur. Jeder von uns, sagt der Verfasser, hat seine heiligen Orte, bei denen seine Phantasie mit besonderer Pietät und Sentimentalität verweilt, und diese Sentimentalität bleibt, wenn auch der unmittelbare Respect vor den historischen Erinnerungen, die sich an diese Orte knüpfen, längst geschwunden ist. Zu Jerusalem, Athen, Rom ist im

neunzehnten Jahrhundert für Gelehrte Berlin gekommen. Der Sand, auf welchem Hegel und Schleiermacher lehrten, ist nicht minder geweiht, als die Platanengänge Athens, oder die Delgärten Jerusalems. Nun hat zwar Strauß, fährt der Artikel fort, nicht bloß das Schleiermacher'sche, sondern in der That auch das Hegel'sche System aufgelöst. Damit aber ist ihm der Respect vor der Geschichte der philosophischen Theologie und ihren heiligen Stätten nicht geschwunden, und die vornehmste dieser Stätten, nämlich eben Berlin, verschlingt bei ihm mit ihrer Heiligkeit alles Profane so sehr, daß sie ihm zum Mittelpunkt aller Dinge wird, gegen welchen das Uebrige nur eine vorübergehende und untergeordnete Bedeutung hat.

Jch. Nun, und was sagst du zu dieser Deduction meiner schwarz-weißen Politik?

Er. Es fiel mir dabei eine Stelle desselben Auffazes ein, wo der Verfasser von einer anderen Erscheinung sagt: „Man hat sich in der letzten Zeit viele Mühe gegeben, dieselbe zu erklären, und hat dabei das confuseste Zeug zu Tage gebracht.“ Allein der Mann will nun einmal durchaus nicht glauben, daß es mit deinem Preußenthum natürlich zugegangen sei.

Jch. Und warum denn nicht?

Er. „Ich gehe davon aus,“ sagt er, „daß in Deutschland und in der ganzen Welt kein Mensch lebt, der das preußische Wesen, den preußischen Staat nach der Seite der Intelligenz und Wissenschaft einer so vernichtenden Kritik unterworfen hätte, wie dies Strauß von Anfang seiner literarischen Thätigkeit an zu thun niemals aufgehört hat. Was wir in dieser Beziehung von anderer Seite haben, von Mirabeau und Mauvillon bis auf Barnhagen von Ense, ist oberflächlich und ephemere in Vergleichung mit den gründlichen Strauß'schen Leistungen.“

Jch. Halt' ein! mir wird angst und bang bei dem seltsamen Lobe, das ich gar nicht auf mich zu beziehen weiß. Wo sollt' ich denn eine solche Kritik des preußischen Wesens gegeben haben? Doch nicht in der kleinen Flugschrift über den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren? Mit einem leichtbeschwingten Pfeil erobert man doch Troja nicht.

Er. Nein, diese Flugschrift stellt der Verfasser ganz an ihren rechten Ort, indem er sie als historisch eingekleidete politische Satire, wie etwa die *lettres Persannes* von Montesquieu, bezeichnet.

Jch. Aber sonst rede ich ja in meinen Schriften, die politischen Gespräche der letzten Jahre abgerechnet, kaum jemals von dem preußischen Staate. Wo wäre denn also jene gründliche Kritik, von welcher dein Verfasser spricht?

Er. Es soll auch, räumt er wenigstens vorläufig ein, nur eine indirekte gewesen sein. Der Zweck deiner Schriften sei von Anfang an gewesen, den ganzen Stand der Theologie und Philosophie als einen ungesund und heuchlerischen nachzuweisen, und dadurch einer freieren und ehrlicheren geistigen Bewegung Bahn zu machen.

Ich. Ganz recht, ganz schön. Wie aber weiter?

Er. Da nun Preußen nicht nur der Staat des Protestantismus, sondern auch der Staat der Intelligenz und Wissenschaft sein wolle, und da man, je höher man seine deutsche Mission anschlage, um so mehr behaupten müsse, daß nur in diesem Staate Theologie und Philosophie so haben werden können, wie du sie angetroffen, so müsse man auch sagen, daß du mit deiner philosophisch-theologischen Kritik zugleich den preußischen Staat nach seiner geistigen Seite getroffen habest. Thatsächlich auf jeden Fall, meint der Verfasser; aber er für sich glaubt auch, daß du wenigstens anfänglich deine Kritik mit dem bestimmten Bewußtsein geübt habest, damit die Sache des freien deutschen, speciell süddeutschen Geistes gegen die Trugstücke eines alle Wahrheit und Ehrlichkeit untergrabenden Byzantinismus zu führen.

Ich. Gegen Trug und Lüge, gegen einen staatskirchlichen Byzantinismus, wenn man will, kämpfte ich in meinen theologisch-kritischen Werken allerdings; aber dieses Verderben dem preußischen Staate ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in die Schuhe zu schieben, hätte ich kein Recht gehabt. Die Philosophie und Theologie, die ich bekämpfte, war ja auf süd- wie norddeutschen Universitäten, in Tübingen so gut wie in Berlin oder Halle, am Ruder. Die Theologen, die ich in meinem Leben Jesu besonders bestritt, lebten in Kiel und Heidelberg; die Gegner, gegen die ich meine Streitschriften richtete, saßen in Stuttgart und Tübingen, nicht in Berlin.

Er. Aber ist denn nicht ein ganz besonderer Gegenstand deiner Kritik Schleiermacher und sein theologisches System gewesen?

Ich. In der Dogmatik und einigen späteren Schriften allerdings, und Schleiermacher lehrte zwar in Berlin, war aber mit dem preußischen Staate, wie er damals regiert wurde, tief zerfallen.

Er. Das macht nichts; in dem Mann und seinem System erblickt der Verfasser das Gegenbild des preußischen Staates selber.

Ich. Wie das?

Er. Hast du nicht — in dem Aufsatz wenigstens spielt das Bild als ein von dir gebrauchtes eine große Rolle — die Schleiermacher'sche Theologie einmal „mit einer Wursthackerei verglichen, wo altes abgestan-

benes Fleisch mit frischem Speck zu einem abschreckenden, Nülpfen erregenden Teig zusammengeknetet wird?"

Jch. Davon kommt für's Erste das ungefittete Nülpfen ganz auf Rechnung deines Artikelschreibers; ich hatte, mit einem anständigeren Lessing'schen Ausdruck, die fragliche Mischung nur aufstoßend genannt. Dann aber würde ich es mir niemals verziehen haben, für etwas so Feines und in seiner Art Bewundernswerthes, wie das theologische System Schleiermacher's ist, ein so grobes, niedriges Bild zu gebrauchen. In der Stelle meiner Dogmatik, deren sich der Verfasser sehr ungenau erinnerte, war mir die Schleiermacher'sche Theologie nur einer der Bestandtheile jener widrigen Mischung, nämlich der Speck; mithin habe ich nicht sie mit dieser Mischung verglichen, wie überhaupt die ganze Vergleichung nicht auf sie gemünzt war. Sondern mit ausdrücklicher Unterscheidung von dem feineren Verfahren des großen Theologen sagte ich, manche andere und zum Theil nicht unberühmte Dogmatiken gleichen — das Bild sei nicht unebler als die Sache — einer Wurstmasse, in der die orthodoxe Kirchenlehre das Fleisch, Schleiermacher'sche Theologie den Speck, und Hegel'sche Philosophie das Gewürz vorstellen. Damit meinte ich damals vor Allem das System der christlichen Lehre von Nitzsch; was seitdem an dogmatischen Werken erschienen ist, hat größtentheils gewetteifert, meinem Worte die umfassendste Anwendbarkeit zu sichern.

Er. Dem sei wie ihm wolle: diesem ekeln Gemisch, meint der Verfasser, gleiche der preußische Staat auf ein Haar. Dieser Staat sei freilich der Staat des Protestantismus, der Intelligenz und Wissenschaft, aber er scheine es nur darum zu sein, um Religion und Wissenschaft um so frivoler corrumpiren zu können; er sei der Staat des Liberalismus, der bürokratischen Praxis, aber zugleich auch der theokratische, feudale, soldatische Staat, und eben in dieser Doppelseitigkeit noch viel unverbesserlicher als die einfache Reaction. Da du nun auf theologischem Gebiete eine Mischung dieser Art so gründlich zersetzt habest, so sei es unverzeihlich, daß du sie auf politischen gelten lässest, ja in Schutz nimmest.

Jch. Ich dünkte, von meinem Romantiker an, so oft ich auf den preußischen Staat zu reden kam, hätte ich jedesmal für die Ausscheidung der aristokratischen und feudalen Elemente, für Weitergehen auf dem Wege des Liberalismus mich ausgesprochen.

Er. Das verkennt dein Beurtheiler nicht. Vielmehr bezeugt er dir, du habest bisher an dem Bismarck'schen Preußen Manches auszufetzen gefunden, und von dessen „rechtswidrigem Despotismus“ (so drückt er sich aus) „auf das Preußen, wie es sein sollte,“ Verufung eingelegt. Damit jedoch machst du in seinen Augen deinen Handel nur schlimmer. „Das

Preußen an sich," von dem du einmal sagtest, die Deutschen sollten es von seinem dormaligen Zustande unterscheiden lernen, wird in seinem, mit confusen Erinnerungen philosophisch-theologischer Studien angefülltem Kopfe zum Kantischen „Ding an sich," und damit glaubt er, einen weiteren Widerspruch zwischen deiner Politik und deiner Theologie entdeckt zu haben. Das Ding an sich zu zerstören, sei der Kern deines wissenschaftlichen Strebens gewesen . . .

Ich. Das gute Ding an sich hat vor mir immer gute Ruhe gehabt; es fiel gar nicht in den Kreis meiner theologischen Kritik, und ich wüßte mich keiner Stelle in meinen Schriften zu entsinnen, wo ich anders als höchstens ganz beiläufig davon gesprochen hätte.

Er. Und nun habest du, der unbarmherzige Verfolger des philosophischen Dings an sich, dir ein Preußen an sich construiert! Sofort schraubt dich der durchtriebene Mann mit deinen eigensten Wendungen. „Sie wollen preußisches Obst essen, Herr Doctor?" fragt er dich. „Märkische Erdäpfel, wenn Sie diese unter das Obst rechnen wollen, oder pommerische Rüffe können Sie wohl bekommen; aber die Quintessenz von diesem allem, den süßen preußischen Apfelschnitz, der schon candirt am Baume hänge, hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben."

Ich. Wichtig sein zu wollen, müßten gewisse Leute sich ebenso verbieten, wie schlechte Reiter, ihr Pferd courbettiren zu lassen, weil sie dabei unfehlbar zu Falle kommen. Die Fragen, die der Verfasser des Artikels hier nachhast, machte ich in meiner Dogmatik an Göschel und andere Hegelianer der rechten Seite, die in der Construction ihres Christus von dem Begriff der menschlichen Gattung ausgingen und behaupteten, diese müsse, außer und über ihrer Collectivexistenz in den sich ergänzenden menschlichen Individuen, noch eine absolute Existenz als schlechthin vollkommenes Gattungsindividuum (Christus) haben. Was hat damit meine Unterscheidung zwischen Preußen an sich und seinen jeweiligen Zuständen zu thun? Was kann damit anders gemeint sein, als die Anlage, die Bestimmung, die innere Triebkraft des preußischen Staates, die ihm behülfflich sein werde, seine dormaligen Schäden zu heilen, seine Mängel zu verbessern? Wenn diese Unterscheidung Scholasticismus und Supranaturalismus ist, so wünschte ich weder meinem Sohn einen Erzieher, noch meinem Vaterland einen politischen Vater, der nicht Supranaturalist und Scholastiker wäre.

Er. Aber im Hinblick auf dieses Ding an sich, das erträumte, ideale Preußen, übersehest du die Widersprüche der Wirklichkeit mit deinem vor-gefaßten Begriff; ja du wissest dieselben durch eine Harmonistik, nicht

besserer Art als die von dir in ihrer Blöße hingestellte theologische, zu beschönigen.

Jch. Zum Beispiel?

Er. Zum Beispiel die äußere Politik Preußens widerspreche durch aus seinem deutschen Verufe.

Jch. Natürlich wie diesen der Verfasser sich denkt. Aber der Beweis?

Er. Sei Preußens Verfahren gegen die Elbherzogthümer, in denen es das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes niederträte.

Jch. Nicht das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes tritt Preußen dort nieder, sondern das eines einzelnen deutschen Stammes ordnet es dem Rechte des deutschen Volkes unter.

Er. Preußen ist nicht das deutsche Volk, würde hier dein Gegner sagen.

Jch. Aber sein berechtigter Stimmführer.

Er. In eigener Vollmacht, erwibert man dir, also nicht durch Recht, sondern durch Gewalt, mittelst eines unseligen Bruderkriegs.

Jch. Bravo! Seit in Folge von Oesterreichs Haltung in der letzten Krisis die Phrase von den „deutschen Brüdern in Oesterreich“ nachgerade schal geworden ist, sind nun die beiden Schlagworte von dem „unseligen Bruderkrieg“ und dem „Sieg der Gewalt über das Recht“ obligat geworden.

Er. Findest du sie wirklich so ganz grundlos?

Jch. Unselig ist an und für sich jeder Krieg, auch ohne ein Bruderkrieg zu sein; wie umgekehrt, wenn er Zwecke und Folgen hat wie dieser letzte, selbst ein Bruderkrieg segensreich zu nennen ist. Was aber das Recht betrifft, ich meine das Staatsrecht innerhalb einer Nation, so wird dieses durch das politische Bedürfnis der Nation bestimmt. Was der Nation dazu verhilft, sich selbst als solche zu entwickeln, sich einheitlich und kräftig zusammen zu fassen und anderen Nationen achtungsgebietend gegenüber zu stellen, darauf hat sie ein Recht; was ihre Kraft schwächt, ihre Glieder unterbindet, das ist Unrecht, und wenn es durch noch so viele Verträge besiegelt wäre. Dieser Art war — das leugnet im Grunde Niemand mehr — die bisherige Verfassung von Deutschland. Derjenige deutsche Staat oder Staatsmann, der dies einsah und sich die Kraft zutrauen durfte, diesem Zustand ein Ende zu machen und einen besseren an die Stelle zu setzen, die getrennten deutschen Stämme und Staaten zu strafferer Einheit zusammen zu fassen, der hatte meines Erachtens auch das Recht, falls die übrigen nicht gutwillig die Hand dazu boten, es mit Gewalt durchzusetzen.

Er. Dein Kritiker freilich sieht in diesem Vorgehen Preußens nur unerfüllte Eroberungssucht, und glaubt Deutschland in Gefahr, in einem starren Einheits- und Militärstaate die Fülle seines mannichfachen Nationallebens einzubüßen. In dem berechtigten Kampf hingegen, meint er, der Würtemberger, sei seiner Heimath eine wichtige Rolle zugetheilt. Württemberg, sagt er, sei wohl derjenige deutsche Staat, welcher der nivellirenden Uniformirung Deutschlands am hartnäckigsten widerstrebe. Und das nicht aus Eigensinn und Willkür, sondern in Folge einer Mission. Je mehr man sich dort den historischen Verus beilege, die alten politischen und Bildungstraditionen, die alte deutsche Freiheit, zu bewahren, desto schärfer müsse man den Gegensatz gegen eine Macht auffassen, die sich berufen glaube, alles das zu zerstören.

Ich. Deutsche Freiheit! Polnische Freiheit! Von der war sie die Zwillingsschwester, und wenig fehlte, so hätte sie uns auch zu einem ähnlichen Ausgang geführt. Ich begreife nicht, wie ein vernünftiger und anständiger Mensch in Deutschland von dieser deutschen Freiheit als von etwas, das zu erhalten oder zurück zu wünschen wäre, reden kann. Das Gespenst einer Uniformirung aber, die Deutschland von Preußen aus drohen solle, halte ich eben — für ein Gespenst, d. h. für einen Popanz, zurecht gestickt, um den Leuten bange zu machen. Die Rheinlande sind doch jetzt ein halbes Jahrhundert preußisch: was haben sie denn von ihrer Eigenthümlichkeit eingebüßt? Ist der Cölner von dem Berliner, die Volksart am Rhein von der an der Spree nicht noch immer ebenso verschieden wie vor funfzig Jahren? Ja, man möchte selbst wünschen, manche Eigenthümlichkeit der neu zugewachsenen Provinz hätte sich seitdem etwas mehr abgeschliffen, oder wäre weniger geschont worden, da ja unter Anderem auch der überwiegende Einfluß einer ultramontanen Geistlichkeit zu ihren Eigenthümlichkeiten gehört. So mögen auch die Würtemberger guten Muthes sein. Wenn sie morgen preußisch würden — und keinem deutschen Stamme wäre das gesünder — so würden sie doch immer Schwaben bleiben, sie würden in hundert Jahren noch ihren Dialekt und ihre Skneipen haben, von welchen letzteren ich, wie du weißt, keineswegs so ungünstig wie Professor Pauli denke.

Er. Aber schwerlich von deinem Württemberg so hoch, wie der Mann der Vierteltjahrschrift. Zwar die materielle Macht des kleinen Königreichs schlägt er selbst nicht hoch an. Aber das, was von ungebrochenem deutschen Geist und unabhängigem Selbstgefühl noch übrig sei, das, meint er, habe sich in jenem Lande concentrirt; und die Behauptung, hier stehe der preußischen noch eine ebenbürtige, ja ihr überlegene, geistige Macht gegenüber, hält er für keine Vermessenheit.

Jch. Ich auch nicht; nur für eine Lächerlichkeit. Denn hier handelt es sich ja offenbar nicht um die mancherlei Talente und Tugenden, deren der Würtemberger nicht mit Unrecht sich rühmen mag, obwohl er sich dieselben viel zu ausschließlich zuschreibt, sondern von der politischen Fähigkeit; und hierin haben sich in der jetzigen Krisis die Schwaben gerade als den letzten unter allen deutschen Stämmen gezeigt.

Er. Dieses Urtheil würden deine Landleute dir sehr übel nehmen, wenn sie davon wüßten. Sie würden dich für einen Entarteten, einen Abtrünnigen halten; was dein Gegner in der Vierteljahrsschrift doch noch nicht thut. Er sagt nur, dein Freund Vischer repräsentire die schwäbische Geistesart vollständiger und treuer als du, in dem einseitig nur die kritische Begabung und Neigung des Stammes sich darstelle.

Jch. Gut, daß er Vischer herbeizieht; der kann ihm am besten sagen, oder hat es vielmehr längst gesagt, wie einseitig ein solches Urtheil über seinen Freund ist.

Er. Daß ihr beide noch Freunde seid, scheint der Verfasser kaum für möglich zu halten. Euren politischen Programmen nach, meint er, müßtet ihr das Tischtuch zwischen euch entzwei geschnitten haben.

Jch. Auf was für Tischtüchern jener Mann mit seinen Freunden speist, weiß ich nicht; das zwischen Vischer und mir ist aus dem gemeinsamen Gespinnst unserer Mütter so dauerhaft gewoben, daß wir's nicht zerschneiden könnten, selbst wenn wir wollten. Oder, gesetzt, es sähe jeder von uns beiden das politische Streben des anderen als eine Schwachheit an, so sind unsere beiderseitigen Stärken so fest ineinandergefugt, daß uns die Schwächen gewiß nicht trennen sollen. Im Streit aber werden wir es stets wie Glaucos und Diomedes halten, daß wir mit unseren Lanzen uns im Getümmel vermeiden.

Er. Nun, weder euch beide, noch die deutschen Brüder in Nord und Süd will der Verfasser entzweien, vielmehr durch Aufdeckung des Gegensatzes den künftigen Frieden vorbereiten. Vorerst jedoch werde das Beste sein, wenn jeder Theil den anderen gewähren lasse, und dazu wäre der geeignetste Weg die Constituirung eines süddeutschen Bundes, an welche, so oft auch schon davon die Rede gewesen, doch immer Niemand die Hand anlegen wolle.

Jch. Die Gründe liegen auf der Hand.

Er. Und in diesem Bunde, meint er, „wäre Württemberg in jeder Hinsicht berufen, den Mittelpunkt zu bilden.“

Jch. Da haben wir bereits den Grund, warum aus der Sache nichts wird noch werden kann. Denn genau dasselbe würde der Bayer, genau dasselbe der Badener von seinem Staate sagen. „In jeder Hinsicht,“

versichert unser Mann, komme Württemberg die erste Stelle in einem süddeutschen Bunde zu. Also auch in Hinsicht der Macht und Größe? Da hätte doch unstreitig Bayern die erste Stelle. Württemberg also nur etwa in Hinsicht der Intelligenz und zähen Hartnäckigkeit. Aber der größeren politischen Intelligenz und Gewandtheit ist sich der Badener bewusst: und so entsände nothwendig ein Streit um die Hegemonie. Unausbleiblich würde es mit der friedlich-politischen Einigung gerade so gehen, wie im letzten Krieg mit der militärischen. Das eben ist das Schöne an diesem übriggebliebenen Bruchstück mittelstaatlichen Wesens, nachdem es durch das Ausscheiden Oesterreichs sich selbst überlassen ist, daß es sich zu keiner politischen Gestaltung, die nur einige Dauer verspräche, zusammenfassen kann.

Er. Sehr pessimistisch gedacht!

Ich. Bei einer Sache wie dieser Südbund, der auf demselben auswärtigen Thron, wie früher der Rheinbund, ausgedacht worden, ist der Pessimismus ganz am Plage. Je eher diese Reste des alten Unwesens vollends in ihrer Uneinigkeit und Unfähigkeit zusammenbrechen, desto eher ist zu hoffen, daß die Bevölkerungen zum gutwilligen Anschluß an den norddeutschen Kern eines erneuerten Vaterlands reif werden.

Er. Aber auch dieser Kern ist ja noch lange nicht fest in sich gestaltet. Noch ehe das norddeutsche Parlament gewählt ist, droht zwischen seiner Befugniß und der Kompetenz des preußischen Abgeordnetenhauses eine bedenkliche Verwicklung.

Ich. Das liegt in der Natur der Sache und wird hoffentlich nur ein Ferment zu weiterer Entwicklung sein. Ein Bundesstaat, in welchem das Eine Preußen zu seinen sogenannten Bundesgenossen an Umfang und Gewicht sich etwa so verhält, wie der Jupiter zu seinen Trabanten, ist nur dem Namen nach ein Bundesstaat. Nur um so besser jedoch, daß wir über das Umding eines solchen Bundesstaats, mit monarchischer Spitze über monarchischen Einzelstaaten — ein Ungebanke, der uns alle eine Zeit lang äßte — daß wir hierüber thatsächlich hinaus, auf dem besten Wege zum deutschen Einheitsstaate sind, der, wie er allein die Macht nach außen sicherstellen kann, so auch der Entfaltung staatsbürgerlicher Freiheit den rechten Boden erst geben wird.

Er. Wenn's nur auch wahr wird mit der Freiheit. Vorerst deutet für die nächste Zukunft Alles eher auf eine Aera des Militärdespotismus hin.

Ich. Bis das begonnene Werk der Neugestaltung Deutschlands vollendet ist, kann Preußen das Schwert nicht aus der Hand legen, und es hat ganz Recht, wenn es die militärische Organisation der neuerworbenen Länder als die wichtigste Angelegenheit betreibt. Ueberhaupt, ein wenig

Dictatur ist in solchen Uebergangszeiten unerlässlich; und glücklich, daß diese Dictatur in einer so kräftigen und geschickten Hand wie die des Grafen Bismarck liegt.

Er. So erkennst du jetzt den preussischen Ministerpräsidenten als einen Staatsmann an?

Jch. Als einen der größten, die Deutschland jemals gehabt hat, und der ihm durch eine seltene Günst des Geschicks gerade zu der Zeit, da es ihn am nöthigsten brauchte, zu Theil geworden ist. Mit der Revolution von unten war es 1848 und 49 mißlungen, und mußte es, falls man den Versuch wiederholen wollte, bei dem Mangel an politischer Einsicht und der Zerfahrenheit der öffentlichen Meinung in Deutschland voraussichtlich wieder mißlingen: so wagte Graf Bismarck den Versuch, die unerträglich gewordenen Zustände von oben herab umzukehren. Zu diesem Zwecke hat er sich lange Zeit tiefer noch als der alte Brutus zu verstellen gehabt, wie dieser dem Gespött, so dem Haß und Abscheu Troy gebeten, indem er die großen Pläne seiner äußeren Politik hinter den Gewaltmaßregeln seines Regiments im Inneren versteckte. Seitdem er mit der ersten hervorgetreten ist, hat sich seine gehässige innere Politik nur als Mittel für die äußere enthüllt: er mußte sich ein starkes, schlagfertiges Heer schaffen, und mußte sich in dem Vertrauen seines Königs festsetzen. Ob zu diesen beiden Zwecken alle die Maßregeln erforderlich waren, durch welche der Graf bis zum Ausbruch des Krieges sein Walten im Innern verhaßt gemacht hat, will und kann ich nicht entscheiden; genug, daß er seitdem gezeigt hat, wie er dem „Luxus einer liberalen Regierung,“ so weit derselbe ihm nicht an der Durchführung seiner politischen Zwecke hinderlich zu werden droht, nicht schlechthin entgegen ist.

Er. Ein bedenkliches Wort bleibt es immer, dieses Bismarck'sche von dem Luxus einer liberalen Regierung.

Jch. Bezeichnend für seinen Urheber ist es auf jeden Fall. Daß ein Staat, so lange er in dem Sinne, wie eben jetzt der preussische, unfertig ist, seine Macht und innere Einheit auf Kosten der Freiheit verstärken muß, kann nur ein Gefühlspolitiker bestreiten. Auf der anderen Seite jedoch wird ein Staat auch wieder niemals fertig, und die Freiheit so lange niederhalten wollen, hieße sie bis zu den griechischen Kalenden vertagen. Als Luxus aber kann sie nur dem erscheinen, dem die Macht nach außen der höchste Staatszweck ist; und gesetzt selbst, sie wäre ein Luxus, so ist auf einer gewissen Culturstufe der Luxus sowohl ein unabweisbares Ergebnis, als ein unentbehrlicher Hebel weiteren Gedeihens.

Land und Leute in Oesterreich.

Aus dem Feldzug von 1866. *)

„Zu deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.
Aus Trägheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch ein Geist in Allen.“

Mit diesen Worten begrüßte Grillparzer 1848 Radetzky als Sieger im ersten italienischen Freiheitskampfe. Achtzehn Jahre sind verfloßen, überall sind die Wirren des Jahres 1848 überwunden, aber das Wort, daß Oesterreich nur in seinem Lager zu Hause ist, hat sich von Neuem in seiner verhängnißvollen Wahrheit bewährt. Und verhängnißvoller denn je; denn als 1866 das Lager in sieben Tagen zersprengt worden, da zeigte sich nirgends, bei keinem Volke Oesterreichs der Wille, die Entschlossenheit, die Kraft einer allgemeinen Erhebung, um dem Sieger den Sieg streitig zu machen. Die Apathie des Reiches machte den raschen Frieden nothwendig.

Der Nikolsburger Frieden hat die deutsche Frage beantwortet, doch noch nicht gelöst. Unfertig ist das preußische Reich deutscher Nation, — und Königsrätz gilt nicht als Oesterreichs letztes Wort. Dem Hause Habsburg-Lothringen wird nie der Wille zur Intervention fehlen, und selten der Vorwand. Wird es die Macht dazu besitzen?

Zum dritten Mal seit kurzer Zeit wird Oesterreichs Neugestaltung angekündigt und mit Pomp in Scene gesetzt. Unterschätzen wir nichts, Staatskunst vermag viel. Die Spitzen des Beamtenthums sind rasch gewechselt, neue Bahnen in der äußeren Politik leicht betreten. Auch bessere Geseze können gemacht, ihre Ausführung fähigeren Händen anvertraut werden. Allerdings ist es schwer, dem ganzen Staatsbeamtenthum eine neue Seele einzuhauchen. War es in seiner Masse träge, in Routine verkommen, zur Unselbständigkeit erzogen, allem lebendigen Treiben feind, so wird das Neue von solchen Freunden des Alten wenig begriffen, noch weniger geliebt, am wenigsten ausgeführt werden. Diese Klippe ist eine große, aber für eine energische Staatsleitung nicht unüberwindliche. Rech-

*) Der Herr Verfasser machte als Stabsarzt im ersten Armeecorps den böhmischen Feldzug mit. A. d. Red.

nen wir also immerhin darauf, daß viele, sehr viele der Schäden im Staats- und Heerwesen, welche diese jähe Niederlage verschuldet, in längerer oder kürzerer Frist, nach Fehlern und Mißgriffen gebessert, und daß andere Leistungen vorbereitet werden. Doch eines vermag die beste Staatskunst nicht, Land und Leute rasch zu wandeln. Im Volksleben geht die Saat spät auf und Generationen können erst die Früchte ernten, welche die Gegenwart gesät. Kontinuität, Erbschaft bleibt der Segen der guten wie der Fluch der schlimmen Regierungskunst, durch welche nur zu oft die beste Nachfolge Unglück leiden muß. Für jede Gegenwart sind Land und Leute Material, das der Staat formen, nicht aber rasch umformen kann. Oesterreichs Verfall, wie die Frage seiner Wiebergeburt ruht daher in letzter Instanz auf der Frage von „Land und Leuten in Oesterreich.“

Als ein großes, wohl arrondirtes, breit sich hinstreckendes und unter glücklichen Zonen gelegenes Reich, so stellt sich Oesterreichs Bild vor unsern Blicken dar. Unbekannt ist die Fruchtbarkeit des Bodens, auf dem nicht nur alle Produkte des gemäßigten Klimas in üppigster Fülle gedeihen, sondern auch schon vielfache Spuren der süblicheren Vegetation anzutreffen sind. In ihrem Schooße birgt die Erde die schönsten und werthvollsten Schätze, nicht nur die glänzenden, Gold und Silber, auch Kohle und Eisen, die Hebel der modernen Industrie, sind in unschätzbbarer Menge vorhanden. Weltberühmt ist die Fülle von Naturschönheiten. Wer am Spätnachmittage des 3. Juli 1866 auf der Anhöhe von Ehlum gestanden, dem hat sich der Kontrast zwischen der Schönheit des Landes und der Furchtbarkeit des Krieges, der es heimsuchte, für immer in die Seele gegeben. Rings um uns brennende Dörfer, verwüstete Fluren, dicht neben uns jener berühmte Hohlweg von Ehlum, von dessen Grausen Alle zu erzählen wissen, die ihn gesehen, und jeder Entsetzlicheres, — und ein unwillkürlicher flüchtiger Blick von diesen Schrecken des Krieges weg in die Weite zeigte die blühendsten Gegenden, die fruchtbarsten Felder, der Menschen Arbeit und des Himmels Segen und in der Mitte der herrlichen Landschaft die Thürme und Mauern von Königgrätz.

„Doch nicht das Land hat den Menschen, sondern der Mensch hat das Land,“ ist ein altgriechisches sinnreiches Sprichwort. Nicht die freien Gaben der Natur, sondern deren Beherrschung durch des Menschen Geist und Fleiß ist die Quelle des Nationalreichtums. Ohne diese ist die reichste Natur bald erschöpft, durch sie schafft die kargste Erstaunliches. In Oesterreich ist die Kultur, d. h. die Herrschaft des Menschen über die Natur, erheblich zurückgeblieben, das beweisen die allgemeinsten statistischen Resultate. Oesterreich, nächst Rußland das größte in Mitteleuropa gelegene Reich, mit noch immer 11,300 Quadratmeilen

zählt auf diesen nur 32 Mill. Einwohner, während Frankreich auf 9800 Quadratmeilen 37 Mill., der norddeutsche Bund fast 30 Mill. auf nur 7500 Quadratmeilen ernährt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist also in Oesterreich noch nicht 3000, in Norddeutschland fast 4000 Einwohner auf die Quadratmeile. Und dies Gesamtergebnis findet seine Begründung in jedem einzelnen der Faktoren, die zu seiner Bildung beitragen, vor Allem in der Bodenbenutzung. Während in Preußen — wir sprechen hier überall nur vom alten Preußen — der Wald noch durchaus hinreichend $\frac{1}{4}$ des Gesamtareals beträgt, hat Oesterreich gegenwärtig noch fast ebenso viel Wald als Ackerland — gegen 60 Mill. Morgen und noch gegen 30 Mill. Morgen Weiden. Demnach gleicht an Ausdehnung die Bodenfläche, welche als Acker benutzt wird, jener, welche die Waldungen einnehmen, und $\frac{1}{7}$ der produktiven, mehr als $\frac{1}{8}$ der gesammten Fläche ist Weideland; doch das Schlimmste ist, selbst der bebaute Boden bringt nicht die Hälfte, ja kaum $\frac{1}{3}$ der Erzeugnisse, welche er bei rationeller Benützung zu liefern im Stande wäre, und trotz der kolossalen Weidenflächen deckt die Viehzucht noch nicht ganz den einheimischen Bedarf, da der Import noch immer größer als der Export ist. Diese außerordentlich geringe Agrikulturleistung eines Landes, welches seiner natürlichen Anlage nach ein großes Proviantmagazin von Mitteleuropa sein müßte, findet ihren nächsten Grund in den Besitzverhältnissen. Durchstreiften wir das Land von Dorf zu Dorf kreuz und quer, so machte die Physiognomie der Dörfer einen fremdartigen unerfreulichen Eindruck auf uns. Die böhmischen Dörfer, die wir sahen, bestanden meist aus geraden, ununterbrochenen, an der Landstraße gelegenen Häuserreihen, von grauem Anstrich mit schmalen niedrigen Fenstern. Es fehlte jenen Dörfern ganz und gar der Dorfcharakter, an den wir gewöhnt sind, die isolirte Lage der einzelnen Grundstücke, die Unterbrechung der Häuser durch Bäume, Gärten und Wiesen, die verschiedene Farbe der Häuser und Scheunen, die rothen fernhin sichtbaren Dächer. In der gedrängten Bauart hätten sie sich nicht wesentlich von den kleinen Städten unterschieden, gingen ihnen nicht alle Zeichen einer fortgeschrittenen Kultur völlig ab, und gäbe ihnen nicht das ewige einerlei Grau einen besonders düstern Anstrich. „Die böhmischen Dörfer sind keine Idylle,“ das war immer unser Stoßausrufer, der phantasiereichste Poet und der begeistertste Freund der Natur würde dies Landleben für kein Paradies ansehen. Am meisten aber vermißten wir jene Landschlösser und Herrensitze, die mit unserem Landleben so innig verwebt sind. Zahlreiche Schlösser trafen wir in kleinen und Mittelstädten, auf dem Lande, inmitten der Dörfer aber, von Jagdschlössern abgesehen, außerordentlich wenige. Und diese Bauart der Dörfer ist ein Spiegelbild

der ländlichen Besitzverhältnisse. Es fehlt Oesterreich durchaus nicht an freien Bauern in großer Zahl. Durch Beschluß des österreichischen Reichstages vom 7. Septbr. 1848 (Kudlich's Antrag) sind „die Bauern Oesterreichs frei von allen Unterthänigkeitsverhältnissen, allen dem unterthänigen Grunde anklebenden Lasten, allen aus dem grundherrlichen Obereigenthum herrührenden Leistungen.“ Aber wenn auch an diesem Gesetze keine Reaction mehr zu rütteln wagte, so sind die Nachwehen der alten Zustände noch nicht überwunden, und zur richtigen Ausnutzung des freien Bodens würde eine Intelligenz gehören, die beim österreichischen Bauer nicht zu finden ist. Und nichts, gar nichts geschieht, um den Besitz in seinen Händen zu sichern, ihm borgt kein landwirthschaftliches Kreditinstitut, und ist er in momentaner Noth, sei es auch nur wegen Steuerzahlung, so bleibt ihm nur die Verpfändung seines Gutes übrig, der bei seiner materiellen und geistigen Hilflosigkeit nur allzuoft dann der Verkauf folgen muß.

Doch der Krebschaden der österreichischen Landwirthschaft besteht in dem Mangel des Mittelbesizes. Während es als ausgemacht gelten kann, daß eine Mischung von großen, mittleren und kleinen Gütern, wobei die mittleren vorherrschen, das volkwirthschaftlich heilsamste Verhältniß ist, wird das Verhältniß in Oesterreich zwischen Groß-, Mittel- und Kleinbesitz angegeben = 1 : 7 : 90, also die Mittelgüter sind in einer relativ außerordentlich geringen Zahl vorhanden. Jene Rittergüter von 1000 bis 3000 Morgen, parzellirter Großgrundbesitz oder großer Mittelbesitz, wie man ihn nennen will, die in Norddeutschland so häufig sind, sind in Oesterreich selten, und damit fehlt der österreichischen Landwirthschaft der feste Kern. Diese Rittergüter, die der Besizer selbst noch bewirthschaften kann, sind durch die Kombination von Intelligenz, Fleiß und Kapital, die auf sie verwendet werden, die durchschnittlich ertragsfähigsten, sie sind die Muster der Landwirthschaft. Statt derselben ist in Oesterreich jener kolossale Großgrundbesitz zu Hause, die wahre Latifundienbildung, welche ohne Vermittlung eines rationalen Pachtsystems ein Unsegen für die landwirthschaftliche Kultur ist. Der Großadel besitzt einen großen Theil des Grund und Bodens, einzelne wie die Esterhazy's 93 Quadratmeilen mit 60 Mill. Werth, die Schwarzenberg's 50 Quadratmeilen mit einer jährlichen Staatssteuer von einer Million. 1455 Fideicommissse nehmen 7 % des ganzen Bodens in Anspruch; dazu kommen Staatsdomänen von über 10 Mill. Morgen, im Werth von 246 Mill., endlich die vielberufenen Kirchengüter, über deren Größe keine offiziellen Angaben gemacht werden, deren Werth aber von der katholischen Kirchenzeitung selbst — zu hoch also sicher nicht — auf 366 Mill. Fl. geschätzt wird. In all' diesen

Händen bleibt dieser ganze Besitz weit unter seiner Ertragsfähigkeit, die Wirthschaft liegt in den Händen von Beamten, fast ohne Aufsicht und sehr selten unter geeigneter sachverständiger Leitung des Besitzers. So ist denn von den österreichischen Staatsdomänen angegeben, daß diese 10 Mill. Morgen, 246 Mill. Gulden werth, jährlich $3\frac{1}{2}$ Mill. Gulden bringen. Als allgemeingiltig wird gesagt, daß die bestbewirthschafteten Domänen in Oesterreich je nach der Kulturstufe 3—5 % bringen, in einem Lande, in welchem die Darlehen 6—9 % kosten. Große weite Güterkomplexe können direkt und unmittelbar vom Besitzer nie mit der Intensität und dem Erfolge bewirthschaftet werden, als solche, die das Auge des Herrn noch übersehen kann. Der österreichische „Kavaller“ ist aber wohl Großgrundbesitzer, aber kein Landwirth. Er hält es für unter seiner Würde, die Landwirthschaft als seinen Beruf anzusehen, zu dem er sich vorzubereiten, den er zu studiren, und den er mit jener Sorgfalt auszuüben hat, mit dem Beruf und Pflicht im Leben überhaupt zu erfüllen sind. Eine erhabene Berufslosigkeit als Götter dieser Erde gilt ihnen als Ideal des Lebens, höchstens daß sie noch Kaiser und Reich das Opfer bringen, die ersten Civil- und Militärstellen anzunehmen, selbstverständlich nachdem sie die niederen mit Windeseile durchflogen. Aber Landwirthschaft treiben, Boranschläge machen oder mindestens prüfen, melioriren, drainiren, Guano beschaffen, ist tief, tief unter ihrer Würde, und nicht bloß nach ihrer eigenen, sondern zum Theil noch nach der Volksanschauung. Ein Glück, daß in Ungarn der Boden theilweise selbst ohne Dünger die reichlichsten Ernten giebt, daß die Natur auch ohne Pflege so viel leistet, mit den Gütern würde es sonst noch viel schlimmer stehen, als es bei dem Mangel rationeller Bewirthschaftung gegenwärtig der Fall ist. Der Kavaller lebt meist in Wien, im Sommer wohl auch auf einem der Schlösser der Städte, die zu seiner Grafschaft gehören, aber in jedem Jahre am liebsten auf einem andern, auf kurze Zeit in großer Gesellschaft auch einmal auf einem Jagdschloß, Geld beschafft der Intendant oder Administrator, später der Bankier, dann werden Einkünfte verpfändet, dann beruft der Kaiser selbst noch einen Verwaltungsrath zusammen, zuletzt bricht der offene Konkurs aus. So erging es den Esterházy's, von denen der Volkswitz schon lange gesagt hat: „die Esterházy's stehen unter dem Sequester oder sind auf dem Wege dazu,“ und an der Wiener Börse werden die Papiere der hohen österreichischen Aristokratie, die Salm-, Palsy-, Waldstein-, Windischgrätz-Loose, viel gehandelt, aber billig bezahlt. Natürlich, unerschöpflich ist ja kein Brunnen und die allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätze über Haushalt, Sparsamkeit und Thätigkeit beherrschen das Leben der Kavaliere, wie das aller anderen Erbensöhne.

Der „Kleine Herr“ in Norddeutschland mit seinen geringeren Mitteln und großen Ansprüchen fühlt sehr scharf die Nöthigung der Selbsterhaltung, er ist und wird Landwirth von Beruf, auch aus Liebe und Neigung. Der „Kleine Herr“ wohnt auf dem Lande, das Land ist seine Heimath, er gewinnt durch Hülfe und Beispiel Intelligenz und Reichthum, Macht und Einfluß auf die gesammte ländliche Bevölkerung. Ein auch in die Staatsverhältnisse tief einschneidender Unterschied zwischen großem und kleinem Herrn, „Kavalier und Junker.“

Während in Oesterreich durch die unselige Kavalierverswirtschaftung schließlich der reichste Besitzer verarmt, der Beamte reich wird, das Gut in die Hand des Gläubigers übergeht, — was hat doch die englische Aristokratie aus ähnlichen Besitzverhältnissen zu schaffen gewußt! Ein wohl durchdachtes Pachtssystem hat die scheinbar widersprechendsten Interessen vereinigt. Der hohe Adel, noch gegenwärtig wie seit Jahrhunderten, Herr des Grund und Bodens, genießt in dem immer anwachsenden Pachtzuschlag dessen immer mehr wachsenden Werth. Die Blüthe des Gutes ist der beiderseitige Vortheil. Mehr noch Herkommen und nobler Sinn, gespornt durch die Freiheit der Presse, als der Wortlaut der Pachtverträge, beherrscht thatsächlich diese Verhältnisse und fügt sie den wechselnden Bedürfnissen ein. Durch Selbstbewirtschaftung eines kleinen Bruchtheils seiner Besitzungen als Musterfarmen erhält sich der hohe Adel an der Spitze aller landwirthschaftlichen Interessen als Sachverständiger, Führer und Leiter, als Repräsentant und bester Kenner der englischen Landwirthschaft. Die Gesamtheit dieser Umstände hat es möglich und erträglich gemacht, daß der englische Bauernstand gar nicht mehr existirt, daß überall der Pächter an seine Stelle getreten, daß trotzdem die englische Landwirthschaft als die beste in der Welt gilt, und daß die Pächter — meist ehrliche und treue Anhänger der Landlords sind. Diese ländlichen Besitzverhältnisse sind das Fundament der materiellen und politischen Größe der englischen Aristokratie, deren Macht sich nicht sowohl durch das Oberhaus erhält, sondern durch die Wahlen zum Unterhause immer von Neuem manifestirt. Wäre das Unterhaus dem Oberhause nicht im Wesentlichen thatsächlich gleichartig, der Konflikt wäre unausbleiblich. Die Harmonie der ländlichen Interessen ist die Basis der englischen Verfassung.

Doch die österröichische Landwirthschaft krankt nicht blos an diesen Besitzverhältnissen, auch die Ausbildung der Kommunikationsmittel ist in weiten Strecken des Reiches eine sehr unvollkommene; beginnt man doch in dem getreidereichem Ungarn erst neuerdings Landes- und Bezirksstraßen anzulegen. Dazu die Geldkalamität. Billige Hypotheken sind natürlich in einem Lande nicht zu haben, in welchem der Staat als Schuldner die

höchsten Zinsen giebt, ebenso schwer sind Güter gegen baar zu verkaufen; haben doch die Staatsgüter, aus Mangel an geeigneten Käufern, trotz vortheilhafter Anerbietungen noch nicht zu Geld gemacht werden können. Und wen sollten solche staatliche und wirthschaftliche Zustände mit dieser ländlichen Bevölkerung von auswärts anlocken? So geht denn die Landwirthschaft von Tag zu Tag immer mehr zurück, der wichtigste Nahrungs- zweig für $\frac{2}{3}$ der ganzen Bevölkerung. Dieselben Schäden brücken auf die Industrie. Die zurückgebliebene Kultur der Volksmassen, die Mangelhaftigkeit des Kommunikationsnetzes, das Fehlen des Baarkapitals erklären die Protektionsbedürftigkeit; die Thatsache, daß die größten Fabrikanlagen auf den Gütern der Aristokratie sich befinden, trägt nicht wenig dazu bei, daß der Protektionsruf nicht ungehört verschallt. Es ist eine Kette von Uebeln, ein jedes wieder Ursache und Wirkung, an denen die Volkswirthschaft darnieder liegt, schwer heilbar, weil die österreichische Staatswirthschaft dieser Uebel schlimmstes ist.

Doch aus noch schlimmeren wirthschaftlichen Zuständen kann ein Volk sich emporarbeiten, zumal bei solchem natürlichen Reichthum, wenn es Jugendfrische, Arbeitsamkeit, Vertrauen zu sich selbst besitzt. Doch es giebt kein österreichisches Volk und statt des Selbstvertrauens ist in diesem Lande ein tiefes gegenseitiges Mißtrauen der Nationalitäten und einzelner Stämme unter einander und ein allseitiges gegen die Regierung die Lebensluft, die das Reich athmet. Seit vier Jahrhunderten ist Böhmen und Mähren im Besitze der habsburgischen Dynastie. Ein Kurfürstenthum des deutschen Reiches, fast mitten in Deutschland gelegen, hatte es wie alle früheren Ostmarken einen großen Theil slavischer Bevölkerung. Auch die Mark Brandenburg, auch Schlessien sind erst durch das deutsche Schwert erobert, dann durch deutsche Arbeit germanisirt worden, und ganz neue Acquisitionen wie Westpreußen und Posen gehen sichtbar und unaufhaltsam demselben Schicksale entgegen. Wie steht es mit dem deutschen Besitze der Habsburger, dem Rechtstitel überhaupt eine deutsche Macht zu sein? In Böhmen kommen auf 1,800,000 Deutsche gegen 3 Mill. Tschechen, in Mähren auf $\frac{1}{2}$ Mill. Deutsche 1,300,000 Tschechen, das österreichische Schlessien hat eben so viele Slaven als Deutsche, Steiermark und Kärnthner zum dritten Theil Slovaken, Krain und das Küstenland überhaupt nur wenig Deutsche. Im allergetreuesten Tyrol sitzen neben 500,000 Deutschen in Welschtyrol eine kompakte Masse von 300,000 Italienern, mit den 200,000 des Küstenlandes geeignet, die italienische Frage noch offen zu halten. Nur das Erzherzogthum und das kleine Salzburg sind echt deutsch zu nennen, in dem ganzen ehemaligen deutschen Bundeslande sind unter 13 Mill. Einwohner kaum 7 Mill.

Deutsche. Nirgends auf deutschem Boden ist das deutsche Element so zurückgeblieben, als in Deutsch-Oesterreich, eine zweifellose Thatsache, trotz ununterbrochener Verbindung mit Deutschland. Wie kam es, daß die Habsburger die Karliegende und überall sonst erfüllte Aufgabe friedlicher Germanisirung so völlig verfehlten? Weil sie selbst durch großen, der Masse nach überwiegenden, außerdeutschen Besitz, dann durch die Verbindung mit Rom und Spanien einen universalen Charakter annahmen. Die deutsche Kaiserkrone hat an dieser aus Besitz und Familienneigung hervorgehenden Tradition auch nicht das Geringste geändert und konnte es nicht thun. Deutschland war für die Habsburger nur das Piedestal ihrer Macht. Dem Herrn von Belgien, von Mailand, von Ungarn und Siebenbürgen konnten die nationalen Zustände in Deutsch-Oesterreich nicht als eine Anomalie erscheinen. Wohl enthüllte der siebenjährige Krieg die Schwäche des kolossalen Reiches, doch blieben die Germanisirungsversuche der Kaiserin Maria Theresia auf ziemlich naiver Stufe. Daß sie dem Grafen Nadassy im Hofjirkel mit eigener Hand den Schnurrbart abrasirte, hatte allerdings den Fall anderer Schnurrbärte zur Folge, und die Verschenkung deutscher Bibeln an ungarische Edeltamen veranlaßte wohl diese, deutsch zu lernen, konnte zur Germanisirung Ungarns aber wenig thun. Erst Kaiser Joseph II. hatte ein wirkliches Regierungsprogramm zur Unirung und Germanisirung des Reiches, — leider aber, des ganzen Reiches. „Alle Provinzen der Monarchie sollen ein Ganzes ausmachen und in allen die Kräfte des Volkes auf ein gemeinsames Ziel, Oesterreichs Macht, gerichtet sein.“ „Wie viele Vortheile dem allgemeinen Besten erwachsen, wenn nur eine einzige Sprache in der Monarchie gebraucht wird und in dieser allein alle Geschäfte besorgt werden; wie dadurch alle Theile der Monarchie fester unter einander verbunden und die Einwohner durch ein stärkeres Band der Bruderliebe verknüpft werden, wird Jedermann leicht einsehen und durch das Beispiel der Franzosen, Engländer und Russen davon überzeugt werden.“ So wurde überall auch in Ungarn die deutsche Sprache, „deren sich die Regierung bereits in allen militärischen und politischen Geschäften bedient,“ als Amtssprache eingeführt und rascher Vollzug angeordnet. Doch in Ueberschätzung der wirklichen Macht des Absolutismus in Europa griff der Kaiser zu Vieles auf einmal an, nationale, sociale, religiöse Reformen, führte dabei noch auswärtige Kriege, — und erlag. Ein lehrreiches Beispiel. Das Gute zu wollen und die geeigneten Wege nicht zu verfolgen, die dahin führen, bringt Verbitterung und wenig Frucht, und Kaiser Joseph hat es erfahren, daß Dummheit und Vorurtheil Mächte in der Politik sind, mit denen gerechnet werden muß. An den alten Sitten brach sich zuerst die Macht des Kaisers. Die

Begräbnisordnung vom 23. April 1784 — ein Produkt seiner wenig überlegenden Reformwuth — welche das Berscharren der Todten in leinernen Säcken und ihre Bedeckung mit ungelöschtem Kalk befahl, mußte schon vor Jahresfrist widerrufen werden. Den einmal in den Völkern rege gewordenen Widerstandsgeist wußten Abel und Klerus, tief verletzt wie sie durch seine Reformen waren, geschickt zu benutzen, und gezwungen durch die Empörungen vieler seiner Länder, verbittert „über des Volkes Undankbarkeit,“ mußte er am Ende seines Lebens mit einem Federzuge die Bemühungen einer zehnjährigen rastlosen Arbeit fast völlig vernichten. Und doch weilt der Oesterreicher, und er nicht allein, gern bei seinem Bilde. War er doch der Einzige fast aus diesem deutschen Bourbonengeschlechte, der die traurigen Trabitionen seines Hauses in Kirche und Staat weit, weit von sich geworfen, der Einzige, auf dessen Spuren noch gegenwärtig alles Gute und Lebensfrische, was im Reiche sich vorfindet, fast ausschließlich sich zurückführen läßt; und hat nicht seine Hast ihren tieferen Grund in dem Bewußtsein dieses Alleinstehens? Wohl hätte der dreißigjährige Friede, den Oesterreich seit 1815 genoß, zur Germanisirung der Stammlande benutzt werden können, wenn die Metternich'sche Staatskunst es überhaupt auf Heilung von Krankheiten, und nicht auf Vertuschung von Symptomen abgesehen hätte. Unter der gemeinsamen Polizeidecke zeigten sich nur leise nationale Regungen, als unschuldiges Spielzeug wurden sie angesehen; wie im Jahre 1848 die Decke fiel, da zeigte der Prager Czechenaufstand die Stärke der antideutschen Bewegung auf altdeutschem Boden.

Die Zustände, die wir in Böhmen und Mähren antrafen, waren traurig. Wohl sind einzelne Striche, zumal die Grenzstreifen an der schlesischen, sächsischen, bayerischen Grenze, deutsch, auch findet sich überall in den Städten eine größere oder geringere Anzahl Deutscher, aber die Mitte des Landes ist von Czechen bewohnt, ihnen gehört die Hauptstadt Prag, ihnen die Masse der Landbewohner. Das czechische Element ist im ununterbrochenen Vorwärtsschreiten und mit der Majorität von $\frac{2}{3}$ gegen $\frac{1}{3}$ im Landtage sucht es seine Herrschaft nach allen Richtungen weiter auszubehnen. Der Kampf beginnt bei den primitiven Formen des menschlichen Zusammenlebens und setzt sich in alle Sphären fort und leider geht nicht das Ziel auf gegenseitige Toleranz, sondern auf exklusive Herrschaft. Die Czechen sehen sich als die Eingeborenen an und nennen sich deshalb auch ausschließlich Böhmen, die Deutschen gelten ihnen als Einbringlinge; die Letzteren berufen sich auf das historische Recht, wie es seit Jahrhunderten sich gestaltet, die Ersteren auf ihre Zahl. Jeder Theil will die Schule als Beherrscherin der Zukunft, und eine große Zahl ur-

früherlich deutscher Schulen ist slavifirt oder geht diesem Schicksal entgegen. Der Bauer ist gegen alles Deutsche fanatifirt, was ihm widerlich ist, erhält das Prädikat deutsch; so nennt er die Ratte die deutsche Maus, die Kröte einen deutschen Krebs, die Distel die deutsche Rose. Mag früher vielfach gesehlt worden sein, indem aus büreaukratischer Bequemlichkeit dem Czechen seine Sprache vor Gericht vorenthalten wurde, jetzt möchte bei jeder Gemeindevertretung in der Mitte eines sonst deutschen Kollegiums jeder Czeche allein seine Sprache reden. Auf dem böhmisch-mährischen Landtage ist dies erhabene Ziel schon glücklich erreicht, in derselben Diskussion spricht der Deutsche deutsch, der Czeche czechisch. Wiederum glaubt ein deutschgesinnter Bürgermeister einen Triumph zu feiern, wenn er die kaiserlichen Kriegsmannifeste nur in deutscher Sprache anheften läßt, die ihm übersandten czechischen Exemplare in sein Pult einschließt. Eine besonders schlimme Färbung erfährt dieser nationale Kampf dadurch, daß er gleichzeitig ein socialer ist; die große Mehrzahl der wohlhabenden und gebildeten Klassen gehört der „deutschen Partei“ an, die meisten Großkaufleute, Fabrikanten, Advokaten, Aerzte, höheren Beamten; slavisch ist die Masse, geführt von einer entschiedenen Minorität der Besitzenden. Denn die Abstammung entscheidet durchaus nicht allein über diese nationale Parteistellung, deutsche Namen in nicht geringer Zahl finden sich unter der czechischen Partei; und manche unaussprechliche slavische erregen durch ihren Abfall den doppelten Haß ihrer Stammesgenossen. Diese Verquickung der socialen und nationalen Gegensätze mit persönlichen aller Art hat eine gegenseitige Verbitterung großgezogen, von der man sich schwer eine Vorstellung machen kann, und die Deutschen sehen die durch die österreichischen Noten im Beginne des Jahres 1866 berühmt gewordenen Kravalle als die Vorläufer ernster social-nationaler Bewegungen an. Wie die Czechen in Böhmen, wo sie rings von Deutschen umgeben sind, und nur durch die schmale und auch keineswegs sichere Verbindungsbrücke, Mähren, mit anderen Slaven zusammenhängen, in dem Zeitalter großer Staatenbildungen Träume von Selbständigkeit verfolgen können, wäre unbegreiflich, lebte in diesem Volke nicht überhaupt eine glühende Phantasie und Leidenschaftlichkeit und gäbe ihnen nicht der Kaiserstaat durch die Verbindung mit anderen Slaven eine Bedeutung und einen Rückhalt, die sie isolirt natürlich nicht hätten. Zwar verstehen sich Nord- und Südslaven so wenig unter einander, daß sie unter einander deutsch sprechen müssen, um sich nur gegen das Deutchthum zu verständigen, zwar ist der Aufruf des czechischen Dichters Kollár an die Slovaken, nur czechisch zu schreiben, unerfüllt geblieben, trotz seiner klassischen Motivirung, in der es unter Anderem heißt: „Virgil, Catull, Plinius und Livius wa-

ven auch Slaven (Wenden) und schrieben dennoch in lateinischer Sprache, der unter Plattdeutschen geborene Goethe bequeme sich zum Hochdeutschen,“ also müßten die Slovaken czechisch schreiben; aber über all' dies geht die gemeinsame Abneigung gegen die Deutschen und das Bewußtsein der Slaven, zusammen im Kaiserstaat die relative Majorität (14½ Mill. gegen 8 Mill. Deutsche, 5 Mill. Magyaren) unter allen Volksstämmen zu haben. Dies Gefühl allein giebt ihnen Kraft; vom österreichischen Kaiserstaat losgelöst, würden Böhmen und Mähren in nicht langer Frist germanisirt sein, Steiermark, Kärnthn und Krain würden nicht mehr Schwierigkeit machen.

In Wien mag man der Illusion leben, in einem Kulturstaate, und in einem deutschen Staate sich zu befinden. Wer von uns, sei es als Feinde wie wir, sei es als Freunde wie die Sachsen, mit dieser slavischen Landbevölkerung in nähere Beziehung getreten, hatte das Gefühl nicht, in einem modernen Staat zu leben, vom deutschen Staate gar nicht zu reden. Nicht, daß wir verschiedene Sprachen hörten, gab uns dies Bewußtsein, sondern daß diese Menschen mit ihren verschiedenen Sprachen sich gegenseitig so glühend haßten, daß der Bauer in einer hartnäckigen Verstocktheit und in einem Fanatismus gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache befangen ist, daß er bei seiner geistigen Beschränktheit ein reines Werkzeug und ein sehr gefährliches in den Händen seiner Führer sein muß. So hatten wir Alle dasselbe unheimliche Gefühl, Freunde wie Feinde, dessen sich Wenige wohl erwehrt haben; hier ist der Kampf der Elemente noch nicht überwunden, den der Staat hinter sich haben muß, will er mehr als eine dem Augenblick genügende Polizeianstalt sein. Die Kur in den böhmischen Dörfern wäre für die hartköpfigen Schwaben und andere Freunde Oesterreichs eine sehr heilsame, sie würden die Fundamente kennen lernen, auf denen ihr Fels und ihre Hoffnung, das deutsche Oesterreich, steht. Auch in Wien scheint diese Gefahr unterschätzt zu werden, je mehr sie steigt, desto mehr wird und muß sich die Stellung der Deutschen zum Hause Oesterreich ändern.

Weltbekannt sind die ungarischen Wirren. Die 5 Mill. Magyaren beanspruchen das historische Recht des Königreichs Ungarn, d. h. die Herrschaft über circa 11 Mill., aus Szeklern, Slovaken, Ruthenen, Wallachen und 200,000 Sachsen in Siebenbürgen bestehend. Unter den einzelnen Stämmen haben die Magyaren die relative Majorität, sie haben das alte Recht, die politische Tradition, den Adel, Intelligenz und Beweglichkeit für sich, aber wo die Slaven kompakter sind, wird ihnen die Wiederherstellung ihrer Oberherrschaft auf die Dauer kaum gelingen. Damit für jede kaum gelöste Frage eine neue auftrete, sperren sich die Ruthenen in Galizien

und der Bukowina (2,300,000 Einwohner) gegen das neue drohende polnische Uebergewicht (1,800,000).

Das österreichische Heer konnte bei solchen nationalen Differenzen als ein völlig ebenbürtiges kaum in jenen alten Kriegszeiten erscheinen, wo die Massen Maschinen, der Einzelne noch nichts war. Die mit der Intelligenz der Völker fortschreitende Kriegskunst hat aber das Individuum wieder zur Geltung gebracht. Die leichten Vortruppen sollen sich an des Feindes Ferse heften, das Terrain in Wald und Bergen aufklären und als Fühlhörner der Armee in gegenseitiger Verbindung unter sich und mit dem Gros der Avantgarde bleiben. Wir haben Mittheilungen sächsischer Offiziere darüber, wie bald man es aufgeben mußte, sich nach den Ausfagen der leichten Kavallerie, bald ungarische Husaren, bald Kroaten, dann polnische Uhlanen, zu orientiren. Hier genügt nicht das Verständniß einzelner Worte, hier sollen Beobachtungen treu wiedergegeben, genau verstanden und auf dieses Verständniß neue Instruktionen ertheilt werden; welche Fülle von Mißverständnissen, Fehlern und Aergernissen müssen aus gegenseitigem Nichtverstehen oder Halbverstehen hervorgehen. Gleiches gilt von den Vorposten, von den Ordonnanzen *ic.* Wie muß das Tirailleurgefecht in Haus und Wald und Feld, welches auf das Verständniß jedes halben Wortes, jedes Winkes des Vorgesetzten geradezu berechnet ist, unter solchen Umständen leiden. Doch das Alles sind kleine Mißstände gegenüber dem großen Gebrechen, daß die Seele des Heeres, der lebendige Zusammenhang zwischen Befehlenden und Gehorchenden, die Einheit an Haupt und Gliedern durch solche nationale Verschiedenheiten im innersten Wesen gebrochen ist. Der Hauptmann soll seine Kompagnie kennen, für sie sorgen und in dieser treuen unablässigen Sorgfalt für Verpflegung, Wohnung, Bekleidung, Ausführung, Haltung, kurz für das ganze Leben seiner Kompagnie eine liebgewonnene Pflicht finden; fühlt dies der Soldat, dann bildet sich ein Verhältniß gegenseitiger Treue und Zuneigung aus, welches die Disciplin veredelt und einen Kitt giebt, den auch das Unglück so leicht nicht löst. Einer solchen Truppe kann man die größten Anstrengungen und Strapazen zumuthen, sie ist leicht anzufeuern, zu beleben, aufzuklären, durch Rede und Beispiel zu Heldenthaten zu entflammen. Der Soldat muß sich eins fühlen mit seinem Führer, dann wird das Unmögliche möglich. Aber wenn der Offizier sich durch einen Unteroffizier als Dolmetscher mit seinen Soldaten verständigen muß oder wenn er froh ist, ein paar Phrasen in der Sprache seines Regiments erlernt zu haben, da kann keine rechte Spannkraft in der Armee sein und diese wird durch die beste Disciplin nicht ersetzt. Wohl existirt eine Ordre in der österreichischen Armee, wonach jeder Offi-

zier binnen Jahresfrist die Sprache seines Regiments erlernt haben soll; aber da es sich nicht um allgemeine Kultursprachen dabei handelt, die jeder gern und darum leicht lernt, sondern um maggarisch, wallachisch und die zahlreichen slavischen Dialekte, und da die Disposition über das Offizierkorps doch auch nicht ausschließlich nach Sprachkenntniß getroffen werden kann, so ist dieser Befehl auf dem Papier stehen geblieben. Nicht Benedel, noch das Zündnadelgewehr, noch der Rebel von Eblum, sondern der nationale Mischmasch der kaiserlichen Armee, gegenüber einer Nationalarmee voll Muth und Spannkraft, Energie und Intelligenz unter ausgezeichneter Führung, hat solche Niederlage und solche Flucht verschuldet. Und bei dieser Flucht mußte der österreichische Train seiner Armee besonders verhängnißvoll werden. Nirgends kann die Masse der Fuhrleute zu den unzählbaren, für die Armeebedürfnisse nothwendigen Fahrzeugen aus wohldisciplinirten Trainfahrern bestehen, immer werden noch andere in großer Zahl gebraucht und halb oder ganz widerwillig mitgenommen. Wer einen nächtlichen Rückzug gesehen hat, selbst einen völlig unverfolgten, der kann sich eine Vorstellung machen, wie es im Rücken einer geschlagenen Armee aussehen muß. Wie schwer beweglich ist unter den günstigsten Verhältnissen ein solcher Train, selbst der wohldisciplinirte, auf engen Straßen. Da fahren die Fahrzeuge aus Unvorsichtigkeit in einander, bald bricht ein Rad oder eine Axt, es bildet sich im Hohlwege eine unlösbare Wagenburg, und die meilenlange Kolonne muß Stunden lang halten; nun gar ein Train mit dieser Sprachconfusion und aus solchen rohen Völkerschaften. Es sah fürchterlich in der österreichischen Armee nach Königgrätz aus, aber eine Verfolgung wie nach Waterloo, darüber herrschte in den nächsten Tagen nur eine Stimme, hätte die völlige Selbstzerstörung dieser Armee zur Folge haben müssen, die Rohheit ihrer elementaren Kräfte hätte ihr Grab gegraben, und ihr eigener Train wäre ihnen gefährlicher geworden, als unsere Kavallerie. Zu alledem berücksichtige man, daß das Mißtrauen, die Abneigung, der Haß, welche zwischen den verschiedenen Nationalitäten wuchern, mit dem Anziehen des Soldatenrocks nicht aus der Seele der Menschen schwinden, und man wird gerechten Zweifel hegen, ob einer so zusammengesetzten Armee die allgemeine Wehrpflicht viel frommen wird, aber keinen darüber, daß der Eintritt mitten in diese Reihen dem Gebildeten fast unüberwindliche Opfer auferlegt. Die österreichische Armee muß die Gebrechen des Reiches wieder spiegeln, und da erscheinen ihre Siege fast überraschender als ihre Niederlagen, unter sonst gleichen Verhältnissen. Auch der Bürger kann sich nicht eins fühlen mit einem solchen Heere. Oft hatten wir Gelegenheit nach Abschluß des Waffenstillstandes dies zu beobachten. Bekanntlich —

doch es verdient bekannter zu werden, als es ist — bestand die letzte Fürsorge und die — einzige der kaiserlichen Beamten vor ihrer Flucht vor uns, in der Mahnung, Frauen und Kinder vor den Preußen zu retten. Frauen und Kinder zu flüchten vor der preussischen Armee des Jahres 1866! Man darf nicht zürnen. Zu naiv ist diese österreichische Auffassung der Gefahren einer feindlichen Invasion und zu unfreiwillig das Selbstbekenntniß, das daraus hervorleuchtet. Diesen guten Rath fanden wir wohl in einigen Dörfern und kleinen Städten an der Grenze ausgeführt, doch Prag und Brünn dürsteten nicht nach dem Ruhme Moskauts und der Graf Laszansky ist kein Kojtopschin, mit einem Wort, wo wir hinkamen, waren wir vielleicht theure Gäste, aber wahrlich keine furchtbaren. Als die Choleraepidemie in unserem Heere zu wüthen begann, hatte ich Gelegenheit, eine große Zahl von Quartieren zu sehen, mit denen unsere Soldaten sich begnügten; oft fragte ich mich, welcher siegreiche Soldat außer unserem sich solche Spelunken und Böden bieten lassen würde in Feindesland, wo andere bessere Räume noch positiv vorhanden waren; ein gutmüthiger edler Kern liegt fürwahr in der Masse unseres Volkes furchtlosen Herzens und bescheidenen Sinnes. So kam es denn, daß den Bürgern der bereits okkupirten Städte der Eintritt des Waffenstillstandes durchaus nicht so willkommen war, als man glauben sollte; „jetzt hätte schon der Krieg noch fort dauern können,“ meinte mein Wirth, „auf ein paar Wochen länger wäre es jetzt nicht mehr angekommen, aber Ihren Leuten wird's sehr lieb sein, die haben ja gar sehr nach Weib und Kind gejammert.“ „Deshalb haben sie auch so rasch und glücklich dem Kriege ein Ende gemacht,“ erwiderte ich, „aber wie? Ihr selbst freut Euch nicht?“ „Rein,“ sagte er, „wenn 10,000 von unseren Soldaten wieder in einer Schlacht drauf gegangen wären, das ist bei uns nicht so schlimm, denn sehen Sie, wer sind denn unsere Soldaten? Das hätte man schon noch riskiren sollen.“ — Solche Aeußerungen konnten wir öfter hören; nicht sehr edel, diese Kriegslust ohne allgemeine Kriegspflicht, aber offenerzig und unter österreichischen Zuständen durch Manches entschuldbar.

Einen Staat giebt es in Europa, der ebenso wenig wie Oesterreich je ein Nationalstaat werden kann, und in dem dennoch keine nationale Frage je aufgetaucht ist, zum Beweise dafür, daß nicht Abstammung und Sprache allein, sondern auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Einheit des politischen Bewußtseins ein Volk zu bilden vermag. Es giebt ein Schweizervolk, das sich durch gleiche politische Anschauungsweise, durch gleiche Interessen und Bedürfnisse, durch gemeinsame Erinnerungen und Schicksale, durch Liebe zum Vaterlande, zu Freiheit und Unabhängigkeit fest zusammengekittet hat, und dennoch aus drei Nationalitäten und drei

hervorragenden Kulturnationen besteht. Freiheit und Bildung können auch nationale Dissonanzen lösen und eine Harmonie der Interessen herstellen, wo die Gleichheit des Ursprunges und der Sprache fehlt. Als in Oesterreich die nationalen Wirren des Jahres 1848 den offenen Abgrund gezeigt, und die Reorganisation des Reiches erfolgen sollte, da wurde freilich die Nothwendigkeit gefühlt, sich auch außer der Armee feste Stützen zu schaffen, — es bleibt ewig charakteristisch für Oesterreich, wo die Stütze gesucht wurde. Am 18. August 1855 wurde das Konkordat geschlossen, und durch dasselbe, wie Alexander Bach, der Schöpfer desselben, sich ausdrückte, „für die künftige sittliche Entwicklung des ganzen Reiches die unabänderliche Grundlage ein für allemal gelegt;“ dieser Autor des Wortes von der „leserlichen Barrikadenschrift,“ das er am 10. Juni 1848 offen im Wiener Gemeinderath gesprochen, hatte an den Abschluß seines Konkordates nur noch den Wunsch zu knüpfen: „es möchten alle Regierungen in Beziehung auf das Wechselverhältniß zwischen Staat und Kirche auf der Höhe der Erkenntniß der kaiserlichen Regierung stehen.“ Die politische Bedeutung des Konkordates ist, nicht durch Intelligenz und Freiheit, sondern durch Intelligenzlosigkeit und Unfreiheit sollte Oesterreich zusammengehalten, und für die geistlichen Hirten dieser Heerden sollte das Reich zum irdischen Paradies erhoben werden, auf daß sie, es zu verlassen, keine Sehnsucht bekämen.

Ueber ein Dezzennium besteht nun dieses System, und über seine unmittelbare Wirksamkeit für die Reichseinheit hat die Erfahrung gerichtet, überall hat der Klerus für die Nationalitäten gegen die Reichseinheit Partei ergriffen; bekannt ist das Auftreten des Kardinal-Primas Scitowshy an der Spitze der Ungarn, nicht minder, daß der venetianische Klerus keinen Anstand genommen, jetzt sogar für den Keger Victor Emanuel zu stimmen, aber wichtiger ist, daß in Deutsch-Oesterreich überall der Klerus für Tschechen und Slovenen eintritt und mit einem großen Theil des Adels gemeinsame Sache gegen die Deutschen macht. Das Räthsel ist nicht schwer zu lösen; die Reichseinheit kann in Oesterreich nur auf der Basis des Deutschthums zu Stande kommen, nur das deutsche Element kann den Kitt des Reiches bilden, wegen seiner allgemeinen Verbreitung, der Einheit der Sprache, der Kultur und Intelligenz. Aber die Gefügigkeit eines Volkes gegen seine Führer steigt mit seiner Abgeschlossenheit, also muß man die kleinen Stämme und Stämmchen vorziehen, und wie immer beschaffen, Deutschthum bleibt Bildung, Deutschthum Freisinn, wie kann man vom Klerus verlangen, seine göttlichen Interessen den Reichsinteressen hintanzusetzen?

Eine jede andere Regierung würde, durchbrungen von der Wahrheit,

daß die Schule den größten Einfluß auf die Zukunft eines Staates ausübt, die Schule in Oesterreich als Erziehungsmittel zur allmählichen Einigung der Völker im großartigsten Stile in die Hand genommen und durch Pflege der Intelligenz die nationale Eifersucht in gegenseitigen Wetteifer für die Größe des Reiches umzuwandeln wenigstens bemüht sein. Von den circa 25,000 Volksschulen, die das ganze Reich zählt, sind 7—8000 deutsche, über 6000 slavische, 4000 magharische, 600 wallachische, aber leider nur 3000 Schulen mit gemischter Sprache; unter den slavischen Schulen finden wir wieder 252 polnische, 437 ruthenische, 283 serbische, 199 kroatische, 62 slawonische in der Militärgrenze und 38 serbische im Küstenlande u. s. w. Diese Schulen wurden im Jahre 1854 von 1,400,000 Knaben besucht (bei 3 Mill. schulpflichtiger), und von 1 Mill. Mädchen (bei 2 Mill. schulpflichtiger), natürlich in einer Skala, welche mit 95 % im Erzherzogthum beginnt, um in Gallizien und der Bukowina mit 18, resp. 13 % zu enden; kein Wunder, daß dann von den Rekruten 1857 des Schreibens kundig in Niederösterreich von 2649—2323 waren, in Böhmen von 11,111—6600, in Dalmatien von 928—9. Die Zahl der Briefe 1863 — 117 Mill. — erscheint noch ziemlich günstig, gegenüber Preußens 172 Mill. und Frankreichs 298 Mill. (im Jahre 1864).

Das Konkordat stellte die Schule unter die Aufsicht des Klerus und raubte der Regierung jeden Einfluß auf Volkserziehung und Unterricht. Die Früchte dieses in Oesterreich ja nicht neuen, sondern nur nach jeder Richtung vervollständigten und befestigten Systems lieft man auf dem Gesichte jedes czechischen Bauern; weder Intelligenz noch gesunder, frischer Menschenverstand haben in diesen Köpfen ihren Sitz aufgeschlagen. Tritt man in ihre Wohnungen, so sieht man außer den nothwendigsten Nöthigkeiten nichts als Heiligenbilder und wieder Heiligenbilder, ihren ganzen Reichthum scheinen sie in Heiligenbilder umzusetzen; und wieder Heiligenbilder trifft man auf den Landstraßen, auf jedem Kreuzwege, auf den Brücken, auf den Marktplätzen. Man hat Ursache sich zu freuen, daß deren Inschriften wenigstens in einer dem Volke unverständlichen Sprache geschrieben sind; lieft man doch auf der Mariensäule auf dem Markte zu Proßnitz die Aufforderung zur Mutter Gottes zu beten, nam deus negare non solet, quod illa petit. Wie sollte eine kräftige sich selbst vertrauende Generation aus den Händen eines Klerus hervorgehen, der die Fürbitte der zahllosen Heiligen und nicht die Energie und Thatkraft der Menschen für die bewegenden Ursachen der menschlichen Geschichte anzusehen lehrt? Wie sollte ein Klerus, der alles menschliche Thun und Lassen von der Wiege bis zum Grabe gängeln will, Charakterstärke, Festig-

keit und Unabhängigkeit bei seinen Schülern pflegen? Und doch waren einst diese czechischen Bauern die Träger der hussitischen Bewegung und doch war dieses jetzt so bigott-katholische Oesterreich einst schon so weit, daß Kardinal Cajetan das ganze Reich schon protestantisch fand; in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts studirte der Adel in Wittenberg, alle Landeskollegien waren mit Protestanten gefüllt, man rechnete, daß nur noch der dreißigste Theil der Einwohner katholisch geblieben. Eines der schlagendsten Beispiele in der Geschichte, was Druck, echter Druck, d. h. das systematische konsequente Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Macht durch Generationen hindurch, zu wirken vermag; die Dragonaden lähmten das gegenwärtige, die Jesuiten beherrschten das zukünftige Geschlecht, und so wurde und blieb Oesterreich katholisch.

Der Geistesdruck, der den Bauer in Fanatismus und Rohheit erhalten, hat in den Mittelständen Sinnenlust und Leichtsin, Schwäche und Mattheit im Denken und Wollen hervorgebracht; ein leichtlebziges fast französisches Element charakterisirt die Deutschen Oesterreichs, lebenswürdig und nur allzu gefällig, zeigen sie wenig von jenem soliden festen Wesen, das sonst auch den Süddeutschen eigen ist. Wenn die Hauptstadt eines solchen Reiches als ein Capua der Geister gilt, wenn der Druck wirklich Servilismus und gedankenloses Sinnenleben in der Masse erzeugt haben sollte, und wenn dann, nach den unabänderlichen Gesetzen der Wechselwirkung zwischen Regierung und Regierten, der so korrumpirte Volkscharakter zur Konservirung des Druckes wiederum das Seine trägt, so ist das ein Unglück, aber keine Schuld der Völker. Verantwortlichkeit existirt für die Völker noch viel weniger als für die Einzelnen ohne Willensfreiheit und die Verabung der Willensfreiheit ist die erste Folge systematischen Geistesdruckes. Wie Mehlthau legt sich das System auf jeden Gedanken und spricht man mit verständigen Männern in den Mittel- und Kleinstädten Oesterreichs, so erschrickt man, wie bald sie in Folgerungen und Schlüssen nicht weiter wollen und wie rasch sie mit einem hastigen „aber unsere Pfaffen“ davoneilen. Daß das Erbtheil des deutschen Stammes, die gute Anlage des Geistes, den Deutschösterreichern wahrlich nicht fehlt, beweist die große Zahl von Autobiographen und ihre vortrefflichen Leistungen, beweist die Blüthe der medizinischen Fakultäten, in all' den Fächern, welche kein Gegenstand des Mißtrauens und Argwohnes werden können, vorzüglich gestützt durch die großen Krankenhäuser, meist josephinische Stiftungen. Auch die österröische Presse zeigt ein regeres Geistesleben, als in der That im Reiche waltet, und hat dadurch viel zu den Illusionen beigetragen, welche in Deutschland besonders über Charakter und Kulturzustand Oesterreichs gehegt werden. Im

vergangenen Sommer hat sie durch ungewöhnliche Wendungen den deutschen Sprachschatz bereichert; wir haben gern von der „affenartigen Geschwindigkeit“ Akt genommen, die sie uns nachsagte, und nicht weniger von der „heuschreckenartigen Gefräßigkeit,“ die der nur allzu natürliche Rückschlag unserer Entbehrungen war; die „kaninchenartige Vermehrung preussischer Offiziere in Prag und Brünn“ aber war ein unzweifelhaftes Kompliment für die Schönheit dieser Städte und ein vielleicht zweideutigeres für ihr Leben und Treiben. Doch Scherz bei Seite, der österreichischen Journalistik mag es an Tiefe und Gründlichkeit fehlen, und Advokatenart mag mehr, als gut ist, bei ihr gefunden werden, Gewandtheit, Lebendigkeit, leichter gefälliger Stil und eine im Tone nicht feine, aber in der Sache geschickte Vertretung ihrer Aufgaben ist ihr nicht abzuspreehen. Solche Pflanzen wachsen selbstverständlich auf den Feldern österreichischen Normalunterrichts nicht, Ausländer aus dem Reiche, Juden, und die zahlreiche Klasse der Autodidakten bilden die Rekruten der Presse.

Als ein spezifisch-österreichisches Produkt kann das Beamtenthum angesehen werden, und an ihm zeigt sich, wie sich der Geist an seinen Feinden rächt. Woher soll ihm auch die Klarheit des Geistes kommen, welche allein die Fähigkeit giebt, Zweck und Idee der einzelnen Befehle und Vorschriften zu erkennen und selbständig durchzuführen? Geistesklarheit, Selbständigkeit im Denken, Schärfe der Auffassung wären bei den so komplizirten und vielgestaltigen Zuständen besonders nöthig, aber ist denn der ganze Zuschnitt des Unterrichts und des geistigen Lebens derartig, um solche ernste Eigenschaften zu fördern? Selbständigkeit der Beamten bei einem Systeme, dessen innerste Triebfeder Furcht, Furcht vor jeglicher Bewegung ist! Und Charakterfestigkeit da, wo das erste Gebot ist, jeden Anstoß zu meiden! Der Mangel an Tüchtigkeit, Schuld des Systemes, soll durch größere Zahl ersetzt werden, das Mißtrauen erzeugt Kontrolle über Kontrolle, und so laborirt Oesterreich zu seinen sonstigen Schäden an dem erdenklich schlechtesten bürokratischen System, einem Heer von Beamten, unzureichend besoldet, mangelhaft vorgebildet, mechanisch gehorsam, ein Unsegen für das Land. Während der Okkupation sahen wir nicht bloß bei den Kommunalbeamten großer, sondern auch kleiner Städte administrative Tüchtigkeit vieler Bürgermeister und Gemeinderäthe und große Gewandtheit unter den schwierigsten Verhältnissen, Eigenschaften, die im Reichsdienste das System nicht zu pflegen und nähren vermag.

Einstmals hat die Erziehung durch die Jesuiten, welche die großen Familien Oesterreichs, seine traditionellen Leiter, ihren Kindern angebelhen ließen und noch lassen, in der Welt einen großen Ruf genossen, ohne eigene Schuld ist dieser Ruf dahin.

Nirgendß fürwahr wäre ihr non possumus besser angebracht, als für die Frage, ob die Jesuiten noch in Form und Inhalt ihres Unterrichts der geistigen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts Herrn geblieben sind. Durch die Naturwissenschaft hat sich nicht nur die äußere Gestaltung des Lebens in tief einschneidender Weise verändert, sondern was viel wichtiger ist, die schöpferische Kraft menschlichen Denkens und Forschens hat sich handgreiflich bewährt und schiebt theologische Kloppfechtereien hinweg, wie Erwachsene Kinderspielzeug fortschieben; in einem solchen Zeitalter erfekt dialektische Gewandtheit weder den Mangel umfassender Uebersicht, noch der geistigen Klarheit. Die Erziehung des hohen österreichischen Adels durch Jesuiten hat keine hervorragenden Früchte aufzuweisen; da aber diese großen Familien seit Jahrhunderten wie jetzt, still doch ununterbrochen, thatsächlich das Hest des Reiches führen, so wurde unter diesen Umständen ihre geringe Zahl (das österreichische Herrenhaus zählt 49 erbliche Mitglieder) und die daraus hervorgehende geringe Auswahl für die wichtigsten Stellen ein nicht gering anzuschlagender Schaden für das Reich. Wo der gesammte kleine Adel als gleichberechtigt für Staatsämter angesehen wird (im alten Preußen circa 28,000 Familien), da ist durch seine große Zahl eine natürliche Konkurrenz gegeben, welche dem Einzelnen zu seinem Fortkommen die Nothwendigkeit guter Ausbildung auferlegt; wie große anderweitige Schäden die Protektion eines Kleinadels mit sich bringt, die Regierung behält immer eine große Auswahl, der Einzelne aus diesen Kreisen den nothwendigen Sporn zu Fleiß und Thätigkeit. Der österreichische Kavalier aber, mochte er die Civil- oder Militärlaufbahn ergreifen, war sicher, in kurzem in die einflussreichsten dominirenden Stellungen zu gelangen, ohne alle Rücksicht auf Anciennetät, als Erbstück seines Namens, nicht als Folge seiner Leistungen. Oesterreichs sprichwörtlich gewordenes Kriegsglück verbankt es nur allzu oft hochgestellten, weil hochgeborenen Männern mit unzureichenden Fähigkeiten. Schon die geringe Zahl dieser Familien im Verhältniß zu der Zahl hoher Stellungen machte die Berufung ausländischen Adels nothwendig, der universale Charakter des Reiches schien sie in einem Umfange zu gestatten, wie sie in keinem Staate sonst erfolgt ist. Auch Preußen hat eine nicht geringe Zahl seiner besten Kräfte aus dem übrigen Deutschland gezogen, und wer wollte in der Geschichte Preußens die Namen Stein, Hardenberg, wie Derflinger, der alte Dessauer, Blücher, Sneyßenau, Scharnhorst, Moltke und vieler vieler anderer missen? Aber in unseren Staatsdienst wurden sehr wenige Nichtdeutsche aufgenommen, und die Deutschen fanden bei uns im Ganzen gleichartige Zustände wie in ihrer Heimath vor, in die sie sich daher rasch hinein zu leben vermochten. In

Oesterreich finden wir eine Musterkarte aus aller Herren Ländern: Italiener wie Montecuculi und Eugen v. Savoyen, Franzosen (Bucquoy, Mercy), Niederländer (Tilly, Altringer, Croh), Irländer (Leslie, Loudon, Wallis), ja Spanier und Portugiesen fehlen nicht, — außer den unzähligen Deutschen, die zum Theil zu Leitern der auswärtigen Politik erhoben, wie Kaunitz, Metternich, Rechberg, Veust, zum Theil in zweiter Stelle noch gegenwärtig, wie Biegeleben, Gagern, Melsensbug, der auswärtigen Politik Oesterreichs einen deutschen Schein gaben, der mit dem inneren Charakter dieses Staates gar nicht übereinstimmt. Diese Berufungen unter solchen Verhältnissen mußten die Gefahren des aristokratischen Regiments bedeutend erhöhen; durch sie wurde die für Oesterreichs innere Zustände so verhängnißvoll gewordene Richtung der ganzen Politik nach Außen nur noch verstärkt, sie lag Ausländern an und für sich näher und doppelt nahe, da es ihnen sehr schwer fallen mußte, sich in die so verwickelten inneren Verhältnisse hinein zu arbeiten. Doch auch die Ausländer, die diese Kenntniß sich endlich erworben hatten, mußten, um sich überhaupt zu halten, den am Hofe herrschenden Mächten, Klerus und Aristokratie, Konzessionen machen, sonst erblich ihr Stern so rasch als er aufgegangen war; auch dieses frische Blut kam daher dem österreichischen Staatswesen wenig zu Gute, dort kann nur ein Aristokrat aus höchster Familie als Reformator auftreten.

So wird das Reich bis heute regiert. Die Masse des Beamtenthums unter geistigem Druck in Unbeweglichkeit und Formalismus erhalten, seine Spitze gebildet von Kavaliersfamilien, das Ganze beherrscht von den unsichtbaren Mächten des Hofes und der Geistlichkeit. Es bleibt noch das finanzielle Resultat dieses Systems anzuführen; von 1781 bis jetzt, also in 85 Jahren ist nur zweimal der Fall vorgekommen, daß die ordentliche Einnahme den Bedarf deckte, alle anderen 83 Jahre haben Defizits ergeben; kein Wunder, daß das Reich, welches seit 1811, dem Jahre des ersten Staatsbankerotts, 3 Milliarden fast nur für Machtstellung ausgegeben hat, nach 55 Jahren schon am Rande des zweiten Bankerotts steht. Das Reich trieb eben auch Kavalierswirthschaft; dieselben Menschen, dieselben Methoden, dieselbe Erhabenheit über bürgerliche Sparsamkeit und Sorgfalt ruinirten die Staats- wie die Landwirthschaft. Daß Staatsverwaltung und Regierung eine Kunst ist, die erlernt und geübt sein will, daß es Staatswissenschaften giebt, die man kennen muß, um des Landes Wohl zu fördern, sind Kleinbürgerliche Anschauungen, nicht würdig so hochgeborener, meist sehr liebenswürdiger, zum Theil gewiß recht wohlmeinender Herrn, die Oesterreichs Schicksal in Händen haben.

Die Gesamtheit der österreichischen Zustände ist gegenwärtig so, daß im Munde österreichischer Staatsmänner das Wort *après nous le déluge* verzeihlich erscheinen kann. Froh, über den Tag, über das Jahr hinweg zu kommen, dünkt ihnen trotz aller Neugestaltungsprojekte Nichtsthun als die höchste Weisheit, und das kolossale Reich ist in der That so kaufällig, daß das *noli me tangere* — wenn es eben möglich wäre — ihm noch die längste Dauer verspräche. Rath- und thatlos, wie sie auch in besseren Zeiten waren, haben sie aus ihrer geistigen Noth eine Tugend gemacht und dieselbe unter dem Namen „konservatives System“ geabelt. Oesterreich fehlen die Fundamente des modernen Staates, Volkseinheit, Volkswohlfahrt, Volksbildung, sie sind zum Theil gar nicht, zum Theil sehr schwer herzustellen.

Einmal galt das Reich als ein Meisterstück der Kabinettsarbeit. Ein großer Staat, ausschließlich nach territorialen Prinzipien aus vielen Völkern gebildet, die ihren Zusammenhang und ihre Einigung allein in der Dynastie fanden, und geschaffen weniger durch Waffengewalt als durch diplomatische und friedliche Mittel, mit List und Pffiffigkeit und nicht ohne den äußeren Anstrich von Güte und Wohlwollen, erfolgreich vor Allem durch jene Zähigkeit und Konsequenz, die für aristokratische Regierungen charakteristisch ist. Doch die Zeit für diese Künste ist vorüber. Seit die großen Nationen Europas als Rückschlag der napoleonischen Eroberungskriege Sicherheit und Größe ihres nationalen Daseins durch die Bildung großer Nationalstaaten allein gewahrt finden, ist der österreichischen Kabinettspolitik das alte Sicherheitsgefühl, und damit die alte Ruhe und Konsequenz vollständig abhanden gekommen. Die Rollen haben gewechselt, in Unruhe und Hast macht diese Politik jetzt die seltsamsten Sprünge von Bündniß zum Kriege, von hoffärtiger Kriegslust zu rasch verzweifelndem Friedensschluß, und nichts ist an ihr beständig als der Wechsel. Siegesgewißheit, Bedachtsamkeit, Vorsicht herrscht jetzt bei ihren nationalen Segnern.

Das Krachen des alten Baues läßt sogar schon seine Dauer fraglich erscheinen. Nach dem alten Systeme europäischer Politik galt Oesterreichs Existenz als eine politische Nothwendigkeit. Wenn dem Rußland des kommenden Jahrhunderts gegenüber neben einem kräftigen deutschen Staate ein Bollwerk im Südosten von Europa zur Seite stände, geeignet zur Abwehr und auch zur Anziehung fähig, wer sollte sich desselben nicht freuen? Doch wer nennt Oesterreich noch ein Bollwerk? Wer traut Oesterreich noch die Fähigkeit zur Anziehung zu, da es nicht einmal mehr die zur Selbsterhaltung an den Tag legt? Die Politik muß mit lebendigen Kräften rechnen und auch auf liebgewen-

nene Illusionen verzichten. Kein Staat kann für Europa nothwendig sein, der keine Nothwendigkeit ist für seine eigenen Völker. Darin allein liegt die Berechtigung seiner Existenz. Wenn für irgend eines der Völker, die dies Reich bilden, so müßte für Ungarn seine Existenz als eine Nothwendigkeit erscheinen. Als Rationalität in Europa isolirt stehend, können die 5 Mill. Magyaren nur unter dem Rechtstitel des Königs und der Verfassung eine politische Herrschaft über die 11 Mill. zählenden Volksstämme ausüben, welche sie zur ungarischen Krone rechnen. Doch seit Jahrhunderten ist Ungarn wenn nicht geradezu *contra legem*, doch mindestens *praeter legem* regiert worden, und fast nie hat ihre Klage *de nobis sine nobis* aufgehört, so ist denn ein Mißtrauen gegen Ehrlichkeit und Treue der Regierung in ihnen großgezogen worden, welches ihr Interesse nahezu paralytirt. Die slavischen Volksstämme werden diesseits wie jenseits der Leitha als Werkzeuge gegen Ungarn und Deutsche von der Regierung gebraucht und vieles haben sie dadurch errungen; ihr Ideal, Oesterreich zu einem katholischen Slavenreich zu machen, werden sie nie erreichen, das verhindert die starke Opposition der Ungarn und Deutschen, ihre eigene Unkultur und ihre Verschiedenheit unter einander. Der Panславismus hat gute Wege, die Erinnerung an Polens Schicksal, wie die eifrige Opposition des katholischen Klerus, der dazu keines Spornes durch das Konkordat je bedurfte, lassen ihn nicht aufkommen, wohl aber droht, früher oder später, von dieser Seite der Heimfall der griechisch-katholischen Slaven an Rußland.

Von allen Völkern, welche Oesterreich bilden, haben die Deutsch-Oesterreicher am wenigsten Interesse an der Erhaltung des Reiches. Man ködert sie mit der Ausbeutung der materiellen Interessen des Reiches, aber welches Reiches? Eines aus Slovaken, Tschechen, Kroaten, Ruthenen und anderen in der Kultur zurückgebliebenen Völkern vorzugsweise bestehenden Reiches. Wo ist die materielle Blüthe der Deutschen, zu deren Erlangung eine gesunde Volkswirtschaft auf dem deutschen Boden mehr wie ausreichen würde, und die sie bei Fortdauer der österreichischen Zustände nicht erhalten, und wenn das Reich noch dreimal so groß ist. Sie allein von allen Deutschen sind zurückgeblieben in ihrem Wohlstand, der dabei noch auf völlig unsicherem Grunde ruht, sind zurückgeblieben in ihrer geistigen Ausbildung. Und über einem materiellen Segen, der nicht vorhanden ist, sollten sie nicht merken, daß der deutsche Boden unter ihren Füßen zu wanken anfängt? Daß es dem Bunde ihrer „deutschen“ Regierung mit all' den unkultivirten Nationalitäten gelungen ist, das deutsche Element zum Stillstand zu bringen, ja eine retrograde Bewegung einzuleiten? Sicherheit vor dem Fortschreiten der sla-

vischen Bewegung auf deutschem Boden kann gar nicht mehr der österreichische Staat mit seinen zahlreichen Slaven gewähren, nur der unmittelbare Anschluß an Deutschland vermag diese Bewegung zu hemmen. Was Oesterreich seinen Deutschen bietet, ist ein armseliges Vinsengericht, gegenüber der Blüthe, welche dieser von der Natur so reich gesegnete Boden allein durch das Einbringen deutschen Kapitals, durch die Intelligenz deutscher Landwirthe, durch die Sorgfalt eines Beamtenthums erfahren würde, das seiner Aufgabe gewachsen ist; und nicht zuletzt würde der Segen des deutschen Staates von dem niederen Klerus empfunden werden, der für das Konkordat begeistert zu sein keinen Anlaß hat, und wenn zuletzt, doch nicht am wenigsten auch von jenen Kavaliern, die ihre Scheingröße mit einem gesicherten Reichthum vertauschen würden. Die österreichischen Zustände sind eben derartig geworden, daß, den hohen Klerus ausgenommen, schon jeder Stand die wichtigsten staatlichen Bedürfnisse nicht mehr befriedigt sieht. Dauern sie fort, so wird bald Deutsch-Oesterreich den Tag von Königgrätz segnen, der einen Staat geschaffen, welcher Macht und Willen haben wird, diesen deutschen Boden für die deutsche Nationalität sicher zu stellen.

Durch das ewige Ausspielen der einen Nationalität gegen die andere, durch eine Regierungsweisheit, die über das *divide et impera* nie hinausgekommen ist, ist das Reich so gründlich bei allen diskreditirt, daß es auf keine mehr mit Sicherheit rechnen kann. Oesterreich lebt vorzüglich von der Furcht, daß sein Tod das Chaos bringen könnte. Sie verhütet die Selbstzersehung, aber nicht die Passivität beim Zerstückwerk anderer. Es hat schon größere und viel besser gefugte Staaten gegeben, die zusammenstürzten, weil sie den höchsten Zweck des Staates, das Gemeinwohl zu fördern, nicht zu erfüllen fähig waren.

Der Krieg von 1866 hatte die Befreiung Deutschlands von Oesterreich zur Aufgabe; bei diesem Zustand von Land und Leuten würde ein neuer Krieg die Zertrümmerung Oesterreichs zur Folge haben.

Königsberg 31. Dezember 1866.

Dr. Samuel.

Politische Correspondenz.

Berlin, 4. Februar.

Keines der großen Kulturvölker Europas hat eine weniger glückliche Geschichte hinter sich als das deutsche. Es übernahm die Herrschaft der Cäsaren und trachtete nach dem Primat in Europa; es verlor über diesem Streben die Einheit seiner Stämme. Es stritt um die Niederhaltung Italiens und erkämpfte damit seine eigene Zerreißung. Als die kirchliche Gewalt im Zenith ihrer Macht stand, unternahm es Deutschland, sie seinem Kaiserthum zu unterwerfen, und gewährte damit seinen Fürsten die erwünschteste Anlehnung an das Papstthum gegen das Kaiserthum. In Frankreich behauptete sich der alte Glaube, in England siegte die Reformation, in Deutschland ließ ein endloser Kampf nach der grimmigsten Selbstzerfleischung beide Bekenntnisse feindselig nebeneinander. Von den dreihundert deutschen Staaten ringt sich endlich einer im Norden mühselig empor; er verhindert, daß Polen, Schweden, Dänemark, Holland und Frankreich Nieder-Deutschland unter sich theilen; er wird die Schutzmacht des deutschen Protestantismus. Deutschland verbindet sich mit Europa, diesen Staat d. h. sich selbst in einem Kampfe, der sieben Jahre hindurch fortgeführt wird, zu vernichten. Der große Kriegsfürst Frankreichs hat Deutschland niedergeworfen; Preußen erhebt sich, Oesterreich schließt sich an, in der Entscheidungsschlacht bei Leipzig stehen 80,000 Süddeutsche 80,000 Preußen gegenüber. Nach zwei Jahrhunderten der Verarmung stellt Preußen den Wohlstand Deutschlands durch den Zollverein wieder her. In dem dadurch neuerstandenen Bürgerthum erhebt sich das nationale Gefühl gegen dieerspaltung, die Ohnmacht des deutschen Namens. Aber die Bewegung von 1848 mißlingt; statt die entscheidenden Faktoren des preußischen Staats für die Einigung zu gewinnen, setzt die radikale Partei Alles daran, diese zurückzustoßen. Wiederum ist man auf Fest- und Trinksprüche für die deutsche Einheit zurückgewiesen. Endlich ist es der Regierung Preußens gelungen, die maßgebenden Elemente des Staats der nationalen Aufgabe zuzuwenden, sie ist entschlossen den freilich schmalen Raum, die kurze Stunde zu benutzen, welche die europäische Lage, die Auflösung des 1815 gegründeten Staatensystems, welche die Aufrichtung Italiens der Aufrichtung Deutschlands gewährt. Da erhebt sich Deutschland noch einmal unter der Führung Oesterreichs, um Preußen d. h. seine eigene Existenz, seine Kraft, seine Bildung, seine Freiheit und seine Zukunft zu vernichten, und ein ansehnlicher Theil der preußischen Demokratie selbst unterstützt trotz der energischen Warnungen der ausgewanderten Parteigenossen diese Absicht!

Dennoch ist es endlich Licht geworden. Die deutsche Geschichte zeigt endlich wieder einen hellen Sonnenblick. Schleswig-Holstein ist Deutschland wiedergewonnen, Deutschland besitzt zum ersten Male seine Küsten und Häfen, die Flotte nach der wir seit dreißig Jahren gerufen ist da, sie ist erstanden trotz

jenes Widerspruchs der Mehrheit des preussischen Abgeordnetenhauses, sie zählt bereits eine unverächtliche Zahl tüchtiger Schiffe, und hat sogar eine Flagge erhalten; die wichtigsten Punkte unserer Küsten sind bewehrt. Preußen ist nicht unterlegen, es hat die Schmach von Olmitz abgewaschen; es ist größer und stattlicher aus dem Kampfe hervorgegangen, die niederdeutschen Kräfte sind wie zur Zeit der Ottonen wieder in einer Hand vereinigt. Die Pforten der Einigung sind aufgethan; das deutsche Parlament wird in wenigen Wochen tagen; es wird auf der breitesten Basis ruhen. Das alte Streben der Demokratie — es war nicht das unsere — ist mit dem allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht erreicht. Ein Rest des Mittelalters nach dem anderen bricht zusammen; und wenn die Post des Reichspostmeisters, das Privilegium des Kaiser Mathias, aufgehört hat zu existiren, so darf die schlimmste Erbschaft, die das Mittelalter den Deutschen hinterlassen hat, die Spaltung nicht länger bestehen. Der deutschen Nation ist das größte Glück widerfahren, von dem ihre Geschichte zu berichten weiß. Ihre heißesten Wünsche sind trotz ihres eigenen Gegenstrebens, trotzdem daß sie die Waffen wider sich selbst erhoben hat, erfüllt. Wider ihren Willen ist den Deutschen die langersehnte Einigung gekommen. Sie sind berufen einen entscheidenden Antheil an der Gründung der Institutionen zu nehmen, welche dieselbe wirksam machen und sichern sollen.

Jenseit des Oceans, in Australien, in Südamerika jubeln die Deutschen über die Wendung der deutschen Geschichte, in den Freistaaten Nordamerikas tragen sie das Haupt höher. Im Mutterlande scheint man den Morgen welcher kommen sollte nicht zu erkennen, nachdem er gekommen ist. Man reibt sich die Augen und wird nicht wach. Vergebens haben wir in den Wahlreden und Wahlprogrammen, die wir von conservativer wie von demokratischer Seite vernommen und gelesen, eine Empfindung von der unvergleichlichen Bedeutung, von der einzigen Größe dieses Augenblicks in der deutschen Geschichte, von der Wucht der Verantwortlichkeit gefunden, die er dem preussischen Volke, den verbündeten Staaten, den Mitgliedern des Parlaments auferlegt. Die Conservativen bedauern, daß sie nicht umhin gekonnt hätten, das Reichswahlgesetz zu votiren, sie seien keine Freunde des Parlaments, die Demokraten erklären: die Freiheit sei in Gefahr.

Keine Nation hat so lange und schwer unter ihrer Zersplitterung gelitten, keine hat dies so tief empfunden als die deutsche. Würde ihr die Wahl zwischen Einheit oder Freiheit gestellt, sie hätte nach ihrer Geschichte und ihrer Lage unbedingt die erstere zu wählen. Sie folgte darin einfach dem ersten Gebote, dem der Selbsterhaltung. Ihre einfachste Pflicht gebietet ihr jeden Weg zu betreten, der am kürzesten zur Einigung führt ohne jede Klausel, ohne Nebenbedingung. Weder vor dem Wege der Eroberung noch vor dem der Diktatur, auch nicht vor dem der Militärdiktatur dürfte sie zurückschrecken, sie müßte willig auch dem despotischen Führer folgen, der ihr den Besitz seiner Glieder, ihr Bestehen, ihre ebenbürtige Stellung unter den Nationen und damit ihre Zukunft zu sichern vermöchte. Sie würde diesen Weg mit ruhigem Gewissen

gehen können. Sie würde sich sagen, daß die Frage der Einheit eine akute, eine Frage des leitenden Mannes, der europäischen Conjunktur, des Moments, die Frage der Freiheit eine chronische nicht bloß sondern eine beständige sei, die nicht bloß zu jeder Zeit in Angriff genommen und betrieben werden könne, deren Lösung ihr auch aus ihren vereinigten Kräften um so sicherer erwachsen müsse, je rascher und fester sie diese zusammenfasse.

Aber steht das deutsche Volk wirklich vor dieser unleugbar schweren Alternative? Ist in Preußen die Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht etwa so beschränkt wie in Frankreich, Oesterreich oder Rußland? Bedarf eine preussische Zeitung vorgängiger Konzeßion zu ihrem Erscheinen, versammelt man sich in Preußen nicht schon viel früher als zwanzig Tage vor dem Wahltermine, kann man hier nicht Alles reden und in der Presse sagen, was man irgend will, vorausgesetzt, daß es mit leidlichem Anstand und nicht zu geschmacklos geschieht? Wo auf dem Festlande ist die individuelle Bewegung, die individuelle Freiheit besser gesichert als in Preußen? Ist das preussische, das deutsche Volk nicht sofort in einer bis dahin niemals angewendeten Ausdehnung berufen, sein Wort und seinen Willen in die Waagschale zu legen, neben der Gründung seiner Einheit auch die Interessen seiner Freiheit, seine Rechte wahrzunehmen? Das Parlament ist berufen — und Deutschland hätte Ursache für seine Freiheit zu zittern; in einem Augenblick zu zittern, in welchem die preussische Regierung durch eine starke Pression das Herrenhaus genöthigt hat, in die Vermehrung der Abgeordneten zu willigen ohne das Aequivalent der eigenen Vermehrung?

Und dennoch scheint die Mehrheit des preussischen Abgeordnetenhauses Besorgnisse dieser Art gehegt zu haben. Sie hat, um die Rechte der preussischen Vertretung sicher zu stellen, das Recht des Parlaments zur Vereinbarung der deutschen Bundesverfassung auf die Verathung derselben herabgedrückt. Offen gestanden, wir hätten diesen Beschluß eher vom Herrenhause als vom Hause der Abgeordneten erwartet. Wie sehr derselbe das Zustandekommen des Bundes erschwert, liegt zu Tage. Das Recht der Entscheidung über die Beschlüsse des Parlaments ist damit nicht der preussischen Vertretung allein, sondern auch einundzwanzig anderen Vertretungen beigelegt, und Herr Löwe-Calbe irrt, wenn er glaubt, daß die Entscheidung des sächsischen, des mecklenburgischen, des hessendarmstädtischen Landtags nichts zu bedeuten hätte. Inzwischen wird ihn die Rede des Grafen Hohenthal von den Befugnissen der sächsischen Kammern und vom erblichen Ober-Präsidenten sammt der Antwort des Ministers wohl schon eines Besseren belehrt haben. Jene Vorsichtsmaßregel des preussischen Abgeordnetenhauses hat indeß den demokratischen Wahlkandidaten bei Weitem nicht genügt. Sie verlangen die Reichsverfassung von 1849 d. h. die laxere Einheit statt der strammeren, die größtmögliche Reibung der Maschine, statt der prompten Aktion, sie verlangen die Grundrechte von 1849 d. h. eine Summe von idealen Freiheitlichkeiten, welche über die sicherlich unverächtlichen Grundrechte der preussischen Verfassung hinausgehen, und je weiter ausgedehnt desto mehr zunächst den Gegnern Preußens und des neuen Bundes d. h. den Partikula-

risten in Schleswig-Holstein und Hannover, in Mecklenburg und Sachsen, den ultramontanen Freunden Oesterreichs sowie den Polen, mithin den Deutschland zergehenden Elementen, zu Gute kommen würden.

Wir verstehen vollkommen, daß die demokratische Partei, obwohl geschlagen und aus allen ihren Positionen geworfen, den Kampf nicht aufzugeben gemeint ist. Aber wir finden es für die Sache Deutschlands nicht unbedenklich, daß dieser Kampf auf die Aufgabe der Einigung selbst übertragen werden soll. Gewiß, das preussische Abgeordnetenhaus soll auf seine Rechte halten. So billigen wir es vollständig, daß die Mehrheit desselben bei einer ansehnlichen Bewilligung für Erweiterung der Staatseisenbahnen daran festgehalten und als ausdrückliche Bedingung ausgesprochen hat, daß Veräußerungen derselben ohne ausdrückliche Zustimmung des Landtages nicht stattfinden dürfen. Wir haben uns gefreut, unsere Freunde an der Spitze dieser Position zu finden. Aber es ist ein Anderes, die härtesten Gegensätze des eben beendeten Conflicts in die Gründung des Bundesstaats hineinzutragen und gerade die Kandidaten als die geeignetsten für das Parlament zu empfehlen, die der preussischen Regierung in den letzten vier Jahren die schärfste Opposition gemacht haben. Wir würden ruhiger sein, wenn die Waldeck und Schulze-Delitzsch, die Ruge und Lüning seitdem in demselben Maße gelernt hätten als die Regierung. Aber es schwebt ein eigener Ausern über den Unternehmungen der Demokratie. Seit 1848 hat sie nicht viel Anderes aufzuweisen als Reden und vergebliche oder schädliche Abstimmungen, und wir können nicht finden, daß die Partei im Ganzen und Großen Anstalt machte, ihre Irthümer zu erkennen. Sie unterlag 1848, weil sie die Bewegung über ihr deutlich indicirtes Maß trieb. Sie stürzte das liberale Ministerium, ohne es durch ein liberaleres ersetzen zu können. Sie begann dann einen Kampf, zu dessen Durchführung ihr nicht nur die Kraft, sondern auch die Voraussicht fehlte. Dem Kriege haben sich ihre hervorragendsten Führer weit über die Grenzen hinaus widersetzt, welche jede patriotische Partei inne zu halten hat; sie sind mit den Oesterreichern geschlagen. Und heute kommen dieselben Männer *re quasi bene gesta* und bieten sich als die geeignetesten Werkzeuge, die deutsche Einigung auf dem Parlamente zu Stande zu bringen! Natürlich müssen sie die Grundlagen, welche die Politik der Regierung gewonnen hat, annehmen, aber sie thun dies halb und widerwillig. Es wäre doch besser gewesen, wenn man die Bevölkerungen von Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen gefragt hätte, ehe man sie einverleibte; hier auf dem Parlamente wenigstens müsse man sie nun doch zu Worte kommen lassen, das ganze Deutschland müsse es sein, und die zweijährige Dienstzeit wäre unerläßlich. Auch ohne diese gewundenen Erklärungen, auch ohne die Betonung der Reichsverfassung von 1849 und der Grundrechte muß dem mäßigsten Scharfsinn klar sein, daß diese Partei, wenn sie zahlreicher in das Parlament gelangt, die Zwecke desselben viel eher zu hindern als zu fördern geeignet ist. Sie will nichts Anderes und kann nichts Anderes wollen, als von dem neuen ohne sie und gegen sie geschaffenen Boden aus ihr altes Programm zu realisiren. Sie will nicht erreichen, was

die Lage erlaubt, sie will mehr und Anderes. Da ihrer Ansicht aber die Macht, die Mittel und die Möglichkeit des Sieges fehlen, kann sie nur hindern. Nun liegt auf der Hand, daß die Zukunft Deutschlands von den Wahlen der alten Provinzen Preußens abhängt. Wie kaum anders zu erwarten, werden die neuen Provinzen überwiegend angustenburgisch und welfisch wählen. In Mecklenburg hat die Regierung Sorge getragen, die Wahlen im Sinne des Erblandesvergleichs zu beeinflussen, die sächsische Regierung begünstigt offenkundig anti-preussische Wahlen und von Herrn von Dalwigk ist kaum eine andere Richtung der Einwirkung zu erwarten. Nimmt man einige spezifische ultramontane im Westen, einige polnische Wahlen im Osten Preußens hinzu, so würden diese Elemente, durch einen erheblicheren Bruchtheil preussischer Demokratie verstärkt, vollkommen im Stande sein, der nationalen Einigung sehr ernsthafte Hindernisse zu bereiten. Soll der Augenblick wieder verschertzt werden, weil die Einen die Einigung überhaupt nicht, die Anderen eine ihrer Meinung nach bessere wollen, soll dieses Unheil nach allem Unheil der deutschen Geschichte hereinbrechen, soll Deutschland zum dritten Male gegen sich selbst kämpfen, soll der Deutsche der „Vogel ohne Nest, der Träumer an der Klippe Rand bleiben?“

Wir sagten, daß wir vollkommen begriffen, daß die demokratische Partei den Kampf nicht aufzugeben gemeint sei. Sie kann ihn mit dem nationalen Gedanken nicht mehr führen, wenn sie Wirkung machen will, sie kann ihn nur führen und führt ihn, indem sie die Freiheit in Gefahr erklärt, um sich als Retterin derselben zu empfehlen. Daß die Freiheitsorgen, welche sie zu verbreiten sich bemüht, Boden finden, ist schwerer zu erklären. Es wäre gar nicht zu erklären, wenn man sich nicht erinnerte, von welchen Ausgängen, von welchen Voraussetzungen aus das deutsche Volk zu politischer Thätigkeit gekommen ist. Als das alte Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts in Trümmer fiel, concipirte das deutsche Volk an der Hand seiner Dichter seine humanistischen und freiheitlichen Ideale. Es erweiterte sie auf der Grundlage einer sehr abstrakten Philosophie. Von der Engbergigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Regierungen von aller öffentlichen Thätigkeit ausgeschlossen, begeisterte es sich an dem Glanze der französischen Kammerdebatten und erfasste endlich, wenn nicht die transatlantische Union doch den englischen Parlamentarismus als höchstes politisches Ziel d. h. das Produkt eines naheverwandten Volkes, aber zugleich eines diametral dem deutschen entgegengesetzten politischen Entwicklungsganges. Die praktische Schule, die dem deutschen Volke inzwischen eröffnet wurde, war die Gemeindeverfassung in Preußen, die es gesund, redlich und tüchtig entwickelte und die Tribünen der süddeutschen Kammern, die nicht die solidesten Früchte eintrugen. Man rang dreißig Jahre fast vergebens gegen Regierungen, die sich hinter den Bundestag zurückzogen, man konnte um so sicherer Forderungen stellen, je weniger reelle Folgen alle Reden und Beschlüsse herbeizuführen pflegten. In dieser Form wurde der Constitutionalismus vom Süden auf den Norden übertragen. Er hatte hier einen größeren Staat zu durchdringen und zu beleben. Aber jener Ursprung und jene Schule haben die demokratische Richtung auch hier auf Ab-

wege geführt. Der vereinigte Landtag, die Revisionskammer stellten beachtenswerthe Beispiele einer politischen Praxis auf, welche Resultate zu erreichen verstand. Die Demokratie zog es vor, ihre Forderungen zu erheben, ihre Principien zu bekennen, statt solchen Ergebnissen nachzutrachten. Sie opponirte genau in derselben Weise einem unfähigen und einem thätlosen Ministerium und einem Ministerium der That. Sie regierte nie und hat darum nie die praktischen Nothwendigkeiten und Bedingungen der Regierung kennen und ihre Forderungen demgemäß zu mäßigen gelernt; sie hat sich noch nie die Frage vorgelegt, welches Maß der Freiheit überhaupt ein konkreter Staat, dieser concrete Staat zu ertragen vermag, ohne auseinander zu fallen, sie hat niemals die Bedeutung der zusammenhaltenden Kräfte erwogen; sie kennt nur Rechte und hört ungern von Pflichten; sie ist dadurch in der angenehmen Lage ihrem Souverän, dem Volke, viel stärker zu schmeicheln als der servilste Minister seinem Könige gegenüber zu leisten vermag.

So ist es gekommen, daß für diese Partei noch heute die wesentliche Frage, die dem Volksvertreter gestellt wird, nicht etwa lautet, was hast du erreicht, was kannst du durchsetzen, was hast du dem Gemeinwesen durch dein Verhalten an Nutzen, Wohlfahrt, Recht und Ehre eingetragen, sondern die: welches ist dein Bekenntniß, welche Grundsätze hast du unerschütterlich bekannt und unüberäußerlich festgehalten? So stehen sich noch heute die demokratische und die conservative Partei gegenüber in einer Haltung, mit einem Verfahren und einer Handlungsweise, mit einer Exklusivität, die, wie wir öfter in diesen Blättern bemerkt haben, nicht dem politischen, sondern dem religiösen Leben angehören, mit dem Haß und dem Fanatismus religiöser Sekten, deren jede mit dem Stolz der Orthodorie, des alleinseligmachenden Glaubens auf die andere herabsieht. Noch heute blicken beide mit gleicher Verachtung auf die schwächliche Mittelpartei, die guten unglücklichen Altliberalen oder Gotthaer, die denn doch das Einzige geschaffen haben, was Boden und Bestand gewonnen hat, die preussische Verfassung.

Wir halten es nicht für überflüssig auf diese Eigenart des deutschen politischen Lebens, auf die Politik des Bekenntnisses in einem entscheidenden Augenblick der deutschen Geschichte hinzuweisen. Durch diesen an sich höchst achtungswerthen religiösen Idealismus, der seinem Parteileben zu Grunde liegt, kann sich das deutsche Volk heute selbst unberechenbaren Schaden bereiten. Es ist dieser Idealismus, welcher die unbeirrbarsten, charakterfestesten Bekenner, die Freiheitswächter quondam, die Gläubigen der transcendenten Einheit heute Zuhörer und Anhänger finden läßt. Es ist ferner jener alte unzerstörbare Zug des deutschen Geistes das Gegebene, Erreichbare, fest Umrissene, Bestimmte, mit einem Worte die Realität zu meiden, um dem Besseren, dem Höheren, dem Größeren, dem Idealen, d. h. dem Nebelbilde, dem Unerreichbaren nachzujagen. Darum soll denn nun auch heute nicht bloß die absolute Einheit, sondern auch die absolute Freiheit gegründet werden. Wenn nun aber die Gründung der Freiheit die Gründung der Einheit verklärzte, hemmte, vereitelte?

Niemand kann entfernter davon sein, als wir es stets waren und es heute sind, den liberalen Gedanken auszuschließen. Aber wir sind verpflichtet, im Namen der höchsten Interessen des Vaterlandes laut und entschieden dagegen zu protestiren, daß die Aufgabe des Parlaments in die Verwirklichung des liberalen Gedankens gelegt wird. Wer in dieser Welt etwas erreichen will, muß sich zu bescheiden, er muß sich zu beschränken wissen, am meisten dann, wenn Existenz, Sicherheit und Zukunft auf dem Spiele stehen. Die Aufgabe des Parlaments ist in erster Linie die Realisirung des nationalen Gedankens. Kann mit diesem auch der liberale verwirklicht werden, wir werden uns am meisten Glück dazu wünschen. Ist dies unmöglich, so muß der liberale Gedanke hinter dem nationalen zurückstehen. Das Parlament muß wie jeder praktische Mann daran festhalten, daß die sekundäre Frage die primäre Frage nicht schädigen darf. Mit einem Worte: die Realisirung des nationalen Gedankens darf an dem liberalen Gedanken nicht scheitern. Von dieser Ueberzeugung, von diesem Grundsatz aus, sind wir die entschiedensten Gegner der Ansicht, die den liberalen Gedanken zur Bedingung der Einheit macht. Das Parlament soll diesen verfolgen, soweit es ohne Gefährdung des Hauptzwecks, ohne Gefährdung der Einigung möglich ist. So weit — aber keinen Schritt weiter. Auch eine weniger liberale deutsche Verfassung ist tausendfach mehr werth als gar keine. Was bei pessimistischen Spekulationen herauskommt, hat auch die Demokratie zu erfahren Gelegenheit gehabt. Sie ist nirgend berechtigt und hat noch nirgend und niemals Segen gebracht, am wenigsten in einer europäischen Frage. Kennt man dies nicht entschieden liberal, so ist es entschieden national. Wir bleiben, was wir seit der Gründung dieses Blattes immer gewesen sind, die „Entschieden-Nationalen.“

Mit den Besorgnissen um die Freiheit wird es nicht allzuernst gemeint sein. Deutschland tritt in den Besitz einer Central-Vertretung, die aus allgemeinem Wahlrecht hervorgeht, es besitzt außerdem gegen dreißig Sondervertretungen. Es erfreut sich vieler Mittel zum Schutze der individuellen Freiheitsrechte, und alle Wege, auf die Staatsgewalten wie auf die öffentlichen Dinge einzuwirken, stehen ihm offen. Ist trotz alledem bisher weniger erreicht worden, als zu wünschen war, als zumeist wir gewünscht haben, so wird der Grund mehr in der Natur der oppositionellen Forderungen, als darin zu suchen sein, daß es an Mitteln gefehlt hätte, diese zu verlaublichen und zu unterstützen. Aber auch nach dieser Seite stellt der Bundesstaat vielmehr Förderung als Hemmung in Aussicht. Die Konzentrirung der deutschen Kräfte ist auch die Konzentrirung der gesammten deutschen Opposition. Ueberhaupt ist der Zustand der Gesellschaft, der Gang der Dinge im neunzehnten Jahrhundert nicht dazu angethan, für die Freiheit zittern zu machen. Wir begreifen viel eher, daß die Conservativen für die Aufrechthaltung der Autorität zittern. Kein Staatsmann und wäre er der begabteste und vom Glück begünstigste, vermag heute den kleinsten Schritt zu thun, ohne mit den berechtigten Tendenzen der Selbstbestimmung und Selbstregierung zu rechnen; am wenigsten ein Staatsmann in

Preußen. Kann er seine Regierung in Preußen auf die Doktrinäre der Solidarität der konservativen Interessen, auf die Unterstützung der Krantjunker, auf den hannoverschen Adel, auf die Partei Bismarck-Bernice stützen? Kann er den Bundesstaat auf die Tendenzen des mecklenburgischen Adels oder auf die alt-sächsische Loyalität bastren? Mit oder wider ihren Willen muß jede preußische Regierung eine Anlehnung an die liberalen Tendenzen Deutschlands nehmen.

Wäre die deutsche, die preußische Geschichte unseren Bevölkerungen ebenso vertraut als die allgemeinen Sätze politischer Doktrin Dank unserer weit verbreiteten Schulbildung und der Fluth unserer kleinen Presse gangbar geworden sind, wir hätten uns kürzer fassen können. Wir hätten zum Trost für schwache und ängstliche Gemüther nicht nöthig auf eine Eigenthümlichkeit der preußischen Geschichte bemerkenswerther Art hinzuweisen. Diese besteht darin, daß wenn einmal eine wesentliche Seite des Staatslebens zurückgedrängt und vernachlässigt war, die anderen desto wirksamer gepflegt wurden, daß deren Pflege dann auch jenem verstoßenen Rinde wieder neue Kräfte zuführte, so daß es danach desto reifer und stattlicher wieder hervortreten konnte. Es genügt an das Zurücktreten der auswärtigen Politik unter Friedrich Wilhelm I. und deren glanzvollen Nachdruck unter Friedrich II. zu erinnern, an die zweite Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelm's III., die die Freiheit ausschloß aber die Finanzen, den Staat retablierte, unsere Bildung und unser Bürgerthum schuf, so daß diese danach dessen Führung in Anspruch nehmen konnten, an die Periode des Manteuffel'schen Regiments, unter dessen reaktionärer Politik die thätigste Sorge für Handel und Verkehr unseren Bürgerstand reich und selbständig machte und damit seinem politischen Gewicht den Weg bahnte. So würde auch heute ein Uebergewicht der deutschen Politik, die Gründung der deutschen Einigung, selbst wenn sie die absolute Freiheit nicht gleich wie Minerva aus dem Haupte Jupiters hervorspringen ließe, dieselbe sehr bald in ihrem Gefolge haben.

Nur einen praktischen Punkt, auf welchen großes Gewicht gelegt worden ist, möchten wir noch hervorheben. Wir haben oben bereits des sogenannten Normaletat's für den Bundesstaat gedacht. Wir verweilen nicht bei der Erleichterung, welche die Sätze desselben den alten Provinzen Preußens eintragen würden. Diese würden immerhin 13,000 Mann weniger zu stellen und 2³/₄ Millionen weniger für das Heeresbudget aufzubringen haben. Wir bleiben bei der konstitutionellen Frage stehen. Ist der Bundesstaat bereits der Einheitsstaat, den die preußische Regierung in Einvernehmen mit dem Parlament beliebig besteuern und belasten kann? Sind gemeinsame Zoll- und Steuerbeträge, die der Verfügung der Centralgewalt durch den Bundesvertrag oder die Bundesverfassung überwiesen werden könnten, von solcher Höhe vorhanden, daß sie für die Wehrkraft des Bundes zu Lande und zur See ausreichen? Treffen beide Voraussetzungen nicht zu, so bleiben nur zwei Wege übrig. Entweder die Bundesregierungen verpflichten sich, für Bundeszwecke jede Steuer auf sich zu nehmen, welche das Parlament im Einverständnis mit der preußischen Regierung aufzulegen für gut findet, oder das Maximum, was im Frieden an Geld und

Leuten für die Bundeswehrkraft zu leisten ist, wird ein für alle Mal festgestellt. Der erste Weg ist dadurch versperrt, daß das Besteuerungssystem in den Bundesstaaten ein verschiedenes ist; außerdem würden weder die Bundesregierungen noch die Landesvertretungen, so lange sie bestehen, jemals einwilligen, sich ohne Veto vom deutschen Parlament jede beliebige Leistung auflegen zu lassen; das preussische Abgeordnetenhaus würde sein Veto vorweg einlegen. Somit ist der zweite Weg der Maximalbestimmung der allein gangbare. Dem Parlament bleibt dieser Verpflichtung der Einzelstaaten gegenüber nicht bloß die Vertheilung auf die einzelnen Dienstzweige und die Kontrolle. Es ist ihm unbenommen in dem festzustellenden Wehrgesetz, in der Kontingentsbestimmung unter dem Maximum zu bleiben, d. h. es kann weniger Mannschaft ausheben, es kann einen geringeren Beitrag einheben lassen; es kann über den Rest zu Gunsten des Bundes verfügen, es kann das Maximum im Einverständnis mit den Regierungen erniedrigen oder erhöhen.

Die wesentliche Aufgabe des Parlaments ist auch hier einfach und deutlich vorgezeichnet. Es kommt darauf an, die deutsche Armee so rasch wie möglich und so festgeschlossen wie möglich herzustellen. Das übermäßige Gewicht, was auf das Heeresbudget und die Dienstzeitfrage gelegt wird, ist ein Nachklang des preussischen Verfassungsconflikts, den wir auf dem Parlament nicht erneuert zu sehen wünschen. Die preussische Präsenzzeit ist die kürzeste aller europäischen Heere; die schwerste Last, weit schwerer als die Präsenzzeit war die bis zum vierzigsten Jahre hinaufreichende Verpflichtung. Man hat wohl behauptet, daß diese mehr auf dem Papier geblieben als wirksam geworden sei: die Artilleristen des zweiten Aufgebots werden darüber andere Auskunft ertheilen. In Zukunft wird die Verpflichtung mit dem zweiunddreißigsten Jahre enden. Niemals hat in Frankreich die Opposition weder unter der Restauration, noch unter der Julidynastie, noch unter dem zweiten Kaiserthum, weder an dem Kontingent noch an dem Militäretat ihre Kraft erprobt. Wiederholt hat vielmehr die Opposition zur Erhöhung der Wehrkraft getrieben; auch heute ist es die oppositionelle Presse gewesen, welche zu der gegenwärtig projektirten großen Reorganisation den Anstoß gegeben hat. In England hat sich die Opposition stets gehütet, die Armee anzutasten, weil sie sehr wohl weiß, daß sie derselben nicht minder bedarf wie die gegenwärtige Regierung, wenn sie selbst morgen an das Ruder tritt. Die jährliche Botirung der mutiny bill und des Soldes ist eine reine Formalität. Wir wissen sehr wohl, was unter Wilhelm III. geschehen ist. Das Parlament hatte dem Könige, so lange der Krieg gegen Frankreich währte, Geld und Rekruten in Uebersuß bewilligt, so unzufrieden man darüber war, daß er sich alljährlich in den Niederlanden schlagen lasse, daß er nicht mit der Mehrheit regiere und diese nicht regieren lasse, daß er auf der selbständigen Verfügung über das Staatseigenthum bestehe. Erst als der Friede gekommen war, reduzirte das Parlament in Erinnerung an die Armee Cromwell's, an die Jakob's II. die Streitkräfte und zwar über das Maß hinaus, das der König für zulässig hielt. Die übermäßige Reduktion gereichte in der That, wie sich

bald zeigen sollte, dem Staate zu großem Nachtheil. Wie den Parlamenten Wilhelm's III. wird auch dem deutschen Parlamente die Frage der Rekruten und Subsidien die Frage der Selbsterhaltung sein. Stellt es die deutsche Armee so rasch und so schlagfertig als möglich her, so wird es viel dazu beigetragen haben, den Frieden zu wahren, jeden Falls aber wird es dem deutschen Volke die Erhaltung seiner neuen Stellung in Europa und in der Welt, so viel an ihm war, gesichert haben.

Ueber die Lage Europas kann sich Niemand täuschen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Oesterreich die Entscheidung, welche im vorigen Sommer gefallen ist, nicht als endgültig ansieht. Man hat Unglück gehabt, das möglichst bald wieder ausgeglichen werden soll und muß. Nichts ist für Oesterreich gebotener, als seine Finanzen einiger Maßen herzustellen, und zu diesem Zwecke die größtmögliche Beschränkung in den Ausgaben eintreten zu lassen. Trotzdem geschieht das Gegentheil. Der Verlust einer so reichen und so stark bevölkerten Provinz wie Venetien bedingt den Wegfall der Regimenter, die bisher aus dieser Provinz rekrutirt wurden. Aber man hält Zahl und Formation der Armee, wie sie vor dem Kriege bestanden, nicht nur aufrecht, was allein eine erhebliche Vermehrung der Armee bedeutet, man verstärkt dieselbe außerdem um 78 Bataillone. In einem Augenblicke, in welchem man nicht bloß in Ungarn, auch in der andern Reichshälfte die schwersten Verfassungskrisen zu lösen hat, die das vorsichtigste und umsichtigste Handeln zur Pflicht machen, octroyirt man den Ländern diesseits und jenseits der Leitha die allgemeine Wehrpflicht, d. h. man erschwert sich selbst die Ausgleichung der Verfassungsconflicte auf das Aeußerste, nur um die zur Verstärkung der Armee nothwendigen Mannschaften auf der Stelle zu gewinnen. Es ist kein Geheimniß, wie lange und andauernd Fürst Richard Metternich und seine Partei auf das austro-französische Bündniß hingearbeitet hat. Diese Tendenz ist seit dem 4. Juli v. Jahres an maßgebender Stelle adoptirt worden. Erst nachdem man den Rath der Tuilleries eingeholt hat, ist Herr v. Beust an die Spitze des Ministeriums gestellt worden. Man glaubt die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich wesentlich zu fördern, indem man dem Ausgleich mit Ungarn die erste Stelle in dem neuen Programm der innern Politik gegeben hat. Man ist entschlossen, diesen Ausgleich zu erreichen, wie sehr sich dadurch Kroaten und Slaven, wie sehr sich die deutsch-czechische Hälfte des Reichs dadurch verletzt fühlen möge. Man wird der Versöhnung mit Ungarn schließlich jedes Opfer bringen. Wie man hier Frankreich zu Liebe der ungarischen Nationalität gerecht zu werden trachtet, häßschelt man mit der anderen Hand das alte Schoßkind Frankreichs, die polnische. Indem man auf die Politik von 1863 zurückgriff, indem man Herrn v. Goluchowski zum Statthalter Galiziens ernannte, hoffte man den Grundstein zur Allianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Polen gelegt zu haben. Man rechnet für das austro-französische Bündniß ferner auf den Klerus in Oesterreich wie in Frankreich. Man hält dafür, daß dem Kaiser von Frankreich um so größere Verpflichtungen und Rücksichten gegen die katholische Kirche und deren Geistlichkeit

obliegen, je vollständiger er die Convention vom 15. September 1864 ausgeführt hat. Nachdem er seine Truppen aus Rom zurückgezogen hat, seitdem er dem heiligen Vater keinen anderen Schutz als den der moralischen Unterstützung mehr gewährt, hält man ihn für desto stärker genöthigt, die katholische Großmacht Mitteleuropas, das Gegengewicht gegen Preußen, nicht fallen zu lassen, das Uebergewicht des Protestantismus, des protestantischen Staates in Deutschland nicht erdrückend werden zu lassen. Sollte der Kaiser selbst sich nicht hinlänglich von diesen Gesichtspunkten durchdrungen zeigen, so würde der Klerus Frankreichs dieselben geltend zu machen wissen. Je stärker derselbe durch das Aufgeben Roms verlegt und beunruhigt ist, um so weniger — so meint man in Wien — könne sich der Kaiser anderweiten Wünschen desselben widersetzen. Je übler sich die innere Lage Frankreichs gestalte, je heftiger die politische Opposition vordringe, um so weniger vermöge der Kaiser der Unterstützung des Klerus bei den Wahlen in den Landgemeinden zu entbehren. Was aber diesen schwerwiegenden Rücksichten auf die Unterstützung und Mitwirkung des Klerus nicht gelingen sollte, das würde der steigende Einfluß der Kaiserin zu erreichen im Stande sein.

Man rechnet in Wien jedoch nicht blos auf die katholischen Tendenzen, auf die Unterstützung des französischen Klerus für die Herbeiführung des austro-gallischen Bündnisses, man rechnet auf die Gebote der französischen Politik, auf die alten Tendenzen des französischen Staats, des französischen Volkes. Man rechnet vor Allem auf die Parteien der Opposition. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, mit welchem Aufschrei des Neides und der Entrüstung alle Parteien Frankreichs die Erfolge, die Vergrößerung Preußens aufgenommen haben. Herr Forcade wird nicht müde, in jeder Wochenschau das „Herabsinken (dechéance) Frankreichs zu constatiren,“ die große europäische Veränderung zu beklagen, die durch die Vereinigung der norddeutschen Streitkräfte an der Rheingrenze herbeigeführt sei. Seitdem habe Frankreich empfunden, „daß es sich nicht mehr im Besitz der Suprematie befinde, die es sich beigelegt habe, daß es das Uebergewicht der Macht nicht mehr besitze, welche für Frankreich die Bedingung der Sicherheit war, welche ihm die Freiheit seiner Action in der europäischen Politik gab und die Möglichkeit, das Schiedsrichter-Amt in den Geschicken der Welt zu üben.“ In diesem Punkt sind alle Parteien einverstanden. Der Graf von Chambord selbst hat seinem Kummer über das Sinken Frankreichs Seitens der legitimistischen Partei officiellen Ausdruck gegeben. Die orleanistische Partei ist bemüht, die Führung, die sie in dieser Richtung gewonnen hat, sich zu erhalten. Die Demokraten und Republikaner sind nicht zurückgeblieben und wollen mit wenigen Ausnahmen nicht zurückbleiben. Diese Agitation in der auswärtigen, in der Kriegspolitik ist für die kaiserliche Regierung die unbequemste und bedenklichste aller Gegenströmungen. Dem Ursprung, dem Namen und Charakter seiner Gewalt nach kann der gegenwärtige Inhaber des französischen Thrones wohl eifersüchtiger auf das Ansehen und die Suprematie Frankreichs, wohl kriegerischer sein als die Legitimisten und Orleanisten, aber nicht friedfertiger als diese. Und er darf auch nicht friedfertiger sein als die Demokraten.

Leute vom Schlage des Herrn Picard sagen ganz offen: wir haben das Kaiserreich zugelassen unter einer Bedingung, der nämlich, daß es Frankreich die Suprematie in Europa giebt; kann Ludwig Napoleon diese Bedingung nicht erfüllen, nicht mehr erfüllen, so sind wir nicht länger verpflichtet. Es war die Opposition, die den Ruf nach Verstärkung der französischen Wehrkraft erhob. Wie stark man in den Tuilleries diese Stimmungen empfindet, wie sehr man den Eindruck fürchtet, welchen die Adress-Debatte im gesetzgebenden Körper, welchen eine große Rede des Herrn Thiers auf die öffentliche Meinung ausüben könnte, das beweist die Unterdrückung der Adress-Debatte zur Genüge. Trotz der Gährung, welche in Frankreich herrscht, trotz der Spannung der Gemüther, des lebhaften Vorwärtstreibens der liberalen Tendenzen, scheut sich der Kaiser nicht, der gefürchteten Pressfreiheit, dem gefürchteten Vereinsrecht, ja dem Parlamentarismus selbst Concessionen zu machen, nur um dagegen die Adress-Debatte unterdrücken zu können. Es scheint die Betrachtung in den Tuilleries entschieden zu haben, daß die Adress-Debatte sogar störend auf die Welt-Ausstellung einwirken könnte. Diese aber muß zunächst ihren ungestörten Lauf haben; der Pariser Bürger hofft goldene Berge dabei zu gewinnen. Weiter wird dann auch wohl die Erwägung von Einfluß gewesen sein, daß die auswärtige Action der Regierung frei von unmittelbarem Druck des gesetzgebenden Körpers und der öffentlichen Meinung erfolgen müsse.

Die Vorgänge im Oriente und was seitdem diesseit und jenseit des Rheins sich ereignet, haben die Lage des Kaisers nicht erleichtert. Das osmanische Reich wankt in allen Fugen. Die Erfolge Rumäniens haben anstößend auf die Serbier, die Bulgaren gewirkt, die Griechen sind kaum zurückzuhalten. Der Aufstand auf Kreta ist, wenn nicht von königlichen Griechen und Garibaldianern gemacht (Italien hofft durch den Zerfall der Pforte zu guten Positionen in der Adria zu kommen), doch wesentlich von ihnen genährt worden. Durch den Krimkrieg ist Louis Napoleon für die Erhaltung des osmanischen Reichs engagirt. Aber diese Erhaltung zeigt sich von Tage zu Tage unmöglicher. Dazu fehlt dem Kaiser, um die erhaltende Politik zu Gunsten der Pforte durchzuführen, die Unterstützung der Macht, mit welcher er den Krimkrieg geführt hat, die Unterstützung Englands. England hat sichtbar die alte Rolle des Vorkämpfers der Türkei aufgegeben und gesteht offen, daß es sich nur noch für seine Verbindung mit Ost-Indien d. h. für die Offenhaltung der Straße durch Egypten, interessiert. Die kaiserliche Politik hat 1863 in der polnischen, 1864 in der dänischen, 1866 in der deutschen Frage gar keine oder geringe Erfolge geerntet. Je stärker unter diesen Umständen der Mißerfolg des mexikanischen Abenteurers wirkt, je weniger die orientalische Frage Frankreich das Feld für eine erfolgreiche Politik bietet, um so bestimmter sieht sich die Thätigkeit des Kaiser Napoleon auf ein anderes Feld gedrängt. Niemand weiß besser als er, daß Frankreich niemals einen Angriff von Preußen und Deutschland zu befürchten hat. Dennoch ist der Kaiser nicht davor zurückgetreten, von seinem Lande eine Heeresreform im größten Maßstabe zu verlangen. Daß 600,000 Mann guter

Truppen, von denen 200,000 Mann Berufsoldaten sind, ausreichen, Frankreich gegen jeden Angriff zu vertheidigen, leuchtet ein. Wenn der Kaiser die doppelte Stärke dieser Armee von Frankreich verlangt, wenn diese Zahl durch ein neues System erreicht werden soll, welches nicht bloß der bisherigen Richtung, die der Kaiser in der Gestaltung und Organisation des Heerwesens verfolgte, widerstreitet, sondern auch mit den Gewöhnungen und Empfindungen des französischen Volkes in Widerspruch steht; wenn dieses System trotz schwerer finanzieller Bedenken, trotz des Widerstrebens der öffentlichen Meinung gegen diese Art der Wehrverfassung, trotz der Opposition, welche ihm im Senat und im gesetzgebenden Körper bevorsteht, durchgeführt werden soll, so ist dieses Projekt nicht, wie man gutmüthig in Deutschland wähnt, dazu bestimmt, den Kriegseifer der Franzosen abzukühlen, sondern deutet vielmehr auf sehr ernsthaftige Absichten in der auswärtigen Politik. Gewiß; der Kaiser wird nicht hartnäckig an jedem Punkte seiner militärischen Ideen halten, geschickt wie er ist wird er gewisse Modificationen nicht zurückweisen, aber es ist heute entschieden, daß die wesentlichen Forderungen durchgeführt werden sollen. Wenn aber den ohnehin belasteten Finanzen Frankreichs neue und sehr große Ausgaben zugemuthet werden, wenn dem französischen Volke starke Leistungen an Menschen und an Geld abgefordert werden, so muß Frankreich entweder durch Gewährung einer weitreichenden inneren Freiheit oder aber durch auswärtige Erfolge entschädigt werden. Die neue Militärlast ohne auswärtige Politik würde die Opposition, die innere Spannung und Gährung nur erhöhen, die vorwärts treibenden Tendenzen nur stärken können, und selbst das Zugeständniß weit bemessener Freiheiten würde unter solchen Umständen doch nur den antidynastischen Parteien zu Gute kommen.

Wenn der Kaiser den Kriegseifer der Franzosen zurückgehalten hat, wenn die Beseitigung der Adress-Debatte zeigt, daß er entschlossen ist, die Freiheit der Action sich zu wahren, so wird von anderen Seiten um so eifriger dafür gesorgt, den Haß und die Eifersucht der Franzosen gegen Deutschland zu schüren. Die belgische Presse treibt dies Geschäft mit vieler Ausdauer. Im Sommer verbarg sie ihre Verstimmung über die preussischen Erfolge nicht; sie declamirte unermüßlich mit den trivialsten Phrasen gegen die Vergrößerung Preußens, gegen dessen Räuberei und Gewaltthat. Seitdem hat sie sich darauf gelegt, den Franzosen einzureden, daß Preußen im Schilde führe, Frankreich nächstens mit einer Invasion zu überraschen. Sie denunciirt bald in dieser, bald in jener französischen Festung verkappte preussische Officiere. Ein belgisches Blatt ging neulich sogar so weit, zu behaupten, den Bericht eines jener Kundschafter an den König von Preußen gelesen zu haben. Welche Dienste die belgische Presse damit ihrem Lande zu leisten wähnt, ist schwer zu verstehen. Daß ihre allarmirenden Nachrichten der Wirkung auf die Erregbarkeit der Franzosen nicht verfehlen, beweist das Echo, das dieses Entengeschnatter in der französischen Presse findet. Auch die deutsche Presse ist in dieser Richtung leider nicht unthätig geblieben. Die Allg. Ausg. Btg. hat die Forderungen, die Herr Drouyn de Lhuys in den ersten Tagen des August an Preußen stellte,

die Verhandlungen, welche in jenen Tagen zwischen Herrn Benedetti und dem Grafen Bismarck Statt fanden, in die Oeffentlichkeit gebracht. Das Berliner Cabinet hatte diese Verhandlungen in vorsichtiger Diskretion verschwiegen; es hatte sich nicht gerühmt, jenen Forderungen Frankreichs ein peremptorisches Nein entgegen gestellt zu haben. Diese Vorsicht ist nun vereitelt, und die Enthüllungen der Augsb. Ztg. werden in Frankreich eine noch stärkere Wirkung üben, als jene Denunciationen der belgischen Presse hervorbringen. Bei Weitem schwerer wiegt ein anderer Umstand. In dem Briefe, den der Kaiser am 11. Juni v. J. an seinen Minister des Auswärtigen richtete, entwickelte er das ältere französische System für die deutschen Verhältnisse. Preußen und Oesterreich sollten sich in wohl abgewogenem Gleichgewicht balanciren, die süddeutschen Staaten sollten eine Gruppe für sich bilden. Zunächst natürlich unter österreichischem Protectorate, das jedoch nach Lage der Umstände auch mit dem französischen vertauscht werden konnte. Dieselben Gesichtspunkte leiteten die französische Mediation in Nikolsburg. Man konnte in Paris glauben, mit diesen Präliminarien, mit dem Frieden von Prag jenem Ziele um ein gutes Stück näher gekommen zu sein. Man acceptirte die Lösung des Bundesverhältnisses, die Trennung der deutschen Süd-Staaten von Oesterreich. Waren sie von Oesterreich formell gelöst, so mußten sie um so sicherer das französische Protectorat suchen, je schwächer Oesterreich eben geworden war und fernerhin wurde. Frankreich hätte dann immer aus dem deutschen Kriege ein sehr erkleckliches Resultat für sich gezogen. Die deutsche Demokratie stimmte dieser französischen Auffassung zu, als sie über die Zerreißung Deutschlands, über die Mainlinie, den militärischen Senderbund Preußens im Norden und den Rheinbund im Süden u. s. w. declamirte. Inzwischen hatte Graf Bismarck die Lage Hessen-Darmstadts im Norden und Süden des Mains benutzt, um Hessen-Darmstadt beim norddeutschen Bunde festzuhalten und eine Brücke über den Main zu schlagen. Er hatte die Friedensbedingungen für sämtliche süddeutsche Staaten in wohlwogener Mäßigung gestellt; er wollte dieselben weder nach Oesterreich noch nach Frankreich drängen. In den Präliminarien, wie in dem Frieden zu Prag hatte er Stipulationen vorbehalten, welche die nationalen Beziehungen zwischen dem norddeutschen und dem süddeutschen Bunde regeln sollten. Damit sicherte er zunächst den Fortbestand des Zollvereins, er vermochte durch diese Verträge die süddeutschen Staaten von dem Anschluß an Oesterreich oder Frankreich ab- und an Preußen festzuhalten. Seine Absichten gingen weiter. Er wollte nicht bloß eine handelspolitische Verbindung, er wollte die süddeutschen Staaten auch militärisch und politisch an Preußen festhalten, er wollte sie unter dem Schutze des Prager Friedens selbst besser bewaffnen und diese Macht dann durch ein internationales Bündniß an Preußen knüpfen. Diese Bemühungen haben ihre Früchte getragen. Die Konferenz der süddeutschen Staaten ist in Stuttgart versammelt; die entscheidende Macht im Süden ist für Preußen gewonnen. Wozu die einzelnen Regierungen zu schwach gewesen wären: eine Verbesserung ihrer Kriegsverfassung zu bewerkstelligen, wird ihrer Vereinigung gelingen. Wenn Baiern

durch die Führerschaft gewonnen ist, wenn Herr von Barmbüler erklärt hat, das Programm des Fürsten Hohenlohe anzunehmen und zu dem seinigen zu machen, so wird Baden und die Stellung Hessen-Darmstadt's im Norddeutschen Bunde dafür sorgen, daß der Führer auf dem rechten Wege bleibt.

So bedeutend dieser Erfolg für Deutschland ist, wie sehr der ausgesprochene Anschluß der süddeutschen Staaten an Preußen, der die deutsche Streitmacht um 150,000 Mann vermehrt, geeignet erscheint, den Frieden zu sichern, so groß ist andererseits die Enttäuschung und der Unwille in Wien und in Paris. Wir könnten die Aeußerungen französischer Parteihäupter radikaler Richtung auführen, daß Frankreich auch die größten Anstrengungen, die größten Opfer an Menschen und Geld daran setzen müsse, um den Anschluß des Südens an Preußen zu hindern. Man ist geneigt, in dem Ministerium Hohenlohe eine preussische Intrigue und in dessen Programm eine Provocation zu sehen. Bei der Art und dem Charakter des jungen Königs von Bayern, bei den Einflüssen, die ihn umgeben und nach seiner Vermählung noch stärker umgeben werden, ist nicht mit Sicherheit auf die Dauer des Ministeriums Hohenlohe zu rechnen, obwohl es die Unterstützung der Kammern besitzt und in noch weiterem Maaße erwerben wird. Die Herren Dalwigk und Barmbüler sind gewohnt, sich nach den Umständen zu richten. Die clerikale Partei ist mächtig in Bayern, nicht ohne Anhang in Württemberg und stark in Baden. Wird sie von Paris und Wien in die Mitte genommen, vereinigt sie sich mit den radikalen und republikanischen Elementen in Württemberg und Baden, so kann auch heute noch nicht dafür eingestanden werden, daß nicht die Wogen der Agitation die süddeutschen Regierungen zwingen, noch einmal mit Oesterreich zu gehen, auch wenn dies in diesem Falle zugleich mit Frankreich gehen hiesse.

Das ist die Lage Europas. Sie enthält ausreichende und nahe genug drohende Elemente des Unfriedens. Die Anhänger der Throne, die im vorigen Jahre gefallen sind, vom Main bis zur Königshau, erwarten den Ausbruch mit Ungeduld. Mag Preußen, mag das deutsche Volk Vertreter wählen, welche entschlossen sind, Deutschland rasch unter Dach zu bringen. Wird der Moment versäumt, so fällt die Verantwortung diesmal nicht auf die Regierungen, sondern auf die Wähler d. h. auf das deutsche Volk.

N o t i z e n.

Die Vollendung von Koberstein's Geschichte der deutschen Litteratur.

Wie die Geschäftswelt, so hat auch die wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit in unserm Vaterlande den Kriegslärm während der Sommermonate des verflossenen Jahres als eine Störung empfunden, von der man nicht absehen konnte, wie lange sie dauern, wie verhängnißvoll sie sich äußern werde. Als in jenen Monaten die letzten Textebogen der vierten Auflage von Koberstein's Grundriß der deutschen Nationallitteratur (Leipzig, bei Vogel, 1866) erschienen, da mögen Wenige Muße und Stimmung gehabt haben, das nun vollendete Werk zu genießen oder zu studiren. Dohnehin fehlte damals für den letzten Band noch der Schlüssel, der seitdem in einer erschöpfenden Inhaltsangabe und einem vollständigen Register nachgeliefert worden ist und ohne den Niemand, der nicht durch fortwährenden Gebrauch mit dem Buche vertraut war, in dessen labyrinthischem Bau sich zurechtfinden konnte. Mit wie anderer Freude nehmen wir jetzt das Werk zur Hand! Die scheinbar ungünstigen Umstände, die seine Vollendung begleiteten, erscheinen jetzt als die größte Gunst. Denn deutsche Litteraturgeschichte überhaupt ist mit Einem Male etwas Anderes geworden, als sie war. In ihrer Sprache und Litteratur fühlte sich bis dahin unsere Nation als ein einiges Ganze. Diese ideale Einheit galt Vielen als das wahre, das einzig mögliche Band der politisch getrennten Stämme, Andern als ein unverächtlicher Ersatz für die fehlende staatliche Einigung, noch Andern als eine Bürgschaft, daß auch diese, früher oder später, nicht ausbleiben werde. In verschiedener Weise hat sich bei den Geschichtschreibern unserer Litteratur dieses Bewußtsein von dem Widerspruch unseres geistigen und unseres staatlichen Lebens bemerkbar gemacht; am schärfsten bekanntlich hat Gerwinus denselben Ausdruck gegeben, wenn er am Schluß seiner Geschichte der deutschen Dichtung den Wettkampf der Kunst unter uns für vollendet erklärt, dem fortan der andere nach dem Ziele eines würdigen staatlichen Daseins folgen müsse. Die Forderung des Historikers ist seitdem in nicht geringem Umfange, wenn auch wenig in dem von ihm gehofften Sinn, in Erfüllung gegangen. Das Jahr 1866, ein Jahr, dessen Zahl noch nach einem Jahrtausend die Knaben in den Schulen ihrem Gedächtniß einprägen werden, hat die Umwälzung herbeigeführt, von der dort die Rede ist, die wohl weiter geführt zu werden bedarf, aber die nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Alle Hände sind eben jetzt beschäftigt, an dem deutschen Staate zu bauen, den Preußens starke Kraft gegründet hat, und wirklich — noch fassen wir es kaum — ist „die Nation, die den Kern des Welttheils bildet, der spöttischen Stellung entnommen,“ die sie bis dahin einnahm. Von Stund' an, wie gesagt, gewinnt auch die Betrachtung der litterarischen Thaten unserer Nation ein verändertes Gesicht. Das Pfand,

das wir in ihnen für unsere politische Einigung erblickten, ist eingelöst: wir sehen jetzt auf sie zurück, um darin wie in einem vorzugsweise klaren Spiegel unseren vormaligen politisch kläglichen Zustand und doch zugleich die Gewalten zu erkennen, die denselben zerlegen und untergraben halfen. So verwandelt sich das praktische Interesse, das sich unvermeidlich der litterarhistorischen Betrachtung beigesellte, wenn dieselbe nicht auf ästhetische und philologische Gesichtspunkte sich beschränken wollte, in ein historisches von unbestreitbar wissenschaftlichem Werthe.

Ein Werk mithin, das, wie das Koberstein'sche, in diesem univervell wissenschaftlichen Geiste von Hause aus concipirt war, das mit bewunderungswürdiger Objectivität die Thatfachen unserer Litteratur vorführt, und dabei die mannichfachen Standpunkte wählt, um dieselben zu gruppiren, zu beurtheilen und in den Zusammenhang historischer Entwicklung zu stellen, tritt in diesem Zeitpunkt wie gerufen vor das deutsche Publicum. Die dankbare Theilnahme zwar der Fachgelehrten würde einem Werke, das selbst dem Belesensten auf jeder Seite irgend eine Belehrung bringt, niemals gefehlt haben, es ist von dieser Auerkennung und Lernbegier schon während seines allmählichen Erscheinens begleitet gewesen; der gegenwärtige Moment aber ist so angethan, daß wir der Pflicht uns nicht entschlagen mochten, auch die Freunde unserer Nationallitteratur in den weiteren Kreisen der Gebildeten zu dieser reich besetzten Tafel herbeizurufen. In je bescheidenerer Stille das Buch geworden und gewachsen ist, Alles, was Mode auf der großen fortwährenden Bücher-Ausstellung ist, verschmähend und zwar ohne Absicht, lediglich in ernster Sachlichkeit verschmähend, um so lauter möchten unsere Jahrbücher auf den Werth dieses Schazes diejenigen hinweisen, deren Blicken es sich bisher entzogen haben sollte. Mit besserem Gewissen haben wir das litterarische Ausruferamt in der That niemals geübt, denn die Beschaffenheit dieses Buches selbst macht die Reclame im schlechten Sinne geradezu unmöglich. Wer uns nicht glauben will, daß das Buch nur von außen abschreckend und unscheinbar wie jene Bildarbeiten ist, mit denen Alkibiades den Sokrates verglich, innen dagegen voll Einsicht und Verstand und eben auch die „schönsten Götterbilder“ zeigend, wer die Mühe verschmäh't, durch die unbequeme und über die Maßen altfränkische Hülle in den Kern einzudringen — einen Solchen verzeifeln wir zum Lesen zu überreden; es ist ja an deutschen Litteraturgeschichten im elegantesten Kostüm kein Mangel; möge er dieses bei Seite lassen, welches — wir wollen ohne Uebertreibung die Wahrheit sagen — sogar der Buchbinder in Form und Schick zu bringen einigermaßen seine Noth haben wird. Aber auch lesen, wie man sonst Bücher liest, kann man dieses nicht, man kann nur in demselben lesen. Ganz im Gegensatz zu der modernsten Methode der Geschichtschreibung, welche jede Nachweisung und Belegstelle unter dem Text für eine Pedanterie, eine Beleidigung des guten Geschmacks, eine Verflüchtigung an der Zeit und Bequemlichkeit des Lesers ansieht, ist diese Litteraturgeschichte in lauter Anmerkungen geschrieben, durch deren Gewimmel man sich mühsam an dem Leitfaden von arabischen Ziffern, lateinischen und griechi-

schen Buchstaben hindurch und zu dem Texte hinauffindet, der oft nur durch wenige Zeilen am oberen Raum der Seite vertreten oder ganz von den kleinen parasitisch wuchernden Anmerkungslettern verdrängt ist. Das ist ganz gewiß keine gute Oekonomie und noch gewisser keine Form, die sich künstlerisch rechtfertigen ließe!

Sie läßt sich einzig und allein aus der Entstehungsweise des Buches rechtfertigen. Von der Schulbank her erinnert sich vielleicht Mancher, der seitdem längst zum Manne geworden, des dünnen Koberstein'schen Leitfadens der deutschen Litteraturgeschichte, dessen Paragraphen er einst auswendig lernen mußte. Aus diesem Leitfaden ist durch allmähliche Erweiterung, durch Zusätze und wieder durch Zusätze zu den Zusätzen das Buch, wie es sich jetzt darstellt, dieses dickleibige, unförmliche, in Anmerkungen gleichsam ersickende Werk erwachsen. Die verhältnißmäßig geringste Ausweitung hat die den ersten Band der vierten Auflage bildende, bereits 1847 erschienene Partie erhalten, welche die ersten fünf Perioden unserer Nationallitteratur von den ältesten Zeiten bis zum zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts behandelt. Unsere obige Charakteristik trifft erst auf den zweiten und am meisten auf den dritten Band zu, welche zusammen die zweite Abtheilung des ganzen Werkes bilden, und die sechste, mit dem Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts abschließende Periode zum Vorwurf haben. Wie der Fleiß des Verfassers immer peinlicher, die Masse der durchzuarbeitenden litterarischen Erscheinungen immer breiter wird, so erscheint der Bau des Werks immer ungestalteter. Immer langsamer ist die Arbeit vorgeückt, aus dem Einen Jahre, das für die Vollendung des Schlußbandes ursprünglich in Aussicht gestellt war, sind deren neun geworden, und so sehr ist in diesen das Bedürfniß, den Stoff zu erschöpfen, das herrschende gewesen, daß nun erst der Anbau in den Anmerkungen den ursprünglichen Bauplan bis zur Unkenntlichkeit verdeckt hat. Wir haben in diesem Schlußbände — und es handelt sich gerade hier um die für uns Heutige unmittelbar interessantesten Partien, um die Zeit der gemeinschaftlichen Thätigkeit Goethe's und Schiller's und um die romantische Schule — wir haben gleichsam mehrere, selbständig nebeneinander bestehende Blücher, die doch Ein Rahmen umschließt. Nichts hindert, die Paragraphen des Textes als eine zusammenhängende, vollkommen klare, reichhaltige, nach allen Seiten wohlhabgewogene Darstellung der Bedingungen und Momente, der Entwicklung und des Bestandes unserer Litteratur für sich zu durchlesen. Man findet am Schlusse des Bandes dieselbe Darstellung noch einmal in noch compendiöserer Form übersichtlich zusammengebrängt. Man mag sich endlich, als ob es ein eigenes, drittes Buch wäre, in das Meer der Anmerkungen stürzen, um hier das unendliche Material in tausend und aber tausend Tropfen sich sammeln zu sehen —: es ist ein vollständiges und mehr noch ein beinahe absolut zuverlässiges Repertorium der litterarhistorischen Thatsachen. Hier erst wird auch das biographische Interesse an den Trägern der litterarhistorischen Entwicklung, bis zu den Sternen dritter und vierter Größe herab, befriedigt. Hier erst belebt sich die Darstellung des Textes zu einem anschaulichen Bilde

der Litteratur, wie dieselbe in Kritik und Journalistik einst wirklich lebte, athmete, strebte und wirkte. Hier erst rückt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die empirische Litteratur, der ganze Pragmatismus schriftstellerischer Wirksamkeit, es rücken mit den Autoren ihre Schriften, ihre Wechselstellungen gegen einander, ihre Parteiungen, ihre Streitigkeiten, ihr Verhältniß zum Publicum in den Gesichtskreis; wir vergegenwärtigen uns, wie alle Geschichte bis in's Unendliche in Geschichte zertheilbar ist und sich aus Ereignissen, Entwicklungen, Motiven in unübersehbarer Mannichfaltigkeit zusammensetzt.

Vielmehr aber, es gilt nun eben, diese nebeneinander herlaufenden Darstellungen zu verbinden, es gilt, Text und Anmerkungen zusammenzulesen und herüber und hinüber in Beziehung zu setzen, sich durch die vielerlei Excurse, die Verweisungen rück- und vorwärts, die Correcturen, die spätere Anmerkungen oft (als wäre der Verfasser noch mitten in der Arbeit oder im Selbstgespräch mit sich begriffen) gegen frühere Anmerkungen enthalten, — es gilt, sich durch das Alles nicht irren zu lassen. Wer so zu lesen versteht, der liest sich aus dem scheinbar unfertigen Buche ein fertiges zusammen; am Ende, wenn er erst, wie der Förster im Walde, jeden Baum kennen und finden gelernt hat, wie wird er dann erst den Reichtum des Ganzen schätzen und sich überzeugen, daß doch mehr Ordnung, Plan und Zusammenhang darin herrscht als auf den ersten, zweiten, dritten Gang durch die Pflanzungen sich offenbaren wollte. Das ist die Disciplin, die dieses Buch gegen den Wißbegierigen ausübt: wer nicht eher losläßt als bis er völlig heimisch darin ist, der muß zuletzt das Gefühl von einer allseitigen Beherrschung des Stoffs bekommen, er muß sich überzeugen, daß er sich einem Manne anvertraut hat, dem der Körper unserer neueren Litteraturgeschichte seiner ganzen Struktur nach bis in die feinsten Muskeln und Gefäße durchsichtig ist. —

Die Frage nach der richtigen Methode der Litteraturgeschichte ist bis jetzt weder theoretisch noch praktisch gelöst. Gewiß ist, daß ein kritisches Durchsprechen der einzelnen schriftstellerischen Erscheinungen, sei es nach irgend einem ästhetischen, sei es nach sonst welchem Maaßstab, nicht den Anspruch erheben kann, Litteraturgeschichte zu sein — am wenigsten, je einseitiger, subjektiver der Maaßstab, je unsicherer die thatsächlichen Grundlagen des Urtheils sind. Daß Litteraturgeschichte nicht eine Geschichte der geschriebenen Bücher, sondern eine Geschichte der Ideen sein müsse, ist gewiß ein sehr wahres, aber zugleich ein so vornehmes Wort, daß es erst durch die Ausführung gerechtfertigt werden kann. Es handelt sich eben um gar vielerlei Ideen, und dieselben haften zuletzt doch an dem Buchstaben der Bücher. Soll Litteraturgeschichte etwa bloß dem Zuge der sittlichen, der politischen, der ästhetischen Ideen nachgehn, wie sie sich im Ganzen und Großen in den Bekenntnissen der Autoren, in dem Inhalt ihrer Schriften manifestiren? Muß sie nicht diesen Zug vor Allem auch an der Gestaltung der poetischen und prosaischen Kunstformen, an dem Verhältniß der Stoffe zu den Formen, zuletzt auch an der Bildung der Sprache, an Vers und Numerus verfolgen? Und ist nicht die weitere Aufgabe, von diesem scheinbar

Außerlichen wieder zurück zu schließen auf die schöpferischen Kräfte? Wie weit sind dieselben wirklich schöpferisch? Liegt die zeugende Kraft in den Individuen oder in den Generationen? Genügt es, wenn der Litterarhistoriker uns der Reihe nach mit den nothdürftigsten biographischen Notizen die Poeten oder die Prosaisler sammt ihren Werken und einer Charakteristik derselben vorführt? Er soll uns ja eine Geschichte erzählen, er soll die Zusammenhänge aufdecken, die von Individuum zu Individuum, von Werk zu Werk, gleichsam genealogisch, fortlaufen. Um die Erkenntniß von Ursach' und Wirkung dreht sich alles wissenschaftliche Interesse. Allein welches sind die Ursachen, daß Goethe den Werther, daß Schleiermacher die Reden über die Religion schrieb? Wie viel von diesen Werken gehört diesen Geistern, wie viel der localen Umgebung, dem Zeitalter, den zufälligen Umständen an? Ist Beides nicht zu trennen, — wohl! wo ist die Kunst, welche ebenmäßig die Wurzeln bloslegt, mit denen ein bedeutendes Werk in realen Verhältnissen gegründet ist und ebenmäßig die tiefe Nothwendigkeit ahnen läßt, mit der, was unausgesprochen in der Zeit latent war, sich plötzlich zu einem ergreifenden Ausdruck zusammenziehen mußte? Die Kunst, welche uns in die Werkstätte des individuellen Geistes Einblick gewährt und dann wieder in breitem Durchschnitt weitverbreitete Stimmungen, Lebensansichten, Denkformen ganzer Zeitalter oder einzelner Kreise schildert? Das Alles und noch viel mehr ist Aufgabe der Litteraturgeschichte. Mehr oder weniger sind der Reihe nach alle diese Momente von dem Einen oder Andern unserer Litterarhistoriker in den Vordergrund gestellt worden, wie denn z. B. die Energie der Charakteristik die Glanzseite des großen Werkes von Gervinus ist. Die schlichte Ansicht, daß es in erster Linie die Pflicht des Geschichtschreibers sei, die Thatfachen treu und zuverlässig wiederzugeben, hat Koberstein mehr als irgend Einen seiner Mitstrehenden zur gleichmäßigen Berücksichtigung aller jener Momente geführt. Das Ideal der Litteraturgeschichtschreibung wäre unfehlbar erst dann erreicht, wenn diese Momente sämmtlich in das richtige Verhältniß zu einander rückten, wenn sie sich dergestalt verschlangen, daß eine übersichtliche an Einem Faden fortlaufende, künstlerische Darstellung möglich würde. Für diese fehlende Kunst indeß ist in der Vielseitigkeit der Ausgangs- und Gesichtspunkte, in dem Hin- und Herwenden des Stoffes, in der gewissenhaften Sachlichkeit Koberstein's ein Ersatz gegeben. Die in der unförmlichsten Weise zusammengestapelten Anmerkungsmassen sind das Geständniß der Verzweiflung an künstlerischer Bewältigung des Gegenstandes: aber sie sind gleichzeitig ein Zeugniß von dem vollen Bewußtsein über die Gleichberechtigung aller Seiten der vielseitigen Aufgabe.

Nur wenn wir uns selbst zu jenen Lesern rechneten, wie wir sie vorhin fordereten, die im Lesen es verstünden, das Buch zu einem geschlossenen Ganzen umzuformen, würden wir ein Recht haben, den Ausstellungen, die wir an der Form gemacht, andere, auf die Sache selbst eingehende hinzuzufügen. Nur wenn wir vor einem rein wissenschaftlichen Forum rebeten, würden wir, auch ohne den Vollbesitz dieses Rechtes, die Pflicht haben, aller achtungsvollen Dankbarkeit unbeschadet, auf diese oder jene Einzelheit hinzuweisen, die wir vermissen oder

andere wünschten. Detailanmerkungen zu diesem Buche von Anmerkungen zu machen, wollen wir jedenfalls den Federlesern überlassen — mögen jedoch auch diese sich vorsehen, daß sie nicht corrigiren, was irgendwo in einer versteckten nachträglichen Notiz in dem Buche selbst bereits corrigirt ist! Verdienstlicher dürfte es sein, diese und jene Lücke, die der Verfasser selbst eingesteht, zu ergänzen, diese und jene Frage zu beantworten, die er, weil ihm die Mittel zur Entscheidung unzugänglich geblieben, offen gelassen zu haben erklärt. Denn Koberstein beschämt durch solche Unterlassungen und Eingeständnisse nicht minder als durch das, was er Positives giebt und leistet, die Mehrzahl unserer gelehrten und ungelehrten Schriftsteller; er ist darin ganz Lessing, daß er auch nicht eine Zeile mehr gelesen zu haben scheinen will, als er wirklich gelesen hat. Wahrlich, solche Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit solchem Reichthum, solchem Wissen und solcher Belesenheit, ist selten in Israel!

Auch dasjenige andererseits, was wir im Großen und Ganzen für Fehler des Buchs halten möchten, stellt sich bei billiger Betrachtung als die Rehrseite seiner Tugenden heraus, oder hängt als nothwendiges Uebel mit seiner Form und Entstehungsweise zusammen. Die verschiedenen Kategorien, nach denen nebeneinander der litterarhistorische Stoff durchgenommen wird, widerstreben zum Theil einer solchen Trennung. Wiederholungen oder unbequeme Rückweisungen werden auf diese Weise unvermeidlich; mit Recht überwächst der Abschnitt, welcher den „Entwicklungsgang der Litteratur“ darlegt, alle übrigen an Ausdehnung, aber er ist in Wahrheit derjenige, der die übrigen in sich absorbiren müßte; er allein ist wirkliche Geschichte. Wenn davon die Betrachtungen über das allgemeine Verhältniß der deutschen Litteratur und des deutschen Lebens, die Statistik der litterarischen Localitäten, endlich die Uebersicht über die Litteraturprodukte nach ihren Gattungen getrennt werden, so mag das pädagogisch zweckmäßig sein, allein, indem es die Vollständigkeit der Darstellung verbürgt, so beeinträchtigt es deren Einheit und Gleichmäßigkeit. Am wenigsten ist Koberstein der Bedeutung des Persönlichen, der Ableitung epochemachender litterarischer Erscheinungen aus der individuellen Eigenart, aus dem Lebens- und Bildungsgange der Schriftsteller gerecht geworden. Die reine Thatsächlichkeit ist ferner so überwiegend der auszeichnende Charakter des Buchs, er bildet ein so wohlthuendes Gegengewicht gegen das entgegengesetzte Extrem, gegen die Methode, welche in lauter Urtheilen und Beurtheilungen Geschichte erzählt, daß wir es uns schon gefallen lassen müssen, wenn wir oft statt eigner Kritik der Reproduction fremder Urtheile begegnen. Im Wiedergeben oder Ausziehen älterer Recensionen hat nach unserem Gefühl der Verfasser zuweilen des Guten zu viel gethan. Sein eigener Geschmack und die Weite seines Gesichtskreises befähigt ihn hinreichend, den Leser mit selbständigem kritischen Urtheil zu leiten: seine Bescheidenheit und Behutsamkeit läßt ihn leiser als nöthig auftreten oder unterwirft ihn auch wohl der Autorität Anderer. Bei der Beurtheilung des Verdienstes der poetischen Leistungen der Romantiker scheinen seine ursprünglichen Sympathien heilsam durch Julian Schmidt's Polemik (der uns

so eben auch eine Geschichte der deutschen Romantik gegeben hat) beeinflusst zu sein, aber andererseits ist z. B. die unverhältnißmäßige Verächtlichung eines Buches wie Köpfe's „Ludwig Tieck“ einer wahrhaft objectiven Würdigung dieses Dichters und seiner Genossen offenbar hinderlich gewesen. Für keine Partie hat Koberstein mehr geleistet als für die Geschichte der romantischen Schule, der freilich eine ganze Reihe neuerer Veröffentlichungen, wie z. B. der Voissière'sche, der Schleiermacher'sche, der Tieck'sche Briefwechsel, hülfreich entgegengekommen ist. Zum ersten Mal sehen wir hier festen Grund und Boden. Ganz durchsichtig indeß kann diese Geschichte nur werden, wenn neben den poetischen auch die philosophischen Elemente, aus deren Wechselmischung der merkwürdige Bildungsprozeß hervorging, einer tieferen Analyse unterworfen werden. Hier ist, dünkt uns, der Verfasser entweder zu weit, oder nicht weit genug gegangen, oder vielleicht auch Beides, und zwar mit vollem Bewußtsein. Denn gewiß ist es ganz in seinem Sinne, wenn sein Buch, je mehr es auf der einen Seite bietet, desto mehr auf der anderen das Gefühl von der Unendlichkeit der Aufgaben wissenschaftlicher Forschung wach erhält und jüngeren Kräften einen Antrieb giebt, auf dem gelegten Grunde mit gleicher Wahrhaftigkeit, gleichem Ernst und gleicher Unermüdblichkeit weiter zu arbeiten.

Lorenz Stein.

Dr. Lorenz Stein. Die Verwaltungslehre. Stuttgart, Cotta 1865 — 66.

Erster Theil. Die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihr Organismus. Mit Vergleichung der Rechtszustände von England, Frankreich und Deutschland.

Zweiter Theil. Die Lehre von der inneren Verwaltung. Einleitung und erster Theil: das Bevölkerungswesen und sein Verwaltungsrecht.

Ueber lebende Schriftsteller zu schreiben, hat stets etwas Mißliches. Am ehesten geht es noch in der Form von Bücheranzeigen, wobei sich Lob und Tadel nicht sowohl an die Person, als an das literarische Produkt wenden. An das vorstehende Werk Stein's aber einen kleinen Essai zu knüpfen hat noch besondere Gründe, sowohl persönliche, die sich auf den Verfasser, als sachliche, die sich auf das Buch beziehen.

Stein ist entschieden einer der verdienstvollsten deutschen Staatsgelehrten der Gegenwart. In jungen Jahren hat er sich durch seine Geschichte des Socialismus und Communismus und durch die bald nachher folgende Geschichte der socialen Bewegung einen, möchten wir beinahe sagen, europäischen Namen gemacht. Dann trat er mit einem leider unvollendet gelassenen Werke, mit einem Systeme der Staatswissenschaft vor die Öffentlichkeit. Die erschienenen Theile, Statistik, Volkswirtschaftslehre und allgemeine Gesellschaftslehre, enthalten ebensoviel Geistreiches, als abstrus Scholastisches und haben am meisten dazu beigetragen, Stein zu einem Schriftsteller zu machen, den außer Gelehrten Niemand liest, den man daher auch um so ungestrafter plündern und ausschreiben kann, ohne sich nebenher ein Gewissen daraus zu machen, ihn todt zu schweigen oder über ihn loszuziehen. Vielen paßte er auch nicht, weil sie ihn gar nicht verstanden; er war überdies Oesterreicher geworden, sprach sich für Schutzölle aus; das genügte ihn zu verdammen. So machte auch seine etwas populärere Umarbeitung der Volkswirtschaftslehre keinen großen Eindruck und ebenso wenig fand seine Finanzwissenschaft die verdiente Beachtung, obwohl Einzelne wie Kautz sie sogleich für eine der größten Leistungen im Gebiete deutscher Staatswissenschaft erklärten. Das neueste Werk über

Verwaltungslehre behandelt nicht bloß einen sehr interessanten bisher vernachlässigten Stoff mit großem Geschick, mit viel Geist und seltenen historischen Kenntnissen, sondern es vermeidet auch vielfach gerade die Fehler, die man Stein's früheren Werken vorwerfen konnte. Und doch hat auch dieses Buch entfernt nicht als epochemachende Erscheinung gezündet. Bedeutende politische Schriftsteller und Gelehrte haben es, wie sie mir selbst vielfach sagten, mit Achselzucken wieder weg gelegt, nachdem sie einige Seiten gelesen. Und es ist wahr, Stein ist kein bequemer Schriftsteller, und überdies steht er der praktischen nur exacte Specialuntersuchungen für bestimmte Zwecke schätzenden Richtung unserer Zeit diametral gegenüber; er ist wie ein Schriftsteller aus einer ganz anderen Zeit. Ueberdies kann sein apodiktisches Selbstbewußtsein oft verletzen und abstoßen. Langjährige Nichtachtung hat ihn vielleicht verbittert und verhindert ihn, Andere genügend anzuerkennen; auch steht er auf so entgegengesetztem Standpunkt, daß er schon deswegen Gelehrten, wie R. v. Mohl oder Roscher, gegenüber nicht ganz gerecht sein kann. Er ist ebenso fanatischer Systematiker wie unsere übrige Staatswissenschaft systemlos ist. Er überschätzt den Werth des Systematischen ebenso sehr wie unsere spekulative Philosophie, als deren vielleicht letzter und größter Ausläufer wenigstens im Gebiete der Staatswissenschaften er sich darstellt. Wie man aber die Leistungen unserer spekulativen Philosophie nicht bloß nach der Berechtigung der Methode und der Wahrheit des Systems an sich bemessen darf, wie man heute noch die positiven Leistungen eines Fichte, Schleiermacher und Hegel anerkennt, so darf man auch Stein nicht bloß nach seiner Methode und seiner Systematik beurtheilen, so großen Werth er auch selbst auf sie legt; man muß näher zusehen, was er mit diesen heutzutage gar nicht gewohnten und nicht mehr verständlichen Mitteln Positives leistet. Und dieses Positive ist denn doch so großartig, so bedeutungsvoll, daß es wohl der Mühe lohnt, einmal näher auf ihn einzugehen.

Ehe man aber von seiner Bedeutung sprechen kann, ist es nöthig, ihn, den wenig Gelesenen und wenig Verstandenen, zuerst an irgend einer Stelle wenigstens genauer kennen zu lernen. Und dazu ist das neue Buch über die Verwaltungslehre, dessen Hauptgedanken wir zunächst mittheilen wollen, um so passender, als der Inhalt gerade für unsere Zeit sehr wichtig, als gerade dieser Theil unseres politischen Lebens in der Theorie am wenigsten ausgebildet ist.

Es hat diese Lücke ihre natürlichen Gründe, aber auch ihre sehr bedeutenden Folgen. Was die Ursachen betrifft, so könnte man zweifeln, ob es mehr der Neuheit alles Verfassungslebens in Deutschland oder der Einseitigkeit unserer privatrechtlich geschulten Staatsrechtslehrer und Staats-

gelehrten zuzuschreiben sei, daß neben manchen tüchtigen Specialarbeiten über das Verfassungsrecht einzelner Staaten und über modernes constitutionelles Verfassungsleben im Allgemeinen so Wenig über positives Verwaltungsrecht, noch Weniger über die Theorie der Staatsverwaltung überhaupt existirt. Was die Folgen betrifft, so konnte man die theoretische und praktische Nichtbeachtung der Verwaltung gegenüber der Verfassung am besten während des preussischen Verfassungsconfliktes sehen. Man hat eine Verfassung, man streitet über sie, man schreibt über sie; aber sie kann stillstehen, ohne daß es einen merklichen Einfluß auf die Staatsthätigkeit ausübt; alle Räder an der großen Staatsverwaltungsmaschine laufen ruhig fort, als ob nichts geschehen wäre. Wir haben eine Verfassung, aber jede Verfassung ist ein leerer Bogen Papier, wenn nicht die Verwaltung eine entsprechende ist. Die Verwaltung ist der Körper des Staates; hier liegt seine Kraft, sein Schwerpunkt; hier sind die Punkte der täglichen Berührung mit allen Staatsbürgern. Es ist ein schwieriger Versuch, einem Körper, dem man so ziemlich die alten Glieder läßt, den man ruhig alle die alten Bewegungen dieser Gliedmaßen vollziehen läßt, einen neuen Kopf zu geben. Der neue Kopf wird seine Herrschaft nicht ohne Schwierigkeiten behaupten können. Der alte preussische Verwaltungsstaat ist so gut und so fest organisirt und wurde durch das Verfassungsleben von 1850 bis 65 so wenig berührt, daß es nicht zu wundern ist, wenn er ruhig trotz aller Verfassungskrisis fortarbeitet. Es mag das auch seine gute Seite haben. Diese liegt aber mehr in der Tüchtigkeit des preussischen Beamtenstandes, als in dem vorhandenen Dualismus, der unter allen Umständen nach und nach einer einheitlichen Organisation weichen muß. Jedenfalls können schon diese wenigen Worte andeuten, welche Bedeutung eine systematische Erörterung der Verwaltung in ihrem Zusammenhang mit dem ganzen politischen Leben hat.

1.

Es ist das eminente Verdienst von Rudolph Gneist, zuerst an dem großen Bilde der englischen Rechtsgeschichte die Bedeutung der Verwaltung für die Verfassung, den Zusammenhang des ganzen staatlichen und gemeindlichen Behördenorganismus mit dem Verfassungsleben dargelegt zu haben, bewiesen zu haben, wie in den politischen Stürmen des englischen Lebens nicht sowohl die Verfassungsparagraphen und die Rechte des Parlaments, sondern das englische Selfgovernment und die englische Verwaltung die Freiheit retteten.

An Gneist, dem der erste Band gewidmet ist, knüpft auch Stein direkt an. Er wirft in der Widmung einen Blick zurück auf die Reception

des römischen Rechtes im Mittelalter, auf die eigenen Codifikationen Frankreichs, Spaniens, Italiens, Belgiens, Hollands und auf den Umschwung, den die deutsche Jurisprudenz und Staatswissenschaft durch die Wiederbelebung der deutschen Rechtsgeschichte erfuhr. Aber diese Wiederbelebung, dieser frische Schwung ist heute nicht mehr vorhanden, die Anregung ist erschöpft, es wird nur noch neuer Stoff zugeführt. Neues Leben aber wird entstehen durch eine vergleichende europäische Rechtswissenschaft, die das ganze europäische Recht, die Einheit seiner Volksrechte, ihre Geschichte, ihre Gestalt, ihre Elemente und ihre Individualität zu erfassen strebt. Das kann für das öffentliche Recht nur geschehen, sagt Stein, wenn wir einmal mehr solche Monographien besitzen, wie Gneist's englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht. Zunächst aber benutzt Stein seine eigenen umfassenden rechtsgeschichtlichen Studien über Frankreich, seine natürliche Kenntniß deutscher Zustände und deutscher Rechtsgeschichte, und eben Gneist's Werk über England, um auf der Grundlage dieser Vergleichung der drei wichtigsten europäischen Länder und ihrer socialen und rechtlichen Geschichte das Wesen der Staatsverwaltung, das Recht und den Organismus der Verwaltungsbehörden zu erörtern. Die fortlaufende Vergleichung dieser drei Staaten, sowie der verschiedenen Gesellschaftszustände im patriarchalischen Geschlechterstaat, im ständischen Staat des Mittelalters, im despotischen Beamtenstaat des achtzehnten Jahrhunderts und im Verfassungsstaat der modernen staatsbürgerlichen Gesellschaft bildet den Boden des ganzen Gebäudes. Im ersten Bande behandelt er zunächst das Recht der vollziehenden Gewalt, je nach den verschiedenen Verfassungszuständen, den Gegensatz von Gesetz und Verordnung, Gesetz und Administrativrecht, und dann die Organisation der vollziehenden Gewalt in Königthum, Staatsrath, Staatsdienertum, Gemeindeorganisation und im freien Vereinswesen.

Wie er stets von allgemeinen letzten Grundwahrheiten auszugehen sucht, so stellt er auch hier seine Definition des Staates, wie sie sich schon in seinen früheren Werken findet, voran: der Staat ist die zur Persönlichkeit, zum persöulichen Wollen und Handeln erhobene Gemeinschaft der Menschen. Die Persönlichkeit drückt sich im Staatsoberhaupt aus, der persönliche Wille in der Gesetzgebung, die That, das Handeln in der Vollziehung, in der Verwaltung. Nach welcher Richtung auch der Staat einen Willen hat, er muß vollzogen werden durch die einheitliche Staatsgewalt. Es ist eine Verkehrtheit, aus den einzelnen sogenannten Staatsgewalten, aus den einzelnen Functionen, gleichsam den einzelnen Bruchstücken der Aeußerung, den einheitlichen Staat construiren zu wollen.

Es sei gleich hier erwähnt, daß Stein überall an die allgemeinen theoretischen Erörterungen in kleinem Druck — als eine Art Anmerkung —

geschichtliche Exkurse über die bisherige Entwicklung der Theorie anschließt, die einen der größten Reize des Buches ausmachen. Die Kritik geht stets von dem historisch-philosophischen Standpunkt des Verfassers aus; sie ist, besonders da es sich so vielfach um vernachlässigte Gebiete der Staatswissenschaft handelt, sehr scharf und nahezu vernichtend, oft nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, aber in der Hauptsache stets richtig und dem engen Horizont unserer meisten Staatsrechtslehrer weit überlegen. So schließt sich hier eine Geschichte der Lehre von den Staatsgewalten an.

Die Regierung des Staats, die Vollziehung des Staatswillens zerfällt in die drei großen Verwaltungsgebiete: Finanzverwaltung, Rechtspflege und innere Verwaltung. Die Thätigkeit des Staats in diesen Verwaltungsbranchen beruht auf dem Verwaltungsrecht, zu dem in diesem weiteren Sinne auch der Civil- und Criminalproceß gehört. Die Bildung des Verwaltungsrechtes ist aber eine sehr verschiedene je nach den gesellschaftlichen Zuständen, hauptsächlich aber je nachdem der Staat eine Verfassung, eine Theilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung hat. Daraus entspringen die Unterschiede eines verfassungsmäßig gesetzlichen und verordnungsmäßigen Verwaltungsrechtes.

Die ganze erste Hälfte des Buches behandelt nun dieses Recht der vollziehenden Gewalt in historischer Weise. Abgesehen von der physischen Macht, die die vollziehende Gewalt im Heere haben muß, sind ihre nächst liegenden Funktionen die Verordnungsgewalt, die Organisationsgewalt und die polizeiliche Gewalt der vollziehenden äußeren Thätigkeit, d. h. das Recht, Verordnungen zu erlassen, die Behörden zu organisiren, und den Staatswillen faktisch auszuführen. Die beiden ersten sind hauptsächlich darum so wichtig, weil die ganze politische Entwicklung eines Landes zugleich von ihrer Handhabung abhängt, sie sind bei verfassungsmäßigen Zuständen auf dem Boden von Gesetz und Verfassung aufgebaut; aber eine gewisse Selbständigkeit muß daneben der vollziehenden Gewalt immer gelassen werden, ihre Organe zu ordnen, ihren Willen durch Verordnungen und Befehle so zu specialisiren, wie es der Wechsel der Umstände und des Lebens mit sich bringt. Das Recht der Regierung, der vollziehenden Gewalt, Verordnungen zu erlassen und ihre Beamten zu organisiren, hört durch die Theilnahme eines Parlamentes an der Gesetzgebung nicht ganz auf, kann nicht ganz aufhören. Aber allerdings liegt in dem Verordnungsrecht der vollziehenden Gewalt neben dem Gesetzgebungsrecht die größte Gefahr für die constitutionelle Entwicklung. Es ist die große Frage des Verhältnisses zwischen Gesetz und Verordnung, die Stein hier in umfassender Weise auf breiter historischer Grundlage zum Austrag bringt.

Er geht dabei von dem formalen Begriff des Gesetzes aus. Gesetz

ist ihm derjenige rechtliche Wille des Staates, der mit Hilfe der Volksvertretung zu Stande gekommen ist; die Verordnung ist der Staatswille, der nur aus der vollziehenden Gewalt allein folgt. Anspruch auf Gehorsam haben beide gleichmäßig bis zu der Grenze, wo eine Verordnung dem Gesetz entgegen steht. Hier entscheidet der Vorzug des Gesetzes. —

Die Geschichte des Gesetzes und der Verordnung ist die Geschichte des Verfassungslebens.

Im ursprünglich germanischen Staatsleben wird das geltende Recht vom ganzen Volk festgestellt. Der König hatte nur ein Gebiet für sich, das Heerwesen. In den militärischen Verordnungen beginnt das Verordnungswesen wie in den Volksrechten die Gesetzgebung. Schon in der karolingischen Zeit aber fügt das Königthum seiner militärischen Verordnungsgewalt eine polizeiliche, ja auch eine processualische und privatrechtliche bei. Volksrechte und königliche Verordnungen, die Capitularien und die *leges barbarorum* vermischen sich zu dem einheitlichen Begriff des geltenden Rechtes. Im Lehnstaat werden alle öffentlichen Functionen in eine Art Eigenthum aufgelöst. Der Staat geht in örtlichen Selbstherrlichkeiten unter; nur die Hoheitsrechte, die Regalien, bleiben dem König gleichsam als Eigenthum. Damit sind sie der Gesetzgebung entzogen. Die Regalien sind die willkürliche Verwaltung der ständischen Epoche; nur die Privatrechtspflege und die Privatrechtsgesetzgebung entziehen sich dieser willkürlichen Verordnungsgewalt etwas mehr. Erst das landständische Recht der Steuerbewilligung, das aus der lehnstaatlichen Eigenthumsauffassung hervorgeht, bringt auch wieder eigentliche Gesetze gegenüber dem Verordnungsrecht der fürstlichen Gewalt. Es beginnt der Kampf zwischen Königthum und Landesvertretung — in England siegen die Stände, es giebt dort nur noch gesetzliches Recht, auf dem Continent siegt mit dem dreißigjährigen Krieg die fürstliche Gewalt, es giebt nur noch Verordnungen im achtzehnten Jahrhundert; selbst die großen privatrechtlichen Codifikationen in Oesterreich und Preußen werden durch Verordnung eingeführt; das Gesetz hat aufgehört.

Dagegen reagirt die Wissenschaft, die Revolution; sie wollen die Verordnung vernichten, das Gesetz soll wieder Alles sein. „Das ist das Princip des französischen *Contrat social*, zuerst zum geltenden Recht erhoben in Nordamerika, dann in der französischen Revolution, und im Jahre 1848 wieder in einigen romanischen Verfassungen anerkannt.“ Aber es liegt hierin eine Unmöglichkeit. Die Gesetzgebung kann den Aufgaben der Verwaltung nie ganz genügen. Je nach der politischen Entwicklung mußte überall wieder ein Verordnungsrecht anerkannt werden. Das englische Recht kennt zwar sprachlich den Unterschied von Gesetz und Verordnung nicht; es hat nur ein *law*; aber doch steht dem

King in Parliament der King in Council, mit dem Recht Befehle und Verordnungen zu erlassen, soweit sie nicht dem geltenden Recht widersprechen, entgegen. In Frankreich war der Versuch, die Gesetzgebung allmächtig zu machen, nie ganz gelungen. Ein Gesetz von 1790 verbot ausdrücklich den Richtern den Gang der Verwaltung vor sich zu ziehen und irgendwie einzugreifen. Damit hatte die Verwaltung an sich eine Gewalt, die der Gesetzgebung gleich war. Unter Napoleon sind die Begriffe loi, décret, arrêté gleichbedeutend. Die Charte von 1814 erkennt die Gesetzgebung an, aber zugleich das Recht des Königs zu den ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et la sûreté de l'Etat. Der Streit zwischen Gesetz und königlicher Verordnung war damit in Permanenz erklärt; die Revolution von 1830 war die Folge; der König sollte nicht mehr jeden Augenblick die Gesetze durch Verordnungen suspendiren, er hat jetzt nur noch das Recht zu den règlements et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois, sans pouvoir jamais suspendre les lois elles-mêmes ni dispenser de leur exécution. Das neue Kaiserreich kennt eigentlich auch nur ausführende Verordnungen, aber in Wahrheit sind sie eine zweite selbständige Gesetzgebung, sie ordnen sich dem Gesetze unter, soweit es die vollziehende Gewalt für passend hält; sie werden in wichtigen Fällen berathen durch den Staatsrath, wie die Gesetze vom Senat und gesetzgebendem Körper; daher auch die Bedeutung des Staatsraths. Das droit administratif ist eine Rechtswelt für sich, deren Rechtsquellen die Verordnungen sind, deren Competenzen auf's strengste von denen der Gerichte geschieden sind. In Deutschland herrscht ein mittlerer Standpunkt, auf gewissen Gebieten soll die Gesetzgebung herrschen, die Verordnung nur ausführen, auf anderen (z. B. Militärsachen) soll die vollziehende Gewalt allein entscheiden, oder entscheidet wenigstens faktisch allein; die Abänderung der preussischen Militärverfassung ohne Gesetz durch bloße königliche Verordnung war seit Jahren in Preußen der Zankapfel der Parteien. Außerdem hat das deutsche Recht die sogenannten provisorischen Gesetze geschaffen. Was Gesetzes-, was Verordnungssache sei, ist sehr verschieden abgegrenzt und ist besonders schwierig abzugrenzen für die frühere verfassungslöse Zeit. Die bairische Verfassung bezeichnet nur die Freiheit der Personen, und das Eigenthum der Staatsangehörigen als vor das Forum der Volksvertretung gehörig; die meisten Verfassungen lassen die Grenzen schwankend, principiell läßt sich aus der Natur der einzelnen Materien gar keine Grenze ziehen; daher die unendlichen Streitigkeiten.

Stein giebt die allein richtige formale Entscheidung der absoluten Unterordnung der Verordnung unter das Gesetz; sachlich fordert Stein

gesetzliche Ordnung für alle dauernden, wesentlichen Staatseinrichtungen: „das Gesetz will einerseits das in allen Verhältnissen Gleichartige erfassen und den Willen des Staates eben für dies Gleichartige in allem Verschiedenen feststellen. Es muß sich daher stets an das Wesen der Dinge statt an ihre zufällige und vorübergehende Erscheinung wenden. Es hat mit den Kräften zu thun, welche das Lebensverhältniß erzeugen, nicht mit denen, welche ihm diese oder jene Gestalt geben. Es muß daher andererseits alle seine Objekte einheitlich und gleichartig bestimmen. Es muß stets mit sich selber übereinstimmen. Das gesetzliche Recht ist seinem organischen Wesen nach ein gleichartiges und einheitliches Ganze.“

„Die Verordnung dagegen geht vor allen Dingen von der Thatsache und mit ihr von den Besonderheiten und dem Wechsel derselben aus. Sie erfaßt die Dinge und Lebensverhältnisse, nicht wie sie an sich sind, sondern in dem Moment und in der Gestaltung, wie sie zur Erscheinung kommen. Sie ist daher nicht bloß verschieden für Dinge, die an sich ganz gleich sein können, sondern sie muß es sein. Sie soll nicht das Wahre, sondern das Zweckmäßige suchen und bestimmen. Sie wechselt daher beständig, sie ist der Wille für die äußere That, und trägt auf allen Punkten den Charakter der äußeren Welt an sich.“

Diese Sätze Stein's sind unzweifelhaft richtig im Allgemeinen, aber auf eine Gesetzesfunktion, auf das Budgetrecht passen sie nicht; das Finanzgesetz ist eine Sache für sich, Stein zieht es zu wenig in den Kreis seiner Betrachtung. Er hätte zeigen müssen, wie durch das Finanzgesetz die Volkvertretung nicht im Detail, aber im Ganzen gleichsam an der vollziehenden Gewalt Theil nimmt, weil eben Gesetzgebung und Verwaltung so organisch verbunden sind, daß sie sich nicht abstrakt trennen lassen. Das Finanzgesetz ist keine Feststellung allgemeiner Normen, wie jedes andere Gesetz; das Finanzgesetz ist ein Verwaltungsakt in der Form eines Gesetzes. Aber dieser Verwaltungsakt, vollzogen durch einen sonst nur zur Gesetzgebung berufenen Körper, ist nothwendig, eben um zwischen Gesetz und Verwaltung nicht einen unnatürlichen Dualismus, eine unüberbrückbare Kluft zu erzeugen. Das allgemeine Princip ist: König und Parlament geben die Gesetze, die allgemeinen Normen, die vollziehende Gewalt verwaltet. Wie aber neben dem Gesetze der vollziehenden Gewalt ein Recht bleibt, allgemeine Normen in Form der Verordnung zu erlassen, so muß der Volksvertretung das Recht bleiben, durch das Budgetrecht an der Verwaltung Theil zu nehmen, oder vielmehr sie zu controliren. Es ist gleichsam ein doppelter, aber nothwendiger Uebergriß der beiderseitigen Faktoren in einander, wodurch zugleich die organische Einheit beider hergestellt wird.

Klassisch ist die Kritik Stein's über die deutsche Trennung in sogenannte Administrativ- und Justizsachen, die Aufdeckung der Lächerlichkeit und Unmöglichkeit einer sachlichen Scheidung; er zeigt die totale Untergrabung alles Rechtsbodens durch den Grundsatz, nur in Justizsachen entscheide das Gesetz, in Administrativsachen die Verordnung, der willkürliche Befehl der Regierung, die Zweckmäßigkeitsgründe, die zufällig dem betreffenden Beamten einleuchten. Die ganze Trennung von Justiz- und Administrativsachen ist nie principiell zu erklären, sondern nur historisch durch den Willen der vollziehenden Gewalt, sich freie Hand zu lassen, durch die historische Thatsache der Schaffung einer besonderen Regierungshierarchie neben den Gerichten. Diese besondere Regierungshierarchie hat jedenfalls für ein geordnetes Polizeiwesen, für die Besorgung vieler äußerer Interessen einen großen Vortheil und eine Berechtigung; überdies ist sie heute einmal da und nicht mehr zu ändern: und darum handelt es sich heute nur um Garantien, den Gang auch der vollziehenden Gewalt in die richtigen Schranken zu bannen.

Der Regent selbst muß als Staatsoberhaupt thun können, was er will; d. h. er ist persönlich unverantwortlich, aber Alles, was er im Namen des Staats thut, muß von einem Minister unterzeichnet sein — sonst giebt es keine Verfassung; aber auch unter dieser Garantie kommen gewisse Akte vor, welche als direkte Ausflüsse der monarchischen Regierung weder unter den Begriff des Gesetzes, noch der Verordnung fallen; der Oberbefehl über das Heer, Gnadenverleihungen und Vergnadigungen, Aufstellungen und Berufungen, Anrufung des Staatsnothrechtes, Verkündigung des Belagerungszustandes.

Was nun die königliche Verordnungsgewalt betrifft, so folgt aus ihrer Unterordnung unter Verfassung und Gesetz zunächst absolut die politische Verantwortlichkeit des Ministers, sonst steht die Verordnung stets über dem Gesetz; ferner das Budgetrecht, das Stein hier richtig als Controle der Volksvertretung über die Verwaltung erwähnt. Mit Recht warnt Stein an dieser Stelle vor einem Gebrauch des Budgetrechts, dem nicht im Volksbewußtsein eine helfende, steuerverweigernde Macht zur Seite steht. Die Fortführung des Staats ist absolut nothwendig. Jede Steuerverweigerung führt einfach zur Selbsthülfe der Staatsgewalt und erzeugt die Despotie der siegenden Elemente. Die Wahrheit dieser Säge muß sich doppelt bestätigen in einem Beamten- und Bureaufratenstaat, der viel mehr auf Verordnung als auf Gesetz beruht, in dem der Stillstand der Verfassung möglich ist, während die ganze Verwaltungsmaschine auf's Vortrefflichste fortarbeitet.

Neben der politischen Ministerverantwortlichkeit kommt die juristische

in Betracht; sie muß genau präcisirt sein, wenn sie überhaupt anwendbar sein soll. Stein knüpft daran eine Geschichte der Ministerverantwortlichkeit und ihrer Literatur.

Während hierdurch Gesetzgebung und Verwaltung im Großen und Ganzen in Harmonie erhalten bleiben, muß der einzelne Staatsbürger noch besondere Schutzmittel haben; er muß jeder Verordnung, jedem amtlichen Befehl gehorchen, sonst ist kein Staat möglich; aber er muß gegen jeden ungesetzlichen Befehl geschützt sein, sonst giebt es keine Verfassung und keine Freiheit. Der Widerspruch zwischen Verordnung und Gesetz sollte nach Stein stets durch die Gerichte constatirt werden. So entsteht das Klagerrecht gegen Verordnungen. Sobald ein Bürger sich aber nur durch eine Verordnung an sich, die nicht mit einem Gesetz in Widerspruch ist, beschwert glaubt, muß ihm ein fest geregeltes Beschwerderecht zustehen.

Das Klagerrecht muß in einem bürgerlichen Proceß geltend gemacht werden können. Das Klagefundament ist das Gesetz und die widersprechende Verordnung; das Petitum geht nie auf die Aufhebung der Verordnung, sondern nur auf die Vollziehung des Gesetzes im speciellen Fall und auf Schadenersatz. Die Verwaltung darf unterdessen nicht gehemmt sein und muß in ähnlichen anderen Fällen nicht daran gebunden sein. Die Entscheidung hat nie darauf zu gehen, ob die Behörde richtig gehandelt habe, sondern darauf ob ein Widerspruch zwischen Gesetz und Verordnung sei.

Das Beschwerderecht geht gegen falsche Handlungen der Behörden, gegen Widersprüche der Verordnungen unter sich und bewegt sich nur innerhalb der Verwaltungsbehörden selbst; die Beschwerde geht gegen die speciellen Entscheidungen und ihre Gründe.

In England erscheint alle Staatsthätigkeit nur als Vollziehung eines Gesetzes, jeder Verwaltungsakt als ein Richterspruch. Dort giebt es nur ein gewöhnliches Klagerrecht in den gewöhnlichen juristischen Formen gegen jede Entscheidung eines Beamten. Die ganze Administration ist in Händen der Gerichte, es handelt sich bei den Klagen oft nicht um Gesetze, weil das Gesetz nie soweit reicht; deswegen soll aber auch das Gericht, wo kein law vorliegt, nach der reasonable cause entscheiden; d. h. die einzelnen Gerichtsbehörden haben zugleich eine administrative Verfügungsgewalt, gegen die aber stets wieder geklagt werden kann. Die Freiheit ist geschützt; die Verwaltung aber vielfach sehr schlecht, wichtige Interessen vernachlässigt.

England hat nur ein Klagerrecht gegen Verordnungen, Frankreich nur ein Beschwerderecht gegen Verordnungen und Verwaltungsbefehle, ja gegen alle Gesetzesverletzung, mit Ausnahme des reinen Privatrechts. Ein Gericht

kann niemals über Handlungen der Administration urtheilen; aber es besteht wenigstens innerhalb der Administration ein geordnetes Verfahren, ein förmlich administrativer Proceß im gesammten Gebiet des sogenannten Contentieux. Dazu gehört Alles, was mit einem öffentlichen Interesse zusammenhängt oder zusammenzuhängen scheint. Das geordnete Verfahren bietet Garantien gegen Willkürlichkeit einzelner Beamten, nicht aber gegen Nichtachtung der Gesetze durch die höchsten Behörden. Das *droit administratif* ist vielleicht der ausgebildetsie Rechtstheil Frankreichs; an eine Codifikation aber hat man nie gedacht, das würde dem *pouvoir discrétionnaire* der höchsten Behörden präjudiciren. Es ist die absolute Souveränität der Verwaltung. Die Folge ist eine despotische Verwaltung im Ganzen, aber geregelt, consequent, gerecht im Einzelnen.

In Deutschland befolgt die Trennung zwischen Justiz- und Administrationsachen einen ähnlichen Weg wie in Frankreich; man hat kein Klagerrecht gegen ungesetzliche Verordnungen, aber selbst das Beschwerderecht gegen ungesetzliche Verordnungen und falsche Specialentscheidungen der Verwaltungsbehörden entbehrt des geordneten Processes, des festen Ganges, den die französische Administrativbeschwerde hat. Die Zukunft hat dahin zu wirken, daß die englischen Grundsätze zur Geltung kommen für das Gebiet der Verhältnisse zwischen Gesetz und Verordnung und daß das französische Verfahren eines guten Administrativprocesses Platz greife für das Verhältniß zwischen der allgemeinen Verordnung und der Verfügung des einzelnen Beamten. Ob diese Vorschläge Stein's praktisch sind, lassen wir dahingestellt.

Nächst dem Rechte, Verordnungen zu erlassen, ist die wichtigste Function der vollziehenden Gewalt die, bestimmte Behörden einzusetzen und ihnen eine bestimmte Sphäre der Thätigkeit ausschließlich gegenüber von anderen Behörden zuzuweisen. Natürlich wird die Sphäre wichtiger Organe durch das Gesetz bestimmt; daneben wird aber die Verordnung für die unteren Organe und einzelne Fälle einzugreifen haben. Es handelt sich um das sogenannte Kompetenzrecht, d. h. das Recht der Feststellung und Erhaltung der Sphäre jedes staatlichen Organs. Die Verantwortlichkeit der Vollziehung gegenüber der Gesetzgebung wird illusorisch, wenn nicht ein festes Kompetenzrecht die Funktionen jedes einzelnen Organs regelt. Unter Kompetenztreit versteht Stein den Conflict von Behörden über Grenzen, die nur durch Verordnung festgestellt, unter Kompetenzconflict den über Grenzen, die durch Gesetze feststehen. Der Kompetenztreit soll demnach nur durch den Beschwerdeweg an eine höhere gemeinschaftliche Administrativbehörde entschieden werden, der Kompetenzconflict soll nur im Wege des Klagerrechts und durch das Gericht zur Entscheidung

kommen. Das ist freilich in Frankreich und Deutschland nicht anerkannt, sondern entweder die höchsten oder besondere Verwaltungsbehörden entscheiden darüber, in wie weit das anerkannte Recht, das Gesetz, und in wie weit der Regierungswille gelten soll. Es ist, wie Stein sagt, die Sanktion der Herrschaft der Verwaltung über das Recht. Schon die Existenz von besonderen Competenzgerichten als Verwaltungsbehörden ist ein Unding, stellt administrative Zweckmäßigkeit über den Inhalt der Gesetze. Darauf ließe sich nur entgegnen, vielfach sind eben diese Competenzgerichte keine Verwaltungsbehörden sondern Gerichte, was sich schon dadurch zeigt, daß sie über jedem Ministerium stehen. Sie sind nur geschaffen, weil unsere gewöhnlichen Privatrechtjuristen gar nicht die Kenntnisse haben, über solche öffentlich rechtliche Fragen zu urtheilen. Darauf könnte Stein freilich wieder antworten, gebt ihnen das Gebiet und sie werden schon lernen, es richtig beurtheilen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über das Verwaltungsrecht folgt nun die Darstellung der Verwaltungsbehörden.

Die Erörterung geht aus von den Grundformen der Bethätigung politischen Handelns: Staatsverwaltung, Selbstverwaltung und Vereinstwesen und schildert dann in großen Zügen die geschichtliche Entwicklung des Verwaltungssystems in England, Frankreich und Deutschland.

Das Detail beginnt mit der persönlichen Staatsgewalt des Fürsten; die Krone, die Staatswürden, die Hofämter, hauptsächlich der Staatsrath, seine Stellung zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Verfassungen geben Veranlassung zu vielen bedeutenden Bemerkungen.

Der nächste Abschnitt behandelt den eigentlichen Organismus der Regierung; das Amtswesen hat die sittliche Bedeutung, „daß die Staatsidee nicht in der Ordnung der Gesellschaft aufgehe, sondern einen selbständigen Ausdruck finde, ein Dasein, in welchem der Staat unabhängig und selbständig über der Gesellschaft stehe und daher von ihren Interessen nicht beherrscht werde.“ Am Höchsten steht das Bewußtsein des Amtes in Deutschland. „Nur in Deutschland fordert das Volk, daß der Beamte mehr vertrete, als den bloß dienenden Gehorsam wie in Frankreich, und daß er mehr verstehe, wie ein Urtheil zu fällen, wie in England.“ Zu Deutschland ist der Beamte kein fonctionnaire; er ist der Träger der Bildung, des sittlichen Volksbewußtseins; aber eben damit ist er auch in der Verwaltung ein Diener der Gesetze, nicht ein Diener fürstlicher Willkür, herrschender Parteileidenschaft. Es stehen da viel goldene Worte, die den gerechten Zweifel derjenigen wohl nähren können, die mit Angst erfüllt sind, auch bei uns möchte nach und nach aus den Beamten, die den Muth der Ueberzeugung haben, bloße fonctionnaires de l'administra-

tion im französischen Style werden. Die Betrachtungen über das Ministerialsystem, das alte Collegialsystem, über Gesamtministerien und Einzelministerien, über das Behördensystem und das Staatsdienerrecht schließen diesen Abschnitt.

Der Staatsverwaltung gegenüber steht die Selbstverwaltung. Es ist die lichtvollste Darstellung der politischen und administrativen Bedeutung der Landschaft, der Provinz, des Kreises, der Gemeinde, die vollendetste und klarste Vergleichung englischen, französischen und deutschen Gemeinderechts, die wir kennen. Sie zeigt in sprechendster Weise, wie fruchtbar eine derartige vergleichende Methode ist, wie durch sie allein ein höherer Standpunkt in der Staats- und Verwaltungslehre gewonnen werden kann.

Neben den Organen der Selbstverwaltung zieht Stein endlich das Vereinswesen in Betracht, die Vereine sind gemeinschaftliche Organe für politische und Verwaltungszwecke, die sich in freier Weise neben den Staat und die Commune stellen, aber doch in Beziehung zu ihnen stehen, sie ergänzen, sie theilweise ersetzen wollen. Vielfach bilden sich ursprünglich freie Vereine später in politische oder sogar eigentliche staatliche Organe um. In der ersten Form der Gesellschaft, in der Geschlechterordnung, entstehen die Gefolgschaften, die Gilden, die gewerblichen Waffenbrüderschaften, die erst später in eigentliche Corporationen übergehen. Mit dem Welthandel entwickeln sich die großen Handelscompagnien und später das rein wirtschaftliche Vereinsleben: die Banken, Aktiengesellschaften und Aehnliches. Aus dem Kampfe der neuen staatsbürgerlichen Gesellschaft mit den Principien des ständischen Staats entstehen die geheimen Verbindungen und Vereine. Mit dem Siege der staatsbürgerlichen Gesellschaft, mit der Anerkennung der freien selbstbewußten Individualität jedes Einzelnen beginnt aber erst die volle Blüthe des Vereinslebens; die Staatsgewalt tritt den Kräften der Einzelnen nicht mehr entgegen, sie will ihre Thätigkeit und Hülfe, sie begrüßt daher jede derartige Bewegung und reicht ihr die Hand. Das gesammte Gebiet des inneren Staatslebens öffnet sich dem neuen Vereinsleben. So richtig das aber ist, so hat doch die Thätigkeit der Vereine ihr Maß und ihre Grenze. Der Staat als solcher kann die Vereine nicht als gleichberechtigte Gewalt neben sich dulden. Und Uebergriffe von Seiten der Vereine treten leicht zu Tage. „Die noch immer sehr abstrakte Idee der Freiheit, des eigentlich noch sehr jungen Staatsbürgerthums geht von der Vorstellung aus, daß das Vereinswesen die eigentlich freie und damit höchste Form der Verwaltung sei. Sie stellt zum Theil die Forderung ganz offen auf, daß das letzte Ziel der Entwicklung des Vereinswesens eben in der Herrschaft der Vereine der Staatsbürger über die Staatsgewalt selber sei.“ Das kann der Staat

nicht dulden, das ist eine Verirrung der Vereine von ihrem natürlichen Boden. Sie beginnen statt bestimmter Verwaltungszwecke die Verfassung zu ihrem Ziele zu setzen und statt der bestimmten öffentlichen Aufgaben die Ordnung der Organe, welche sie leiten, die Volksvertretungen und ihr Recht durch ihre Macht ändern zu wollen. Das ist die Blüthezeit der politischen Vereine. Es liegt in ihnen stets ein Widerspruch, der freilich seine tiefere Ursache in der Incongruenz von Staat und Gesellschaft haben kann. In neuester Zeit endlich hat sich das Vereinswesen wieder mehr der socialen Frage sowie rein wirthschaftlichen Zwecken zugewandt. Das Vereinsrecht gestaltet sich natürlich je nach den gesellschaftlichen und politischen Zuständen einerseits, und nach der Richtung der Vereine andererseits sehr verschieden. Der Schluß des Buches enthält eben eine Darstellung der einzelnen Vereine, ihrer Stellung und Bedeutung sowie der Gesetzgebung, die sich auf sie bezieht.

Der ganze erste Band enthält die Lehre von der vollziehenden Gewalt, d. h. die Lehre von den Organen, deren sich die Verwaltung bedient. Der zweite geht nun zur Lehre von der inneren Verwaltung über. Die vorausgeschickte Einleitung über Begriff, Inhalt, System und Recht der Verwaltung gehört zu den vollendetsten Partien des ganzen Werkes, aber gerade einem Systematiker, wie Stein, gegenüber wäre die Frage am Platz, warum diese Einleitung nicht schon an der Spitze des ersten Bandes steht; vielfach muß er in ihr auch wiederholen, was im ersten Bande bereits behandelt ist. Die Geschichte der Verwaltungslehre weist nach, wie die Verwaltung von den jeweiligen Staatstheorien beherrscht ist, wie z. B. im starren Rechtsstaat die Idee für die eigentliche Verwaltung förmlich abhanden kommt.

Dann stellt Stein sein eigenes System der inneren Verwaltung auf. Es gruppirt sich nach folgenden Punkten:

I. Persönliches Leben.

A. Physisches Leben.

1. Bevölkerungswesen und Sicherheitspolizei.
2. Gesundheitswesen.
3. Pflanzschaftswesen (Vormundtschaftswesen, Verlassenschaftswesen, Waiswesen).

B. Geistiges Leben.

1. Unterrichtswesen.
2. Bildungswesen.
3. Kulturpolizei.

II. Wirthschaftliches Leben.

A. Allgemeine Bedingungen.

1. Ernährung.
 2. Elementarpolizei.
 3. Verkehrsweisen.
 4. Umlaufweisen.
 5. Kreditweisen.
- B. Besondere Zweige.
1. Urproduktion.
 2. Landwirtschaft.
 3. Forstwirtschaft.
 4. Gewerbe.
 5. Industrie.
 6. Handel.
 7. Geistiges Eigenthum.
- III. Gesellschaftliches Leben.
- A. Familienwesen.
1. Familienwesen.
 2. Gesindeordnung.
- B. Klassenwesen.
1. Armenwesen.
 2. Hülfsweisen.
 3. Agrarverfassung.
- C. Ständische Ordnung.
1. Berufsweisen.
 2. Besitzrecht.

Ausgeführt ist in diesem Bande nur noch das Bevölkerungswesen; aber es genügt, die absolute Ueberlegenheit Stein's über alle bisherigen Bearbeitungen derart, heißen sie sich nun Polizeiwissenschaft oder Volkswirtschaftslehre, zu zeigen. Selbst wer sonst noch so sehr der philosophischen Methode Stein's abgeneigt ist, wird diesen exakten, auf umfassendster historischer Grundlage ruhenden Theil freudig begrüßen. Das Große und Bedeutende ist der Nachweis, wie jede kleinste Verwaltungsmaßregel über Eherecht, Aus- und Einwanderung, über Paß- und Fremdenwesen, über Heimathrecht in Zusammenhang mit den allgemeinen Kultur- und Rechtszuständen des bestimmten Landes und der bestimmten Zeit steht. Er beweist, wie es nur auf dieser historisch-geographischen Grundlage ein Verständniß der einzelnen gesetzgeberischen und administrativen Maßregeln giebt und er thut dies mit einer Beherrschung des Stoffes, einer Belesenheit und Gesehkunde, mit einem großartigen historisch-politischen Blick, der diesen Abschnitt über Bevölkerungswesen zu einer der besten staatswissenschaftlichen Monographien der Neuzeit macht.

Wenn ich damit die flüchtige Uebersicht über die Verwaltungslehre, soweit sie bis jetzt erschienen ist, schließe, um noch einige allgemeine Bemerkungen über Stein anzufügen, so will ich nur noch bemerken, daß es in der bisherigen Skizze nicht auf eine Kritik, sondern nur auf eine Mittheilung des Hauptgedankens Stein's abgesehen war und daß demgemäß auch die specifische Methode Stein's gegenüber dem realen Inhalt zurücktreten mußte.

2.

Wäre nur die Methode eigenthümlich bei Stein, so könnte man zweifeln, ob es der Mühe werth sei, von ihm zu sprechen. Das ist aber nicht der Fall. Er ist stets anregend, voll neuer bedeutender Gedanken, er ist ein geistreicher Mensch, ahnt und construirt sich Causalzusammenhänge, die bisher übersehen wurden. Er stellt die Dinge nicht sowohl dar; er setzt ihre Kenntniß voraus und ergeht sich in philosophischer Betrachtung über die Bedeutung derselben; es interessirt ihn nie, daß etwas ist, sondern nur daß es in diesem großartigen Zusammenhang steht, daß es in der Harmonie des Ganzen oder in der geschichtlichen Entwicklung diese Function habe.

In dieser Richtung liegt seine Stärke, wie seine Schwäche; aus ihr folgen mit Nothwendigkeit seine guten, wie seine schlimmen Seiten. Zunächst ist es für diese Auffassung nothwendig, daß ein beherrschender Grundgedanke im Mittelpunkte aller Betrachtungen stehe. Es ist das Pathos einer sittlichen Weltanschauung, das Stein beseelt; der Gedanke, daß die edelsten Gefühle der Menschen, die höchsten Gesetze der Religion auch ein Recht haben, die praktische und politische Welt zu regieren, verläßt ihn nie. Er untersucht vor Allem das sittliche Recht und Unrecht im Verhältniß der gesellschaftlichen Klassen zu einander, er weist den Untergang der Staaten und Völker durch die Verrückung der sittlichen Grundverhältnisse in dem großen socialen Körper nach. Und als letztes Ziel schwebt ihm der Traum einer neuen besseren allerdings socialistisch gefärbten Zeit vor: „Auf allen Punkten arbeitet die Welt dahin, die niedere Klasse durch ein immer steigendes Maß von Opfern zu heben, die sie den höheren auferlegt; und wunderbar, diese Opfer, die die letztere bringt, werden in ihrer Hand zuletzt zu einem Segen und einem Genuß für sie selber. Am Horizont unseres menschlichen Gesamtbewußtseins steigt die, noch unklare, noch durch rohe Interessen und sinnverwirrte Auffassung verkehrte und dennoch der Gottheit entstammende Erkenntniß herauf, daß die erste Bedingung alles irdischen Glückes und aller menschlichen Vollenbung des Einzelnen das Glück und die Vollenbung des Anderen

sei. Wir wagen das nicht zu leugnen, aber wir wagen das auch noch nicht zu wissen. Und während wir, alle Einzelnen, zaudernd und unsicher vor dieser Erkenntniß stehen, geht jene Wahrheit ruhig, im Kleinen und Nächsten arbeitend, ihren mächtigen Gang. Sie baut Schulen für die niedere Klasse, sie errichtet Krankenhäuser, sie stiftet Vereine, sie fordert für sie Kredit und Hülfe, sie sorgt für ihre Gesundheit, sie liefert ihnen Häuser, sie pflanzt ihnen Gärten, sie giebt Wasser, sie giebt Brod; sie ruft alle Besitzenden herbei zur Theilnahme an allem Veredelnden, Bildenden, Erhebenden, sie macht die Eine Klasse verantwortlich für die ruhige aber sichere Entwicklung und Hebung der anderen, und was wir als die höchste christliche Pflicht verehren, die thätige Liebe des Einen für den Andern, das erhebt sie mit oder ohne klares Bewußtsein zunächst im Namen des Interesses zur Pflicht der gesellschaftlichen Ordnung.“

Neben dieser ethischen Grundstimmung, die wie ein erwärmendes Feuer das ganze Gebäude durchbringt und erleuchtet, stellt sich als zweite Folge seiner Richtung eine Universalität der Bildung heraus, die so vielen seiner Fachgenossen abgeht. Stein ist ebenso gut Jurist, als Nationalökonom, ebenso gut Historiker, als Philosophie, ebenso gut Psychologe, als Staatsrechtslehrer. Sein umfassender Kopf kennt die Grenzpfähle, die sich der Fachmann steckt, gar nicht. Ueberall ist er zu Hause; ja seine ganze Bedeutung beruht, ähnlich wie bei Montesquieu, an den er vielfach selbst anknüpft, darin, daß er nicht Spezialist ist. Seine bahnbrechenden Untersuchungen über die Bedeutung und Entwicklung der Gesellschaft, durch welche er der Vater aller heutigen Socialpolitik wurde, seine Darstellung des Steuersystems, der Gemeindeorganisation, des Bevölkerungswesens, seine Excurse über vergleichende Rechtsgeschichte und über die Geschichte einzelner Lehren verdanken wir alle in erster Linie der Universalität seiner Bildung und seines Gesichtskreises. Freilich hat diese Universalität der Bildung ihre Reversoiten. Das Wissen muß theilweise ein encyclopädisches bleiben. Mancher Irrthum muß mit unterlaufen. Wer wesentlich neue Detailstudien bei ihm erwartet, der sucht vergebens. Man darf bei einem solchen Schriftsteller nicht die liebevolle Hingabe an das Object erwarten, wodurch dieses unter vollständiger Verleugnung der Subjektivität des Schriftstellers nach allen Seiten hin klar und deutlich hervortritt. Das Einzelne wird hier ja nie um seiner selbst willen untersucht. Ueberall bricht die Tendenz hervor allgemeine Bewegungen und Gesetze nachzuweisen. Individuelles wird zu sehr verallgemeinert; einzelne Richtungen bestimmter Zeiten werden zu stets wiederkehrenden Typen; der unendliche Reichthum der Geschichte wird zum Schematismus. Weil zu einer derartigen Betrachtung eigentlich eine Art Allwissenheit gehört, diese

aber doch nie erreichbar ist, so wird das, was der Betreffende weiß und beherrscht, zur Totalität erweitert und daraus Alles erklärt. Bei Stein entsteht alles politische Leben wie aus dem Spiel der gesellschaftlichen Kräfte, und diese wieder zu ausschließlich aus dem wirtschaftlichen Leben.

Zugleich muß ein Schriftsteller dieser Art durch und durch subjektiv sein. Ob wahr oder falsch, seine Gedanken treten vor uns, nicht die Dinge selbst. Es ist keine Zeile und keine Wendung in ihm, die nicht die Spur seiner Individualität trüge. Aber er hat Recht der Welt zu zeigen, wie in seiner Phantasie sich die Dinge abspiegeln, weil er in der That ein großartig angelegter Mann mit einem eminenten politischen und geschichtsphilosophischen Blicke ist. Wie das Denken des Mannes ist auch sein Stil, schwungvoll, edelglänzend, mit geistreicher Feinheit den lebendigen Ausdruck für schwierige und abstrakte Erscheinungen findend — aber oft auch schwer, breit, sich wiederholend, nicht durchsichtig klar; er ist auch in seiner Diktion subjektiv. Den neuen nur ihm angehörigen Gedanken geht die eigene Sprache zur Seite.

Vor Allem aber wird er durch seine Systematik charakterisirt. Die Systematik will bei ihm nicht etwa bloß eine relativ richtige Anordnung des Stoffes sein, sie will die nothwendige Entwicklung des Lebens selbst darstellen. Noch aus der Schule unserer speculativen Philosophie hervorgegangen, mit seiner Bildung in ihr wurzelnd, trägt er auch ihre Fesseln. Die Methode der speculativen Philosophie scheint ihm das einzig richtige Gewand, in das er die Bruchstücke der Ameisenarbeit unserer Zeit hüllen müsse, um aus ihnen eine einheitliche Statue zu machen. In seinen Schriften über den Socialismus tritt das gegenüber dem historischen Stoffe etwas zurück, dagegen stellt sich diese Präntension in seinem System der Staatswissenschaft mit der trunkenen Sicherheit des speculativen Standpunkts an die Spitze. Es hat dieses Werk gewiß nicht weniger Gedankenreichthum und Tiefe der Auffassung; es bildet auch gerade systematisch einen großen Fortschritt gegenüber der bisherigen Nationalökonomie, soviel man auch wieder im Einzelnen die Anordnung tabeln kann. Aber es ist gerade wegen der Uebertreibung nach dieser Richtung das einseitigste und in sich am wenigsten vollendete Produkt Stein's. Es verfällt in eine förmliche Wuth der Systematisirung. Dieser schwere Ballast bloßer Construction, der zu unendlichen Wiederholungen führt, dieser salbungreiche und selbstgefällige Bombast ist der exakten wissenschaftlichen Manier unserer Zeit ungenießbar. Die gewöhnlichsten Dinge werden des Begriffs oder des Systems wegen breit getreten, und wo die Nationalökonomie vor Allem Untersuchung der Thatfachen, des realen Lebens fordert, wird man mit Definitionen und Begriffen abgefpeist. Stein hatte damals zu wenig

Achtung vor der einfach mechanischen causalen Untersuchung, die erst die Bausteine herrichten muß, aus denen das Gebäude gemauert werden soll; er vergaß, daß wir in der Staatswissenschaft noch darin sind, das ABC zu lernen, und daß man das vorher verstehen muß, ehe man in dithyrambischen Versen die Harmonie des Weltalls besingen kann.

Einen großen Fortschritt hiegegen bilden die späteren Schriften, seine klassische Finanzwissenschaft, auch seine Volkswirtschaftslehre, besonders aber die vorliegende Verwaltungslehre. Die Systematik verzichtet äußerlich nicht auf die frühere Prätension, aber sie wird dem positiven Stoff, dem realen Leben und den praktischen Fragen viel gerechter. Man hat hier den Eindruck, daß Stein das breite Material vollständiger beherrscht, um es mit gewaltiger Hand zu ordnen. Die Deduktion aus dem Begriff tritt zurück, die Systematik zieht gleichsam nur in geistreicher Weise die Hülfslinien, um aus den vorhandenen Bruchstücken exakter Kenntniß ein Ganzes zu machen. Während er selbst früher vom Strom seiner dialektischen Entwicklung fortgerissen wurde, steht er jetzt über der Welt der abstrakten Begriffe; aber weil er ihre Schule durchgemacht, beherrscht er sie und übersieht sie, und das führt gerade in der Verwaltungslehre vielfach zu einer sehr richtigen und tiefeingreifenden Kritik der bisherigen Lehre. Den meisten Nationalökonomien und Staatsgelehrten ist gegenwärtig die Philosophie und die Logik eine terra incognita. Und doch können sie der allgemeinen Begriffe nicht entbehren. Sie brauchen sie, aber sie verstehen nicht mit ihnen umzugehen; sie spielen damit, wie kleine Kinder mit Bauhölzern, so roh und ungeschickt. Die Begriffe umgeben sie wie ein Zaun, über den sie nicht hinaussehen und der daher die ganze übrige Welt ihnen zudeckt oder der wenigstens ihnen für Alles ein falsches Maaß giebt. Stein hat sein ganzes Leben in der Welt der Abstraktion zugebracht und weiß die Begriffe zu brauchen. Er macht aus ihnen das Gerüste, das sein System tragen soll; aber er weiß nebenbei, daß jeder Begriff doch nichts ist als eine Abstraktion von den realen Dingen nach einer Richtung hin, daß der Begriff daher nur nach dieser Richtung hin Wahrheit enthält. Er hält die Begriffe (z. B. die verschiedenen staatlichen Gewalten, den Begriff der Justiz- und Administrativsache) nicht für verschiedene Schubfächer, die ein absolut gesondertes Dasein haben; er begreift, daß sie nur Hülfslinien unseres Verstandes sind, die durch das bunte Leben laufen, die sich aber deshalb hundertfach kreuzen, sich halb decken, in einander übergehen können. Die scharfe Kritik Stein's gegen den unlogischen Mißbrauch, den bisher die Staatswissenschaft mit allgemeinen Begriffen trieb, ohne zu wissen was sie that, gehört mit zu den größten Vorzügen des Buches.

Wenn ich so zunächst versuchte ein flüchtiges Bild von Stein's Richtung und wissenschaftlichem Charakter zu geben, so blieb dabei die Stelle, die er in der Entwicklung der Staatswissenschaften im Ganzen einnimmt, noch unberührt. Um diese klar zu machen, müssen wir etwas weiter aus-holen, an die zwei Richtungen aller wissenschaftlichen Methode erinnern. Es ist am einfachsten in dieser Beziehung mit einem Worte an Kant anzuknüpfen, und es ist dies um so passender, als er ja ohnedies den Ausgangspunkt für die ganze heutige deutsche Wissenschaft bildet.

Alle exakte Erkenntniß ist Erkenntniß von Causalität, ist mechanische Erklärung jeder Erscheinung aus den unmittelbar wirkenden Ursachen. Da aber diese Erklärungsweise nirgends ganz ausreicht, nirgends uns die letzten Ursachen bereits giebt, so tritt das reflektirende Urtheil hinzu, das versucht den gegebenen Stoff unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen. Das ist aber nur möglich, indem ich die durch Causalität nicht weiter zu verknüpfenden Dinge doch als Folge eines einheitlich handelnden Verstandes annehme. „Ich kann, sagt Kant, nach der eigenthümlichen Beschaffenheit meines Erkenntnißvermögens über die Möglichkeit jener Dinge und ihre Erzeugung nicht anders urtheilen, als wenn ich mir zu dieser eine Ursache, die nach Absichten wirkt, mithin ein Wesen denke, welches nach der Analogie mit der Causalität eines Verstandes produktiv ist.“ Das ist die teleologische Betrachtungsweise.

Sie ist keine Erkenntniß, sondern ein Reflexionsprincip. Sie bringt uns soweit, daß wir uns einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Erscheinungen denken können; aber sie erklärt nicht das nothwendige Entstehen der Erscheinungen aus ihren Ursachen. Teleologie, sagt Kant, ist ein Leit-faden der Reflexion, die dabei aber für alle mechanische Erklärungsweise immer offen bleibt und sich nicht aus der Sinuenwelt verliert. Die Zweckerklärung ist der Versuch eines Einblicks in die Weltordnung; aber sie bleibt bei unseren beschränkten Erfahrungen stets ein unvollkommener Versuch. Der Mechanismus ist die Erklärung von unten nach oben, auf absolut sicherem Boden von Stufe zu Stufe fortgehend, die Teleologie ist die Hilfsconstruction zu einer Erklärung von oben nach unten, wobei unten eine Anzahl nach ihrem Causalzusammenhang erklärter Data, und oben das einzige Ziel des Unbedingten in seiner Einheit gegeben ist.

Die größten Entdeckungen in den Naturwissenschaften verdankt man der Teleologie; die vergleichende Naturwissenschaft, die Zurückführung auf Urphänomene, die Annahme von einem Stufenreiche der Natur, die allgemeinen Gründe für die Darwin'sche Theorie liegen alle im Bereiche der Teleologie.

Noch ist nichts Lebendiges je rein durch Causalität erklärt worden,

daher der Begriff des Organismus, der nur eine teleologische Hilfsconstruction ist, ohne den wir aber weder einen animalischen Körper noch das Wesen des Staates und der Gesellschaft verstehen. Unser discursiver Verstand kann von Glied zu Glied gehend das Ganze nur als Wirkung der concurrirenden Kräfte der Theile ansehen. „Wollen wir uns — sagt Kant — nicht die Möglichkeit des Ganzen als von den Theilen, wie es unserem discursiven Verstand, gemäß ist, sondern nach Maaßgabe des intuitiven (urbildlichen) die Möglichkeit der Theile (ihrer Beschaffenheit und Verbindung nach) als vom Ganzen abhängig vorstellen, so kann dies nach der Eigenthümlichkeit unseres Verstandes nicht so geschehen, daß das Ganze den Grund der Möglichkeit der Verknüpfung der Theile (welches in der discursiven Erkenntnißart Widerspruch sein würde), sondern nur daß die Vorstellung, das Bild eines Ganzen den Grund der Möglichkeit einer Form desselben und der dazu gehörigen Verknüpfung der Theile enthalte.“

Das thut nun eben jeder unbewußt, der vom Begriff des Organismus ausgeht, der wie z. B. Stein den organischen Begriff der lebendigen Persönlichkeit gleichsam als Urbild des Staates vorausschickt und daraus deducirt. Besonders der ganze Zusammenhang einer sittlichen Weltgeschichte, um den es Stein stets zu thun ist, läßt sich am besten so klar machen, obgleich auch hier die andere Methode möglich, ja zugleich nothwendig ist, nämlich diejenige, welche durch Nachweis des exakten Causalzusammenhangs den Beweis liefert, wie das, was wir unsittlich nennen, zuletzt überall hin schlimme Folgen hat.

Es ist nun ganz falsch, die beiden erwähnten wissenschaftlichen Methoden so zu scheiden, daß gewisse Wissenschaften der einen, gewisse der anderen angehören. Aber ganze Zeitalter wurden von dem Wahne beherrscht, es handle sich um ein Entweder — oder, während doch nur durch die Verbindung beider Methoden das höchste geleistet wird. Es ist das Verdienst von Zeller's Geschichte der griechischen Philosophie, diese Gegenfälle schon in der alten griechischen Philosophie verfolgt zu haben. Die vorsokratische Philosophie theilt sich in zwei Zweige, in Philosophen, bei denen die Hauptsache die Frage nach dem Wesen ist, aus dem die Dinge bestehen (Ionier, Pythagoreer, Eleaten), und in solche, bei welchen die Grundfrage auf die Ursachen geht, aus denen die Dinge entstehen. In Plato, noch mehr aber in Aristoteles gelangen die beiden Elemente zu einem gewissen Gleichgewicht. Kant's Verdienst war es wieder die Gleichberechtigung anerkannt, aber zugleich das tiefere Verhältniß beider Elemente zu einander richtig bestimmt zu haben.

Die Teleologie ist als Leitfaden der Erkenntniß, als Mittel eine

Idee des Ganzen zu bekommen, während doch das Einzelne noch nicht bis in die letzten Theile causal erklärt ist, und vielleicht nie ganz wird erklärt werden, als heuristisches Princip in aller Wissenschaft nothwendig und brauchbar; umgekehrt aber sind auch die Wissenschaften vom Menschen, Psychologie, Anthropologie, die Lehre vom Staat und von der Gesellschaft, die Geschichtsphilosophie, ohne Causalerklärung, ohne exakte Forschung nur lustige Kartenhäuser. Es muß im Detail nachgewiesen werden, wie aus den Trieben die Handlungen, aus den Handlungen die Sitte, aus der Sitte das wirthschaftliche, politische, kirchliche, rechtliche Kulturleben, wie aus all dem die großen Geschichtsepochen mit ihren verschiedenen Tendenzen und Richtungen entstehen. Je complicirter aber eine Erscheinung, je entfernter die letzten Ursachen liegen, desto schwieriger wird die Verfolgung des Causalzusammenhangs, desto mehr brauchen wir solche teleologische Hilfsconstruktionen, die dasjenige, was wir nicht mechanisch erklären können, teleologisch begreiflich machen.

Teleologie und Causalität widerstreiten sich nicht, sie ergänzen sich nur; sie sind nichts an sich Verschiedenes; sie sind nur die verschiedenen Pole einer und derselben Axe, die verschiedenen Endpunkte eines und desselben Weges. Auf derselben Leiter geht die Causalität von unten nach oben, die Teleologie von oben nach unten. Und wenn wir dies Bild weiter führen dürfen, so möchten wir sagen, die unteren Stufen sind fest gezimmert, absolut sicher, die oberen sind lustige Strickleitern, leicht etwas schwankend, den Lüften überlassen, oft auch durch sie losgerissen von dem festen Zusammenhang mit den unteren Stufen. Aber weil diese leichten lustigen Fäden schon oft in ungeschickten Händen rissen, sollen wir den Versuch aufgeben, sie wieder zu knüpfen, während sie allein uns doch zu dem Höchsten führen, was in uns liegt, zu dem Unendlichen?

Der Erfahrung können beide nicht ganz entbehren, wenn auch die begriffliche Konstruktion sich oft schon eingebildet hat, ohne alle Erfahrung nur aus den logischen Vorbedingungen unseres Verstandes zu deduciren. Auch die Teleologie braucht gewisse Thatfachen und Glieder aus der Erfahrung, wenn sie dann auch in ihren Schlüssen darüber hinausgeht. Die Gegensätze Induktion und Deduktion fallen nicht ganz mit Causalität und Teleologie zusammen. Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, möchten wir sagen, Induktion und Deduktion sind die zwei Mittel, einzelne Thatfachen festzustellen, Causalität und Teleologie sind die beiden Mittel diese einzelnen Thatfachen in weiteren Zusammenhang zu bringen. Durch deduktive Schlüsse kann auch eine causale Verbindung nachgewiesen werden, aber hauptsächlich findet die deduktive Methode in der Teleologie ihre Anwendung. Eine induktive Feststellung von Thatfachen kann auch

für die teleologische Betrachtung wichtig sein, obwohl hauptsächlich die causale Erklärung der Induktion als ihres Hülfsmittels bedarf.

Die Teleologie ist die idealistische Methode der Wissenschaft; sie erklärt aus dem Ganzen die Theile. Der Idealismus ist nichts anderes als die Erfassung des Ganzen. Der Idealist sieht auf die Fülle, auf die Totalität des Lebens, er steht auf erhabener Bergeshöhe, wo das Detail dem Blick verschwindet, aber der Zusammenhang des Ganzen um so klarer hervortritt. Der Realist steht mitten inne im Gewirre des Lebens, er erfaßt dies und jenes genau und kennt den causalen Zusammenhang des Nächstliegenden. Ihm ist alles Causalität; das Eine sieht hart auf dem Anderen und entsteht aus ihm; der Realist findet auch das Kleinste nicht zu klein, weil auch es ihm das ewige Gesetz der Causalität enthält. Aber die Totalität der Dinge, die Versuche des Geistes sie in den Ideen zusammenzufassen, versteht er nicht und erfaßt er nicht; er hält die Ideen für nicht real, während sie das realste sind, sofern sie das pulsirende Leben des Weltalls wie in einem zusammenfassenden Hohlspiegel auf einmal zeigen.

In der Teleologie ist die Einbildungskraft und die Phantasie unentbehrlich, bei der Causalität ist Verstand und Urtheil die Hauptsache. Selbst der beschränkte Verstand kann durch redliche fleißige Bemühung im Gebiete der causalen Erklärung Einiges leisten; in dem der Teleologie ist Alles, was nicht ein großer Geist sagt, leeres nichtiges Geschwäg. Die wahre Größe in der Wissenschaft ist nicht möglich ohne eine teleologische Ader, ohne eine reiche Phantasie. Der Abweg der Causalität ist das beschränkte Durchwühlen des Staubes, das nur Atome, nie ein Ganzes sieht, das den Schwung des Genius zum Unendlichen nicht versteht. Der Abweg der Teleologie ist die Phantasterei und schwärmerische Mystik, die in Nichtachtung der redlichen unverdrossenen Forschung, die Präntension hat mit ein paar Schlagwörtern, Bildern oder Kategorien die Welt erklärt zu haben.

Die ganze nachkantische Philosophie (Schleiermacher, Fichte, Schelling, Hegel) beruht nun im Gegensatz zu Kant darauf, wieder ausschließlich den heuristischen Principien der Teleologie zu folgen und diese Methode für allein berechtigt zu halten, ihre Ergebnisse für exakte Wissenschaft zu erklären.

Im Anschluß hieran gingen die philosophisch-staatswissenschaftlichen Theorien Deutschlands einen speculativen Weg, der sie von den übrigen rechtlichen und wirtschaftlichen Studien Deutschlands, wie des Auslands mehr und mehr trennte. Gelang die Trennung auch nicht ganz, so war sie doch schlimm genug. Schleiermacher und Fichte haben in ihren poli-

tischen Schriften neben ihrer constructiven Manier Sinn für das exakte Detail des sittlichen und staatlichen Lebensprocesses. Schelling's staatswissenschaftliche Ideen aber sind nur ein teleologisches Blumenpiel einer üppigen Phantasie; bei Stahl freilich geben diese allegorisirenden Gedanken Schelling's nur einen frömmelnden Firniß über Alles, während er im Geheimen — und das ist eben seine Stärke — ein exakter beobachtender Rationalist ist, der dem positiven Stoff gerecht zu werden sucht. Hegel macht sich einen teleologisch-dialektischen Proceß der Begriffe zurecht, das politische Leben hat nur den Zweck diese abstrakten Kategorien darzustellen. Weniger philosophische aber phantasiereichere Köpfe nehmen statt des Hegel'schen Kategorienspiels Analogien und Bilder aus dem Naturleben, das ihrem teleologischen Sinn wenigstens einheitliche organische Erscheinungen zeigt; Stephens, Adam Müller und Bluntschli in seiner frühesten Jugend glauben Staat und Gesellschaft erklärt zu haben, wenn sie geistreich analogisirend erklären, wie dieses oder jenes Organ ein Stück Naturleben reproducire.

Umgekehrt ging es lange in der Nationalökonomie; hier blieb man trotz mancher Streitereien über Definitionen vielfach ganz beim mechanischen Erklären stehen, ja beim abstrakt Mechanischen, bei einer bloßen Größtenlehre; obwohl ja schon die praktische Statistik, welche die Resultate des Lebens exakt zu fassen strebt, immer wieder wenigstens auf die nächstliegenden psychologischen Ursachen zurückweist. Erst Roscher that mit der historischen Methode den großen Schritt, das ganze Kulturleben als Hintergrund aufzudecken, damit an die tieferen Ursachen anzuknüpfen, teleologische Betrachtungen hereinanzuziehen; aber er that dies — nur an einzelnen Stellen, gleichsam als besonderen Schmuck, da und dort.

Vorher aber fehlte das ganz. Das erklärt auch die absolute Kluft zwischen Staatslehre und Nationalökonomie; jene war rein teleologisch, diese rein causal; es fehlte an jeder Brücke. Kant's eigene Schüler, Jakob Kraus, Krug, waren Philosophen und Nationalökonomien zugleich. Man sieht aber in den Schriften der beiden gesonderten Gebiete keine Spur des Zusammenhangs; der Nationalökonom in ihnen berührte den Philosophen gar nicht. Man hat diesen Umstand meines Wissens noch nie gehörig erklärt.

Wenn sogar noch in neuester Zeit die Nationalökonomie als eine Naturwissenschaft von den übrigen Staatswissenschaften getrennt werden sollte, so hängt das mit dieser Einseitigkeit der bisherigen Nationalökonomie zusammen. Es leitete hierbei die betreffenden Nationalökonomien das dunkle Gefühl, ihre Wissenschaft habe etwas besonders Exaktes; es handle sich in ihr nur um mechanische Causalität. Das wollen sie mit dem Wort

„Naturwissenschaft“ bezeichnen. Sie sehen in der Nationalökonomie nur die causale, in den anderen Staatswissenschaften nur die teleologische Seite. Es ist einfach ein doppelter gröblicher Irrthum, der zu Grunde liegt.

Stein, der in seiner Staatsauffassung von der Philosophie ausging, wagte plötzlich auch in der Nationalökonomie denselben Weg; er wagte den großen Sprung von einer mechanischen Causalerklärung zur bloß teleologischen; er fragt plötzlich nur noch nach dem tieferen organischen Zusammenhang der wirthschaftlichen Begriffe und der wirthschaftlichen Organe. Er schafft damit zum erstenmal ein wahres System, aber er erlebt, daß die weitaus große Mehrzahl der Nationalökonomien seine Bücher so wenig versteht, als wenn sie chinesisch geschrieben wären. In den nicht nationalökonomischen Schriften Stein's sieht er der übrigen Wissenschaft nicht so schroff gegenüber, hier hat er Fühlung mit der bisherigen philosophischen Staatslehre und mit der Rechtsgeschichte. An beide knüpft er an; und gerade daß er an beide zugleich anknüpft, macht ihn seinen Vorgängern z. B. Hegel überlegen. Er construirt wie dieser, aber mit unendlich reicherer Detailkenntniß und darum viel zuverlässiger. Ja man könnte sagen, daß er in seinen späteren Werken die beiden erwähnten wissenschaftlichen Methoden zur Versöhnung bringt. Er bequemt sich wenigstens das positive Material darzustellen, und seine Reflexionen, die ihm freilich die Hauptsache bleiben, an dasselbe anzuknüpfen, seine Betrachtungen durch die Geschichte zu beweisen.

Je fester die exakte und historische Grundlage wird, auf der Stein seine Teleologie aufbaute, desto werthvoller wird sie; aber, ob es unsere Zeit Wort haben will oder nicht, gerade weil er eine andere wissenschaftliche Richtung hat als sie selbst, hat er wirklich Großes geleistet. Die Teleologie hat das Denken unserer Väter beherrscht, die Causalität führt in unserer nüchternen Zeit das Scepter. Stein steht mehr auf jener, die gewöhnliche Nationalökonomie und Publicistik mehr auf dieser Seite. Leute wie Mohl oder John Stuart Mill sind ihm an Klarheit, an Umsicht, an sammelndem Fleiße, an vorsichtiger Gründlichkeit ebenso überlegen, wie er ihnen an Geist, an combinirender Phantasie, an philosophischer Tiefe. Mit dem Amerikaner Carey hat Stein eine unzweifelhafte Verwandtschaft; auch Carey's Kraft liegt in der Totalauffassung der Dinge; aber er ist ein Phantast, wenn Stein ein Mann des Begriffs ist; er hat von exakter Wissenschaft keine Ahnung, sondern glaubt mit den rohesten Analogien und Parallelen aus dem äußerlichen Naturleben Gesellschaftsprozesse erklärt zu haben, die ihr eigenes Studium erfordern. Bei Carey treffen wir den jugendlichen Brausekopf, der des Weisens trunken, nie der Schule und Methode Zucht erfahren, und daher ebenso oft im Irren tappt als das

Wahre und Neue trifft. Bei Stein haben wir es mit einem ähnlich organisirten Kopf zu thun, der aber methodisch geschult, die ganze exakte Forschung, das historische Material berücksichtigt und zur Geltung bringt, der Geist und philosophische Methode nur als Rahmen für das historische Material benützt.

Als Antipode wird Stein häufig auch heute noch Roscher entgegengesetzt; und es ist wahr, Roscher ist Historiker, wie er Philosoph; Roscher behält vorsichtig die alte Systematik bei, Stein schlägt sie entzwei; er sucht teleologische, wie Roscher causale Erklärung. Und doch sind beide sich mehr äußerlich, als innerlich entgegengesetzt. Beide bringen die zwei wissenschaftlichen Methoden, deren Gegensatz wir klar zu machen suchten, zu einem gewissen Gleichgewichte. Nur die Systematik, das äußere Gerüste der Darstellung, ist bei jedem ausschließlich der einen Methode entlehnt. Stein construirt stets teleologisch, aber verflücht überall das Causal-historische in den Zusammenhang; Roscher erzählt nur causal-historisch, aber die großen Zusammenhänge der Welt- und Kulturgeschichte, das sittlich-religiöse Bewußtsein einer zweckmäßigen Weltordnung wirft überall teleologische Blicke dazwischen. Was dort System ist, ist hier Anmerkung; was hier historische Entwicklung, ist dort ein Beispiel, den theoretisch-systematischen Satz zu bestätigen.

Doch genug! ich wollte nur eine Bücheranzeige schreiben und daran einige Bemerkungen über den Autor knüpfen, der selten ganz gerecht beurtheilt wird. Wenn auch nur einige Leser auf diese Anzeige hin seine Verwaltungslehre näher ansehen, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Gustav Schmoller.

Ueber Gotth. Ephr. Lessing.

II.

Wir stehen vor dem Höhepunkt der Forschungen Lessing's, vor seinem Testament an uns. Wir folgten seiner Entwicklung, wie, seitdem er in der Muße von Breslau zu einer zusammenhängenden schöpferischen Thätigkeit sich wandte, zunächst die Form unserer Poesie von ihm reformirt ward, durch seine Schöpfungen wie durch seine ästhetischen Entdeckungen; wie er von da ab der größeren Aufgabe sich zuwandte, die neue Empfindung des Lebens die in ihm war zu einem Lebensideal in der intuitiven Form der Dichtung, wie in wissenschaftlicher Reflexion auszugestalten und durch eine zusammenhängende Weltansicht zu begründen; wie die Ueberreife der moralischen Reflexion in Deutschland ihn zwang diesem Lebensideal Raum zu schaffen gegenüber den moralischen Begriffen der kirchlichen Orthodogie, die mit der Enge des bürgerlichen Lebens verbündet war; wie er über diesen Kampf hinwegstarb, vor der Zeit, bevor er das letzte Wort gesprochen.

Dennoch muß der Versuch gewagt werden, das Resultat dieses großen Daseins zu ziehen. Unser Gesichtskreis muß sich über die bisher behandelten Gegensätze hinaus erweitern, wenn wir ihm hier folgen wollen. Das Universum der moralischen Welt — das ist der Horizont, unter welchen ihm, wenn er für sich selber abschließt, auch die Religionen, auch das Christenthum fallen.

Nachdem sich die europäische Bildung lange Zeit hindurch abgeschlossen für sich entwickelt hatte, treten zuerst im achtzehnten Jahrhundert die Kulturnationen der anderen Welttheile in unseren Gesichtskreis, ganz oberflächlich und vereinzelt noch, wie ja selbst heute die unübersehbare Wirkung dieser Erweiterung unseres Gesichtskreises noch ganz in ihrem Anfang steht. Man bemerkt wie die Franzosen von dem Gedanken der totalen Verschiedenheit in der moralischen Welt des Orients und der des Occidents ergriffen werden. Chinesische, persische Briefe, Romane welche in Asien spielen veranschaulichen das mit einer oft frivolen Paradoxie. Der Verfasser der persischen Briefe, Montesquieu, wandte sich vom Spiel zum Ernst; er entwickelte den naturgesetzlichen Zusammenhang zwischen Boden und Klima eines Landes und seinen Sitten, seiner Bildung, seiner Staatsverfassung und Religion.

In der Erfindung des Nathan bediente sich Lessing der befreienden

Gewalt welche dieser Erweiterung des Gesichtskreises beivohnt. Ja Ernst und Falk erscheint dann geradezu auf die Montesquieu'schen Ideen gegründet. „Ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen.“ Und zugleich: „mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen.“ Man sieht daß hier auch das Christenthum nicht ausgenommen ist als die künftige Universalreligion; es ist die europäische Religion, wie Buddhismus und Muhamedanismus die asiatische. Nicht anders ist im Nathan der Zusammenstoß von Religionen, die sich unter ganz verschiedenen Zonen und Bedingungen ausgebildet haben, gedacht. Wie eröffnet es den Blick in den großen Zusammenhang der europäischen Kulturgeschichte, daß eine Erfindung aus der Zeit der mittelalterlichen Erweiterung des europäischen Gesichtskreises über die muhamedanische und jüdische Kultur wieder auflebt, als im achtzehnten Jahrhundert eine noch umfassendere Erweiterung desselben eintritt, daß diese Erfindung, welche als sie sich am Mittelmeer ausbildete ihren befreienden Sinn klug verbarg, nun, im Geiste eines Deutschen zur Reife gelangt, ihn in alle Weltgegenden austreut.

Also Lessing ging von dieser vergleichenden Anschauung der totalen Verschiedenheit der Kulturkreise in der moralischen Welt aus, er nahm von Montesquieu die große Entdeckung des naturgesetzlichen Zusammenhangs in ihrer Bildung auf. Aber indem er das that bewegte ihn sein eigenes Problem, das seiner Nation in dieser Epoche, das Problem der inneren Bildung. Auf dieses zielen seine von Montesquieu weitergehenden Folgerungen. „Die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen ohne sie zu trennen; nicht trennen ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen.“ „Ja sie setzt die Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis in's Unendliche fort,“ indem sie die ökonomischen, die socialen, die politischen Verschiedenheiten der Gesellschaft hervorbringt. Jede bürgerliche Gesellschaft thut das; auch die vollkommenste kann nur vereinigen durch diese Trennungen. Und so entspringt den Gliedern dieser Gesellschaft eine doppelte Aufgabe. Sie sind Bürger, Glieder religiöser Gemeinschaften, und so ist ihre Aufgabe die Entwicklung der Verfassung ihres Staats, der sociale, politische, religiöse Fortschritt desselben, innerhalb der ihm eigenen Schranken. In diesem Sinne berief sich Lessing darauf, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, und ihm schien, wir müßten „unaufhörlich gegen die ungerechten Veränderungen protestiren“ welche uns dieser Rechte beraubt haben. (Guhrauer, Lessingiana Bl. f. l. U. 43, 986 f.) Sie erheben sich dann über diese Schranken, diese

Scheidungen, diese Trennung von Ständen, Nationen, Religionen, und treten als Menschen in eine umfassende Gemeinschaft. Der Gedanke der Humanität, der einst das Herz der Besten unserer Nation höher schlagen machte, der dann, schon in Herder's Alter, später immer mehr, zu einer fadenscheinigen Phrase ward, tritt hier als das Ideal Lessing's hervor, von ihm zuerst in dieser scharfen und doch mit der wirklichen Welt versöhnten Fassung ausgedacht. Dieser Gedanke ist das Geheimniß des Jahrhunderts. Die tief zerrissene französische Civilisation brachte Rousseau hervor, welcher diesen Gedanken aller bestehenden Kultur, in schneidiger Verurtheilung, entgegenwarf. Die deutsche Bildung, unvollkommen noch, aber durch ihre ganz anderen Bedingungen harmonisch und positiv geartet, hat diesen Gedanken zu einer mit allen Kulturgestalten versöhnten Weltmacht erhoben.

Es kann nicht übergangen werden daß Lessing das Freimaurerwesen in Beziehung zu der Idee der Humanität setzt. Ernst und Fall ist hierdurch für den Freimaurerorden von großer Bedeutung geworden: Denn Herder und Göthe gehen auf diese Beziehung ebenfalls lebhaft ein. Noch in der geheimen Gesellschaft des Wilhelm Meister klingt dieselbe nach.

Das neue Lebensgefühl welches in Lessing arbeitete, als er, zwanzig Jahre alt, Theologie, dann Medicin, jede eingeschränkte Thätigkeit verließ um seiner freien Bildung zu leben, ist nun zu einem neuen Lebensideal, welches die Deutschen seiner Zeit ergriff, gereift.

Von hier aus also muß die bisherige Darstellung seiner wissenschaftlichen Forschungen in ihrer Einheit verstanden werden. Vermöge dieser Forschungen hat er aus der inneren, nur anschaulich sich selber gegenwärtigen Verfassung des Charakters dieses Ideal zu klarem Begriff entwickelt und inmitten der gesammten ihm gegenüberstehenden Wissenschaft, die hinter dem Lebensgefühl der Zeit zurückgeblieben war, gerechtfertigt. Dieses ihm eigene Lebensgefühl, dieser aus demselben gebildete Charakter stehen vor uns so oft wir in dies männliche offene, wie durch seine bloße Klarheit heitere Gesicht blicken, so oft wir uns in den lebendigen, von der Leidenschaft des Denkens erregten Gang seines Stils versenken, so oft wir den Affekt der Selbstständigkeit der in seinen Helden lebt, ihre Worte so knapp, ihre Handlungen so auf der Hut gegen die Welt macht, mit ihm empfinden.

Und dies Lebensgefühl selber in ihm? Stehen wir hier an der Grenze der geschichtlichen Einsicht? Der geschichtliche Forscher durchwühlt den Boden, welchen die Wurzeln einer mächtigen Eiche durchziehen, die Bedingungen ihrer Kraft in ihm zu entdecken. Er thut recht daran, es ist das kühnste zu dem sich die Analyse der einzelnen Erscheinungsgruppe erheben kann! Und so bleibt hier die Aufgabe, die veränderten Bedingungen des

deutschen Lebens, welche zuerst die Erscheinung eines solchen Charakters möglich machten, in ihrem ganzen Umfang darzulegen. Aber das ist ein Gegenstand über den man nicht in der Kürze reden kann, weil die fundamentalen Ideen für eine solche Untersuchung erst vorgelegt werden müßten. Hier also liegt die Voraussetzung unserer ganzen Darstellung.

Man wird dann weiter einsehen daß die natürliche Form für die Aussprache eines solchen neuen Lebensgefühls die Dichtung ist. Demgemäß sehen wir Lessing zunächst um die Begründung einer Dichtung in schöpferischer Arbeit und wissenschaftlicher Begründung bemüht; wir sehen ihn den wahren Gegenstand aller Poesie im handelnden Menschen, das Ideal der Handlung in der ganz freien erschütternden Aeußerung der Leidenschaft entdecken. Die anschauliche Auffassung des Lebens in der Dichtung antiquirte damit die bisherigen begrifflichen Fassungen in der von der Theologie beeinflussten Moral. Und sollte dies Lebensideal freie Luft bekommen, in welcher es zu athmen vermöchte, so konnte er sich nicht damit begnügen sich dichterisch auszusprechen, ganz durchdrungen wie unsere Nation war von Schulbildung, von Begriffen, von systematischem Denken. Er mußte sich diesem allem gegenüber in Begriffen wissenschaftlich rechtfertigen, von der Bevormundung der theologischen Begriffe befreien. Hier genügte nicht zwischen ihm und der Theologie eine Wand zu ziehen. Eins nur von beiden konnte leben: denn beider Dasein war die Lösung desselben Problems vom menschlichen Leben durch ganz widersprechende Begriffe. Dieser Kampf endigte damit, daß der fundamentale Begriff der protestantischen Theologie, die Begründung der Lehre auf einen inspirirten Schriftkanon, vernichtet, daß dagegen das Christenthum, dessen historisch-kritische Anschauung sich nunmehr aus diesem Scholasticismus erhob, in seiner ewigen Bedeutung für die moralische Welt gewürdigt ward — nein! doch aber gewürdigt zu werden begann. Und nun gestaltete sich das letzte: dies Lebensideal suchte sich positiv zu verdeutlichen in Begriffen und ihm selber gemäß den Zusammenhang der Welt zu denken. Es bezeichnet die Grenze in Lessing's geschichtlicher Stellung, daß auch hier der Gesichtspunkt einer Auseinandersetzung mit der Theologie die positive Darstellung beeinflusst, daß die Probleme und Resultate der anderen Wissenschaften ihm ferner stehen. Niemand vielleicht in Deutschland, auch Götthe nicht, hatte diesen Geierblick Welt und Menschen zu durchschauen der Lessing eigen war. Aber sein geschichtliches Studium und seine Analyse der moralischen Begriffe blieben eingeschränkt. Daher denn Kant's Lebensideal, obwohl es viel einseitiger, viel weniger auf eine volle reife Menschennatur gegründet war, doch unvergleichlich eingreifender gewirkt hat: er war der Begriffe mächtig. Erst unserer Generation kann gelingen die

moralischen Untersuchungen über ihn hinauszuführen: denn wir sind zugleich der Geschichte mächtig.

Wenn die folgende Darstellung also hier und da zu stammeln scheint, so ist es weil Lessing nicht überall die Sprache fand, in welcher allein wissenschaftliche Wahrheiten ausgedrückt werden können, die Sprache der Begriffe: es ist weil er sein Ideal ganz und voll nur in der anschaulichen Form des Nathan uns zurückgelassen hat, dieses unvergänglichen Gedichts, das wohl wie Iphigenien kein ernstler Forscher der menschlichen Natur lesen kann ohne daß sein Auge feucht wird: so lebhaftig, so wahr erscheint in ihnen eine reine Seelengröße, welche uns von der menschlichen Natur über alle unsere Erfahrung hinaus besser denken lehrt.

In Göthe überhaupt setzt sich diese Verbindung von Poesie und Wissenschaft fort, durch welche Lessing unserer Literatur ihren Charakter gab. Auch seine Schöpfungen sprechen, und mit viel größerer Freiheit, dem Lebensgefühl der verschiedenen Epochen seines Daseins folgend, ein neues Lebensideal in seiner Entwicklung aus, was keine Dichtung bis dahin gethan hatte. Auch er bedurfte daher die Verbindung mit der Wissenschaft.

Die Handlung des Nathan ist ganz eingesponnen in eine Idee welche ihr einen zweiten, allegorischen Sinn giebt. Man hat oft gefragt warum dies Gedicht so paradox anstatt mit einer Heirath mit einer Erkennungs-scene endigt welche die Hauptpersonen zu Gliedern Einer Familie vereinigt. Für den welcher die Handlung bei einer gewöhnlichen Aufführung an sich vorübergehen läßt sind die feinen Andeutungen der Thatsache, daß Recha den Tempelherrn nicht liebt, zweifellos verloren. Aber auch wo das Verständniß einer bedeutenderen Schauspielerin nachhilft, fühlt er sich nothwendig enttäuscht, ja völlig desorientirt, nur nicht am Schluß, sondern schon vorher. Dieser dramatische Fehler ward begangen um die allegorisch dargestellte Idee zu vollem Ausdruck zu bringen. Nicht durch den Affekt welcher die Kluft der Geburt, des Bluts, ja des religiösen Glaubens selber überspringt, soll hier zwischen Judenthum und Christenthum das Band geknüpft erscheinen; vielmehr blutsverwandt sind die Nationen, sind die großen Religionen, welche sich in die Erde theilen. Fremd, ja feindlich einander gegenüber tretend, entdecken sie daß sie Eine Familie bilden. Das ist das große Geheimniß welches der Schluß symbolisch ausdrückt. Auf Einem Stamm sind die religiösen Ideen gewachsen, entsprossen aus einer Einheit des ersten Glaubens; sie bilden Eine Entwicklung der religiösen Vernunft.

Diese ihm im Banne der einzelnen Kirchen unbewußte Thatsache erhebt der Mensch zum Bewußtsein indem er sein Wesen als den Kern

in allen heterogensten Kulturentwickelungen erkennt. Immer wieder spricht Lessing diesen seinen idealistischen Grundgedanken aus, welchem gemäß der Kern des Menschen von den auf ihn eindringenden besonderen Kulturbedingungen ganz unabhängig, diese nur seine Umhüllung sind. „Ich weiß wie gute Menschen denken; weiß daß alle Völker gute Menschen tragen.“ — „Mit Unterschied doch hoffentlich?“ — „Ja wohl; an Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.“ Ein Wort Nathan's als dessen energische Ausführung jenes berühmte von Saladin erscheint: „Bleibst du bei mir? Als Christ, als Muselman: Gleichviel! Im weißen Mantel oder Zamerlout; im Turban oder deinem Feze: wie du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.“ — Wie Schiller von Rousseau sagt daß er „aus Christen Menschen warb,“ so läßt Lessing Nathan ausrufen: „Ach! wenn ich einen mehr in euch gefunden hätte dem es genügt ein Mensch zu heißen.“

Ein Mensch — wie entwickle ich nach Lessing den Kern dieses Werts? Das Wesen des Menschen ist, nach einer Reihe von Aeußerungen, die von dem Aufsatz über die Herrnhuter bis zum Nathan reichen, handeln. Die menschliche Bestimmung ist nicht Speculation, nicht künstlerische Anschauung, sondern Praxis.

Der große Hebel für den Fortschritt des handelnden Menschen ist die intellektuelle Entwicklung. Lessing geht so weit, die bürgerliche Gesellschaft gegenüber den Uebeln welche aus ihr nothwendig folgen in erster Linie daraus zu rechtfertigen, daß in ihr allein „die Vernunft angebaut werden“ d. h. ein zusammenhängender intellektueller Fortschritt vor sich gehen kann (10, 270). Er geht so weit, den zu seiner völligen Aufklärung gelangten Verstand als den hervorbringenden Grund der vollendeten Form von Handlungen darzustellen (10, 326). Während er also in dem intellektuellen Fortschritt den alles beherrschenden Hebel alles Fortschritts überhaupt sieht, ordnet er doch diesen dem moralischen unter. Diese Unterscheidung welche dem wissenschaftlichen Denken zugestehet daß es allein eine gleichmäßig wachsende Macht ist, welche einen Fortschritt zu bewirken im Stande ist, andererseits aber dem Handeln seine volle Würde sichert, enthält den Keim zu jeder tieferen Einsicht in die Philosophie der Geschichte.

Wir fragen weiter: welcher ist der Punkt auf dem nach Lessing die intellektuelle Entwicklung die höchste Form des Handelns hervorbringt? Nirgends wirkt der theologische Gesichtspunkt der Lessing'schen Studien so nachtheilig als gegenüber dieser Frage nach den Grundelementen des intellektuellen Fortschritts, welche den moralischen Fortschritt bedingen. Eins aber tritt ausgebildet hervor, die große Kelle welche nach Lessing der

Skepticismus in diesem Vorgang hat. Die positiven Religionen sprechen nicht nur religiöse Ideen aus, sondern gründen sie auf Geschichte. Diese Begründung ist schlechterdings keiner Evidenz fähig! Denn was heißt daß ich eine historische Thatfache glaube? Sie sich gefallen lassen, gestatten daß andere historische Wahrheiten darauf gebaut werden; nichts anderes, nicht mehr. Kann doch eine Lüge unter gewissen Umständen genau eben so gut historisch bewiesen werden als eine Wahrheit. Sicher sind unter den tausend historischen Fakten an denen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben ungeschehene Dinge. „O Geschichte, o Geschichte was bist du:“ ruft Lessing aus (10, 36 f. 57 f. 301). Aus dieser Natur des geschichtlichen Faktums folgt daß es schlechterdings keinen historischen Beweis für das Christenthum oder eine andere Religion enthält. Diese sehr wichtige methodische Einsicht ist bekanntlich schon bei Hume vorbereitet. Demgemäß sieht alle Religion sich für ihre über die Vernunftwahrheit hinausgehenden Theile auf das innere Zeugniß der Erfahrung angewiesen. Dasselbe ist aber schlechterdings subjektiv, und indem dieser sein Charakter verkannt wird, entsteht eine zweite Klasse falscher Begründungen, die schwärmerische. „Den allgemeinen einzig wahren Weg nach Gott zu wissen wähen“ — hier liegt die Ueberschreitung einer berechtigten persönlichen Erfahrung welche ihren Weg zu ihm gefunden zu haben die glückliche Gewißheit besitzt. Diese wissenschaftliche Skepsis bereitet die moralische Selbständigkeit des Menschen vor, welche der höchsten Form seines Handelns zukommt.

Und welche ist — das ist unsere letzte Frage — diese höchste Form der menschlichen Handlungen? Den Werth oder Unwerth einer Handlung bestimmen ihre Beweggründe. Der Beweggrund der vollkommen guten Handlung ist das Gute selber. „Nein sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen sich zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen“ — sie wird gewiß kommen, „die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums.“ Dieser Gedanke erst bricht völlig mit der theologischen Aufklärung; er erst spricht den Kern in diesem neuen Lebensgefühl aus, welches in Deutschland mit Lessing heraustrat. Gegenüber einer Transcendenz welche den gegenwärtigen Augenblick zum Mittel für einen künftigen macht, welche unsere Empfindungen hinausreißt in eine ungewisse Zukunft, ist es der selbständige Werth jedes Tages in unserem

Dasein, der so nicht wiederkehrt, von dem Lessing erfüllt ist. Man kann nicht schneidender das Hangen und Bängen um eine jenseitige Welt verurtheilen als Lessing thut, derselbe Lessing welcher von der Individualität und Fortbauer der Seele in irgend einer Form völlig überzeugt war. „So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gebient sei; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben voraus zu wissen geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserem Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig, eben so lächerlich zu machen? Ueber die Bekümmernngen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Wenn es auch wahr wäre daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben.“ Also um des Guten willen das Gute thun, um der Forschung selber willen die Wahrheit suchen, inmitten der energischen Bethätigung unserer Kräfte nie auf ein abstraktes Ziel sehen, sondern auf das lebendige innere Wachsthum des Menschen selber! Der von diesen Gesinnungen erfüllt war, erscheint in der intellektuellen Geschichte Deutschlands als der erste ganz mündige Mensch. Göthe, Hegel, Schleiermacher haben diese Gesinnung weiter entwickelt. Lessing bleibt, daß er zuerst, indem er sein Leben der Unruhe, dem Kampf, der Geldnoth, der totalen Einsamkeit preisgab, die Mündigkeit des Geistes erkämpft hat. Sein Charakter wie sein Lebensideal tragen unverkennbar die Spuren dieses Kampfes. In seiner Selbständigkeit ist etwas der Welt Trogendes. Zuweilen rüttelt er doch wie Rousseau an ihren gesellschaftlichen Bedingungen wie an eisernen Stangen. „Am Ganges, am Ganges nur giebt's Menschen.“ „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König.“ „Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können? Ob es wohl mit den Menschen dahin kommen wird?“ „Wohl schwerlich.“ „Schade.“ „Ja wohl.“ Diese trotzige Männlichkeit ist der höchste Zauber in Lessing's Stil, in den Helden seiner Dramen, in der Art wie er auf dem Boden der Erde stand und sich umfaß. Ein volles Behagen an Lessing wird immer nur männlichen Naturen möglich sein.

So entwickelte sich aus dem Lebensgefühl Lessing's ein Ideal welches den Charakter aller Motive des vollkommenen Handelns bestimmte. Es entwickelte sich aber in ihm zugleich eine Anschauung von der Natur der Motivation selber. Die Selbständigkeit des mündigen Menschen bildete Lessing's Lebensideal; die strengste Nothwendigkeit im Zusammenhang der Handlungen bildete seine Anschauung von der Natur des Willens, welcher

dies Lebensideal verwirklichen soll. Das war kein Widerspruch. Nur die Zweideutigkeit des Wortes Freiheit kann hier einen solchen hervorbringen.

Der Determinismus Lessing's, d. h. seine Lehre daß die Vorgänge im Inneren des Menschen ebenso unabwendbar nach dem Satze vom Grunde verlaufen als der Lauf der Gestirne oder der Fall eines geschleuderten Körpers, und daß demgemäß für einen freien Willen der auf Grund der nämlichen Motive so und auch anders entscheiden könne hier nirgends ein Raum sei — der Determinismus Lessing's stammt nicht aus einer allgemeinen Weltansicht, sondern aus dem freien, genialen Studium der moralischen Welt in welchem bei Lessing Denker und Dichter sich begegneten. Dies wird daraus sehr deutlich daß er schon in seinen Dramen und in seiner Theorie des Schauspiels ausgesprochen ist, in der letzteren mit ganz klaren und planan Worten.

Nicht nur ausgesprochen, nein die ganze Dramaturgie ist von dem Gedanken durchdrungen daß das Gesetz der Causalität auch im Inneren des Menschen ganz ausnahmslos und universell herrsche. „Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die ineinander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurück zu führen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles was geschieht so geschehen zu lassen daß es nicht anders geschehen könnte, das, das ist seine Sache (7, S. 134). Das Lehrreiche liegt nicht in den bloßen Faktis, sondern besteht in der Erkenntniß daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen“ (7, 150). In der That kann unter dieser Voraussetzung allein der Zweck der Tragödie erreicht werden, durch welchen sie philosophischer ist als die Geschichte selber: „auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch unter gewissen gegebenen Umständen thun werde.“ Ein jeder; nicht etwa der welcher Lust dazu hat, andere aber das Gegentheil. In dem genialen Kopf spiegelt sich die moralische Welt als ein unbedingt geschlossener Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen und diesen Zusammenhang macht die Tragödie anschaulich. Ist es nöthig sich gegen die Annahme bei einem Manne von Lessing's Wahrheitsfinn zu verwahren daß das dramatische Genie ein falsches Bild der moralischen Welt entwerfe? Er wäre der erste gewesen, alsdann die Schließung aller Theater zu verlangen.

Außerungen seiner Personen sind häufig citirt worden welche mit dem Gedanken der Nothwendigkeit spielen. Uns scheint diese deterministische Ueberzeugung auch jenen Schluß der Emilia Galotti ganz zu erklären welcher so vielem Tadel unterworfen worden ist. Man wird zu-

gestehen müssen daß dieser Schluß, die Ermordung der Emilia, nicht in dem großen Zug leidenschaftlicher Empfindung gedacht ist, in welchem etwa Shakespeare diese ungeheure tragische Verwickelung zum Abschluß geführt hätte. Ueber Anderes wird sich streiten lassen. In Einem Punkt wird unsere moralische Empfindung überhaupt und ohne alle Frage verlegt. Jene Worte „ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne u. s. w.“ zerstören das ganze Bild Emiliens. Emilie sollte in einem Augenblick der noch von Blut trieft, gegenüber einem Manne der eben die Ermordung ihres Bräutigams, wie sie weiß, verschuldet und sie gewaltsam, ihren edlen Eltern offen Hohn sprechend, zurückhält, also da nach allen psychologischen Gesetzen das Freiheitsgefühl eines reinen Willens die größte Stärke, ja eine der ganzen Welt trotzende Stärke haben muß, sich vor der Wärme ihres Bluts, der Verführbarkeit ihrer Sinne fürchten? Nein, der Dichter fürchtet. Er welcher mit seiner schmerzlich tiefen Einsicht in die Natur menschlicher Motivation hinter ihr steht, er flüstert ihr zu daß kein abstrakter Wille im Stande sein werde, wann erst diese jetzt jeden Nerv durchdringende heroische Stimmung der Seele vor anderen Eindrücken gewichen sei, sie so, mit dieser ganzen zweifellosen, unerschütterlichen Stärke wieder aufzurufen. Und so entsteht das unsere moralische Empfindung in der Stelle Verlegende dadurch, daß hinter der Maske des reinen und darum seiner Zukunft unbewußten, heroisch bewegten Mädchens der Dichter hervorblickt, welcher, auf Grund seiner Einsicht in den Verlauf der Motivation, dem auch unsere am meisten heroischen Entschlüsse nicht entnommen sind, in ihre Zukunft hinausschaut: seine ernste Weisheit — vielleicht hat menschliche Weisheit keine ernstere, ja schmerzlichere Einsicht zu gewinnen als diese — rätth ihr lieber zum Dolch zu greifen als in den Händen des Prinzen zu bleiben, welche auch die festen Entschlüsse dieses Augenblicks seien.

In Wolfenbüttel hat dann Lessing auch seinen Determinismus zum theoretischen Abschluß gebracht. In seinen Anmerkungen zu den philosophischen Aufsätzen von Jerusalem bespricht er das in seiner Bedeutung gar nicht hoch genug anzuschlagende Problem.

Die Worte Lessing's sind kurz und zum Theil räthselhaft. Es kommt darauf an, ihnen den möglichsten Ertrag abzugewinnen, indem man ihre Beziehung zu dem Aufsatz selber in's Auge faßt. Zu diesem Zweck müssen wir sie dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen. „Der Aufsatz — so urtheilt Lessing — zeigt wie wohl der Verfasser ein System“ (das deterministische) „gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgen so verschrien ist und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht

gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster, so erklärt, Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt, was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspriecht? Etwas, wenn es etwas ist, was wir nicht brauchen, was wir weder zu weiterer Thätigkeit hier, noch zu weiterer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheiles nimmermehr machen kann. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt, wie viel willkommener sind sie mir als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Was würde geschehen, wenn ich einer blinden Kraft unterworfen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? Also von Seiten der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdliches System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit Wenigem hier nicht zu fassen steht.“

Jerusalem's Auffatz war eine Vertheidigung des Determinismus. Lessing stellt als das Verdienst des Aufsatzes hin, die Folgerungen aus der Leugnung der Freiheit beseitigt zu haben, welche diese so verschrien machen. Dieses Verdienst betrifft nach ihm zwei Punkte, eine Erklärung von Tugend und Laster, eine Einschränkung von Lohn und Strafe. Er bezieht sich also auf die beiden ersten falschen Consequenzen aus der Leugnung der Willensfreiheit, welche Jerusalem zurückweist. Mit dieser Leugnung — so sagt man — soll der Unterschied von Tugend und Laster aufhören; mit ihr soll alle Verbindung zwischen unserem gegenwärtigen Zustande und unserem Zustande nach dem Tode aufgehoben sein. Indem nun Jerusalem die Tugend als Beherrschung unserer Leidenschaften, d. h. der dunklen Vorstellungen, durch die Vernunft erklärt, so erkennt man wiefern die Tugend, gleichviel wie es mit der Freiheit stehe, eine Vollkommenheit bleibt: sie ist die Stärke der Vorstellungskraft. Indem dann Jerusalem Belohnungen und Strafen auf die verschiedenen Vollkommenheitsgrade der Seele in ihrer weiteren Entwicklung einschränkt, wird die Verbindung dieser künftigen Zustände mit den gegenwärtigen sittlichen Zuständen erst recht aufgeklärt. Diese beiden Einwendungen, welche die Moral macht, hat demgemäß Jerusalem zur Zufriedenheit Lessing's abgewiesen. Lessing selbst fügt noch einen tiefen und bedeutenden Gedanken über diese moralische Seite des Determinismus hinzu. Ein gesetzlicher Zusammenhang, welcher

auf die Verwirklichung der Weltbesten gerichtet ist, ist überall eine Vollkommenheit, auch in unserer Seele; denn wo er endigt, erscheine ich schlechterdings dem Zufall unterworfen und es ist völlig gleichgültig, ob dieser Zufall in mir selber sein Spiel hat oder in der äußeren Welt. Dem wohlthätigen Zusammenhang eines unser Laster mitumfassenden Plans wirst du entnommen und einem Zufall in dir preisgegeben. Jerusalem hatte nun aber noch eine dritte Consequenz behandelt und über die Art, wie er diese behandelt, schweigt Lessing. Warum? „Es wäre unpolitisch gewesen — läßt er Mendelssohn einen anderen Punkt betreffend sagen — wenn ich auf alle Vöfen meines Verfassers so deutlich gewiesen hatte.“ Die Art wie Jerusalem den Vorwurf behandelt, bietet freilich eine starke Blöße. Die dritte Consequenz war diese, daß Gott selber auf diese Art zur Ursache alles moralischen Bösen werde. Jerusalem gesteht das zu und fährt fort: „es scheint mir für den Schöpfer nicht unanständiger zu sein, Wesen zu erschaffen, die aus Mangel von deutlichen Begriffen die Leidenschaften nicht besiegen, als solche, die aus einer gleichen Ursache ein Newtonsches Problem nicht auflösen können.“ Das war keine Antwort für einen Lessing, welcher die ernste Erkenntniß gewonnen hatte, daß, gleichviel welche unsere Speculationen, unsere Kenntnisse seien, die Beweggründe unserer Handlungen ausschließlich unseren Werth ausmachen. Aber hatte er eine andere? In der Kürze gewiß nicht. Hebler hat schon bemerkt, daß der Determinismus überall einer Theodicee bedürfe. Zu einer solchen also drängte Lessing sein Determinismus, wenn er die schrille Dissonanz von völligem Unwerth, grenzenlosem innerem Unglück ohne alle Schuld irgendwie versöhnen wollte. An diesem Punkte also trennte sich Lessing von Jerusalem. „Ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdliches System“ gab es für ihn, welches die Theodicee des Determinismus enthielt.

Welche war seine Theodicee? Wir können hierauf definitiv erst antworten, indem wir die allgemeine Untersuchung beginnen: welche war die Anschauung Lessing's von der Stellung des Menschen, wie er ihn ansah, zu dem Zusammenhang, zu dem Plane der Welt?

Alles Bisherige wäre verlorene Mühe, falls nicht dies ganz klar geworden wäre, daß Lessing, wie er auch gelegentlich über diesen oder jenen Punkt philosophiren mochte, mit Hilfe der metaphysischen Begriffe bald von Spinoza, bald von Leibniz, bald von Wolff, den bleibenden, ihm selber ganz gewissen Kern seiner Gedanken in seinem Studium der moralischen Welt und in den Folgerungen, welche sich aus diesem für die Anschauung des Weltganzen ergaben, besaß. Er war weder Gelegenheitsdenker wie die Einen, noch ein speculativer Philosoph wie die Anderen sagen. Wenn

er hie und da metaphysische Begriffe entlieh, so geschah das um den großen Zug seiner wahren Forschungen auch von anderen Seiten zu begründen. Man findet keine Spur, daß er die falschen Leibnitz-Wolff'schen Begriffe von Wirklichkeit als Inbegriff von eigenschaftlichen Bestimmungen, von Wirklichkeit als dem Complement der Möglichkeit oder ähnliche kritisch untersucht hätte: es ist eben die Metaphysik seiner Zeit, deren er sich bediente: aber hätte er ihren Zusammenbruch erlebt, so wäre damit für ihn von jenem Kern seiner Gedanken nichts berührt worden, der seine Bedeutung als eines schöpferischen Denkers ausmacht. Dieser lag in seiner intuitiven Anschauung und in seinem analytischen Studium des Menschen.

Dies ganz verstanden, sind wir gerüstet, jene Nachricht von dem Gespräch zwischen Lessing und Jakobi im Jahre 1780, welches der letztere aufgezeichnet hat als das philosophische Testament Lessing's, und über welches dann der denkwürdige Streit entstand, kritisch zu würdigen.

Jakobi hatte sich Lessing angekündigt, um in ihm „die Geister mehrerer Weisen zu beschwören, die er über gewisse Dinge nicht zur Sprache bringen könne.“ Es war also auf eine Discussion abgesehen, in welcher jedenfalls Spinoza eine hervorragende Rolle spielen sollte. Ich lasse Jakobi erzählen: „Meine Reise kam zu Stande und den 5. Juli (1780) Nachmittags hielt ich Lessing zum ersten Mal in meinen Armen.“ Er bleibt zu Wolfenbüttel als Lessing's Gast. Wie dieser am folgenden Morgen auf sein Zimmer tritt, giebt er ihm Göthe's Prometheus zu lesen. Lessing: „ich habe kein Aergerniß genommen, ich habe das schon lange aus der ersten Hand. Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich. *Εν και παρ*. Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch dies Gedicht und ich muß gestehen, es gefällt mir sehr.“ Da hatte ihn Jakobi offenbar wo er wollte. Er macht einen Sprung bei seinem Spinoza zu sein. „Da wären Sie ja — sagt er — mit Spinoza ziemlich einverstanden?“ Lessing: „wenn ich mich nach jemandem nennen soll, so weiß ich keinen anderen.“ Aber dann gleich, wie Jakobi hervorbricht, ein wie schlechtes Heil in Spinoza sei, mit der großartigen Nachlässigkeit, die sein Verhältniß zu metaphysischen Begriffen bezeichnet, so oft er sich metaphysischen Schwärmern gegenüber sah: „ja, wenn Sie wollen — und doch! — wissen Sie etwas Besseres?“ Das heißt doch wohl: so lange wir keine gute Metaphysik haben — und wer weiß, ob der menschliche Kopf für eine solche gemacht ist? — dünkt mich die Spinoza's die beste.

Sie wurden unterbrochen. Am folgenden Tag nahmen sie in Jakobi's

Zimmer das Gespräch wieder auf. Ich glaube nicht, daß Jakobi's Bericht über den Anfang desselben genau ist: „Ich bin gekommen — sagt Lessing — über mein *Ev καὶ πᾶν* mit Ihnen zu reden. Sie erschrafen gestern.“ Im Verlauf sagt Lessing: „es giebt keine andere Philosophie als die des Spinoza,“ und als Jakobi das durch den Satz begründet: „der Determinist, wenn er bündig sein will, muß zum Idealisten werden: hernach ergiebt das Uebrige sich von selbst,“ fährt Lessing fort: „ich merke, wir verstehen uns.“ Wie er selber aber sich zum Determinismus verhielt, spricht er auf's Stärkste aus: „Ich merke — sagt er zu Jakobi — Sie haben gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen.“ Und dann als Jakobi sich scharf gegen den Determinismus ausspricht: „Sie drücken sich beinahe so herzhaft aus wie der Reichstagschluß zu Augsborg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und halte an dem mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei.“

Also die weitere Frage an das Gespräch ist wie er sich nunmehr dies aus der Einsicht in die Unfreiheit des Menschen folgende *Ev καὶ πᾶν* dachte. Seine Aeußerungen sind: „Spinoza war weit davon entfernt, unsere elende Art nach Absichten zu handeln für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenanzusetzen.“ „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist.“ Dazu Jakobi's Bericht: „Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers. Man könnte sich von der innerlichen Oekonomie eines solchen Wesens mancherlei Vorstellungen machen.“ So spielte er mit dem Gedanken, Tod und Leben der Individuen wie eine Expansion und Contraction desselben vorzustellen. „Mit der Idee eines persönlichen schlechterdinge unendlichen Wesens, in dem unveränderlichen Genusse seiner allerhöchsten Vollkommenheit, konnte sich Lessing nicht vertragen. Er verknüpfte mit derselben eine solche Vorstellung von unendlicher Langeweile, daß ihm Angst und Weh dabei wurde. Eine mit Persönlichkeit verknüpfte Fortdauer des Menschen nach dem Tode hielt er nicht für unwahrscheinlich. Er sagte nur, er hätte im Bonnet Ideen angetroffen, die mit den seinen über diesen Gegenstand, überhaupt mit seinem System sehr zusammenträfen.“

Dies der Inhalt des Gesprächs. Derselbe war so abweichend von den bisherigen Vorstellungen über Lessing's Philosophie, daß gerade seine

nächsten Freunde, Mendelssohn voran, am Schärfften abgestoßen wurden. Konnte er ächt sein? Niemand zweifelte; gerade Mendelssohn bezeugte, es sei als höre man die beiden reden. Aber vielleicht sprach hier Lessing gar nicht seine wahre Meinung aus? Mendelssohn berief sich auf Lessing's Paradoxie; ihm erschienen Lessing's Aeußerungen als „witzige Einfälle“ mit denen er Jakobi unterhalten und von denen „schwer zu sagen, ob sie Schätzerie oder Philosophie sein sollten.“

Wie also sollen wir uns zu diesem seltsamen Document verhalten? Keinesfalls so daß wir die abstrakte Frage, ob Lessing wirklich, wie Jakobi behauptete, ein Spinozist gewesen, uns vorlegen. Auf diese wird man unter allen Umständen mit Nein antworten müssen. Wir werden vielmehr die einzelnen, mit besonnener Kritik im Geist eines Gesprächs verstandenen Aeußerungen Lessing's, die Jakobi überliefert, mit Lessing's sonstigen Ansichten vergleichen müssen.

Ich gehe von einer Nachricht aus, von welcher zu erstaunen ist, daß sie noch nicht methodisch ausgebeutet worden ist, da sie zunächst den ganzen Zusammenhang des Gesprächs, also die Hauptsache, in überraschender Weise bestätigt. In der Biographie Lessing's von seinem Bruder findet sich der erwähnte treffliche Bericht von Klose über den Breslauer Aufenthalt desselben. „Zugleich — heißt es darin — wurde Spinoza's Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bable nach seinem Urtheil derjenige war, der ihn am Wenigsten verstanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am Tiefsten eingebrungen. Doch hat er hier nie das Mindeste wie gegen Jakobi auch seinen Vertrauesten geäußert.“

Und wie verstand Dippel den Spinoza, er der ihn nach Lessing's Urtheil von allen Gegnern desselben — und das hieß ja damals so viel als von allen so ziemlich welche über Spinoza geschrieben hatten — am Besten verstand? Man sollte denken, diese Frage hätte sich, Angesichts des leidenschaftlich verhandelten Problems vom Spinozismus Lessing's, sofort aufgedrängt. Niemand hat sie gestellt.

Die Antwort liegt in Dippel's genialer Schrift *fatum fatuum* oder die thörichte Nothwendigkeit. Man kann sie nicht lesen ohne nebenbei zu bemerken, wie wenig dieser bedeutende philosophische Kopf bisher noch gewürdigt worden ist. Unter anderem findet man hier eine Anticipation der Schopenhauer'schen Theorie von der secundären Bedeutung des Intellects gegenüber dem Willen.

Also Dippel erklärt: Die Bäumung der menschlichen Freiheit ist der springende Punkt aus dem, Consequenz an Consequenz geschlossen, der

Spinozismus sich bilden muß. Diese Läugnung trat zuerst in dem prädestinarianischen Dogma der reformirten Kirche hervor, damals als eine Sekte derselben die Nothwendigkeit noch über den Sündenfall hinaus hob. „Soweit hatte die Lehre von der fatalen Nothwendigkeit die Stufen einer unvermeidlichen und fatalen Confusion erreicht, da schärfere Vernunftgeister diese pedantischen Dispute der Priester in reifere Ueberlegung zogen.“

Diese schlossen: da die zweite Ursache, der menschliche Wille, aller Aktivität sich selbst zu determiniren beraubt sei, so müsse man Gott in Rücksicht seiner Gebote der Heuchelei beschuldigen, indem man ihn jenes Böse eifrig verbieten lasse, dessen Urheber er sei, oder man müsse glauben, daß die Religion und alle Gesetze der Politik der Fund kluger Leute gewesen. So sei der Religionsbegriff von Hobbes und Spinoza entstanden. Und zugleich der Gottesbegriff. Denn auf diesen Gutes wie Bösen hervorbringenden Gott könne „das Denkbild, daß er heilig und gut sei“ nicht mehr angewandt werden.

Endlich die letzte Consequenz zog „der dritte Gaukler“ — Spinoza. „Dieser Dornbusch oder Spinoza sah alsobald, daß es gleichviel gesagt sein würde, Kreaturen zu denken, welche unter der leitenden fatalen Direction der ersten bewegenden Ursache ständen oder die erste bewegende Ursache selbst als das Wesen aller sogenannten Kreaturen anzugeben.“ Demnach erkannte er in diesen Kreaturen nichts als „Weisen und Stellungen des göttlichen Wesens.“

Also der Hauptgedanke des Gesprächs zwischen Jakobi und Lessing ist anderweitig begründet. Es ist dargethan worden, daß Lessing Determinist war; als ein solcher stellt er sich im Gespräch mit Jakobi offen dar. Es ist dargethan worden, daß Lessing den Schluß Dippel's aus der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen darauf, daß dieselben in der ersten Ursache gegründet seien, und hieraus auf eine veränderte Anschauung dieses ersten Grundes, welcher die Aktionen aller einzelnen Menschen in sich faßt, für das wahre Fundament des Spinozismus hielt: das ist derselbe Gedankengang, in welchem Jakobi und Lessing bei jenem Gespräch zusammentreffen. Ja wenn man bisher wohl geneigt war zu glauben, Jakobi habe Lessing diesen seinen Gedankengang untergeschoben, so könnte man nunmehr eher dem Gedanken Raum geben, Lessing habe auf diesen Gedankengang Jakobi's einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, da derselbe vor diesem Gespräch nirgend in Jakobi's Schriften zu finden ist. Doch diese Frage würde hier zu weit führen, zumal hier auch die Einwirkung von Hemsterhuys eingreift. Für uns fragt sich vielmehr weiter: welche ist die genauere Vorstellung Lessing's von diesem alle Aktionen der einzelnen Menschen umfassenden und determinirenden Grunde der Dinge?

Und hier bieten sich einige in einander greifende Aeußerungen dar, welche die eben hingestellte Anschauung bestätigen und ihre nähere Bestimmung gestatten. Es ist ein kleiner Aufsatz Lessing's vorhanden: „über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott,“ welcher eine Widerlegung der dualistischen Weltansicht aus den Voraussetzungen von Leibnitz versucht; er ist wohl aus der Breslauer Zeit; aber seine Uebereinstimmung mit §. 75 der „Erziehung“ und mit dem Bericht Jakobi's über sein Gespräch versichern uns, daß die hier geäußerten Ueberzeugungen auch die seines letzten Lebensjahres waren. Hören wir ihn also.

Nichts ist außer Gott. Es giebt kein Dasein, das von Gott unterschieden wäre. „Alle Dinge sind in ihm wirklich.“ Und zwar läßt sich das Verhältniß des einzelnen Dinge zu diesem *Εν και παν*, in welchem es ist, folgendermaßen vorstellen „die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, sind diese wirklichen Dinge selbst.“ „Sagen, daß das Ding auch außer seinem Urbild in Gott (der Vorstellung desselben in Gott) existire, heißt dessen Urbild auf eine eben so unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln.“ So erhalten wir einen ganz veränderten Begriff der Einheit Gottes: „Gottes Einheit muß eine transcendente Einheit sein, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt.“ So stellt also Lessing das Verhältniß der Dinge zu Gott nach der Analogie des Verhältnisses unserer Vorstellungen zu unserem vorstellenden Ich vor. Es ist dieselbe Analogie, durch welche noch das leythervorgetretene System das Verhältniß Gottes zu den wirklichen Dingen aufzuklären unternommen hat (Voge, Mikrokosmos I, S. 414—417).

Dieser Pantheismus Lessing's — wenn die Bezeichnung zutreffend erscheint — ist ganz verschieden von demjenigen, welchen Jakobi dem Spinoza zuschrieb. Lessing war nicht Spinozist im Verstande Jakobi's, sondern, soweit er es überhaupt war, in seinem eigenen und — in einem richtigeren und tieferen. Aus Jakobi selber sind wir das zu beweisen im Stande. Er giebt die Notiz, daß „Lessing als das Dunkelste im Spinoza erwähnte, was auch Leibnitz so gefunden und ganz so verstanden hätte, Theodicee §. 173.“ Und was ist dieses? Ich überseze: „Spinoza scheint ausdrücklich eine blinde Nothwendigkeit gelehrt zu haben, indem er dem Grund der Welt Verstand und Wille absprach. Es ist wahr, daß Spinoza's Meinung über diesen Punkt etwas Dunkles hat. Denn er spricht Gott das Denken zu, nachdem er ihm den Verstand abgesprochen hat.“ Gerade dieser Punkt ist neuerdings Gegenstand scharfsinniger Untersuchung Trendelenburg's geworden, auch Spinoza scheint einen von der Totalität der denkenden Individuen unterschiedenen unendlichen Intellekt in Gott anzunehmen. Lessing faßte ihn so auf und hatte volles kritisches Recht dazu. Und daher möchte auch

das grobe Mißverständniß Spinoza's, wie es in der obigen angeblichen Aeußerung Lessing's liegt: „Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind essenbar in einer höheren Kraft gegründet“ vielmehr eine falsche Erinnerung Jakobi's sein, mit dessen bekannten ersten Thesen über Spinoza es übereinstimmt, als ein ächtes Wort Lessing's. An diesem Punkt stimmen überhaupt die sonstigen Aeußerungen Lessing's nicht mehr mit dem Bericht Jakobi's überein, und wir müssen also die Expansionen und Contractionen, die höhere Kraft u. s. w. dahin gestellt sein lassen. Ja, indem man bemerkt, daß Lessing Jakobi ruhig sich auf Mendelssohn berufen läßt hinsichtlich des Ursprungs der prästabilirten Harmonie in Spinoza, während er selber doch diesem Mißverständniß gegenüber den wahren Spinoza längst hergestellt hatte (11, 112 u. an Mendelsf.); wenn man bemerkt, daß er den in dem oben benutzten Aussag versuchten Beweis des Pantheismus aus den Begriffen von Leibniz ebensowenig geltend macht: so kann wohl kaum Zweifel darüber sein, daß er hier sich nicht mehr von Jakobi aushehlen ließ, sondern ihn ausholte und daß Jakobi aus hingeworfenen Wendungen hier mit seiner lebhaften Darstellungsgabe ganz Anderes gemacht hat, als er durfte. Wir gehen weiter.

Indem wir uns diese allumfassende Gottheit vorstellen, in welcher die einzelnen Individuen wie Begriffe in einem Geiste enthalten sind, erhebt sich von Neuem jene Frage, welche sich schon gegenüber der Annahme eines unfreien Willens hervordrängte; wir bedürfen einer Theodicee; wie sollen wir das Böse begreifen in einer Welt, deren jeder Theil in Gott ist? Das Problem, welches der Determinismus aufgibt, hat sich noch geschärft. Und wenn Lessing in den Bemerkungen zu Jerusalem von einem „zweiten gemeinen Augen befremdlichen System“ sprach, welches dieses Problem löse: nun ist die Zeit zu erklären, welches System er damit gemeint haben kann.

Ich denke, in diesem Zusammenhang kann kein Zweifel darüber entstehen, daß Hebler die richtige Antwort gegeben hat. Der Spinozismus ist diese Lösung nicht; er gerade giebt ja dem Problem seine ganze Schärfe. Sie liegt in Lessing's merkwürdiger Theorie der Seelenwanderung, welche nunmehr als ein weiterer kritisch gesicherter Zug in seinem Weltbilde hinzutritt. Und zwar ein Zug von der tiefgreifendsten Bedeutung.

Lessing dachte sich die Gottheit wie ein unendliches vorstellendes Wesen, in welchem alle realen Dinge den unendlich vielen einzelnen Vorstellungen zu vergleichen wären. Es gab hier nichts außerhalb der göttlichen Nothwendigkeit, nichts, dem eine Willkür bewohnte. Aber das Lebensideal Lessing's, der selbständige Mensch, welcher in wachsender Aufklärung zu steigender Vollkommenheit des Handelns voranschreitet, sucht in diesem

allumfassenden göttlichen Wesen seinen Platz. Es ist völlig entgegengesetzt dem spinozistischen Lebensideal des in der adäquaten Erkenntniß der Substanz alles unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit anschauenden und so von allen Affekten befreiten Menschen. Dieses Ideal Spinoza's gehört noch dem pantheistischen System des Orients an, als seine große, auf den Gedanken gegründete occidentalische Zusammenfassung. Lessing beginnt die lebensfreudige, vom Drang des Handelns bewegte Weltansicht, die in Hegel und Schleiermacher ihren ersten systematischen Abschluß erhielt. In der Einheit des Weltganzen erhält diese Weltansicht doch das volle Recht der Individualität. Und zwar geschieht dies durch den Gedanken der Entwicklung, durch welchen Leibniz diese große deutsche Bewegung wissenschaftlich vorbereitet hat. An die Stelle des Dualismus zwischen Welt und Gott, gut und böse, dießseits und jenseits, Himmel und Hölle stellt Lessing, er zuerst ganz offen und ganz consequent, den Gedanken einer stätigen Entwicklung. Kein denkendes Individuum in diesem Weltganzen darf, ohne Schuld an seiner Determination wie es ist, verloren gehen. Eben dieselbe Bahn einer stätigen Entwicklung, welche das Menschengeschlecht durchläuft, ist auch die jedes einzelnen Individuums. Unser Auge, das seine von Geburt und Tod umgrenzte Erscheinung umfaßt, sieht nur Einen Punkt seiner Bahn. Aber diese Bahn verläuft sich nicht in ein Jenseits; ihre Punkte liegen alle nebeneinander in diesem Weltall und seinen Bedingungen, ja vielleicht auf dieser Erde selber. §. 98 „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? §. 99. Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich es vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch ist vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? §. 100. Oder weil so viel Zeit verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Hiermit stehen wir an Lessing's letztem Wort gegenüber dem abstrakten Dualismus der theologischen Aufklärung. Man mag auch hier gegenwärtig einflußreiche Systeme vergleichen, um zu erkennen, daß Lessing schlechterdings uns noch ein gegenwärtiger ist. Schopenhauer hat die Seelenwanderungslehre wiederaufgenommen. Und Loge sagt (*Mikroskop* III, 51): „die Ahnung, daß wir nicht verloren sein werden für die Zukunft, daß die, welche vor uns gewesen sind, zwar ausgeschieden sind aus dieser irdischen, aber nicht aus aller Wirklichkeit, und daß in welcher

geheimnißvollen Weise es auch sein mag, der Fortschritt der Geschichte doch auch für sie geschieht: dieser Glaube erst gestattet uns von einer Menschheit so zu sprechen, wie wir es thun.“ Also auch hier der Grundgedanke Lessing's, nur mit ausdrücklicher Ablehnung, dieses Mitfortleben des Individuums mit dem stätigen Fortschritt der Menschheit als eine Seelenwanderung auf unserer Erde zu denken.

Wie begründete Lessing diese Nothwendigkeit die unendliche stätige Entwicklung der Individuen als ein Wiedererscheinen unter körperlichen Bedingungen, in Geburt und Tod, zu denken? Warum können diese Individuen nicht in ganz anderer Form an der Entwicklung der Menschheit theilnehmen? Auch hier ist eine wichtige Notiz vorhanden, die niemand benutzt hat. Lessing sagte, er habe „in Bonnet Ideen angetroffen, die mit den seinigen über diesen Gegenstand (eine mit Persönlichkeit verknüpfte Fortdauer des Menschen) und überhaupt mit seinem System sehr zusammenträfen.“ Nun ist merkwürdig wie ein Mensch Bonnet's Palingenesie kennen kann und Lessing's Aufsatz, „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können“ lesen, ohne erstlich die sehr ernstliche Meinung des letzteren Aufsatzes nunmehr klar zu verstehen, dann aber auf eine Vermuthung zu gerathen die freilich unbeweisbar ist, die aber mir wenigstens erst diesen Aufsatz erklärt. Lessing hat Bonnet gelesen. Er hat eine Theorie der Sinne aufgestellt welche mit der Bonnet's genau übereinstimmt. Es ist bisher immer als eine sonderbare Paradoxie erschienen wie Lessing gerade auf diesen ihm so fern liegenden Gedanken gerieth, der bei ihm völlig in der Luft schwebt. Die Lösung ist ganz einfach: mit seinen Gedanken über Seelenwanderung las er Bonnet, und er fand hier, mit dem ganzen Apparat der Naturforschung ausgerüstet, einen Gedanken, welcher dieser Lehre einen wissenschaftlichen Halt zu geben versprach. So erlangte dieser Gedanke Einfluß auf die nähere Ausbildung seiner Hypothese. Und da Bonnet eben wie er selber ein Schüler von Leibnitz ist, so verschmolzen sich die Gedanken beider leicht genug. So entstand jener paradoxe Aufsatz. Er gehört also Lessing's letzter Zeit an.

Nur Ein Gedanke — möge man dies doch klar fassen! — kann uns zwingen über die durch ethische Motive begründete Anschauung einer unendlichen Bahn des voranschreitenden Individuums, welche mit der des Menschengeschlechts nicht außer Beziehung steht, zu der eines Wiedererscheinens der Seele in immer neuen Lebensläufen fortzugehen: der Gedanke daß die Empfindungs- und Denkprocesse unweigerlich an physiologische Bedingungen geknüpft sind. Wenn dies bewiesen wäre so könnte zugleich künftig von Fortdauer der Seele nur noch in dieser Form die Rede sein. Und diese ist die Voraussetzung von welcher Bonnet ausgeht.

Ein Physiolog von Metier, mitten in der Entwicklung des französischen Materialismus stehend, leugnete er nicht die Voraussetzung daß die Funktionen des Denkens und Empfindens an physiologische des Gehirns gebunden erschienen, aber er entzog sich der materialistischen Konsequenz dieses Satzes, indem er auf eine alte Anschauung zurückging welche ebenfalls in dem Bedürfnis das Fortleben der Seele anschaulich mit den Organisationen unserer Erde verknüpft zu sehen gegründet war. Und in diesem Geiste sagt auch Lessing daß die Seele erst wenn sie mit Materie verbunden ist, wenn sie einen Sinn hat, fähig ist Vorstellungen zu haben (11, 459).

An diese Grundlage der modernen Seelenwanderungslehre schließt sich consequent der folgende Gedanke Bonnet's. Empfindung und Vorstellung ist an einen Körper gebunden, schlechtthin nur durch diese Verbindung möglich. Ihre Höhe dependirt zunächst von der Zahl der Sinne. Denn die Zahl der empfindbaren Qualitäten, die Zahl und Dauer der Empfindungen dependirt von den Sinnen. „Wir haben nur durch die Sinne Ideen. Das Maß unserer Erkenntnisfähigkeit ist demnach begrenzt durch unsere Sinne; unsere Sinne sind es durch ihre Struktur, und diese ist es wiederum durch die Stelle welche wir im Weltganzen einnehmen.“ Und so enthält jedes animalische Wesen eine Möglichkeit der Perfektibilität in der Zahl und der Natur der Sinne. Diese wachsend denken, daß heißt die Vervollkommnung wachsend denken. „Der Keim eines neuen Körpers in uns kann die organischen Elemente ganz neuer Sinne enthalten. Diese neuen Sinne werden erscheinen in Körpern von einer uns bisher unbekanntem Beschaffenheit. Wir kennen die in der Natur verbreiteten Kräfte nur durch ihre Beziehung zu den einzelnen Sinnen auf welche sie wirken. Wie viel Kräfte mag es geben deren Existenz wir nicht einmal ahnen, weil es keine Beziehung zwischen den Ideen giebt die wir durch unsere fünf Sinne erlangen, und denen welche wir durch andere Sinne erlangen könnten.“ Nicht in diesem Zusammenhang aber an anderer Stelle spricht Bonnet auch bereits die Phantasie Lessing's von der elektrischen und magnetischen Materie aus.

Das war der Gedanke welchen Lessing in sein System aufnahm. „Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu ihrem Sinne dienen.“ „Stäubchen die der Seele zu einerlei Sinn dienen machen homogene Urstoffe.“ „Ein organischer Körper ist die Verbindung mehrerer Sinne.“ „Wenn man wissen könnte, wie viele homogene Massen die materielle Welt enthielte, so könnte man auch wissen wie viele Sinne möglich wären.“ Und nun führt er aus wie z. B. die elektrische, wie die magnetische Materie homogene Massen seien, denen gegenwärtig kein Sinn entspräche, wie

also eine Erweiterung der Erscheinungswelt durch die herrlichsten Phänomene dem weiter entwickelten Individuum bevorstehe.

Träumereien? Sicher! Sie haben nur eine sehr reale Grundlage an dem Gedanken, daß menschliches Empfinden und Vorstellen physiologisch bedingt sei, daß eine wachsende Erkenntniß für diese menschliche Seele daher nur durch neue, erweiterte physiologische Bedingungen des Fortlebens möglich sein würde.

Diese ist die durch das Studium Bonnet's vervollkommnete Lehre Lessing's von der Palingenesie als der einzigen Form, in welcher Menschen-seelen ihre Bahn vollenden könnten. Man gehe ihr doch wenigstens diese ihre ernste Begründung wie sie vor Lessing's Geiste stand: dann spotte man, wenn man kann! Wenn auch nur in Einem ernstem Forscher, der sich von dem nothwendigen Rapport unserer intellektuellen Prozesse mit physiologischen Processen nun einmal überzeugt hat, das Gefühl gewedt würde daß die göttliche Oekonomie der Welt auch so noch unzählige, unbegreifliche Wege habe, das unglücklichste, körperlich und geistig verwahrlosete Individuum seine unendliche Bahn zu innerem Frieden durchlaufen zu lassen: wer dürfte dann spotten?

Wir kommen zum letzten Zug in seinem Weltbilde: dem sich nunmehr ergebenden Zusammenhang dieser in Gott gegründeten, von ihm umfaßten unendlichen Fülle sich entwickelnder Wesenheiten. Lessing scheut sich nicht, wenigstens in der älteren Dramaturgie, hier von einem Plan zu reden, von dem wir nur wenige Glieder kennen, ja die Gottheit mit einem schöpferischen Genie zu vergleichen. In diesem Sinne ist dann gedacht wenn er das Thier aus der Zusammenstellung seiner Sinne in einer bestimmten Art sich construirt vorstellt. In diesem Sinne wenn er es wagt dem Plan dieses „Schöpfers ohne Namen“ in dem Fortschritt der religiösen Ideen nachzuspüren. Wenn er im Nathan die Form in welcher die Gottheit in ihrem Plane das Schicksal des Individuums vorgehen hat, so ausdrückt:

„Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
 Der Rücken einer Nase, so vielmehr
 Als so geföhret; Augenbraunen die
 Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
 So oder so sich schlängeln; Eine Linie
 Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
 Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
 Gesicht: — und du entkommst dem Feu'r, in Asien!
 Das wär kein Wunder, wunderlüchtiges Volk?“

Wir sind am Ende. Ich denke der Leser wird es einem Dozenten, welcher auch Geschichte der Philosophie liest, Dank wissen, daß er ihn

nicht mit der Streitfrage plagt, wie weit Lessing Leibnizianer, wie weit Spinozist war. Es ließe sich darüber sehr gelehrt reden. Es genügt zu wissen daß Lessing Leibniz den Gedanken der Entwicklung, der Stätigkeit des Weltzusammenhangs, der Verknüpfung vorstellender Monaden mit materiellen Monaden, eines Zusammenhangs kleinster Theile, welcher das Gute verwirklicht, verdankt, Spinoza dagegen die strenge Consequenz des Monismus. Auch mit der Frage ob Lessing Pantheist war, bemühen wir den Leser nicht; mag es gelten wenn Hebler ihn lieber einen Panentheisten nennt. Unser Lessing ist ein Kopf der vom Studium der moralischen Welt aus in strengem Zusammenhang ein neues Lebensideal entwickelte und den Zusammenhang der Welt dem entsprechend formte. Dieser Lessing war auch Leibniz gegenüber selbständig.

Dagegen sei noch eine andere Bemerkung gestattet. Diese Untersuchung über Lessing hat zugleich ein über das Studium dieses Mannes hinausgehendes Ziel vor Augen gehabt. Ein Ziel größer als daß diese Einzeluntersuchung mehr als einen Beitrag es zu erreichen geben könnte. Es handelt sich um einen nothwendigen Fortschritt in der Analyse der Entstehung unserer neueren deutschen Literatur über die bisherigen Verhandlungen hinaus.

Denn man untersuche diese Verhandlungen doch ob sie, auch die besten, mehr als ein Chaos zusammenstoßender Einwirkungen geben deren Produkt dann unsere neuere Literatur sein soll. Da war ein sogenanntes kritisches reformatorisches Genie, da war ein Genie lyrischer Empfindung, ein Kopf von anmuthiger Sinnlichkeit, allerhand inferiore Köpfe: man sieht das durcheinanderwirbeln: unsere Literatur entstand. Von dem so interessanten Gottsched-Vodmer'schen Streit zu schweigen, welcher sonderbarer Weise die größten Folgen gehabt haben soll.

Nicht so ist unsere Literatur entstanden, die schon heute von Lessing's Geburt bis zu dem Tode Hegel's und Schleiermacher's wie Ein Zusammenhang uns erscheint. Sie entsprang aus einem schöpferischen Trieb, welcher ihren Charakter bestimmte. Dieser lag in dem Drang der Nation ein neues Lebensideal zu gestalten, welcher in einer Reihe historischer Bedingungen gegründet war. Dieser Drang war die stätig fortwirkende schöpferische Macht in dem Chaos von Kräften, welche entbunden wurden. Hieraus folgt nun daß Lessing der wahre Träger des Geistes unserer Literatur war, während Klopstock und Wieland nur Kräfte waren, welche Bedingungen seiner Entwicklung schufen; ihre Werke waren kurzlebig und bilden nur den fruchtbaren Humus für die Fortbildung dieses Geistes. Daraus folgt weiter daß die großen dichterischen Conceptionen von kleibender Art zunächst intuitive Darstellungen dieses neuen Lebensideals waren,

daß sie als solche, inhaltlich, wie eine neue Philosophie wirkten. So die Minna von Barnhelm, Emilie, Nathan, dann Gök, die Räuber, Werther, weiterhin Faust, Wilhelm Meister, Iphigenie. Es folgt dann daß dies Lebensideal, wie es unter den Bedingungen einer überreifen Begriffskultur auftrat, sich zugleich in einer wissenschaftlichen Literatur aufzuklären und zu vertheidigen unternahm. Daher der eigene Charakter unserer Literatur daß die Dichter zugleich als wissenschaftliche Forscher auftreten, daß ihre poetische Entwicklung zugleich durch die Entwicklung ihrer Forschungen bedingt ist.

Was folgte nicht alles daraus! Aber hier ist nicht der Ort, mehr als Andeutungen dieses wahren Zusammenhangs in der Entstehung unserer Literatur zu geben. Genug daß man sieht aus welchem Gesichtspunkt hier Lessing als der eigentliche Begründer unserer Literatur dargestellt ist. In ihm ward das neue Lebensgefühl intuitiv und wissenschaftlich zum bewußten Lebensideal entwickelt, gegenüber den theologischen Begriffen der Epoche durch einen Kampf auf Tod und Leben mächtig zur Herrschaft erhoben, zu einer neuen positiven Weltansicht gestaltet. Er ist der unsterbliche Führer des modernen deutschen Geistes.

W. Dilthey.

Die Reform des Civilprocesses.

(Entwurf einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den preussischen Staat. Berlin 1864.)

Als die preussische Regierung damit umging, die in den Rheinlanden geltende französische Proceßgesetzgebung zu beseitigen, trat diese Provinz mit seltener Einmüthigkeit für die ihr lieb gewordenen Institutionen des fremden Rechts ein: es gelang ihr, sich dieselben zu erhalten. Seitdem sind die Fesseln, welche damals jede politische Discussion hemmten, gefallen, man hat sich schon daran gewöhnt, alle wichtigen Fragen des Staatslebens vor das große Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, und dennoch hat die politische Presse der altpreussischen Lande kaum Notiz davon genommen, als ein vom preussischen Justizministerium veröffentlichter Entwurf den Boden des alten Proceßrechts vollständig aufgab und sich ganz und gar den französischen Anschauungen zuwandte. Es hat kaum Aufsehen erregt, daß ein so radicaler Schritt unter den Auspicien des conservativen Ministeriums Lippe geschah. Nichts, als die vollkommenste Gleichgültigkeit aller weiteren Kreise gegen jenen Theil unseres öffentlichen Rechts trat bei dieser Gelegenheit zu Tage.

Dagegen war die Sensation unter den Juristen groß genug, und man ergriff hier, sobald man Zeit gefunden hatte, sich durch die sehr umfanglichen Vorlagen durchzuarbeiten, nicht ohne Festigkeit Partei für und wieder den Entwurf. Es wuchs eine ganze Literatur heran, meist für den engeren Kreis der Berufsgeossen berechnet und vorzugsweise technischem Detail zugewendet. *) Ehe aber die Discussion zu einem erschöpfenden Abschluß gelangen konnte, war es schon ein lautes Geheimniß, daß der Entwurf wieder zurückgelegt war. Die höheren preussischen Gerichtshöfe hatten sich fast sämmtlich gegen ihn erklärt, wahrscheinlich, wenn man nach einzelnen Stimmen schließen darf, die aus diesen Kreisen sich hatten vernehmen lassen, in ziemlich wegwerfender Weise. Hierzu mochten politische und besonders finanzielle Bedenken getreten sein: die angebahnte Reform war zunächst als aufgegeben zu betrachten.

Neue Aussichten haben sich für die letztere erst wieder eröffnet, seitdem der preussische Erlaß über die Grundzüge einer neuen Bundesverfas-

*) Wir verweisen hier nur, als auf die hervorragende Leistung, auf die Schriften des Dr. A. Leonhardt in Hannover, welche zugleich auf die verwandten Bestrebungen in anderen Ländern eingehen, „Zur Reform des Civilprocesses in Deutschland.“

sung vom 10. Juni v. J. und, dem entsprechend, der Entwurf einer Verfassung des norddeutschen Bundes der Gesetzgebung und Oberaufsicht der Bundesgewalt unter anderen „die gemeinsame Civilproceßordnung“ zugewiesen hat. Damit ist aus einem höchst zweifelhaften Problem eine Angelegenheit geworden, mit der hoffentlich schon die nächste Zukunft ernstlich befaßt sein wird.

Es scheint daher wohl an der Zeit, noch jetzt auf jene Arbeit, deren hoher wissenschaftlicher Werth selbst von allen Gegnern anerkannt worden ist, zurückzukommen und im Anschluß an sie die Fragen hier übersichtlich zu machen, von deren Entscheidung im einen oder anderen Sinne schließlich auch die Herstellung eines gemeinsamen Proceßrechts abhängig ist.

Die Verfasser des Entwurfs sind von jenem Sanguinismus völlig frei, der bei älteren gesetzgeberischen Projecten eine große Rolle spielte, der sich zutraute, gleichmäßig den widerspruchsvollsten Forderungen genügen zu können. Sie haben sich nicht mit dem vergeblichen Versuche abgemüht, etwa alle praktischen Vorzüge unseres alten und des französischen Verfahrens in einer Proceßur zu vereinigen, den streitenden Parteien den Weg des Proceßes so zu ebnen, daß er ohne alle Schwierigkeit mit der größten Gemächlichkeit zurückzulegen wäre. Dies hieße in der That einer Utopie nachzujagen. Sie sind sich vielmehr von vorn herein darüber klar gewesen, daß man zwischen den großen, wesentlich unvereinbaren Gegensätzen der Schriftlichkeit und Mündlichkeit eine principielle Wahl zu treffen, und, wie dieselbe auch fallen möge, mit eigenthümlichen Vorzügen auch mancherlei Schattenseiten in den Kauf zu nehmen habe. Das höchste Gewicht haben sie demgemäß darauf gelegt, das Verfahren durchweg einer einheitlichen Grundanschauung, dem Principe der Mündlichkeit gemäß zu gestalten. Zahlreiche Bedenken und Einwürfe, welche praktische Unzuträglichkeiten des Entwurfs im Einzelnen hervorheben, treffen die Verfasser, welche als gewiegte, in der Praxis erfahrene Männer dergleichen kaum übersehen konnten, auf dem von ihnen eingenommenen principielle Standpunkte nur wenig.

Den letzteren wird auch die nachfolgende Darstellung einzuhalten suchen.

Die Frage ist für uns in erster Linie die, welches Verfahren, ob ein schriftliches oder mündliches, den wahren Zielen aller Rechtspflege und den Bedürfnissen des modernen Verkehrs die besseren Dienste leistet, der Bildung unserer Zeit und dem öffentlichen Rechte unseres Staates sich entsprechender erweist.

Für den Unterschied der beiden Systeme ist allein maßgebend, welche Bedeutung den schriftlichen Parteierklärungen beigelegt wird, die in größtrem oder geringerem Umfange jedem Proceßverfahren unentbehrlich sind.

Der Richter muß sich, Behufs der in Anspruch genommenen Entscheidung, über den Sachverhalt, also darüber klar werden, worüber die Parteien einig sind, und was bezüglich des thatsächlichen Hergangs zwischen ihnen streitig ist. Es fragt sich nur, ob er seine Auffassung sich nach den mündlichen Verhandlungen frei zu bilden, oder dieselbe auf Proceßschriften als das eigentlich maßgebende Material ausschließlich zu gründen hat.

Es kommt also nicht darauf an, ob ein mündliches Verfahren einen Schriftwechsel der Parteien begünstigt oder anordnet, bei der Verhandlung die Ueberreichung schriftlicher Parteianträge unter Beifügung einer Darstellung des Sachverhalts verlangt, oder ob ein schriftliches Verfahren an den Schriftwechsel ein Nachverfahren anschließt, in welchem die Parteien den Inhalt ihrer Schriftsätze mündlich wiederholen können: so weit können äußerlich beide Systeme vollständig zusammenfallen, es können in einem französischen und altpreussischen Prozesse fast wörtlich gleichlautende Schriften gewechselt und dem Richter derselbe Vortrag gehalten werden. Der principielle und durchgreifende Unterschied liegt nur darin, daß der Richter dort auf die mündliche Verhandlung, hier auf die Proceßschriften als die wahre Quelle seiner Erkenntniß verwiesen wird, und dieser Unterschied, so unscheinbar er auf den ersten Blick erscheinen mag, beherrscht die Structur des Verfahrens in seinem ganzen weiteren Verlaufe.

Sollen die Proceßschriften maßgebend sein, so leuchtet ein, daß denselben von vorn herein eine ganz bestimmte Bewegung vorgezeichnet werden muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, die schwerfällige Operation in's Endlose verlängert zu sehen.

Man wird vom Kläger verlangen müssen, daß er sofort bestimmt angebe, auf welche Thatfachen er seinen Anspruch gründe, man wird vom Beklagten beanspruchen, daß er sich erschöpfend über die Klage auslasse und zugleich die Thatfachen präcisire, auf welche er Einreden gründen will. In der Position, welche beide Theile so von Anfang einnehmen, wird man sie festhalten müssen und einem jeden nur gestatten können, solche neue Anführungen zu machen, welche zur Widerlegung rechtzeitig angebrachter neuer Angaben des Gegners dienen können. Man verlangt mithin nicht nur sachgemäße, sondern auch rechtzeitige Auslassungen der Parteien und muß consequent bestimmte Rechtsnachteile eintreten lassen, wenn einer oder der andere Theil jenen Gang nicht einhält. Man hört ihn nicht mehr mit einer verspäteten Anführung, man berücksichtigt es nicht, wenn er Lücken in seinen bisherigen Angaben ausfüllen will: der Gegner erwirbt aus solchen Unterlassungen sofort gesetzlich anerkannte Parteirechte, die der Richter nicht antasten darf. Wird im preussischen mündlichen Nachverfahren Neues angeführt, so hat es der Richter im Anschluß

an den Schriftwechsel zu Protokoll zu formuliren, und wird in schleunigen Proceßarten sofort nach Anbringung der Klage mündlich verhandelt, so hat wieder nur das maßgebende Bedeutung, was das Gericht in aller Eile zu Papier zu bringen vermag. Mit Abschluß des Protokolls stehen die Parteien und der Richter vollendeten Thatsachen gegenüber: der Buchstabe der gesammelten Schriften ist im weiteren Verlaufe das entscheidende Moment. *Quod non est in actis, non est in mundo.*

Diese Consequenzen haben alle Proceßgesetze ziehen müssen, die Ernst mit der Schriftlichkeit machen: der gemeine Proceß, und im Anschluß an ihn der altpreussische, statuiren in jenen Sätzen die „*Eventualmaxime*“ als Grundlage ihres Verfahrens. Als Vorzüge derselben rühmt man, daß der Richter unzureichend begründete Klagen vor der Einleitung zurückweisen kann, daß der eingeleitete Proceß sich in dem gesetzlichen Geleise sicher vorwärts schiebt, indem der Richter Fristen für die einzelnen Proceßhandlungen stellt und so einen oft wohlthätigen Zwang auf die Parteithätigkeit übt, endlich, daß das Proceßmaterial von vorn herein zweckmäßig concentrirt und beschränkt werde, und daß auch den Parteien die vollste Freiheit bleibe, ihre Interessen ganz nach eigenem Ermessen wahrzunehmen.

Man wird zugeben müssen, daß ein solches Verfahren das einzig zweckmäßige, ja mögliche ist, wenn das Urtheil von einem den Parteien völlig entrückten Richter, etwa dem älteren Herkommen gemäß von einer weit entfernten Juristenfacultät, aus den Acten zu sprechen ist, daß sich also der gemeine deutsche Civilproceß im engsten Anschlusse an die Zustände der Vergangenheit ganz normal entwickelt hat.

Dies ist aber ein sehr verfängliches Lob. Jener Proceß hat seine eigentliche Durchbildung erhalten in einer Zeit des äußersten politischen Verfalls des deutschen Reichs, als der absterbende Stamm des Ganzen den verschiedenen Zweigen der Verwaltung keine gesunden Säfte mehr zuführte, sie einzeln verkommen und verwildern ließ. Man verlor damals die höchsten Ziele des Staatslebens fast ganz aus den Augen und lernte es, sich bei dem Nothdürftigsten genügen zu lassen. Die Gerichtsverfassung war ein Spiegelbild der Zustände des Reichs und die Durchbildung des Proceßwesens, deren sich die gelehrten Juristen annahmen, war wesentlich durch die Mangelhaftigkeit der Organe der Rechtspflege bedingt. *)

Die damals herrschenden Anschauungen sind noch bis jetzt nicht verschollen, sondern werden noch heute von den Anhängern des alten Verfahrens vertreten. Ein Proceß gilt diesen als reine Privatangelegenheit der Par-

*) Betreffs der Einzelheiten dürfen wir hier, wie Betreffs der weiter erwähnten Stadien der Entwicklung auf eine ältere Darstellung („*Alte und neue Rechtszustände in Preußen*“, Preuß. Jahrbücher 1860. Bd. V. Heft 4. 5. 6.) verweisen.

teten, immerhin als ein Uebel, für dessen Beseitigung gesorgt werden muß, das aber selbst, so wie die Art seiner Beseitigung, für den Staat ohne Belang ist. Der Absolutismus, der keinerlei politische Bewegung aufkommen ließ, gab den Parteien wenigstens das Feld ihrer Privathandel frei, erkannte sie hier als souverän an. Sie führen ihren Proceß ganz nach ihrem Ermessen, sachgemäß zu ihrem Nutzen, oder sachwidrig zu ihrem Schaden. Der Staat sorgt nur für rechtsgelehrte Männer, welche, ohne allen Einfluß auf den Gang der Sache, die Procebur formell leiten und schließlich dem Streit durch ihr Urtheil ein Ende setzen. Die Richter sind Sachverständige, welche dabei lebiglich nach den Regeln ihrer Kunst verfahren, die Gerichte haben mehr den Charakter wohlthätiger Institute, etwa öffentlicher Heilanstalten, als den von Staatsorganen, deren Thätigkeit ein positives Ziel hätte, die also innerhalb ihres Geschäftskreises sich nicht nur ordnend, sondern auch fördernd, gestaltend zu bewähren hätten. Ihre Aufgabe erschöpft sich darin, eine den Ansprüchen der Gelehrsamkeit entsprechende Entscheidung zu finden. Der Richter tritt in das Verfahren nirgends als lebendige Autorität ein, nur die erwähnten gesetzlichen Schranken bestimmen den Verlauf desselben.

Sind diese so unverfänglich als sie auf den ersten Blick erscheinen mögen?

Der Kläger soll in der Klage durch bestimmte Angaben über den Sachverhalt seinen Antrag erschöpfend begründen. Nichts scheint gerechtfertigter und namentlich die preußische Praxis erhebt, dem militärisch straffen Zuschnitt des öffentlichen Lebens ganz gemäß, nach dieser Seite hin die strengsten Ansprüche — und doch ist solche Forderung, die das Gesetz ganz kühl aufstellt, nur bei der gründlichsten Unkenntniß der Menschennatur, des täglichen Verkehrs, der gewöhnlichsten Verhältnisse im Ernste aufrecht zu erhalten.

Das Volk, einschließlich der großen Mehrzahl der Gebildeten, verfährt bei der Eingehung von Rechtsgeschäften nicht objectiv, betrachtet die Sache nicht von allen Seiten, sondern es verfolgt jeder Theil sein Sonderinteresse und sieht darum schon von vorn herein den ganzen Hergang in einem trüben Lichte. Man ahnt keine Schwierigkeiten und kommt ihnen deshalb nicht zuvor, man läßt sich gehen, jeder hat nur das Ziel im Auge, das er erreichen will, und hält es für selbstverständlich, daß der Gegner die Sache ebenso betrachten müsse; man ist voll Vertrauen gegen einander und scheinbar in schönster Einigkeit. Selbst unter schwierigeren Verhältnissen denkt zunächst Niemand daran, sich jedes Moment des thatsächlichen Hergangs mit juristischer Präcision zu fixiren.

Nun kommt es zum Streit und es wird nach und nach klar, daß

sich zwei grundverschiedene Auffassungen der Sache gegenüberstehen. Es kommt nun in Frage, welcher der Parteien eine bessere Auffassungsgabe, mehr Achtsamkeit, ein besseres Gedächtniß zu Gebote gestanden hat, und wieweit jede im Stande ist, sich Etwas gegenständlich zu machen, sich selbst klar zu werden und so dem Advocaten und dem Richter klares mittheilen zu können.

Sehr häufig aber haben die Parteien selbst gar keine unmittelbare Kenntniß von den wichtigsten Thatfachen, um die es sich handelt. Der moderne Verkehr bedient sich für seine verwickelten Beziehungen meist zahlreicher Mittelspersonen und verliert ganz und gar jene leichte Uebersichtlichkeit, deren sich unsere Altvordere erfreuen mochten. Oft streitet man über Rechtsverhältnisse, die von früheren Generationen begründet sind; Erken müssen die verwickeltsten Proceffe durchsechten, ohne daß ihnen zuverlässige und genügende Notizen ihres Erblassers zu Gebote stehen; wie soll endlich der, der heimlich an seinem Vermögen beschädigt worden ist, vom thatsächlichen Hergange dabei sichere Kenntniß haben?

Die Schwierigkeiten in solchen ganz alltäglichen Fällen sind unter allen Umständen groß und drückend genug, das schriftliche Verfahren verdoppelt sie durch jenen Anspruch, daß jeder Theil sofort bei seinem ersten Auftreten eine feste Position einnehmen und unabänderlich inne behalten soll. Jeden Fehltritt, welchen der auf solchem Terrain Strauchelnde thut, läßt es ihn schwer büßen. Und warum? Nicht, weil man sich über jene Thatfachen der Erfahrung täuschte, sondern weil die unvermeidliche Schwerefälligkeit der Proceßur, ihre eigene Unbehülfslichkeit, zu solch unbilligen Anforderungen drängt, denen keine Generation je gewachsen war, noch gewachsen sein wird.

Unter diesem Drucke hat sich eine sehr unerquickliche Proceßtaktik fast nothwendig bilden müssen. Die Proceßschriften sind voll gewundener und geschraubter Erklärungen. Beide Theile diplomatisiren, man scheut es, durch vollständige Offenheit möglicher Weise dem Gegner Vortheile zu bieten; man colorirt jedes nothgebrungene Zugeständniß durch kleine Schattirungen, die es unverfänglich machen. Jede Auslassung des Gegners sucht man zweifelhaft zu machen und stellt Dinge kaltblütig in Abrede, an denen nach dem ganzen Zusammenhange der Sache kein Verständiger zweifeln wird. Da der Richter sich bei alledem gar nicht theiligt und in keiner Weise verräth, worauf er maßgebendes Gewicht legen wird, zieht man alles Mögliche, auch das Entferntlegendste in den Streit hinein, weil es doch möglicher Weise sich irgendwie wirksam erzeigen könnte. Diese Künste lassen sich bei Abfassung von Schriftsätzen in aller Ruhe im Studirzimmer vortrefflich üben, das Papier erröthet nicht: die Verant-

wortlichkeit schiebt der Advocat auf die Partei, die den Proceß so geführt haben will, diese natürlich auf den Anwalt.

Aus solchem Material hat sich der Richter den Sachverhalt festzustellen. Er muß dazu oft genug jene Schriftsätze förmlich interpretiren, durch Analyse ermitteln, was eigentlich in Kürze jede Partei hat sagen wollen; zum Streit in der Hauptsache tritt dann der weitere, wie zweifelhafte Parteiaussäufungen zu verstehen, wieweit einzelne Anführungen rechtzeitig gemacht sind, oder nicht, worüber in verwickelten Sachen sich häufig mit guten Gründen streiten läßt.

Zu einer freien, selbständigen Auffassung des Proceßstoffes wird der Richter nicht ermächtigt, er muß die seinige auf's Engste an die Partelformulirungen anschmiegen. Der Schriftwechsel mag die Sache wirklich gefördert haben, so daß aus den widersprechenden Anführungen der eigentliche Kern des Streits deutlich hervorzuleuchten beginnt, der Richter mag der Ueberzeugung sein, daß der Discussion richtigere und fruchtbarere Pointen abzugewinnen wären, wenn er die Parteien nur noch näher über manches Zweifelhafte hören könnte — das Gesetz verweist ihn lediglich auf die in den Schriftsätzen erstarrte Masse der Parteierklärungen, es läßt ihn die unendlich nahe liegende Frage gar nicht aufwerfen, ob die Sache nicht theilweis wenigstens sich anders verhalte, als beide Theile zunächst angegeben haben. Er hat keine Macht über die Verhandlung der Sache, als formelle Rechtsnachtheile gegen schlecht vertretene Parteien anzuwenden, und keine weitere Verantwortlichkeit, als bei Fällung des Urtheil das logische Schema seines Handwerks einzuhalten. Er sieht dem Spiele des Proceßes, in welchem sich Schachzug an Schachzug reiht, von denen keiner zurückzunehmen ist, aus einer unnahbaren Höhe zu, er kritisiert dies Spiel in seinem Erkenntniß.

Will man sich hart ausdrücken, so kann man sagen, daß es Nichts Deberes, scholastisch Unfruchtbareres leicht geben möchte, als diese logischen Experimente an einem wesentlich todtten Körper, diese rein theoretisirende Thätigkeit mit ihrem kühlen Wesen da, wo es sich um die wichtigsten Interessen, oft um Lebensfragen der Parteien handelt. Raum für irgend ein Pathos ist hier nicht gegeben, namentlich nicht für das einer Gerechtigkeit, welche zürnt, straft, hilft und erhebt. Die Justiz älteren Stils zeigt nicht nur unparteiische, sondern indifferente, charakterlose Züge, und es könnte sich leicht ergeben, daß, wenn man ihr den gelehrten Mantel, mit dem sie sich schmückt, abnimmt, ihr ihr Alles genommen ist.

Es sind dies Consequenzen des alten Systems, für die die Einzelnen nicht verantwortlich gemacht werden können, obwohl dies vom Volke geschieht. Das zweifelhafte Nennomé, in welchem die Juristen in Deutsch-

land stehen, die Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts gegen die Advocaten, die noch jetzt nicht ganz erloschen sind, verdankt der Stand wesentlich dem alten Verfahren, das ihm eine freiere Bewegung und damit die Möglichkeit gedeihlichen Wirkens nicht gestattet hat. Jenes durch und durch formalistische Wesen des geheimen schriftlichen Processes ist den Massen unverständlich, so daß sie immer und wieder auf den Vergleich mit den zufälligen Chancen eines Spiels zurückkommen; sie zweifeln immerhin nicht mehr an der Integrität des Richterstandes, respectiren auch sein gelehrtes Wissen, haben aber von seiner Weisheit, von seiner Energie gegen das Unrecht, von seinem Eifer für das Recht unter den obwaltenden Verhältnissen noch keine hohe Meinung gewinnen können.

Gegen den Formalismus, als den Grundfehler des alten Systems, wandte sich Friedrich der Große mit der unbefangenen Energie seiner Zeit, als er die Rechtspflege heben wollte. Der Richter sollte der materiellen Wahrheit nachforschen, die Parteien anhalten, ihm auf diesem Wege zu folgen; er wurde verantwortlich gemacht für die Ergebnisse seiner Thätigkeit, welche nicht im Dienste der Parteien aufgehen, sondern zugleich das öffentliche Interesse im Auge behalten sollte.

Die Anhänger des alten schriftlichen Verfahrens pflegen triumphirend darauf hinzuweisen, wie wenig sich die von der Allgemeinen Gerichtsordnung aufgenommene „Inquisitionsmaxime“ in der Praxis bewährt hat. Das Verfahren danach erwies sich in der That als formlos und schwerfällig, es führte zur Verwirrung und Verschleppung der Prozesse. Nach langem Experimentiren gab man jeden Fortschritt in jener Richtung auf und lehrte zum alten Systeme zurück. Der Satz, im Civilproceße könne es sich überhaupt nicht um materielles Recht, sondern nur darum handeln, dem Streite der Parteien durch eine formell bindende Entscheidung ein Ende zu setzen, galt nun wieder als die erste aller processualischen Wahrheiten.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß die rechtskräftige Entscheidung volle Geltung behalten muß, auch wenn sie gegen das materielle Recht gröblich verstoßen, auf irrigen Voraussetzungen, auf falscher Anwendung der Gesetze beruhen sollte, daß also alle vorausgegangenen schriftlichen oder mündlichen Verhandlungen mit dem Momente, wo jenes Ziel erreicht ist, allen praktischen Werth, die etwa zusammengeschriebenen dicken Acten jede Bedeutung verlieren. Folgt nun aber daraus, daß die Procebur dies menschliche Ende nimmt, auch weiter, daß der Formalismus das ganze Verfahren beherrschen und jedes Streben nach dem materiellen Rechte unterdrücken muß? daß man jede Hoffnung und jede Anstrengung, ihm nahe zu kommen, für illusorisch und zwecklos anzusehen hat?

Hier ist der Punkt, an dem sich die beiden Systemen zu Grunde liegenden Anschauungen scheiden: es ist derselbe Gegensatz, dem man auch auf anderen Gebieten begegnet, und die Streitfrage ist schließlich eine ganz allgemeine. Ist das Streben nach Wahrheit eitel und aufzugeben, weil sich jede Formulirung, die der Einzelne finden mag, sicher nicht völlig stichhaltig erweisen wird? Ist daraus, daß jedem menschlichen Wirken seine Schranken gesetzt sind, zu folgern, daß man dem Gange der Dinge in thatlosem Scepticismus ruhig zuzusehen habe?

Wir glauben, daß der geniale Blick Friedrich's des Großen den richtigen Punkt getroffen hat, wenn er sich gegen den Formalismus des älteren Processus wandte. Er und seine Zeitgenossen waren nur außer Stande, die rechten Mittel für ihren Zweck zu finden; sie lagen außerhalb des Horizontes ihrer Zeit.

Nur die Mündlichkeit des Verfahrens ermöglicht es, die rechte Mitte einzuhalten zwischen den Gefahren der Eventual- und der Inquisitionsmaxime; dem materiellen Rechte möglichst nahe zu kommen, ohne doch die Freiheit der Parteien über Gebühr zu beschränken. Jene mit der Schriftlichkeit gegebenen Schwierigkeiten werden immerhin häufig genug von klugen Parteien und geschickten Sachwaltern glücklich überwunden, man verdankt solchen Erfolg dann aber keinesfalls der Institution: der Vorzug des mündlichen Verfahrens besteht in Kürze darin, daß es solche Schwierigkeiten, an denen oft gerechte und sogar einfache Sachen scheitern, den Parteien gar nicht in den Weg legt.

Der etwaige Schriftwechsel bereitet die mündliche Verhandlung nur vor und giebt beiden Theilen Gelegenheit, sich über ihre Stellung zur Sache vorläufig zu orientiren. Bis zur Entscheidung kann jede Partei zur Wahrnehmung ihrer Rechte neue Anführungen machen, den Sachverhalt noch weiter aufklären, der veränderten Sachlage gemäß selbst ihre Anträge ändern, wenn nur nicht das ursprüngliche Klagesfundament ganz verlassen wird. Die Discussion hat die vollste Freiheit und kann ihren natürlichen Zweck, von einer befangenen Auffassung zu einer freieren und klareren zu führen, ohne Hinderniß erreichen. Künstliche, geschraubte Wendungen verhallen im Laufe der mündlichen Verhandlung, in welcher eine einfache, bestimmte Darstellung immer das natürliche Uebergewicht hat. Die Kunst des Anwaltes muß sich nach dieser Seite wenden. Man verlangt aber nun auch von ihm, daß er der natürlichen Entwicklung des Rechtsstreites in allen ihren oft unerwarteten Wendungen schlagfertig folge; er muß sich in einem ganz anderen Sinn zum Herrn der Sache machen, als dies die im schriftlichen Verfahren alt gewordenen Advocaten wagen, welche sich ängstlich an den Buchstaben der ihnen von ihrer Partei er-

theilten Informationen zu klammern pflegen. Oft gewinnt der Anwalt durch die Auslassungen des Gegners einen viel richtigeren Ueberblick über die Sachlage, als er ihn aus den unsicheren, schwankenden Mittheilungen der eigenen Partei entnehmen konnte: keine formelle Schranke hindert ihn, diese Einsicht im wohlverstandenen Interesse seines Machtgebers im mündlichen Prozesse zu verwerten.

Der Richter, der Auge in Auge mit den Parteien verhandelt, tritt natürlich aus jener passiven Stellung heraus, die ihm der schriftliche Proceß anweist. Das bloße Ansammeln von Proceßschriften in wohlgehefteten Acten verdient den hochklingenden Namen „Proceßleitung“ nicht: von einer solchen kann im Ernste nur die Rede sein, wenn sie auf die Verhandlung der Sache selbst Einfluß zu gewinnen vermag. Hierzu giebt das mündliche Verfahren vollen Raum. Der Richter hört die Parteien, er fragt, wenn ihm unklare, mangelhafte Erklärungen abgegeben werden, er kann die nach seiner Ansicht maßgebenden Gesichtspunkte zu voller Geltung bringen, er ist also bei der Formirung des Proceßstoffes mitthätig. Das Verfahren wird so zu einer nirgends beschränkten, an keine Formalien ängstlich gebundenen Verständigung über den Sachverhalt, welche der Richter leitet. Er greift überall als lebendige Autorität ein und beschränkt sachgemäß jene Souveränität der Parteien, soweit sie mißbraucht werden sollte. Gegen Uebergrieffe des Richters schützt die Oeffentlichkeit der Verhandlung und die Verantwortlichkeit, die sich für ihn aus seiner Mitwirkung von selbst ergibt.

Man fürchtet für die Gründlichkeit der Entscheidung, die sich unmittelbar an die Verhandlung anschließt. Die erste Voraussetzung dazu ist aber doch die volle Vertrautheit aller zur Entscheidung berufenen Personen mit dem Proceßstoffe — sollten sie diese besser durch das Schattenbild eines Referats, als durch die Theilnahme an der Verhandlung, in welcher sich der Streit in dramatischer Lebendigkeit vor ihnen entwickelt, gewinnen können? Und welchen Werth hat die Gründlichkeit des schriftlichen Verfahrens, wenn sie, wie wir sahen, so oft nur an unzweckmäßig vorbereitetem Material geübt werden kann, und der Richter ganz außer Stande ist, zu Tage liegende Mängel der Verhandlung zu beseitigen?

Wir glauben aber auch, daß das mündliche Verfahren die materielle Gründlichkeit des Urtheils nach verschiedenen Seiten hin fördert, wo die ältere Praxis Manches zu wünschen übrig läßt. Die Gerichte, die Acten führen, sind immer bereit, ihr Erkenntniß daraus zu interpretiren: in Folge dessen lassen die Urtheile oft genug die wichtigsten Punkte dahin gestellt, z. B. die Art der Mitverhaftung mehrerer Verpflichteter, Zeit und Ort der Erfüllung, die Vollstreckbarkeit der Entscheidung vor der Rechtskraft.

Das mündliche Verfahren drängt dazu, solche Fragen sofort klar zu erledigen. Es ist ferner dazu angethan, rein negative Entscheidungen, in denen die preussische Praxis besonders stark ist, möglichst zu vermeiden. Jene rein kritische Stellung des Richters führt sehr leicht dazu, den Kläger, obwohl er unzweifelhaft einen rechtlich begründeten Anspruch hat, immer und immer wieder abzuweisen, weil die Sache verschiedene Auffassungen zuläßt und der Kläger seiner Klage unglücklicher Weise immer diejenige zu Grunde legte, welche das Gericht in Folge eines Wechsels der Personen oder Ansichten der Reihe nach verwirft. Solche Mißgriffe vermeidet das beweglichere mündliche Verfahren, das dem Richter eine wirkliche Leitung der Verhandlung sichert, viel leichter. Ebenso gestattet es, die Prozesse verschiedener Personen, die um dieselbe Sache streiten, zu vereinigen, und so eine einheitliche Entscheidung über collidirende Rechte herbeizuführen, wovon im schriftlichen Prozesse kaum die Rede sein kann, so daß hier principiell ganz unvereinbare Entscheidungen bezüglich desselben Objects successiv ergehen können. Es sind dies Fälle, in denen die materielle Gründlichkeit bisher oft zu kurz gekommen ist.

Man fürchtet weiter, ein sehr verwickeltes Proceßmaterial könne bei der mündlichen Verhandlung den Richtern, wie den Anwälten über den Kopf wachsen. Für ganz extreme Fälle lassen fast alle Proceßgesetze entsprechende Ausnahmen zu: sie überlassen ferner dem Richter, einzelne selbständige Streitpunkte, willkürlich gehäufte Klagen und Einreden zur besonderen Verhandlung zu verweisen. Alle Streitpunkte, die zur Entscheidung reif sind, während andere noch der weiteren Erörterung bedürfen, werden sofort entschieden — ein großer Vorzug vor dem schriftlichen Verfahren, welches in jeder Instanz nur eine Entscheidung kennt, so daß wegen eines Streites über geringfügige Nebenpunkte auch die Hauptfragen oft lange Zeit zum großen Nachtheil der Parteien unerledigt bleiben.

Die entschiedensten Bedenken knüpft man daran, daß jene beiden Theilen bis zur Entscheidung gelassene Freiheit mißbraucht werden kann. Kommt es zu einer mehrmaligen Verhandlung der Sache, so kann eine Partei, nicht weil sie eine andere Auffassung der Sache wirklich gewonnen hätte, sondern aus Chicanerie, Proceßkünstelei, jedes Mal eine ganz veränderte Position einnehmen, den Gegner auf das befremdlichste überraschen. Beim Mangel aller die frühere Verhandlung wirklich erschöpfenden, bindenden schriftlichen Unterlagen ist formell gar nicht festzustellen, daß solch' verwerfliches Proceßmanoeuvre wirklich vorliegt. Das französische Verfahren stellt solchen Mißbräuchen die sogenannte Souveränität der Gerichte entgegen, es ermächtigt die letzteren, von solchen Parteienführungen einfach abzusehen, die nach ihrer Ueberzeugung lediglich zum Ver-

schleif der Sache gemacht werden. Diesem Ermessen ist keine Schranke gestellt, dem Richter wird eine scharfe Waffe gegen die Chicane vertrauensvoll in die Hände gegeben, das Recht, ein verwerfliches Verfahren öffentlich mit seinem rechten Namen zu nennen, während der alte schriftliche Proceß mit seinem ängstlichen Wesen sich ein solch durchgreifendes Urtheil nicht zutraut.

Unbefangen betrachtet, wird man eine solche Befugniß der Gerichte als eine dem veränderten Systeme entsprechende Anwendung der Eventualmaxime anerkennen müssen. Will der schriftliche Proceß seine Ansprüche auf Rechtzeitigkeit und Vollständigkeit aller Parteiausslassungen nicht, wie es oben geschah, lediglich auf die eigenen zugestandenen Schwächen gründen, so hat seine Strenge keine andere Basis, als die Annahme, die Partei habe absichtlich mit der Wahrheit zurückgehalten und sei bei gutem Willen in der Lage gewesen, von vorn herein die nunmehr verspäteten Angaben zu machen. Das Gesetz präsumirt dann ein für alle Mal verwerfliches, chicanöses Verhalten der Partei und straft dasselbe dadurch, daß es den weiteren Verlauf ganz in die Hände des Gegners giebt, der sofort Rechte aus solchen Fehlern erwirbt. Das mündliche Verfahren setzt an die Stelle einer allgemeinen und darum willkürlichen Präsumtion das verständige und billige Ermessen des beide Theile unmittelbar hörenden Richters nach der Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles. Dieses kann hin und wieder fehlgreifen, ist aber jener zweischneidige Formalismus dieser Gefahr nicht in viel höherem Maße ausgesetzt?

Es ist charakteristisch für das schriftliche Verfahren, daß es ein Element, das nach allen Erfahrungen im Proceßwesen eine sehr ansehnliche Rolle spielt, die Chicane, überhaupt nicht kennt, gar nicht daran denkt, ihren Gefahren zu begegnen. Und doch ist von einer geordneten Rechtspflege kaum zu reden, wenn dem Richter hierzu alle Mittel genommen sind.

Auch das schriftliche Verfahren kann die Parteien nur mit solchen Anführungen präcludiren, die sie im Stande waren, früher zu erheben. Der Einwand des Beklagten, er habe im Laufe des Processes gezahlt, sich mit dem Gegner verglichen, eine liquide Gegenforderung erworben, muß jederzeit erörtert werden und hemmt selbst nach der Verurtheilung die Execution, wenn die bezüglichen Thatfachen erst nach Erlaß des Urtheils vorgekommen sein sollen. Jeder Schuldner, der die Stirne hat, immer und immer wieder derartige Einreden grundlos zu erheben, braucht weder seine Verurtheilung, noch die Execution zu fürchten, wenn der Richter solch unwürdigem Spiele machtlos Raum zu geben hat. Nicht die Weisheit der bestehenden Gesetze, sondern nur die Schaam der Parteien läßt es nicht zu einem allzuweit getriebenen Mißbrauche dieser Art kommen.

Demgemäß ist auch jene Souveränität der Gerichte nicht eine so unerhörte Neuerung, wie man hat behaupten wollen. Der §. 111 des Anhangs zu §. 4a I. 14. der Allgemeinen Gerichtsordnung erkennt sie für einen bestimmten Fall an, die Praxis macht aber keinen Gebrauch davon, weil im schriftlichen Verfahren alle Mittel fehlen, die nothwendigen Voraussetzungen der Anwendung genügend festzustellen.

Ähnliche Gesichtspunkte kommen für das praktisch sehr wichtige Contumacialverfahren in Frage. Im schriftlichen Prozesse der neueren Zeit wird bei dem ungehorsamen Ausbleiben des gehörig geladenen Beklagten angenommen, er räume alle Behauptungen des Klägers ein, und es ist entsprechend zu erkennen. Hierbei ist, dem Systeme gemäß, lediglich die logische Schlüssigkeit der Klage zu prüfen. Fordert also z. B. der Kläger Schadenersatz wegen Entwendung eines alten Rocks und stellt dabei gehörig unter Beweis, daß der Werth desselben auf 100 Thaler zu veranschlagen, so werden aus allen solchen Behauptungen ohne weiteres processualische Wahrheiten. Dieser Formalismus zwingt den Richter, den ausbleibenden Beklagten zur Zahlung jener Summe zu verurtheilen, gleichviel ob der vom Standpunkte der formalen Logik gerechtfertigte Spruch dem gesunden Menschenverstande und der täglichen Erfahrung geradezu in's Gesicht schlägt. Hat der Kläger sich auf den Satz von 50 Thaler, noch unbillig genug, beschränkt, so hat der Beklagte nicht einmal Aussicht, seine Verurtheilung durch ein Rechtsmittel zu beseitigen.

Eine freiere Auffassung setzt den Richter nicht zu einer logischen Rechenmaschine herab. Sie überläßt es wieder seinem freien, verständigen und billigen Ermessen, wieweit er die Behauptungen der Klage gegen den ungehorsamen Beklagten ohne weiteres für festgestellt annehmen, wieweit er vom Kläger den Beweis ungläubhafter Angaben fordern will.

Es ist charakteristisch für den Geist des alten Systems, daß sich die zahlreichsten Stimmen gegen solche Befugnisse der Richter erhoben haben. Alles freie Ermessen gilt ihnen als Willkühr der gefährlichsten Art. Nur leidenschaftliche Befangenheit kann sich darüber täuschen, daß man hiermit das energischste Mißtrauensvotum gegen den eigenen Stand ausspricht. Wir sind der Meinung, daß ein Mann, dem man so sachgemäße Befugnisse mit Grund versagen müßte, überhaupt nicht dazu berufen ist, den Stuhl des Richters einzunehmen. Das Unrecht kann in jedem Prozesse siegen, der Formalismus aber ist vor Allem dazu angethan, ihm gelegentlich dazu zu verhelfen. Es ist darum eine Illusion, Alles von wohl verclafulirten Gesetzen, legalen Präsumtionen u. dergl. zu hoffen: die Rechtspflege liegt doch in den Händen der Personen, man hebt die Gefahren, die von ihrer

etwaigen Untüchtigkeit drohen, dadurch zum kleinsten Theile auf, daß man ihnen Hände und Füße bindet.

Auch die Verfasser des preussischen Entwurfs haben kein übermäßiges Vertrauen zu den in der alten Schule gebildeten Personen: die rücksichtslose Aufnahme auch unwesentlicherer Bestimmungen der französischen Gesetzgebung hat vorzüglich im Auge, unseren Juristen ihr altes Handwerkszeug, die Gerichtsacten, ganz zu nehmen, lediglich, um sie im vollsten Sinn des Wortes zu zwingen, mit dem neuen Verfahren Ernst zu machen. Sie haben augenscheinlich auch keine überspannte Vorstellung von der Durchschnittsbefähigung der Richter und Anwälte, worauf die Gegner bedenklich hinzuweisen pflegen — sie haben sich darum aber doch nicht gescheut, das Princip der Mündlichkeit im Sinne der obigen Darstellung vollständig zu adoptiren, dem Richter jene freiere Stellung zu geben. Das alte System kümmert sich, wie wir sahen, um die durchschnittliche Befähigung und Bildung der Parteien in keiner Weise — wäre es wirklich geboten, jede neue Construction vor Allem den vermeintlichen Schwächen der Fachjuristen anzupassen?

Auf die Einzelheiten des Verfahrens näher einzugehen, würde zu weit führen. Ein mehr oder weniger streng durchgeführter Zwang der Parteien, sich durch Anwälte vertreten zu lassen, ist eine unvermeidliche und meist wohlthätige Consequenz der Mündlichkeit; für die Vertretung armer Parteien, deren Unkunde sie bei eigener Proceßführung oft hart schädigt, läßt sich zweckmäßig sorgen. Der Betrieb des Processes, die Ladung der Gegner und Zeugen, die Zustellung der Urtheile wird den Parteien überlassen, die das Nöthige durch Gerichtsvollzieher in streng vorgeschriebenen Formen zu veranlassen haben, während im schriftlichen Proceß der Richter dies Alles von Amts wegen formloser besorgt, und so jedenfalls für die Bequemlichkeit der Parteien und Anwälte das Mögliche thut.

Wir erwähnen noch, daß die Competenz der Einzelrichter erweitert werden soll, und daß der Entwurf für die Entscheidung von Handelsfachen Handelsgerichte projectirt, innerhalb deren dem kaufmännischen Elemente, dem juristischen gegenüber, die Majorität gesichert wird. Die Controverse, ob der vom Entwurfe beliebte Gegensatz eines ordentlichen und summarischen Processes mit verschiedenen Einleitungsformen für gerechtfertigt und zweckmäßig zu erklären, können wir hier nur als besonders wichtig hervorheben, aber nicht speciell erörtern, da wir noch einen Blick auf die weiteren Stadien eines Processes zu werfen haben.

Wenn erhebliche Thatfachen unter den Parteien streitig bleiben, so erweist sich Behufs der weiteren Aufklärung ein Beweisverfahren un-

erläßlich. Der ältere Proceß stellte die Beweisfälle und die Beweislast durch ein förmliches Erkenntniß fest, gegen welches er alle Rechtsmittel zulassen mußte, da er ihm für das weitere Verfahren präjudicielle Geltung beilegte. Führte eine Partei den ihr auferlegten Beweis nicht, so mußte sie mit den bezüglichen Anträgen abgewiesen werden, auch wenn diese nach der Ansicht des Richters, der das Endurtheil sprach, ohne Beweis wohl begründet gewesen waren. Neuere Gesetzgebungen haben, um jene enblose Procedur abzukürzen, nur den Instanzrichter an sein Beweis-erkenntniß in jenem Sinne gebunden. In Preußen wird schon längst die Beweisaufnahme durch einen formlosen Zwischenbescheid im Laufe des Processes veranlaßt und der Richter giebt seine Endentscheidung nach seiner freien Ueberzeugung.

Ein bindendes Beweiserkenntniß begrenzt den Proceßstoff definitiv, es zieht damit nur die Consequenzen der Eventualmaxime. Das mündliche Verfahren muß zu Gunsten des materiellen Rechts auf diesen Vortheil ebenso consequent verzichten. Auch der Entwurf stellt sich auf diese Seite und sorgt nur für die Beseitigung der allerdings bedenklichen Formlosigkeit des preussischen Proceßrechts.

Die grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Proceßsysteme zeigt sich aber auch weiter nach allen Seiten.

Die schriftliche, successive Erörterung des Sachverhalts zerlegt behufs Feststellung der Streitpunkte nothwendig das Factum in seine kleinsten Atome: die Schriftlichkeit ist die Wurzel der Haarspalterei, die man unseren Juristen zur Last zu legen pflegt. Wenn das Gesetz selbst überall auf den Buchstaben der fast nie genau zusammenstimmenden Formulierungen der Parteischriften verweist, wie sollen seine Diener anders zu Werke gehen? Den Dienst des Referenten, der schließlich trotz aller Schwierigkeiten das so zugeschnittene Material nach einfachen Gesichtspunkten sichten und sich zurechtlegen muß, leistet ein mündliches Verfahren seiner Natur nach von vorn herein: jeder der hörenden Richter scheidet bei Auffassung des mündlichen Vortrags nothwendig alles Beiläufige aus und faßt die Hauptumrisse, den Zusammenhang der Sache in's Auge. Ueber auftauchende Zweifel, an denen Referate aus schriftlichen Acten sich oft erfolglos abmühen, führt ein sachgemäßer Gebrauch des Fragerechts leicht hinaus.

In Folge dessen bedarf erfahrungsmäßig ein mündliches Verfahren der Beweiserhebungen in geringerem Maße, als ein schriftliches. Die Evidenz, der aus den immerhin im Einzelnen mannichfach differirenden Parteiangaben hervorleuchtende Zusammenhang des Hergangs führt häufig darüber hinweg und ermöglicht die sofortige Entscheidung. Der Richter

kann hierbei seine Kenntniß der Menschen und Verhältnisse, seine Erfahrung, seinen praktischen Blick, sein gesundes Urtheil, kurz Eigenschaften bewähren, die im älteren Proceß, der nur eine gelehrte Technik beansprucht, gar nicht in Betracht kommen.

Wir stehen auch hier wieder vor jener alten Frage: was ist Wahrheit? Kommt man ihr näher mit den Mitteln einer kritischen Synthese, oder nur durch eine Analyse, die nicht eher ruht, als bis Alles in seine kleinsten Theile zerlegt ist? Ist es überhaupt möglich, einen verwickelten thatsächlichen Hergang in allen Einzelheiten genau zu reconstruiren, etwa festzustellen, was bei einer schwierigen Vereinbarung stundenlang hin- und hergesprachen ist? Dem praktischen Leben ist die skeptische Kengstlichkeit der Juristen der alten Schule fremd: ihm gilt die Evidenz nicht als ein Irrlicht, sondern als die Leuchte der Wahrheit.

Sind Beweise erhoben und handelt es sich um die Würdigung des Ergebnisses, so läßt das mündliche Verfahren — abgesehen vom Eide der Parteien, der immer als entscheidend gelten muß — auch hier das freie Ermessen des Richters walten; man verweist ihn nicht auf eine ganz absonderliche Methode der Erkenntniß, sondern bescheidet sich, daß die Juristen, nur bevorzugt durch wissenschaftliche Bildung und reiche Geschäftserfahrung, dem schwankenden Reiche der Thatsachen gegenüber doch nur auf dieselben Mittel angewiesen sind, wie die große Masse des Volkes. Man sucht nicht eine Wahrheit von besonderer Art, sondern die Wahrheit, soweit sie den beschränkten Mitteln der Menschen erreichbar. Der schriftliche Proceß bindet dagegen den Richter an bestimmte Beweisregeln, und sucht nach juridischer Gewißheit. Da das logische Schema auf diesem Gebiete nicht ausreicht, so nimmt man ein mathematisches, arithmetisches Element zu Hülfe und gewinnt damit den Schein der größten Präcision. Die übereinstimmende Aussage zweier Zeugen gilt z. B. als der Wahrheit entsprechend, die eines Zeugen giebt einen halben Beweis. Jedes Partikelchen des streitigen Factums ist nun in dieser Weise für sich festzustellen, der nur mangelhaft erbrachte Beweis durch Erfüllung- und Reinigungsseite der Parteien zu ergänzen, für welche die gemeinrechtliche Praxis mit dem größten Fleiße so subtile Formeln erfunden hat, daß der gemeine Mann ohne die Hülfe juristischer Studien ihre Tragweite und eigentliche Bedeutung unmöglich ermessen kann. Man ruht nicht, bis auf diesem Wege für alle Streitpunkte jene juridische Gewißheit gewonnen ist, an welcher nun der sonst so skeptische Richter festzuhalten und die Richtigkeit der Parteiangaben ausschließlich zu messen hat.

Seitdem man im Criminalproceße von den alten Beweis-theorien gelassen hat, bindet sich auch die Praxis im Civilproceße nicht mehr so

streng an die alten Regeln, sondern bewegt sich ungenirter. In Preußen ist für einzelne wichtige Fälle die gleiche Freiheit gesetzlich gegeben — in der Hauptsache ist aber in beiden Proceßarten der Richter durch das Gesetz auf zwei diametral verschiedene Methoden, seine Ueberzeugung zu bilden, angewiesen. Da die Criminalentscheidung dem Civilproceß nicht als präjudicial gilt, so kann dieselbe Frage hier verschieden beantwortet werden. Die Geschworenen haben unter zweifelhaften Umständen Jemand eines Mordes schuldig erklärt. Der Mörder ist Testamentserbe des Ermordeten, hat aber dies Erbrecht nach den Gesetzen durch sein Verbrechen verwirkt. Ist nun der Mord nicht auch im Civilproceß nach der erwähnten Methode erweislich zu machen, so verliert der Mörder den Kopf, behält aber die Disposition über die Erbschaft. Der Entwurf enthält zweckmäßige Bestimmungen zur Beseitigung so schreiender Widersprüche.

Der Gegensatz der beiden Systeme hat endlich noch eine überraschende Consequenz, welche sie scheinbar die Rollen wechseln läßt. Das mündliche Verfahren sucht nämlich erfahrungsmäßig den Beweis zu formalisiren, namentlich den Zeugenbeweis zu beschränken, während der ältere Proceß in der Beweisinstanz die vollste Freiheit der Bewegung läßt. Der preussische Entwurf hat diese Frage, als dem materiellen Rechte angehörig, unberührt gelassen, beabsichtigt also keine Aenderung des Rechts der verschiedenen Landestheile nach dieser Seite hin — wir können aber über diesen wichtigen und charakteristischen Punkt nicht ohne einige weitere Bemerkungen hinweggehen.

Der Criminalproceß erschöpft sich wesentlich im Beweisverfahren, das hier durchaus Hauptsache ist. Man sucht in allem Ernste die objective Wahrheit zu ermitteln, und der Staat stellt diesem Zwecke seine ganze Macht, alle seine Hilfsquellen zur Disposition. Von solch umfassendem Streben kann im Civilproceße gar keine Rede sein, da lediglich die von den Parteien angegebenen Beweismittel benutzt werden können — ein Unterschied, durch den man das Nebeneinanderbestehen jener abweichenden Beweis-theorien zu rechtfertigen pflegt.

Das schriftliche Verfahren setzt sich nun in der Beweisinstanz, trotzdem es nur über unzureichende Mittel gebietet, plötzlich das gleiche Ziel, der materiellen Wahrheit nachzugehen. Man hört über den streitigen Hergang alle Welt mit alleinigem Ausschluß der Parteien, die vielleicht durch die Beweisaufnahme selbst klarer zu sehen anfangen, denen man aber jede neue Anführung versagt, an deren Anträge aber doch wieder die Proceßur gebunden bleibt und die frei darüber schalten, welche Mittel dafür in Bewegung gesetzt werden sollen. Man läßt Gegenbeweise aller Art zu, man geht auf Indicienbeweise ein, die indirect der gesuchten

Wahrheit näher führen sollen, man geräth so in das luftige Reich der Vermuthungen und läßt endlich eine Art Conjecturalkritik über den Ausgang, nämlich darüber entscheiden, welche der Parteien über ihre Angaben zum Eide zu verstaten. Es ist nicht zu verkennen, daß hier ein innerer Widerspruch vorliegt, daß Zweck und Mittel einander wenig entsprechen.

Ein mündliches Verfahren sucht die Wahrheit an der nächsten Quelle, aus den Parteilverhandlungen selbst, zu schöpfen. Es erwartet viel vom natürlichen Takte, dem scharfen Blicke der Richter und überläßt ihnen, das Ergebnis der Verhandlung und der Beweisaufnahme frei zu combiniren.

Der Beweis kann aber nur selten vollständig vor dem erkennenden Richter aufgenommen werden: es drängt sich dann ein fremdartiges schriftliches Element von oft bedeutendem Umfange in die mündliche Verhandlung hinein. Es leuchtet ein, daß die Würdigung desselben nach einer scrupulösen Methode sich meist als lästig und unpraktikabel erweisen wird. Am meisten widerstrebt es der Natur des mündlichen Processes, durch successive Beweisaufnahmen, wie sie der complicirte Apparat des älteren Systems empfiehlt, wiederholte Verhandlungen einer Sache nöthig zu machen. Alles drängt vielmehr zur straffen Concentration des Verfahrens.

In Frankreich hat man diese längst zu sichern gesucht durch Formalisirung des Beweises. Man begünstigt den Urkundenbeweis, sucht ihn durch Erschwerung der Gegenbeweise unantastbarer zu machen und schließt für wichtigere Prozesse, falls die Parteien in der Lage waren, sich schriftliche Beweise über den Streitpunkt zu verschaffen, den Zeugenbeweis insoweit ganz aus.

Wir glauben, daß die Einführung eines mündlichen Verfahrens früher oder später zu ähnlichen Consequenzen drängen wird. Ob dieselben ernstlich zu scheuen, läßt sich nur darnach ermessen, welcher Werth dem Zeugenbeweise beizulegen ist.

Wir sind weit entfernt davon, dies Beweismittel wegen der ihm eigenthümlichen Gefahren ganz zu verwerfen. Immerhin ist klar, daß der Zeuge denselben Selbsttäuschungen unterworfen ist, wie nach den obigen Andeutungen die Parteien, daß seine Wahrnehmungen bedingt sind durch seine Achtsamkeit, seine Auffassungsgabe und selbst seine Vorurtheile; immerhin ergiebt demgemäß die tägliche Erfahrung, daß die widersprechendsten Angaben beschworen, daß beschworene Aussagen bei wiederholter Vernehmung sehr wesentlich modificirt werden, ohne daß auch nur der Schein absichtlicher Entstellung deshalb auf einen der Betheiligten fiel; immerhin ist es unzweifelhaft, daß bei Formirung einer Zeugenansage der vernehmende Richter mit seinen Ansichten und seiner Fragestellung eine

ebenso wichtige Potenz ist, als der Zeuge selbst; — diese Bedenken fordern doch nur zur Vorsicht beim Gebrauche dieses Mittels auf und lassen seinen Werth nur zweifelhafter erscheinen, als die ältere Theorie annimmt.

Das schriftliche Verfahren setzte diesen Werth fast auf Nichts herab, wenn es, in Consequenz seines Systems, den Zeugen nicht über seine volle Wissenschaft, sondern nur über jene Streitathome, über einzelne genau nach den Parteiangaben formulirte Frageätze vernehmen ließ. Ist man nun auch von dieser Methode in neuerer Zeit fast ganz zurückgekommen, so ergeben sich damit nur andere Bedenken. Es handelt sich ja für den Richter nicht um die Wahrheit, sondern um die Richtigkeit der einzelnen streitigen Parteiangaben in ihrer ursprünglichen Formulirung. Mit diesen stimmt in verwickelten Fällen eine Zeugenaussage selten vollständig überein, sie bestätigt theilweise die Angaben der einen, theilweise die der anderen Partei. Hin und wieder wird durch kluge und unbefangene Zeugen das ganze Sachverhältniß überraschend aufgeklärt, es kommt dann aber auch vor, daß ihre Aussage auch das bisher nach Lage der Acten unstrittige Proceßmaterial in wesentlichen Punkten unerwartet in Frage stellt. Der Richter des alten Systems kommt durch solche Zwischenfälle nur in geringe Verlegenheit, er wird die beweispflichtige Partei, deren Angaben nicht ausreichend bestätigt sind, abweisen und damit dem Streit sein formales Ende geben. Welchen positiven Nutzen hatte dann aber das immerhin erfolgreiche Suchen nach der Wahrheit in der Beweisinstanz?

Wir haben nicht verhehlt, daß das mündliche Verfahren den Schwierigkeiten nicht immer gewachsen sein wird, welche ihm unter Umständen der Zeugenbeweis bereiten kann — wir müssen dem gegenüber hervorheben, daß dessen Ergebnisse in dem schriftlichen Verfahren, welches schwerfällig an den einmal gegebenen Unterlagen festhält, nicht ernstlich und sachgemäß zu verwerthen sind und daß sich hiermit die oben angedeuteten Gefahren des Gebrauchs verdoppeln.

Der alte Proceß hat dennoch zu einer großen Vorliebe für dies Beweismittel geführt. Die Parteien vergessen die formalen Schranken, die ihnen sonst gesetzt sind, wenn der streitige Hergang in den Zeugenaussagen wieder lebendig wird, sie sind im Stande, ihre Chancen selbst zu verfolgen, kurz es tritt in das Verfahren eine Episode ein, die allgemein verständlich ist oder doch so lange scheint, bis die gesetzliche Beweisetheorie und die Eventualmaxime mit dem aufgesammelten Material nach ihrer Weise schalten.

Hierzu kommt, daß in der Beweisinstanz jene Souveränität der Parteien volle Anerkennung findet. Zwei erhitzte Proceßgegner können auch wegen des geringfügigsten Streites halbe Dorfschaften als Zeugen

gegen einander auf Kosten des unterliegenden Theils in's Feld führen. Die Annahme der Parteien, daß alle Welt Kenntniß von ihren Beziehungen genommen habe, erweist sich erfahrungsmäßig meist als fixe Idee; es ist auch von vorn herein oft klar genug, daß die feineren Nuancen eines Hergangs, über welche gestritten wird, die Aufmerksamkeit Unbetheiligter zur Zeit des Vorfalles unmöglich auf sich ziehen konnten — das Gesetz setzt aber nirgends eine Schranke. Es wird, wie in Criminalsachen, zu einer allgemeinen Bürgerpflicht erhoben, in Processen eidlich Zeugniß abzulegen, dazu gegen eine ärmliche Entschädigung Reisen zu machen, Vorhaltungen der Parteien und Gegenzeugen anzuhören. Nur der unkritische Glaube des Volkes, daß die Wahrheit durch Zeugen kund, daß das Recht gefunden werden müsse, wenn nur möglichst umständlich verfahren wird, findet hierbei seine Rechnung.

Schlechtthin unentbehrlich pflegt man den Zeugenbeweis zu nennen wegen der Vorliebe der Deutschen für formlose Geschäfte: in ihm soll das „Ein Mann, ein Wort“ eine seiner besten Stützen finden. Leider werden die Phrasen von deutscher Art und Treue nirgends auf eine traurigere Realität zurückgeführt, als in unserem Civilproceß, der Allen, die ihn wirklich kennen lernen, den Glauben an die tiefe Gemüthlichkeit unseres Verkehrslebens gründlich zerstören muß. Wenn über Rechtsgeschäfte gestritten und Beweis erhoben wird, so wird jener ganze Apparat in der Regel nur in Bewegung gesetzt, um dem Gegner, dem von vorn herein immerhin ein rüchhaltloses Vertrauen bewiesen sein mag, um keinen Preis den Eid anzuvertrauen. Beide Theile drehen und wenden das Sachverhältniß so lange hin und her, bis sie ihm eine vortheilhafte Seite abgewinnen, und können wohl hoffen, daß ihnen irgend ein Moment der Beweisaufnahme sich günstig erweisen, ihnen selbst den Eid sichern könne. Gerade jene gerühmte Eigenthümlichkeit der Deutschen, ihre Vorliebe für die vollkommene Formlosigkeit, läßt sie sehr selten zur ganzen Verhandlung Personen als Zeugen im strengen Sinne, zum Zwecke der Bekundung des Geschäfts, hinzuziehen. Im Proceß führt man dann Leute auf den Kampfplatz, die zufällig anwesend waren, mit halbem Auge und Ohre der Verhandlung folgten, nur Fragmente davon auffaßten und durch ihre schwankenden Angaben den Fall noch zweifelhafter erscheinen lassen, als er bei Beginn des Proceßes nach den Parteiangaben erscheinen mochte.

Von jener gedankenlosen, leicht in ihr Gegentheil umschlagenden Vertrauensseligkeit das Volk zu befreien, es zu einer formelleren Behandlung seiner Rechtsgeschäfte zu erziehen, ist eine sehr bedeutungsvolle Aufgabe der Proceßgesetzgebung. In allen wichtigeren Fällen wird sich jeder Umfichtige den Beweis zu sichern suchen: die Bildung unseres Volkes verweist

es hierbei auf die Schriftform als zuverlässigstes Mittel, das seiner Natur nach zugleich zu einer größeren Präcision und Vollständigkeit der Vereinbarungen hinleitet. Die preußische Gesetzgebung hat schon längst von der Beobachtung dieser Form die Gültigkeit der wichtigsten Rechtsgeschäfte abhängig gemacht; die französische Beweisstheorie schließt für erheblichere Geschäfte, bei denen die Parteien in der Lage waren, sich den Urkundenbeweis zu sichern, nur den Zeugenbeweis aus, hält die Vertrauenden, die so genöthigt werden, es auf den Eid des Gegners ankommen zu lassen, nur beim Worte, erstrebt also ein ähnliches Ziel, ohne doch das materielle Recht der Verträge in Frage zu stellen. Man übersieht diese Seite der Sache, wenn man, wie es häufig geschieht, Alles nur auf eine Unzulänglichkeit des mündlichen Verfahrens oder gar auf eine Verschiedenheit des Nationalcharacters, auf die besondere Unzuverlässigkeit französischer Zeugen, welche das Gesetz durch jene Bestimmungen selbst anerkenne, zurückführen will.

Eine Formalisirung des Beweises innerhalb solcher billigen Schranken ist nahe gelegt durch das wohlverstandene Interesse des Publikums, das durch gerichtliche Vernehmungen über Privathandel nur zu belästigen ist, wenn die Parteien sich nicht andere Beweismittel verschaffen konnten, durch jene erfahrungsmäßigen Bedenken gegen die Zuverlässigkeit des Zeugenbeweises im Civilproceß, endlich durch die Erwägung, daß das wichtigste aller Beweismittel, der Parteieneid, nach allen Gesetzgebungen alle weiteren Beweiserhebungen ausschließt, also wesentlich formaler Natur ist.

Sollte die Mündlichkeit des Verfahrens, wie wir glauben, wirklich auch in Deutschland zu einer angemessenen Beschränkung des Zeugenbeweises führen, so wäre das sicher kein Grund, auf alle weiteren durch sie gebotenen Vortheile zu verzichten.

Ein solcher tritt höchst charakteristisch zu Tage, wenn es sich in der Beweisinstanz nicht um rein thatsächliche Feststellungen, sondern um Folgerungen aus thatsächlichen Voraussetzungen, also Werthsermittlungen, Schätzungen von Schäden u. dgl. handelt.

Der deutsche Proceß klammert sich auch hier streng an sein logisch-arithmetisches Schema. Er verlangt vom Kläger, daß er schon in der Klage den Betrag seines Schadens, seines verletzten Interesses, genau auf Heller und Pfennig berechne, jeden einzelnen Ansatz auf bestimmt formulierte thatsächliche Angaben gründe. So wenig dem Richter in jenem Falle der Contumaz eine Ansicht über den Werth eines alten Rodes frei gelassen wurde, so wenig traut man seiner Gelehrsamkeit in der Beweisinstanz irgend ein Urtheil über Fragen des alltäglichen Lebens zu. Er muß durchaus die Vertrauensmänner der Parteien hören, und, wenn er positiv

entscheiden will, sein Urtheil auf ihre Angaben gründen. So erheischt das Streben nach einer mathematischen Präcision, die für jeden Unbefangenen einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist, die complicirtesten Beweisführungen. Der Richter rechnet mit den Zahlen, welche die Beweistheorie und die Beweisergebnisse ihm an die Hand geben, und es bewendet bei seinem Facit, wie befremdlich es auch dem unstreitigen Sachverhalt gegenüber erscheinen möge.

Das mündliche Verfahren kann, weil es den Parteien jederzeit vollständiges Gehör sichert, dem verständigen Ermessen des Richters dagegen freien Raum geben; es überläßt ihm, soweit er es für nöthig hält, zur sachgemäßen Begründung seines Urtheils Sachverständige zu hören, ohne ihn im Einzelnen an deren Angaben zu binden. Er ist so in der Lage, dem Verletzten schnell eine vollständige, nicht allzu ängstlich bemessene Entschädigung zu verschaffen, mit seinem Urtheil den Beschädiger empfindlich zu treffen, wegen der gelehrte Unparteilichkeit der Deutschen vor Allem im Auge hat, dem Kläger nicht einen Groschen zuviel zuzuerkennen.

Das Ergebniß ist, daß im schriftlichen Verfahren es durchaus vortheilhafte Chancen bietet, den Gegner auf das dornige Terrain der Beweisführung zu drängen, wo möglich alle seine Angaben einfach in Abrede zu stellen, alle Zugeständnisse zu vermeiden. Die letzteren werden vom Gegner leicht so ausgebeutet, daß er sie theilt, also, soweit sie ihm günstig erscheinen, sie gelten läßt, im Uebrigen aber bestreitet. Jene scharf analysirende Methode der Schriftlichkeit, immer in Versuchung, ihre Aufmerksamkeit mehr den Einzelheiten, als dem Ganzen zuzuwenden, scheidet sich zunächst alles Unstreitige aus und baut auf dieser anscheinend festen Grundlage weiter, die doch nur dadurch gewonnen wurde, daß man vielfach von dem eigentlichen Zusammenhange der Parteiausslassungen absah. Das mündliche Verfahren kann nur diesen im Auge behalten und ist jenen haarspaltenden Operationen abgeneigt.

So gehen auch in der schwierigen Lehre von der Theilung der Zugeständnisse beide Systeme auseinander; das deutsche mag sich theoretischer Consequenz rühmen, das französische beruft sich auf die einfachen Sätze, daß die Aufrichtigkeit im Prozesse nie mit processualischen Nachtheilen bestraft werden darf, und daß wer die Angaben des Gegners in ihrem Zusammenhange nicht gelten läßt, aus einzelnen diesem Zusammenhange entrissenen Theilen derselben für sich keine Rechte herleiten darf.

Jene absolute Scheidung von Recht und Moral, worauf deutsche Processualisten so emphatisch Gewicht zu legen pflegen, existirt in voller Schärfe für ein mündliches Verfahren überhaupt nicht. Die Oeffentlichkeit, die unmittelbare Verhandlung mit dem Richter werden selbst böswil-

lige Parteien einigermaßen in Schranken halten: geschieht dies nicht, so ist das Gericht in der Lage, dem Mißbrauche entgegenzutreten und die öffentliche Moral einer verwerflichen Proceßführung gegenüber zu wahren und zur Geltung zu bringen. Der schriftliche Proceß entbehrt solcher Waffen vollständig; er hat mit seinen befremdlichen Chancen das Volk schlimmen Versuchungen ausgesetzt, ein gesundes Rechtsgefühl, eine schlichte und klare Auffassung der Rechtsverhältnisse nie bei ihm gefördert. —

In die zweite Instanz nimmt ein schriftliches Verfahren natürlich das in der ersten mühsam gewonnene Material mit hinüber. Es läßt zwar, um die Gefahren der Eventualmaxime einigermaßen zu beseitigen, in zweckmäßiger Inconsequenz die Anführung neuer Thatsachen und Beweismittel zu, alles Neue muß sich aber eng an die alten Formulierungen anschließen und gewinnt wieder in den Schriftsätzen sofort starre Form. Der zweite Richter prüft vor Allem, ob der erste nach Lage der Acten ein kunstgemäßes Urtheil gefällt habe, und seine Thätigkeit erhält, namentlich wenn, wie in Preußen, die Appellationsgerichte zugleich Aufsichtsbehörde sind, leicht einen etwas schulmeisterlichen Anstrich.

Von alledem kann, wenn in erster Instanz wirklich mündlich verhandelt wurde, keine Rede sein. Das Appellationsgericht wird, soweit das erste Urtheil nicht rechtskräftig geworden ist, mit der Sache ganz in derselben Weise befaßt, wie das Gericht erster Instanz. Es wird nur die Identität des Rechtsstreits gewahrt, im Uebrigen schalten die Parteien und das Gericht in voller Freiheit mit dem Proceßstoffe, und das letztere findet so die vollste Gelegenheit, die bessere Einsicht, deren es sich erfreuen mag, hierbei nach allen Seiten zu verwerthen. Wo die Parteien in erster Instanz ihre Rechte ohne alle formale Beschränkung wahrnehmen konnten, kann man jedes Rechtsmittel ausschließen, wie es der Entwurf für Objecte bis 20 Thaler thut; andererseits kann man den Gebrauch der Appellation erweitern und erleichtern, wenn man davon absieht, sie als Illustration für die Stufenleiter der Justizhierarchie zu benutzen, und kann, wie ebenfalls projectirt wird, auf die Appellation gegen Erkenntnisse der Einzelrichter die Collegialgerichte erster Instanz, in deren Bezirk jene ihren Sitz haben, erkennen lassen.

Die durch die seitherige Bundesgesetzgebung garantirte dritte Instanz gewinnt namentlich für die Fälle besondere Bedeutung, in denen die beiden ersten Instanzen vollständig von einander abweichende Entscheidungen über wichtige Streitpunkte gegeben haben: es liegt nahe, so zweifelhafte Sachen an einen Obmann zu bringen. Es ist aber klar, daß dann der Richter letzter Instanz dieselben vollständig seiner Cognition unterziehen muß und daß der Verhandlung vor ihm nicht engere Schranken

gesetzt werden können, als den vorausgegangenen. Dies wäre auch sehr wohl ausführbar, wenn nicht besondere Ansprüche, vielleicht Vorurtheile der neueren Zeit in den Weg träten. Man glaubt im Interesse der Rechtseinheit die Entscheidungen letzter Instanz in wichtigen Processen ausschließlich einem höchsten Gerichtshofe des Landes zuweisen zu müssen. Die nothwendige Folge hiervon ist, die materielle Erörterung der Streitfachen hier in enge Schranken zu bannen, wenn man den disponiblen Kräften nicht Unmögliches zumuthen will.

Der Gesichtspunkt der Rechtseinheit ist zunächst ein politischer. Die Gemeinschaft des Rechts ist ein mächtiges Band für politisch vereinigte Länder: es liegt nahe, sie bis in's Einzelne durch einen Centralkörper wahren zu lassen, der schiefe Auffassungen der unteren Instanzen beseitigt, ihre Irrthümer berichtigt, schädlichen Controversen durch seine Autorität ein Ende setzt.

Das französische Cassationsverfahren dient demgemäß in erster Linie politischen Zwecken. Die Könige stellten der Willkür mächtiger und unabhängiger Gerichtshöfe den Cassationshof als ein Organ gegenüber, durch welches sie ein höchstes Aufsichtsrecht des Staats über die rechtsprechende Thätigkeit jener üben ließen. Dieser Hof trat nicht in die Reihe der Instanzgerichte, die lediglich mit dem Streite der Parteien befaßt sind, sondern hatte im öffentlichen Interesse für die Beobachtung der bestehenden Gesetze einzutreten. Die Staatsanwaltschaft, welche sich in Frankreich in demselben Sinne auch bei dem Civilverfahren zu betheiligen hat, kann ohne Zuthun der Parteien, ohne daß deren Rechte hierdurch berührt würden, die Vernichtung rechtswidriger Urtheile vor jener Instanz betreiben: die letzteren gelten als ein Uebergrieff der richterlichen Gewalt in das Gebiet der gesetzgebenden. Wird die Vernichtung ausgesprochen, so wird die weitere Verhandlung der Sache an einen anderen Gerichtshof verwiesen.

In Preußen hatte man sich durch politische Pointen solcher Art nicht daran hindern lassen, die übermäßige Arbeitslast des Obertribunals dadurch zu erleichtern, daß man neben ihm auch andere Gerichtshöfe in letzter Instanz erkennen ließ. Die auffallenden Widersprüche, die sich nun herausstellten, schienen aber die Rechtssicherheit, welche man durch eine umfassende Codification gewonnen zu haben glaubte, ernstlich zu gefährden, eine wissenschaftliche Auffassung des vaterländischen Rechts konnte sich dabei nicht beruhigen und verlangte von ihrem theoretischen Standpunkte aus, daß die Einheit der Rechtsgrundsätze in den richterlichen Entscheidungen durch entsprechende Institutionen gewahrt werde. Es wurden demgemäß wieder alle Processen in dritter Instanz dem Obertribunale zugewiesen.

Die unvermeidliche Eintheilung desselben in selbständig fungirende Senate, welche die Absicht der ganzen Einrichtung in Frage stellen mußte, suchte man durch besondere Einrichtungen unschädlich zu machen, welche eine einheitliche Handhabung des Rechts fördern und garantiren sollten. Das Rechtsmittel der dritten Instanz mußte man, um den Gerichtshof nicht zu überbürden, für die Mehrzahl der Fälle formalisiren, ihn also, in Analogie des Cassationsverfahrens, auf eine Prüfung der angefochtenen Urtheile und der vorausgegangenen Procedur, eine Kritik der Gesetzmäßigkeit derselben, zunächst beschränken, die freie Entscheidung der Sache selbst ihm nur übertragen, wenn die gerügte Nichtigkeit der Vorentscheidung auszusprechen war.

Die Pflege des materiellen Rechts hat hierbei nicht gewinnen können. Eine Nichtigkeitsinstanz, die sich nicht selbst wider das Wesen der Institution auflehnen will, muß am Buchstaben hängen, in gewissem Sinne kleinlich und ängstlich verfahren. Solcher Formalismus ist nach der politischen Seite hin eine wohlthätige Schranke, den Recht suchenden Parteien ist damit aber wenig gebient. Die schlechtesten Erkenntnisse sind oft nur darum nicht zu vernichten, weil sie dem logischen Angriffe keinerlei festen Punkt darbieten, wo er Fuß fassen könnte, weil sie schiefe Auffassungen und zweifelhafte Gründe so durch einander werfen, daß man wohl über das Ganze, nicht aber über die zusammenhangslosen Einzelheiten absprechen kann. Der Nichtigkeitsrichter ist aber auf die letzteren, auf die Analyse, eine Methode angewiesen, welche den concreten Streit ganz in abstracte Rechtsätze verflüchtigt. Ueberall an den Wortlaut positiver Gesetze gebunden, vermehrt er durch neue Formulierungen das positive Material in's Unendliche.

Deshalb haben sich die Hoffnungen, die man vom theoretisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus hegen konnte, nur im Beginn der neuen Thätigkeit des höchsten Gerichtshofes erfüllen können. Er fand damals volle Gelegenheit, die Praxis, welche bei tieferem Eingehen auf das Allgemeine Landrecht ihre Zweifel täglich vermehrt sah, vielfach zurechtzuweisen, ihr in vielen Lehren erst festen Grund und Boden zu gewinnen, der jungen Wissenschaft des preussischen Rechts ihre Wege zu ebnen. Eine solche Thätigkeit, durch Generationen fortgesetzt, wendet sich aber nothwendig gegen sich selbst, verwickelt sich unvermeidlich in Widersprüche. Im Laufe der Zeit wird es deutlich, daß Majoritäten, welche schließlich ihre Beschlüsse nur Behufs Entscheidung eines concreten Rechtsfalls fassen, doch nicht das geeignetste Organ sind, Rechtswahrheiten, die sich überall einem einheitlich gedachten Rechtssystem leicht angeschlossen, festzustellen, daß die Irrthümer, in die auch die höchste Autorität verfällt, schwer zu besei-

tigen sind und daß ihre Beseitigung selbst bedenkliche Schlaglichter auf jenes Streben nach Rechtseinheit und seine Folgen wirft. Giebt nämlich das Obertribunal einen seiner bisher festgehaltenen Grundsätze auf und wird dies feierlich und umständlich vor aller Welt constatirt, so wirft dies ein eigenthümliches Licht auf die nach der älteren Ansicht gefällten Urtheile, man spricht damit aus, daß dieselben auf grundsätzlichen Irrthümern beruhten und daß sie das Recht in der Form Rechtens verletzt haben. Es ist nicht zweckmäßig, die Schwächen unserer wichtigsten Institutionen in so helles Licht zu stellen.

Den durch das stete Anwachsen der Geschäfte bedingten Nothstand, das Streben nach Rechtseinheit im Interesse des Staates, des Verkehrs und der Wissenschaft, die Sicherung des materiellen Rechts im Interesse der Parteien kann man unmöglich gleichmäßig berücksichtigen, eine Ausgleichung zwischen diesen widerspruchsvollen Forderungen der Gegenwart unmöglich erzielen. Auch die Verfasser des Entwurfs sind nach dem fast einstimmigen Spruche der Kritik hier den gegebenen Schwierigkeiten erlegen. Sie haben sich zunächst an das französische Recht angeschlossen, dessen systematische Consequenz aber aufgegeben, sie haben das Rechtsmittel der dritten Instanz durchweg formalisirt, seinen Gebrauch auf das Außerste erschwert, dabei aber doch wieder mannichfach bei den altpreussischen Traditionen anknüpfen und dem Obertribunale den Charakter eines wahren Gerichtshofes erhalten wollen.

Wer vorwiegend die politische Seite der Frage accentuirt, wird dagegen das französische System vollständig adoptiren müssen — wer drei Instanzen für eine gute Rechtspflege für unerläßlich hält, wird auch eine dreimalige vollständige Erörterung zweifelhafter und wichtiger Fälle vor Richtern, deren Befugnisse gleich sind, fordern und im Interesse der Parteien von jenen wissenschaftlichen Experimenten absehen müssen. Hält man die Garantien, die ein mündliches Verfahren giebt, hoch, so kann man eine dritte Instanz in der Regel für entbehrlich erklären und die Cassation nur in Folge wesentlicher Mängel des Verfahrens zulassen. —

Auch in der Executionsinstanz verleugnet das gemeinrechtliche Verfahren seine Schwerfälligkeit nicht. Der Richter erläßt an den Verurtheilten Befehle der Vollstreckung des rechtskräftigen Urtheils wiederholte Befehle, demselben nachzukommen, er vernimmt wohl gar den Schuldner über seinen Vermögenszustand u. dgl. m. Der Staat übte solche Nachsicht nicht ohne egoistische Rücksichten; die älteren Gesetzgebungen erklären öfter ausdrücklich, daß die Steuerzahler im Nahrungstande gehalten werden müssen und daß der Gläubiger deshalb den Schuldner nicht ruiniren dürfe. Eine übel angebrachte Humanität sorgte daneben meist für möglichste

Verschleppung des Verfahrens, das nach dem Ausspruche eines berühmten Romanisten, im Gegensatz zu der römischen und altdeutschen Strenge, nur dazu angethan ist, ökonomisch ehrlose Gesinnung zu pflanzen. Obwohl die Gerichte das ganze Verfahren leiten zu müssen glauben, so treten sie nirgends als lebendige, scharf eingreifende Autorität auf, sondern achten nur darauf, daß Alles den vorgeschriebenen umständlichen Verlauf schrittweis nehme. Diese falsche Milde macht sich nach allen Seiten hin fühlbar, fast nirgends ist es z. B. ein Grundsatz des öffentlichen Rechts, daß Leute, die sich unfähig erweisen, ihren gerichtlich festgestellten Verpflichtungen nachzukommen, ihrer politischen Rechte verlustig gehen, wofür die besten Gründe sprechen.

In Preußen ist man seit langer Zeit darauf bedacht gewesen, diese Uebelstände zu verringern; die Gesetzgebung hat immer neue Anläufe gemacht, das Verfahren zu beschleunigen, ihre Erfolge sind aber gering geblieben, weil in gleichem Maße die Verkehrsverhältnisse complicirter und beweglicher geworden sind. So lange der Richter auf schriftliche Executionen anträge einen besonderen Befehl zur Vollstreckung an den Executor erlassen, über diese und zahlreiche Zwischenfälle, Wohnungswechsel des Schuldners, Fristbewilligungen, u. dgl. m. schriftlich mit der Partei und dem Executor verhandeln muß, so lange die Execution in den Händen unzureichend gebildeter Beamten liegt, deren Verstöße von dem Richter von Amtswegen oder in Folge neuer Parteienanträge zu beseitigen sind, so lange die Verantwortlichkeit für den Verlauf sich auf diese verschiedenen Personen vertheilt, wird eine gründliche Aenderung nie zu hoffen sein.

Der Entwurf stellt sich auch hier auf die Seite des rheinischen Verfahrens. Die Erkenntnisse werden mit der Clausel der Vollstreckbarkeit versehen und unmittelbar von hierzu bestellten Beamten zur Vollstreckung gebracht. Der Gläubiger trifft unter diesen seine Wahl und betreibt das Verfahren in directem Verkehr mit dem Gerichtsvollzieher. Daß sich auch hierbei Uebelstände mannichfacher Art hin und wieder ergeben, ändert Nichts an dem unzweifelhaften Vorzuge möglichster Einfachheit der in Bewegung gesetzten Maschinerie. Wenn überhaupt, so ist in dieser Weise ein schneller Erfolg zu erreichen. Der Schuldarrest, der böswilligen Schuldnern gegenüber häufig genug das einzig wirksame Mittel bietet, kann erst angemessen beschränkt werden, wenn dem Gläubiger die Wahrnehmung seiner Rechte in dieser Weise erleichtert ist. —

Es wird nach der hiermit gegebenen Uebersicht nicht nöthig sein, auf die im Eingang für maßgebend erklärten Gesichtspunkte einzeln zurückzukommen und speciell darzulegen, daß von dem genommenen Standpunkte aus den Verfassern des Entwurfs beizupflichten ist, wenn sie sich ohne

Rückhalt für das System der Mündlichkeit des Civilprocesses entschieden haben. Thatsache ist, daß die mit einer gleichen Aufgabe befaßten Commissionen anderer deutschen Länder in ihrer großen Mehrzahl sich der gleichen Richtung zugewendet haben, so daß nur über die feineren Details der Construction noch gestritten wird. Nur in der eigentlichen Heimath des alten Processus und des Curialstils, in Churfachsen, hat sich bei der auch dort in Aussicht genommenen Reform die alte Vorliebe für das Schriftwesen auf's Neue bewährt.

Es mag sein, daß das deutsche Volk diese Vorliebe zur Zeit in gewissem Sinne theilt. Es hängt an dem alten Verfahren nicht mit dem Herzen, nicht mit Stolz, noch weniger weil die Masse, der alle Vergleichungspunkte fehlen, ein Urtheil über seinen Werth hätte, sondern wie an einem Herkommen, das sich durch Jahrhunderte von Generation auf Generation vererbt und das bisher seine guten Dienste geleistet hat. Man hat sich mit deutscher Genügsamkeit und Gemüthlichkeit in das Gegebene zu schicken gewußt; die gelehrten Juristen haben mit gleicher Hingebung und bewundernswerther Ausdauer aus der Noth eine Tugend gemacht und einen stattlichen wissenschaftlichen Bau auf den gegebenen Grundlagen errichtet. Die Mehrzahl der Praktiker, in dieser Schule gebildet, wenig geneigt, die eigene Lebenshätigkeit ernstlich zu kritisiren, vielleicht stolz darauf, sich auf jener an Hindernissen reichen Bahn doch mit gutem Erfolge zu bewegen, wird sich zur Zeit auf dieselbe Seite stellen.

So hat man sich denn auch für berechtigt erachtet, vom nationalen Standpunkte aus gegen solche Neuerung, gegen die Einführung eines fremden Rechts zu protestiren. Es fragt sich dann nur, wie weit man, um einen festen Halt für jenen biegsamen Begriff zu gewinnen, in der Geschichte zurückgeht. Wer bei jenen Zeiten des Verfalls des deutschen Reichs stehen bleibt, hier den Höhepunkt unserer geschichtlichen Entwicklung sucht, ohne viel nach dem Gange der Dinge vorher und nachher zu fragen, mag den gemeinen deutschen Civilproceß für ein ächt deutsches Institut halten. Wer die ältere Zeit in's Auge faßt oder sich der Gegenwart zuwendet und klar darüber ist, daß die moderne Bildung derartige Fragen zu europäischen erhebt, an deren Lösung alle Culturvölker mit vereinten Kräften arbeiten, wird höchstens das Prädicat „echt churfächisch“ zugestehen können. Will man nicht den starren Formalismus zu einer Prerogative unserer Nation machen, so wird man nicht anstehen dürfen, den auf germanischen Grundlagen entwickelten französischen Proceß auch als den echt deutschen anzuerkennen. In jedem Falle kann er uns ähnlich fördern, wie das uns ganz unentbehrlich gewordene römische Recht, er

kann mindestens die gesunde Basis einer weiteren, immerhin selbständigen Entwicklung für uns werden.

Die Gesetzgebung wird bei ihren nächsten Schritten wahrscheinlich schonender zu Werke gehen, als es der Entwurf in seiner scharfen Consequenz beabsichtigt; sie wird den Uebergang zu einem neuen System weniger fühlbar zu machen, öfter an das bestehende Recht anzuknüpfen suchen, hierbei in vielen Punkten, wo es ohne Verletzung des Princips geschehen kann, mit Vortheil der glänzend bewährten hannoverschen Proceßordnung sich anschließen können, sie wird auch mancherlei Anhängsel der alten Proceßur conserviren. Dies mag mit Rücksicht auf Personen und Zustände geschehen. In der Hauptsache wird die Reform ihr Ziel nicht mehr verfehlen können. Die Wahrung des materiellen Rechts, das ewige Ziel einer bewußten und charaktervollen Rechtspflege, wird ihr nicht als eine Chimäre gelten. Sie wird die Richter das Recht nicht lediglich mit Hülfe von Actenexcerpten am Studiertische, „in Schlafrock und Pantoffeln“ finden lassen, sondern wird sie mit ihrer ganzen Thätigkeit in die volle Oeffentlichkeit hinausführen, sie überall auf das lebendige Wort verweisen, sie vor aller Welt für ihre Erfolge verantwortlich machen, ihnen dafür aber auch eine entsprechende Freiheit der Bewegung und des Urtheils gewähren.

Welche weitere Folgen sich hieraus ergeben müssen für die Gerichtsverfassung, für den Bildungsgang der Juristen, ihre Stellung im und zum öffentlichen Leben, endlich für die Entwicklung des materiellen Rechts, das erst in der Praxis der Gerichte volles Leben gewinnt und das deshalb von der Proceßgesetzgebung viel abhängiger ist, als gewöhnlich angenommen wird, ist schon in der erwähnten älteren Darstellung angedeutet. Es handelt sich um eine Reform, die in Wahrheit unser gesamtes öffentliches Leben in allen seinen Regungen mehr oder weniger durchgreifend berühren, dasselbe, wie wir annehmen, nach allen Seiten heben und fördern wird, über die deshalb nicht nur im Kreise der Männer vom Fach, sondern vor der großen Oeffentlichkeit zu verhandeln ist. Dies mag zugleich die Ausführlichkeit des obigen Versuchs, der die Frage vor dieses Forum ziehen will, einigermaßen entschuldigen.

F. Hinrichs.

Zur Jugendgeschichte Beethoven's.

Das Gebiet der musikalischen Biographie, in dessen eifriger Pflege die Gegenwart für den Mangel eigener bedeutender Schöpfungen Ersatz sucht, ist wieder um eine Frucht ernsten Fleißes und reiblicher Hingabe an die Sache bereichert. Von Alexander Wheelock Tappan „Ludwig van Beethoven's Leben“ nach dem Original-Manuscript deutsch bearbeitet (Berlin 1866, Ferdinand Schneider), liegt uns der erste nach an 400 Seiten starke Band vor. Der Name des Verfassers, Nordamerikaners von Geburt, hat, Dank dem chronologisch geordneten Verzeichniß der Beethoven'schen Kompositionen, einer schon früher von ihm veröffentlichten Vorarbeit zu dem Hauptwerk, bereits einen guten Klang beim sachkundigen Publikum. In der neuen Gabe empfängt es die Ausbeute ebenso umsichtiger als gewissenhafter Untersuchungen, die einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren in Anspruch genommen. Sie beschränken sich auf die wichtigste und zugleich schwierigste Seite aller biographischen Forschung, nämlich auf die Ermittlung des rein Thatsächlichen. Dem Inhalt und der Form nach trägt die Darstellung einen durchaus pragmatischen, wir möchten sagen aktenmäßigen Charakter. Aesthetische Betrachtungen sind gänzlich bei Seite gelassen, ebenso jeder freundlichere Schmuck der Rede. Nicht bloß eine gewisse Bekanntschaft mit dem Gegenstand wird beim Leser vorausgesetzt, sondern zugleich jener ernste Sinn, dem es nur um Belehrung, nicht um gefällige Unterhaltung zu thun ist. Nachdem der Verfasser im ersten Buch eine bis in's siebzehnte Jahrhundert zurückreichende Geschichte der kurkölnischen Kapelle gegeben, stellt er im zweiten Alles zusammen, was sich über Beethoven's Familie wie über seine Schicksale während der Bonner Periode an zuverlässigen Nachrichten auffinden ließ. In der Mitte des dritten Buchs beim Jahr 1795, in welches die Veröffentlichung der drei Trios op. I. fällt, bricht der vorliegende Band ab. Der deutschen Bearbeitung hat H. Deiters mit Treue und Geschick sich unterzogen, auch einige nicht ganz unwichtige Zusätze fügte er dem ihm überlieferten Material hinzu. In dem Folgenden ist es unsere Absicht, das Eine und Andere aus den verdienstlichen Forschungen Tappan's, so viel wir es vermöchten, weiteren Kreisen zugänglich zu machen und zugleich die wißbegierigeren unter unseren Lesern zu veranlassen, selber die Quelle aufzusuchen, aus der wir geschöpft. Namentlich kam es uns auch darauf an, einzelne Gesichtspunkte hervorzuheben, die aus dem neugewonnenen biographischen

Material für die Würdigung des Meisters, das Verständniß seiner künstlerischen Entwicklung sich ergeben.

Bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hat man den Beethoven'schen Stammbaum verfolgt. Zum erstenmal begegnet uns der Name in einem belgischen Dorf in der Nähe von Löwen. Ludwig van Beethoven, der Großvater unseres Meisters, wurde am 23. Dezember 1712 in Antwerpen geboren, wo bis auf den heutigen Tag ein Zweig der Familie lebt. Noch nicht einundzwanzig Jahr alt, erhielt er als Bassfänger eine Anstellung in der Kapelle des zu Bonn residirenden Erzbischofs und Kurfürsten Clemens August von Köln, und der junge Hofmusikus, der die für jene Zeit recht ansehnliche Besoldung von 400 Gulden bezog, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich zu vermählen. Seine Ehe war keine glückliche. Von den Kindern, die ihm seine Frau schenkte, erreichte nur ein einziges, Johann, wahrscheinlich im Jahr 1740 geboren, ein höheres Alter, sie selbst ergab sich später dem Trunk und starb in einem kölnischen Kloster, wohin sie vermuthlich der Besserung wegen gethan worden. Trost und Entschädigung für sein häusliches Ungemach mußte Ludwig van Beethoven in der Kunst und in dem persönlichen Ansehen suchen, das er ihr verdankte. Zwar deutet keine Spur darauf hin, daß er sich als Komponist bethätigt, wohl gehörte er aber zu den geschätztesten Kirchen- und Theaterängern seiner Zeit, und in der Rücksicht auf diesen Umstand lag das Motiv seiner Ernennung zum Kapellmeister. Im Jahr 1761 trat er in dieser Eigenschaft an die Spitze der kurfürstlichen Hofmusik, daneben fuhr er fort beim Gottesdienst und auf der Bühne zu singen. Noch ein paar Jahr vor seinem am 24. Dezember 1773 erfolgten Tode wirkte er in einer Aufführung des Monsigny'schen „Deserteur“ mit. Sein Sohn Johann wurde 1764 als Tenorist mit einem Jahresgehalt von 100 Thalern in der Kapelle angestellt. Drei Jahre später, am 12. November 1767, vermählte er sich mit Maria Magdalena Kewerich; sie war die Tochter des kurfürstlichen Kochs in Ehrenbreitstein, zählte damals einundzwanzig Jahr und war schon in erster Ehe an den kurfürstlich trierschen Kammerdiener Lahn verheirathet gewesen. Armuth, Kummer und Entbehrung wohnten unter dem Dach Johann van Beethoven's, die soliden Eigenschaften seines Vaters hatte er nicht geerbt, dagegen die Trunksucht der Mutter. Während seine Familie sich vermehrte, fanden seine regelmäßig sich wiederholenden Gesuche um Gehaltzulage kein Gehör. Nicht ganz zwei Jahr nach dem Tod eines ersten Kindes kam Ludwig van Beethoven in einem Hintergebäude des Hauses Bonngasse 515, nicht Rheingasse 934, wo sich noch heutigen Tages die Gedenktafel befindet, zur Welt. Wahrscheinlich am 16. Dezember 1770 trat dies Ereigniß

ein, denn die Taufe, die nach der Sitte der damaligen Zeit der Geburt nur um einen Tag folgte, fand am 17. statt. Von den späteren Kindern überlebten noch zwei ihre Eltern, nämlich Karl und Johann, die weiterhin einen so unseligen Einfluß auf das Schicksal des Bruders üben sollten. Die Triumphe, welche der junge Wolfgang Amadeus Mozart in Deutschland, Holland, Frankreich und England gefeiert, standen in jener Zeit noch in frischer Erinnerung, und mancher arme Musiker mochte sich, gegenüber seinem bedrohlichen zunehmenden Familiensegen, mit der Hoffnung auf ein ähnliches Wunderkind getrösten. Vom alten Weber wissen wir, daß er die unerschütterliche Ueberzeugung hegte, der Himmel werde ihn dieser Gnade würdigen, und mit derselben Zuversicht schien Johann van Beethoven auf die Wiege seines Kindes zu blicken. Ihn zum Virtuosen zu machen, alles Andere diesem einen Zweck unterzuordnen, stand bei ihm fest. Sobald das Kind die Händchen rühren konnte, waren Klavier und Violine seine einzigen Spielkameraden, mehr als ein Bericht von Augenzeugen schildert uns, wie der kleine Ludwig weinend auf seinem Bänkehen vor dem Instrument stand, vom Morgen bis zum Abend mit dem aufgegebenen Pensum beschäftigt, während von draußen der Jubel seiner glücklicheren Altersgenossen in's Zimmer klang. Auf die übrige Ausbildung des Knaben wurde unter solchen Verhältnissen nur das Allernothdürftigste verwandt, er besuchte eine gewöhnliche Stadtschule und verließ sie schon wieder, ehe er das dreizehnte Jahr vollendet. „Von denen, welche seine Schulkameraden waren und welche später ihre Erinnerungen an ihn aufzeichneten, spricht Keiner von ihm als einem für Spiel empfänglichen Knaben, Keiner weiß etwas von Scherzen, die gemeinsam mit ihm ausgeführt wurden, zu erzählen, von Streifereien auf den Bergen oder Abenteuern auf dem Rhein und an dessen Ufern, wobei er eine Rolle gespielt hätte. Musik und immer Musik, das war sein Tagewerk.“ Bei dem Allen ist kein Grund, uns Johann van Beethoven als einen erbarmungslosen Tyrannen vorzustellen, zu welchem ihn die Freude mancher Biographen an novellistischen Reizmitteln hat machen wollen. Gewiß mußten unter den unregelmäßigen Gewohnheiten des Mannes die Seinen oft schwer leiden, in der strengen musikalischen Zucht, welcher der Sohn seit seiner zartesten Kindheit unterworfen blieb, war ohnehin für Erholungen und Genüsse kein Raum. Ernst und einförmig, reich an Arbeit und Entbehrungen, arm an Glanz verstrich ihm die Jugend. Daß jedoch von unnatürlicher Härte nicht wohl die Rede sein konnte, dafür zeugt neben manchem Anderen auch die liebevolle Erinnerung, die er dem Vater bewahrt. Einen urkundlichen Beweis derselben finden wir in der Aufschrift, welche der Meister einer von Johann van Beethoven kopirten Bach'schen

Kantate eigenhändig hinzugefügt. Dort steht zu lesen: „Von meinem theuren Vater geschrieben.“ Bei jedem Anderen könnte man das für eine leere Phrase nehmen, dem Wesen Beethoven's lag aber nichts ferner als schönrednerischer Prunk mit erheuchelten Gefühlen. Wie innig er an der sanften, schwermüthigen, meist kränkelnden Mutter hing, haben schon frühere Biographen hervorgehoben.

Den ersten musikalischen Unterricht empfing der Knabe vom Vater. Als er das neunte Jahr noch nicht erreicht, wurde Tobias Friedrich Pfeiffer, ein gewandter Theatersänger und Klavierspieler, sein Lehrer; ihm, der zuletzt in tiefe Noth gerieth, ließ er noch von Wien aus eine Geldunterstützung zukommen. Wenn Pfeiffer, der in dem Beethoven'schen Hause wohnte, spät in der Nacht aus der Weinstube mit dem Vater heimkam, wurde der Schüler geweckt und bis zum Morgen am Klavier festgehalten. Die Anfänge des Orgelspiels lernte er beim alten Organisten van den Erden, von seinen sämmtlichen Bonner Lehrern übte indessen auf ihn den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß Christian Gottlob Neefe. Der Letztere, geb. in Chemnitz 1748, hatte in Leipzig die Rechtswissenschaft studirt, auch das Doktorexamen bestanden und zugleich in den Traditionen der Bach'schen Schule zu einem der angesehensten Musiker seiner Zeit sich ausgebildet. Er galt für einen gewiegten Contrapunktisten, seine kirchlichen und weltlichen Kompositionen standen in Achtung. Er war als Kapellmeister der Großmann'schen Operngesellschaft 1779 nach Bonn gekommen und wurde zum Nachfolger des Hoforganisten van den Erden ernannt. Es gehört zu den Verdiensten unseres Biographen, daß er zum erstenmal den hervorragenden Antheil betont, den ein solcher Lehrer an der künstlerischen Entwicklung des Genius nehmen mußte, welchen das Geschick seiner Leitung anvertraute. Wie sehr Neefe die Bedeutung seines Schülers würdigte, beweist ein Artikel in Cramer's Magazin, der von jenem selbst herrührt und das Datum des 2. März 1783 trägt. Diese erste gedruckte Notiz in Betreff des Meisters, der, so weit überhaupt die Macht der Töne reicht, Alles mit dem Ruhm seines Namens erfüllen sollte, lautet folgendermaßen: „Louis van Bethoven, Sohn des oben angeführten Tenoristen, ein Knabe von 11 Jahren und von vielversprechendem Talent. Er spielt sehr fertig und mit Kraft das Klavier, liest sehr gut vom Blatte und um Alles in einem zu sagen: Er spielt größtentheils das wohltemperirte Klavier von Sebastian Bach, welches ihm Herr Neefe unter die Hände gegeben. Wer diese Sammlung von Präludien und Fugen durch alle Töne kennt, (welche man fast das non plus ultra nennen könnte,) wird wissen, was das bedeute. Herr Neefe hat ihm auch, so fern es seine übrigen Geschäfte erlaubten, einige Anleitung zum Generalbaß gegeben.

Jetzt übt er ihn in der Komposition, und zu seiner Ermunterung hat er neun Variationen von ihm für's Klavier über einen Marsch in Mannheim stecken lassen. Dieses junge Genie verdiente Unterstützung, daß er reisen könnte. Er würde gewiß ein zweiter Wolfgang Amadeus Mozart werden, wenn er so fortschritte, wie er angefangen." Obgleich Beethoven über die unduldsame Strenge seines Lehrers sich gelegentlich beklagte, vergaß er doch nie, wieviel er ihm schuldete. In einem von Wien aus im Jahr 1793 an ihn gerichteten Brief schreibt er u. A.: „Ich danke Ihnen für Ihren Rath, den Sie mir sehr oft bei dem Weiterkommen in meiner göttlichen Kunst ertheilten. Werde ich einst ein großer Mann, so haben auch Sie Theil daran.“

Mit der Familie Johann van Beethoven's wuchs auch ihre Armuth, und als der Vater daran dachte, das allmählich sich entfaltende Talent des Sohnes auszunutzen, war längst das letzte Stück der großväterlichen Erbschaft in's Leihhaus oder zum Trödler gewandert. Schon sehr früh sah sich der junge Ludwig genöthigt, seine Zeit zwischen ernstern Studien und nothgedrungenem Gelderwerb zu theilen, er durfte nicht zögern, was er üben gelernt auch gleich praktisch zu verwerthen. Einige schwache Spuren deuten auf eine Kunstreise, die er während des Winters von 1781 bis 82 in Begleitung seiner Mutter nach Holland gemacht. Wie Leopold Mozart so scheint indessen später der Vater seinen Plan geändert und statt der zweifelhaften Virtuosenlaufbahn das bescheidene aber sichere Brod im Dienste des Landesherrn für den Sohn gewählt zu haben. Noch nicht zwölf Jahre alt, wurde dieser seinem Lehrer Neefe als Vicar an der Orgel beigegeben und bald darauf zum zweiten Organisten ernannt. Nach einem kurfürstlichen Dekret aus dem Juli 1784 bezog er eine jährliche Besoldung von 150 Gulden. Die dienstlichen Obliegenheiten des Jünglings beschränkten sich indessen nicht auf die Mitwirkung beim Kultus, er mußte zugleich als Repetitor und Begleiter den Sängern der kurfürstlichen Oper stets zur Hand sein. Als Cembalist hatte er am Klavier die Proben zu leiten und während der Aufführung die Recitative zu akkompagniren. Dem vierzehnjährigen Künstler, der unter dem läuternden Einfluß der Arbeit und des Unglücks bereits innerlich zum Mann herangewachsen, stellte ein vom Kurfürsten Max Franz bei seiner Thronbesteigung über die Bonner Hofmusik eingeforderter Bericht das folgende Zeugniß aus: „Ludwig van Beethoven, ein Sohn des Beethoven sub No. 8, hat zwar kein Gehalt, hat aber wehrend der Abwesenheit des Kapellenmeister Luchesi die Orgel versehen; ist von guter Fähigkeit, noch jung, von guter, stiller Aufführung und arm.“ Dies amtlich gespendete Lob war es gewesen, das ihm jene oben erwähnte Besoldung von 150 Gulden eingetragen.

Sein festes Einkommen scheint unabänderlich dasselbe geblieben zu sein, während seine dienstlichen Geschäfte von Jahr zu Jahr sich vermehrten. Sowohl als Klavierspieler wie als Komponist nahm er später an den vom Kurfürsten besonders geschätzten Kammermusikaufführungen hervorragenden Antheil. Wir finden ihn ferner seit 1789 im Orchester bei der Viola. Wenig freie Abende mochte ihm die Saison übrig lassen, in der Hofkonzerte und Opernvorstellungen einander brängten. Auf die Letzteren wandte das von Max Franz nach dem Vorgang seines kaiserlichen Bruders Joseph II. gegründete Nationaltheater großen Eifer, eine erlesene Sängergesellschaft hatte sich in Bonn versammelt, im Repertoire begegnet uns die besten Namen, wie Stuck, Mozart, Dittersdorf, Cimarosa, Paisiello und Gretry. Wenn wir solchergestalt Beethoven in unausgesehntem innigen Verkehr mit sämmtlichen Faktoren des Tonreichs aufwachsen, ihn mit der einen Hand die vom Lehrer oder dem eigenen Bildungsdrang vorgeschriebenen Uebungen absolviren, mit der anderen bereits die goldenen Früchte vom Baum der Erfahrung brechen sehen, so konnte es in der That für den künftigen Heroen der Instrumentalmusik kaum eine bessere Schule geben. Was den Meistern des achtzehnten Jahrhunderts tausendfältig zu Gute kam und sie von den neueren Tonbildnern unterscheidet, war der Umstand, daß sie inösesammt tüchtige Musikanten gewesen, bevor sie große Musiker geworden. Theorie und Praxis theilten sich einträchtig in ihre Erziehung, stets ergänzte und berichtigte die lebendige Anschauung ihre Studien. Nichts senkt so feste und tiefe Wurzeln in unser Wesen, wird ihm so unzerstörbar zu eigen, wie die Eindrücke und Anregungen, die in die jugendliche Seele fallen. Als er noch am Abc der Satzkunst buchstabierte, hatte Beethoven sich schon das Gebiet unbewußt zur Heimath gewonnen, über welches er dereinst als unbeschränkter König schalten sollte. Ohne Absicht und Reflexion, in ursprünglichster Unmittelbarkeit wie der Besiz der Muttersprache, war ihm das Verständniß der Instrumente gekommen und da es galt, sie seinem künstlerischen Willen dienstbar zu machen, mußten sie ihm Alles gewähren, denn nichts Anderes forderte er ihnen ab, als die freie Darstellung ihrer innersten Art. Um den ganzen urkräftigen Zauber seines Orchesters zu empfinden, versuche man nur einmal bei einer der Sinfonien des Meisters von der Bedeutung der Themen, ihrer wundervollen Verkettung und Entwicklung, kurz von dem, was man den geistigen Inhalt nennt, künstlich Abstand zu nehmen und allein das Klangwesen in seiner rein sinnlichen oder elementaren Gewalt auf sich wirken zu lassen. Die strotzende Fülle, der schwellende Lebensdrang, die bunte Mannigfaltigkeit, die edle Harmonie, die wir da überall gewahren, erinnern an das Walten der aus unversieglichem Vorrath nach ewigen

Gesetzten schaffenden Natur. Schumann macht einmal die feinsinnige Bemerkung, daß es aus dem Beethoven'schen Orchester bald wie einzelne Menschenstimmen, bald wie ein voller Chor hervortlinge. Von der Hand des Meisters berührt, scheinen jene Geschöpfe aus Holz und Blech zu lebendigen Wesen umgewandelt, Töne vermochte sie ihnen abzugewinnen, wie sie sonst nur der warmen Brust des Sängers entsteigen. Die moderne namentlich auf dem Gebiet des Technischen und Materiellen erfinderiſche Kunst hat die instrumentale Palette um eine Menge wirkungsvoller Farbmischungen bereichert, aber das blühende, nur dem frischen Incarnat des menschlichen Antlitzes vergleichbare Kolorit der Beethoven'schen Sinfonien spottet jedes Versuchs nachschaffender Berechnung. Und die Klänge, die bald süß und schmeichelnd, bald ernst und feierlich den Knaben und Jüngling umrauscht, die später dem Manne den Stoff zu seinem Tempelbau geliefert, lebten in der Erinnerung fort, auch nachdem das Ohr sich längst jedem äußeren Eindruck verschlossen. Nur eine künstlerische Erziehung, wie sie Beethoven durch die Günst der Verhältnisse zu Theil geworden, vermochte zwischen ihm und seinem Orchester ein Band zu knüpfen so fest und innig, daß es selbst den Verlust des Organs, das dabei der Vermittler gewesen, um ein halbes Menschenalter überdauerte. Seines Rufes klieben die Stimmen, die er selbst nicht mehr hörte, bis zum letzten Augenblick gewärtig. Die gesammte Klang- und Tonwelt war ihm ein unverlierbares Eigenthum geworden, lediglich der Tod konnte die Quellen des Wohllauts verschütten, der in unererschöpflicher Fluth diesem Gemüth entströmte.

Wir kehren zur Jugendgeschichte des Meisters zurück. In dem oben angeführten Bericht, welchen Neefe im März 1783 über seinen vielversprechenden Schüler der musikalischen Welt erstattete, war zu verstehen gegeben, der Letztere sei bereits der Anleitung, die ihm bisher zu Theil geworden, entwachsen, seine Erziehung vollenden müßten die Einflüsse und Anregungen, wie sie nur die Berührung mit den großen Mittelpunkten künstlerischen Lebens zu gewähren vermöchte. Vier Jahre später sollte der Wunsch des braven Lehrers in Erfüllung gehen. Wahrscheinlich im Frühling 1787 begab sich Beethoven nach Wien, um unter Mozart's Leitung seine Studien in der Komposition fortzusetzen. Den eifrigsten und umsichtigsten Nachforschungen des Biographen ist es leider nicht gelungen, den Schleier zu lüften, der über dieser ersten Reise nach der österreichischen Hauptstadt ruht. Unter den zahlreichen Lücken in der Jugendgeschichte Beethoven's ist keine so schmerzlich, als der Mangel jeder näheren Nachricht über das Verhältniß, in welches die beiden gewaltigsten Herrscher im Reich der Tonkunst bei ihrer persönlichen Berührung zu

einander traten. Welcher Spielraum eröffnet sich der Phantasie, denken wir uns den älteren Meister, vor dessen begeistertem Blick eben die hehre Gestalt des Don Juan sich aufrichtete, hinabgeneigt zu seinem bereinstigten Thronerben, dem ernstesten sechszehnjährigen Jüngling, dessen Seele auch eine Welt von Tönen, aber noch im festen Keim verschlossen, barg. Es ist anzunehmen, daß Beethoven eine kurze Zeit den Unterricht Mozart's genoß. Was über die erste Begegnung zwischen Lehrer und Schüler in Erfahrung gebracht worden, hat bereits Jahn in folgenden Worten berichtet: „Beethoven, der als ein vielversprechender Jüngling nach Wien kam, aber nach kurzem Aufenthalt wieder nach Hause reisen mußte, wurde zu Mozart geführt und spielte ihm auf seine Aufforderung etwas vor, das dieser, weil er es für ein eingelerntes Paradesstück hielt, ziemlich kühl belobte; Beethoven, der das merkte, bat ihn darauf um ein Thema zu einer freien Phantasie, und wie er stets vortrefflich zu spielen pflegte, wenn er gereizt war, dazu noch angefeuert durch die Gegenwart des von ihm hochverehrten Meisters, erging sich nun in einer Weise auf dem Klavier, daß Mozart, dessen Aufmerksamkeit und Spannung immer wuchs, endlich sachte zu den im Nebenzimmer sitzenden Freunden ging und lebhaft sagte: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen.“ Wann und weshalb Beethoven Wien verließ, ist unbekannt. Schon am 17. Juli 1787 finden wir ihn wieder in Bonn, um seiner Mutter die Augen zuzubücken. In einem Brief, der uns gerade aus jener Zeit erhalten ist, entwirft er das traurigste Bild von seiner Lage. So schreibt er u. A.: „sie war mir eine so gute liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin; o! wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte, und er wurde gehört, und wein kann ich ihn jetzt sagen? Den stummen ihr ähnlichen Bildern, die mir meine einbildungskraft zusammensetzt? so lange ich hier bin, habe ich noch wenige vergnügte Stunden genossen, die ganze Zeit hindurch bin ich mit der engbrüstigkeit behaftet gewesen, und ich muß fürchten, daß gar eine schwindsucht daraus entstehet; dazu kommt noch melankolie, welche für mich ein fast ebenso großes übel als meine krankheit selbst ist.“ Wer etwa über die unbehülfflich stammelnde Feder lächeln möchte, der bedenke das Alter des Schreibers so wie den ganzen Charakter jener Zeit und das geringe Maß ihrer Durchschnittsbildung. Nach dem Tod der Mutter gerieth die Familie in immer tieferen Verfall, von allen Freunden nahm sich ihrer nur Franz Ries, erster Violinist in der kurfürstlichen Kapelle, mit Rath und That an. Johann van Beethoven hatte sich längst daran gewöhnt, seine inzwischen auf 200 Thaler gestiegene Besoldung im Wirthshaus zu vergeuden, seine Gläubiger heischten immer lauter ihre Befrie-

digung, die jüngeren Kinder drohten gänzlich zu verwildern. Zum Aeufersten kam es im Jahr 1789. Nachdem eines Abends der älteste Sohn den trunkenen Vater zornig und gewaltsam aus den Händen der Polizei befreit, mußte er, um dem Elend daheim ein Ende zu machen, das häusliche Regiment in die eigene junge Hand nehmen. Durch eine Eingabe beim Kurfürsten bewirkte er es, daß die Hälfte von dem väterlichen Gehalt ihm gezahlt ward. Er verwandte das Geld auf die Tilgung von Schulden und die Erziehung der Brüder.

Wie uns dünkt, haben wir uns dazu Glück zu wünschen, daß Beethoven erst 1792, als seine Persönlichkeit in ihren wesentlichen Grundzügen bereits zum Abschluß gelangt war, und nicht schon fünf Jahr früher in Wien seine zweite Heimath gefunden. Hervorragendes schöpferisches Vermögen gehört keineswegs zu der nothwendigen, ja nicht einmal zu der begehrenswerthen Ausrüstung des musikalischen Erziehers. Ob das Verhältniß zu Mozart, der unwiderstehliche Einfluß, den dessen Genius auf die Richtung des Schülers unzweifelhaft ausgeübt haben würde, des Beteren Individualität in ihrem freien graden Wuchs mehr gefördert oder gehemmt hätte, ist eine Frage, die wir uns kaum zu beantworten getrauen. Bonn war, wie wir gesehen, reich an den mannichfachen musikalischen Bildungselementen, es bot sich dort dem emporstrebenden Künstler eine Schule, aus der er eine Fülle der Anregung und Belehrung für seinen Beruf schöpfen mußte. Die kurfürstliche Kapelle wetteiferte mit dem berühmten Mannheimer Orchester Karl Theodor's, sie zählte unter ihren Mitgliedern Männer wie Franz Ries und die beiden Romberg. Fremde Musiker von Verdienst fanden beim Hofe stets die herzlichste Aufnahme; in der Menge der willkommenen Gäste, die bald kürzer bald länger in der kleinen Residenz weilten und den Glanz des künstlerischen Lebens erhöhten, begegnet uns auch Joseph Haydn. Während der Reise nach London, die den europäischen Ruf des Meisters begründete, hielt er zur Freude seines Gönners Max Franz mehre Tage Rast in Bonn und machte bei dieser Gelegenheit die erste Bekanntschaft seines künftigen Schülers. Der kurfürstlichen Oper, ihres rührigen Repertoires wie der tüchtigen Kräfte, über die sie verfügte, wurde schon früher gedacht. Für die Erziehung des Musikers ist die innigste Vertrautheit mit der Theorie und Praxis der Kunst gewiß das Nächste und Wichtigste, sein Wesen bedarf aber noch ganz anderer Nahrung, um sich reich und kräftig zu entfalten.

Alle schöpferische Thätigkeit besteht im Grund genommen nur in dem Gestalten eines empfangenen Inhalts. Dem in den Schatzkammern des Geistes aufgehäuften Vorrath, wo jeder äußere und innere Eindruck seinen Tribut niederlegt, entlehnt die Phantasie das Material zu ihren Gebilden.

Die Seele des Künstlers ist nur die Harfe, auf der die Welt und das Leben spielen, was diese ihm gewährte, erstattet er zur Schönheit der Erscheinung geläutert in seinen Werken zurück. Ihre unbegrenzte Macht über unser Gemüth verdanken die Töne nicht sowohl dem üppigen Wohlklang, mit dem sie den Sinn sättigen, auch nicht allein unserer Freude an der reinen Harmonie der vor uns auf und nieder wogenden Linien und Formen, sondern mehr als dem Allen ihrer Fähigkeit, ein edles Menschenantlig wiederzuspiegeln. In seiner ganzen Unmittelbarkeit schwingt in ihnen der volle Herzschlag der Brust weiter, der sie entströmten, aus den verborgensten Tiefen der Empfindung, zu denen keine Worte mehr hinabreichen, bringen sie uns die Kunde. Kein anderes Kunstwerk setzt uns in so innige Berührung mit der von allem Aeußerlichen und Zufälligen befreiten Individualität seines Urhebers, leiht sich williger zum treuen Abdruck von dessen eigenstem Wesen her, als das musikalische. Um eine Künstlernatur wie die Beethoven's mit ihrer kernigen Männlichkeit, idealen Begeisterung und sittlichen Energie groß zu ziehen, war Bonn ungleich geeigneter, als die ferne Kaiserstadt an der Donau. Abgeschwächt bis zum leisen, kaum vernehmbaren Hauch, gelangte zu dieser der gewaltige Athemzug der neuen Zeit, der sonst rings umher in unserem Vaterlande den alten Staub und Moder verjährter Ueberlieferungen und Gewohnheiten hinwegwehte und eine Menge junger, kampfesmuthiger Kräfte weckte. Das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ist die schöpferischste Periode in der Geschichte des deutschen Geistes, alle Thaten, die seitdem geschehen, sind die Kinder der Gedanken, welche damals in die Welt traten. Kaum ein Gebiet der Wissenschaft und Kunst gab es, auf dem sich nicht die innere Wiebergeburt vollzog, überall handelte es sich um die Darstellung jener freien, menschlichen Persönlichkeit, die in den Werken unserer großen nationalen Dichter den reichsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden. Der in der Seele des Volkes erwachten Fülle frischen, jungen Lebens ward an den Ufern des schönsten deutschen Stromes die eifrigste Förderung zu Theil, und die Freiheitsgrüße, die von Frankreich immer lauter und häufiger herüberklangen, mußten das Ihrige dazu beitragen, die edelsten Geister in ihrem Hoffen und Streben zu ermutigen. Der Kurfürst Maximilian Franz war im Jahre 1784 seinem Vorgänger Maximilian Friedrich auf den Thron gefolgt. Obgleich nur von mittelmäßigen Anlagen, als Regent bloß der Nachahmer seines Bruders Joseph, der wieder Friedrich d. Gr. kopirte, gehörte er doch zu jenen milden, wohlwollenden, Licht und Wärme um sich verbreitenden Charakteren, die uns so oft unter den Fürstengestalten in den letzten Decennien vor der französischen Revolution begegnen. Die Hindernisse und Enttäuschungen, die dem Kaiser

von Oesterreich sein Reformwerk durchkreuzten und verkümmerten, blieben ihm erspart, weil er einen engeren und, was die Hauptsache ist, besser vorbereiteten Wirkungskreis fand. Er übte Toleranz im weitesten Maße, bestätigte z. B. trotz einflußreichen Widerspruchs den lutherischen Hoforganisten Neefe, genährte den Protestanten vielfache Erleichterung beim Gottesdienst und gründete Bibliotheken und Schulen. Unter seinen Auspicien wurde 1785 die Bonner Universität eröffnet, die einen um so bedeutenderen Einfluß auf das geistige Leben der Stadt üben mußte, als sie im Glauben, Wissenschaft und Politik der liberalen Strömung kräftigen Vorschub leistete. Um den Hof hatte sich eine im besten Sinn aristokratische Gesellschaft versammelt. Mit liebevoller Theilnahme folgte sie der wundergleichen Entwicklung unserer nationalen Poesie, gespanntes Auge blickte sie auf den Gang der Weltereignisse, die echt humane Bildung, die in ihr heimisch war, adelte zugleich die äußeren Formen des Verkehrs. Die geistlichen Herren, die für keinen blutsverwandten Nachfolger zu sorgen und zu arbeiten hatten, pflegte seit jeher die Last der Regierung nicht sonderlich zu drücken, der Luxus des Lebens, sowohl der materielle als der ideale, nahmen stets in ihrer Tagesordnung einen breiten Raum ein. Auch Max Franz umgab sich mit allen Genüssen, welche ihm die Kunst zu bieten vermochte, namentlich zur Musik stand er im innigsten Verhältniß, wie die meisten Glieder seines Hauses war er in unausgesetztem Verkehr mit den Tönen aufgewachsen.

Was Beethoven in Wien vorfand, als er dort zum zweitenmal in die Lehre ging, ist in der That nicht hoch genug anzuschlagen, aber das geistige Erbtheil der Heimath, welches er als unverlierbaren Besitz mitbrachte, wollen wir deshalb nicht unterschätzen. Gepflegt von der Hand der österreichischen Meister, hatte die Instrumentalmusik unter dem Schutze, welches wetteifernd Kirche und Staat über dem Denken, Empfinden und Thun der Menschen errichtet, in stillem Sichselbstgenügen eine Frühlingspracht der holdesten Blüthen entfaltet. Aus der sinnlichen Lebensfülle des Volkstemperamentes schöpfte sie den Stoff zu ihren Gebilden, die weiche, geistige Luft, in der sie aufwuchs, konnte ihr Gedeihen zunächst nur fördern. Verhältnismäßig eng gemessen war der Kreis von Stimmungen, in dem sie sich bewegte, naives Dahingeebensein an den Augenblick mit seiner Lust und seinem Leid klang als stetiger Grundton durch alle Mannichfaltigkeit der Gefühlsübergänge und Schattirungen. Mit jeder ihrer Wurzeln umklammerte die Kunst die irdische Heimath, nur freundlichen Festschmuck wollte sie in das Leben schlingen, durch die süße Eintracht der Töne Frieden und Freude in die Herzen tragen. Zu den Lieblingsgattungen der älteren Instrumentalmusik gehören befanntlich das

Divertimento wie die ihm verwandte Serenade, aber die jenen eigenen behaglich spielenden Gefühlsrhythmen schwangen auch in die ernster und straffer zusammengehaltenen Formen der Sonate und Sinfonie hinein. Keine geistige Arbeit, nicht Spannung und Erschütterung, sondern nur mühelosen Genuß, den sanften Sinn und Gemüth träumerisch umstrickenden Zauber der im Unbestimmten schwebenden und schwärmenden Empfindung suchte das Publikum, für das Haydn und Mozart schufen. Gleich einem lauen, würzigen Bad sollte ihm die Fluth des Wohllauts den Staub des Werkeltags von der Seele spülen.

Ganz andere Weisen, vollere, gewaltigere Klänge schlug jene Instrumentalmusik an, in deren Wesen die edle Formenschönheit der Wiener Schule und die sittliche Kraft der protestantischen Meister sich vermälten. „Wenn Beethoven,“ sagt Zahn, „der C-moll-Sinfonie ein Motto hätte geben wollen, er hätte vielleicht darüber geschrieben: „Wir müssen doch frei werden!“ Welcher Kampf zwischen Sturm und Ungemach, aber auch welche Siegesfreude, welcher Triumph.“ Was aber in der C-moll-Sinfonie so prägnanten Ausdruck gewonnen, ist nichts Anderes als die künstlerische Grundidee, welche im mannichfachen Wechsel der Erscheinung das gesammte Schaffen des Meisters durchzieht. Es nahm sich zu seinem unerschöpflichen Thema jenen uralten und doch ewig neuen Inhalt alles Lebens und Strebens, das innere Befreiungswerk des Menschen, seinen Kampf und Sieg, die Erhebung von Zwiespalt und Gebundenheit zur Harmonie und Versöhnung. Weltgeschichte, Philosophie, Religion und was nicht sonst noch hat man in den Sonaten, Quartetten und Sinfonien Beethoven's finden und den geheimnißvoll umschleierten Sinn aus der Sprache der Instrumente in die der Gedanken übersetzen wollen. Sämmtliche Versuche dieser Art liefen nothwendig auf ein mehr oder weniger phantastereiches Spiel mit Worten und Bildern hinaus, je nach der größeren oder geringeren geistigen Bedeutung der einzelnen Dolmetscher. In die Fluth der Töne fällt aus der objektiven Welt, der idealen wie realen, kaum mehr als ein schwankender, in's Unbestimmte verschwimmender Schatten; was jene dagegen in ursprünglichster Klarheit und Unmittelbarkeit abzuspiegeln vermag, das ist die Individualität des Künstlers, aus dessen Gemüth sie emporquillt. Die unwiderstehliche Macht, welche die Beethoven'schen Schöpfungen auf uns üben, liegt in dem Umstand begründet, daß ihr Urheber ihnen sein eigenes, in der stetigen Beziehung zum Allgemeinen geläutertes und gefestetes Wesen eingebildet. Nur in einer geistigen Atmosphäre, wie sie den Jüngling umgab, im vollen Extreme frischen, deutschen Lebens konnte dies Wesen zu der Kraft, der Größe und dem Reichthum sich entwickeln, welche den Werken des Mannes ihren unver-

gänglichen Stempel aufgedrückt. Dem Tondichter einer neuen Zeit mußten deren Ideale schon von Jugend auf in's Herz geprägt sein. — Wir haben noch einen letzten Blick auf das Jünglingsalter des Meisters zu werfen.

Seine Vaterstadt sollte Beethoven nicht verlassen, ohne eine Reihe der freundlichsten Eindrücke und Erinnerungen mit sich zu nehmen. Nach den sparsamen auf uns gelangten Zeugnissen zu schließen, war über sein Leben in den letzten Jahren der Bonner Periode warmer Sonnenschein ausgegossen. Während sein Genius immer kühner und kräftiger emporstrebte, fielen von ihm die Fesseln, in die Armuth und Vereinsamung seine Jugend geschlagen. Die Verhältnisse, in denen wir ihn erblicken, haben nichts gemein mit dem engen Kreise, in welchem das Tagewerk eines gewöhnlichen Musikers zu verlaufen pflegt. Wie später in Wien, so hob ihn auch in seiner Heimath der Adelsbrief, den ihm die Kunst ausgestellt, weit hinauf über die Umgebung, in die ihn Geburt und Beruf gewiesen. Bekannt sind seine Beziehungen zum Breuning'schen Haus und zum Grafen Waldstein. Wenn der Letztere sich immer bereit zeigte, ihn mit Rath und That zu fördern und zugleich stets bedacht war, seiner Hilfe den demüthigenden Schein der Wohlthat zu nehmen, so ersetzte ihm jenes die eigene Familie. In dem Wesen der Frau von Breuning scheinen sämmtliche Vorzüge des Herzens und der Bildung zu einem Muster echter Weiblichkeit sich vereinigt zu haben. Von Allen, die je um Beethoven in selbstloser Theilnahme geschäftig gewesen, hat Keiner in dem Maße sein Vertrauen wieder besessen, wie sie, die nicht aufgehört, mit mütterlicher Sorge ihn zu umgeben. Ihr freundlicher Zuspruch suchte das Herbe und Schrofne in seiner Natur zu mildern, sie theilte seine Freuden und Schmerzen, und wie sie stets bemüht gewesen, alle Mißklänge in der jungen Seele in reine Harmonie aufzulösen, so hielt sie auch auf Maß und Ordnung in seinem äußeren Leben. Mit den drei Söhnen, von denen der älteste ihm an Jahren fast gleich war, und mit der Tochter Leonore verknüpfte ihn das innigste brüderliche Band. Nicht hoch genug anschlagen können wir aber den Einfluß, den diese Familie auf seine Entwicklung übte. In der Jugend von einem Kreise guter Menschen umringt zu sein, gehört zu den segensreichsten Fügungen des Geschicks. Gerade in jener Zeit weckt der warme Hauch der uns erwiesenen Liebe eine Fülle von Blüthen im Gemüth, deren Duft das ganze spätere Leben durchzieht. Wen die Ungunst der Verhältnisse um diesen Frühlingsflor der reinsten Gefühle brachte, der holt das Versäumte nimmermehr nach. Durch den Verkehr mit der Breuning'schen Familie lernte Beethoven zuerst den in der gebildeten Gesellschaft heimischen Umgangston kennen. An den Studien, durch die sich

die Söhne für die Universität vorbereiteten, nahm er auf seine Weise Theil. Zwischen ihm und den jungen Freundinnen der Tochter spannen sich mancherlei harmlose Herzensgeschichten an. Ein berebter Lehrmeister der Dichter und Sänger war seit jeher der Zauber, den weibliche Anmuth auf Sinn und Herz übt. Das unschuldige Spiel mit der holbesten Leidenschaft mußte das Empfinden des jungen Musikers erklären und seiner Phantasie Flügel leihen. Gern weilt der Blick auf jener Zeit, kein helleres Bild begegnet uns in dem gesammten Verlauf dieses Künstlerlebens. Wenn der Jüngling im Breuning'schen Haus am Klavier saß und die staunenden Hörer mit den Erstlingen seines Genius überraschte, oder, wenn er dem klugen Gespräch um ihn her lauschte, das vielleicht gerade die klangvollen Namen unserer Dichter zu seinem Ohr und die Begeisterung für ihre Werke in seine Seele trug, oder wenn er mitten unter frohen Menschen von den Höhen des Siebengebirges hinab auf den Rhein blickte, das sind Scenen, die wir uns mit Behagen ausmalen mögen. Volle Kränze bot ihm damals jede Stunde, während seine Phantasie goldene Träume um die Zukunft wob. Wohl wurde ihm später mit der höchsten künstlerischen Weihe die reinste Seligkeit zu Theil, die überhaupt dem Erdenleben beschieden ist. Diese Freude an den eigenen schöpferischen Thaten hatte indessen nichts gemein mit dem, was die Menschen meisthin als das Glück preisen; sein Glanz streifte nur eine kurze Strecke des Weges, den der Meister zurücklegen sollte.

Nach der bisherigen Annahme erhielt Beethoven durch die Liberalität seines Kurfürsten alle Mittel reichlich zugewiesen, um sich in Wien für seinen Beruf weiter auszubilden. Die Thayer'schen Forschungen lassen indessen den Antheil, welchen Max Franz an dem Schicksal seines jungen Organisten nahm, in einem ungleich bescheideneren Lichte erscheinen. In einem mäßigen Viaticum, ferner in einer Nachzahlung von 25 Dukaten, endlich der vorläufigen Beibehaltung seiner Besoldung, dazu desjenigen Theils der väterlichen, der ihm schon früher überwiesen worden, bestand Alles, was unser Held der Gunst seines Landesheerrn verdankte. Ein völlig Anderer, als das erstemal, zog Beethoven im Herbst 1792 nach der österreichischen Hauptstadt, der Hochschule deutscher Tonkunst. Der zweiundzwanzigjährige Künstler, der unter der Leitung Haydn's die Komposition von Grund aus zu studiren gedachte, durfte sich wohl nach mehr als einer Seite hin seinem Lehrer ebenbürtig fühlen. Von dem Ansehen, dessen er in Bonn genoß, sind uns einzelne Beweise überliefert. Kurz vor seiner Abreise empfing er vom Grafen Waldstein ein Billet folgenden Inhalts: „Lieber Beethoven! Sie reisen ikt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozart's Genius trauert noch und beweint

den Tod seines Zögling's. Bei dem unerschöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung, durch ihn wünschte er noch einmal mit Jemand vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozart's Geist aus Haydn's Händen. Bonn, den 29. Oktober 1792. Ihr wahrer Freund Waldstein." In einem anziehenden, vom 23. November 1791 datirten, in Vogler's Musikkorrespondenz abgedruckten Bericht erzählt uns Karl Ludwig Junker, Kaplan zu Kirchberg und einer der hervorragenderen musikalischen Schriftsteller jener Zeit, sein Zusammentreffen mit der kurfürstlichen Kapelle in Mergentheim. Es heißt dort u. A.: „Noch hörte ich einen der größten Spieler auf dem Klavier, den lieben, guten Bethosen. Zwar ließ er sich nicht im öffentlichen Konzert hören. Indessen, was mir unendlich lieber war, hörte ich ihn phantasiren, ja ich wurde sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben. Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, leise gestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen nach dem beinahe unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen, nach der ganz eigenen Manier des Ausdrucks seines Spiels, und nach der Fertigkeit, mit der er spielt. Ich wüßte also nicht, was ihm zur Größe des Künstlers noch fehlen sollte. Ich habe Voglern auf dem Fortepiano oft gehört, und immer seine außerordentliche Fertigkeit bewundert, aber Bethosen ist außer der Fertigkeit sprechender, bedeutender, ausdrucksvoller, kurz, mehr für das Herz. Selbst die sämmtlichen vortrefflichen Spieler dieser Kapelle sind seine Bewunderer, und ganz Ohr, wenn er spielt. Nur er ist der Bescheidene, ohne alle Ansprüche. Sein Spiel unterscheidet sich so sehr von der gewöhnlichen Art, das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eignen Weg bahnen wollen, um zu dem Ziel der Vollendung zu kommen, an welchem er jetzt ist.“ Um das Verhältniß Beethoven's zu Haydn richtig zu beurtheilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Jünger, der an die Pforten des musikalischen Weisheitstempels klopfte, schon mit spielender Sicherheit die Mächte des Tonreichs nach seinem Willen lenkte, daß er, wie wir gleich sehen werden, in einer Gattung der Kunst bereits Werke vollendet, die an Bedeutsamkeit des Inhalts, wie an Adel und Größe der Formen die gesammte bisherige Entwicklung überragten. Außer dem Verlangen, auf einem anspruchsvolleren Schauplatz seine Kraft zu erproben, hatte ihn nach Wien der ernste Zug seiner Natur getrieben, welchem nur das nach allen Selten hin Fertige und in sich Abgeschlossene Genüge bot. Vermöge der ihm angeborenen Gewissenhaftigkeit wollte er die gesammte musikalische Grammatik und Logik, die er sich bisher Stück für Stück angeeignet, noch einmal in ihrem streng wissenschaftlichen Zusammenhang überschauen. Es drängte ihn, das Handwerkszeug,

mit dem er gearbeitet, einem scharfen Auge und einem gewiegten Urtheil zur Prüfung vorzulegen. Zu diesem Dienst mußte jeder berufsmäßige Lehrer des Contrapunktes ungleich geeigneter sein, als der ruhmgekrönte Meister, der ohnehin gerade damals von seinen englischen Angelegenheiten viel zu sehr in Anspruch genommen war, um der pädagogischen Beschäftigung die volle Sorgfalt und geistige Kraft widmen zu können. Haydn stellte seinem Schüler die glänzendsten Zeugnisse aus. Er schrieb nach Bonn, er würde ihm große Opern aufgeben und bald aufhören müssen, zu komponiren. Die Befriedigung war aber keineswegs gegenseitig, Beethoven klagte über Vernachlässigung, er ließ seine contrapunktischen Exercitien von Schenk, dem Komponisten des Dorfsbarbier, nachkorrigiren, und wählte sich im Januar 1794, als Haydn's zweite Reise nach London den schicklichen Anlaß bot, Albrechtsberger zum Lehrer.

Der erste Band der Thayer'schen Biographie reicht bis in's Jahr 1795, in welchem Beethoven's Opus I. im Stich erschien. Daß die Entstehung jenes Werkes, welches dem Publikum drei der edelsten Perlen der Kammermusik darbot, ebenso wie der Ursprung der meisten Kompositionen, die während der folgenden Jahre in die Oeffentlichkeit gelangten, noch in die Bonner Periode zu setzen sind, gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der vom Verfasser angestellten Untersuchungen. Der geringe Umfang und die innere Bedeutungslosigkeit alles dessen, was bisher zu den Jugendarbeiten des Meisters gerechnet wurde, mußte Jeden überraschen, der sich auch nur die Mühe zu der oberflächlichsten Prüfung nahm. Daß in einem Alter, in welchem Mozart bereits nahe an 300 Kompositionen vollendet, Händel außer zahllosen Kantaten schon mehre Opern zur Aufführung gebracht, Franz Schubert den verschiedensten Gattungen der Kunst den Stempel seines Wesens aufgeprägt hatte, daß in dieser Periode seines Lebens Beethoven nur auf eine magere, jede Individualität entbehrende Reihe von Schülerexercitien zurückblicken sollte, schien ein um so größeres psychologisches Räthsel, als es ihm in seiner musikkrohen Heimath wahrlich nicht an der Anregung zum eigenen Schaffen fehlen konnte. Wir haben gesehen, daß man ihn am Rhein nicht allein als Klavierspieler, sondern auch als schöpferischen Genius hoch in Ehren hielt. Kurz nach seiner Abreise von Bonn schreibt einer seiner Bewunderer an Charlotte von Schiller: „Ich lege Ihnen eine Komposition der Feuerfarbe bei, und wünschte Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Sie ist von einem hiesigen jungen Manne, dessen musikalische Talente allgemein angerühmt werden, und den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch Schiller's Freunde und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn so viel ich ihn kenne, ist er ganz für das

Große und Erhabene. Sonst giebt er sich nicht mit solchen Kleinigkeiten, wie die Beilage ist, ab, die er nur auf Ersuchen einer Dame verfertigt hat.“ Die geringe Zahl der während der Bonner Zeit publicirten Werke erklärt sich sehr natürlich. Die Veröffentlichung von Kompositionen war bis hinab auf die neuere Zeit ein sehr zweifelhaftes Unternehmen, wenn nicht besondere Veranstaltungen, wie z. B. Subscriptionslisten, die Widmung an gekrönte Häupter und was dergleichen mehr ist, ausnahmsweise den Erfolg im Voraus einigermaßen sicherstellten. Der bei Weitem überwiegende Theil von der Erbschaft der großen Meister des achtzehnten Jahrhunderts wurde erst lange nach deren Tode dem Publikum zugänglich gemacht, oft cursirte das Beste davon in Abschriften, welche sich Liebhaber vom ersten Eigenthümer verschafften, oder es ruhte unberührt in der Arbeitsstube der Verfasser. Was z. B. Sebastian Bach, dessen Werke für sich allein eine Bibliothek füllen, selbst in den Druck gegeben, kann man unter dem Arme wegtragen. Unter den schon an sich so kargen Einnahmequellen Mozart's spielt der Verkauf seiner Kompositionen eine gar traurige Rolle. Noch in unserem Jahrhundert sollte Schubert in seinem Verhältniß zu den Verlegern kaum etwas Anderes gewinnen, als eine Märtyrerkrone. Als sich längst der Grabhügel über ihm gewölbt, war, seiner größeren Arbeiten gar nicht zu gedenken, kaum der fünfte Theil der Lieder veröffentlicht, und bis auf den heutigen Tag ist sein Nachlaß noch nicht ausgeschöpft. Während Beethoven sich auf den Weg nach Wien begab, hatte er ohne Zweifel seinen Koffer vollgepackt mit Manuscripten von Sonaten, Duos, Trios und Konzerten, die er für den Bedarf der kurfürstlichen Musikabende geschrieben. Mit der Hoffnung, bereitwillige Verleger in dem Mittelpunkt der Tonkunst und des Musikhandels zu finden, mochte er auf diese Schätze blicken. Aber nicht allein innere Gründe erheben es zur Gewißheit, daß in den Jahren 1795—1802 Alles, was ihm von seinen Jugendarbeiten werthvoll schien, herausgegeben wurde, auch der thatsächliche Beweis ist wenigstens für ein Werk, nämlich das Es-dur-Trio für Streichinstrumente, Op. 3, vom Verfasser der Biographie beigebracht. Daß es bereits in Bonn entstanden, ist durch die Thayer'schen Ermittlungen außer Zweifel gesetzt. Wenn sich nun auch im Einzelnen nicht mehr feststellen läßt, welche Nummern im Katalog der Beethoven'schen Werke dies Schicksal mit ihm theilen, so fällt doch nun auf die Jugend des Meisters und den künstlerischen Reinertrag, den wir ihr verdanken, ein ganz neues Licht.

Otto Gumprecht.

Politische Correspondenz.

Berlin, 6. März 1867.

Zwanzig Jahre nach dem Zusammentritt des vereinigten Landtages ist der erste Reichstag des norddeutschen Bundes im weißen Saale des Schlosses zu Berlin eröffnet worden. Seine Aufgabe konnte demselben nicht besser bezeichnet werden als durch die Worte, die König Wilhelm an die Vertreter des deutschen Volkes gerichtet hat. Es gilt in der That, dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen, seine Zukunft zu sichern, den günstigen Moment für die Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen. Auf die Erfolge gestützt welche die preussische Politik im Süden des Main, in München gehabt hat, konnte die Thronrede verheissen, daß das gesammte deutsche Gebiet durch eine gegenseitige Verbürgung des Territorialbestandes gesichert, der Zollverein aufrecht erhalten und die gemeinsame Pflege der Wirtschafts- und Verkehrsinteressen nicht verjäumt werden würde.

Von der Weichsel bis zum Rhein, von der Nord- und Ostsee bis zum Main wohnen dreißig Millionen Deutsche. Diese werden fortan dieselbe Heimath, gleiches Bürgerrecht, gleiche Erwerbs- und Aufstellungsfähigkeit besitzen, gleichen Rechtsschutz im Inland und Ausland genießen. Diese stattlichen Lande bilden fortan ein Wirtschafts- und Verkehrsgebiet, sie unterliegen den gleichen Zöllen, gemeinsamen Verbrauchssteuern, der gleichen Gesetzgebung in Zoll- und Handelsfachen. Die Bundesgesetzgebung verfügt über alle Verkehrs- und Zollverhältnisse, über das Geld- und Bankwesen, über die Eisenbahnen, die Wasserstraßen, Posten und Telegraphen. Das Post- und Telegraphen- wie das Zollwesen wird einheitlich von Bundeswegen verwaltet. Der norddeutsche Bund besitzt eine gemeinsame Bundeskasse, in welche der Ertrag der Zölle und der gemeinsamen Verbrauchssteuern, die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung fließen; er besitzt ein gemeinsames Heer und eine gemeinsame Kriegsflotte. Organisation, Bewaffnung, Reglements, Militärgesetzgebung sind dieselben. Dies Kriegsheer ist Einem Kommando unterstellt und hat nur Einen Kriegsherrn. Das Bundes-Präsidium führt die Aufsicht, übt die Exekutivgewalt in dem ganzen Bereich der Bundesgesetzgebung, es ernennt die Bundesbeamten und verkündet die Bundesgesetze. Zweiundzwanzig deutsche Regierungen haben auf ihre internationale Selbständigkeit verzichtet. Der Krone Preußen steht das Recht zu, dieselben völkerrechtlich zu vertreten, die Bündnisse und Verträge mit den fremden Mächten zu schließen, Krieg und Frieden zu erklären. Dem Bundesrathe der Regierungen steht die Vertretung des deutschen Volkes gegenüber, mit dem Rechte der Legislation und des Gesetzesvorschlags im gesammten Bereich der Bundesgesetzgebung, mit dem Rechte, die gemeinschaftlichen Ausgaben im Wege der Bundesgesetzgebung für je drei Jahre festzustellen, vorübergehende Ausgaben besondere zu bewilligen, die Verwaltung der Bundesfinanzen zu kontrolliren und die Rechnungslegung entgegenzunehmen.

Dieser Verfassungsentwurf begründet eine Zusammenfassung der deutschen Kräfte, wie sie die deutsche Geschichte zum empfindlichsten Schaden des deutschen Volkes niemals gekannt hat. Die Centralisirung ist stramm und fest genug, um Deutschland zu dem zu machen, was es seit den Zeiten der fränkischen Kaiser nicht mehr gewesen ist, zu einer europäischen Macht. Deutschland kann und wird auf dieser Basis einheitlich geleitet werden, seine Einheit wird mit der Ausführung derselben eine Thatsache und bald in Fleisch und Blut übergegangen sein.

Spricht die öffentliche Meinung im Norden laut und vernehmbar, daß der Reichstag die Vereinigung von dreißig Millionen Deutschen nicht hindern werde und dürfe, so ist die Stimmung im Süden des Rhains in dieser Richtung noch bestimmter und entschiedener. Man empfindet im Süden die Bedeutung dieser Zusammenfassung der deutschen Kräfte noch stärker; man fühlt noch lebhafter was es heißt, daß dreißig Millionen Deutsche fortan Ein Vaterland besitzen und Angehörige Eines Gemeinwesens sind, daß sie von Einem deutschen Heer und Einer deutschen Flotte geschützt werden, daß es fortan eine deutsche Macht giebt, mit der Europa zu rechnen hat — alles dies wird dort um so stärker empfunden, weil man sich selbst vorläufig von diesem großen Verbande noch ausgeschlossen sieht.

Trotz seiner gewaltigen Bedeutung läßt der Verfassungs-Entwurf Manches vermissen und Vieles anders wünschen. Wir wären nicht Deutsche, wenn nicht die souveräne Doktrin ihre Kritik an dem Verfassungsentwurf mit gewohntem Eifer ausübte. Sie ist willkommen, soweit sie uns nicht auf falsche Bahnen drängen will. An unserm Theile und von unserm entschieden nationalen Standpunkt aus gedenken wir wenigstens nicht zu vergessen, daß nicht alles Gute auf einen Schlag zu haben ist, sind wir nicht in der Lage uns zu der Ansicht zu bekennen, daß es wohlgethan sei, um des Besseren willen das Nothwendigste außer Acht zu lassen oder zu verhindern.

Die schärfste Opposition gegen den Entwurf macht ein Theil der Presse des Staates, welchem die Lage wie der Entwurf die Führung des neuen Deutschland in die Hand legt. Gewiß auch Preußen hat der deutschen Einheit Opfer zu bringen; aber es kann sich für diese mindestens leichter durch das erhebende Gefühl entschädigen, daß es seine Entwicklung, sein Fortschritt und seine Kraft ist, die Deutschland wieder aufgerichtet und Preußen zum Eckstein des Neubaus gemacht haben. Wir haben den Widerstand von dieser Seite her vorausgesagt. Wir haben vorausgesagt, daß die demokratische Partei den preussischen Verfassungskampf oder vielmehr dessen Nachklänge auf den Reichstag und den Verfassungsentwurf übertragen werde, daß sie den liberalen Gedanken gegen den nationalen Gedanken in's Feld führen werde, daß sie zwar die Einheit aber auch die Freiheit, und zwar die ganze und volle Freiheit verlangen werde. Mit den Einwürfen derer, welche die Grundrechte und die Verfassung von 1849 auf ihre Fahne geschrieben haben, um mit dieser die Vereitelung des Einigungswerkes zu verdecken (es sind Demokraten, Clerikale und hartnädige

Partikularisten sammt einigen gutmüthigen Utopisten), wollen wir uns nicht aufhalten. Wir begnügen uns die Einwürfe derer in Erwägung zu ziehen, welche sich bereit erklären zwar den Umständen Rechnung zu tragen, aber in der preussischen Verfassung den unverbrüchlichen Maßstab für die Beurtheilung nicht bloß, sondern auch für die Annahme oder Ablehnung der Bundesverfassung gefunden zu haben glauben.

Beginnen wir mit den formalen Einwänden, die von dieser Seite her erhoben worden sind. Daß viele Bestimmungen, die der Entwurf aufgenommen hat, nicht in diesen, sondern in Specialgesetzen gehörten, z. B. in das Eisenbahngesetz u. s. w., dieser Umstand erregt uns eher Befriedigung als Bedenken. Bisher haben wir in Deutschland mit streng schematischen Verfassungen wenig Glück gehabt, vielleicht gelingt es uns diesmal ohne Systematik besser. Wir meinen ferner, daß der Verfassungsentwurf sehr wohl daran thut, daß er den unglücklichen Ausweg, den die Reichsverfassung von 1849, den die preussische Verfassung beschritten hat, große Schwierigkeiten durch die Verweisung auf zukünftige Gesetze zu umgehen, nicht wieder betreten hat. Wir können uns nur damit einverstanden erklären, daß sehr wichtige Punkte, deren Vereinbarung späterhin endlose Schwierigkeiten veranlaßt haben würde, durch Aufnahme in die Verfassung von vornherein beseitigt sind und gratuliren uns zu diesem Verstoß gegen die Systematik. Die Thronrede bezeichnet den entscheidenden Gesichtspunkt ganz richtig, wenn sie sagt, daß die verblüdeten Regierungen sich begnügt hätten, über eine Anzahl bestimmter und begrenzter aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen sich zu verständigen. Und wenn man in der englischen Verfassung, die ebenfalls keine systematische Urkunde aufzuweisen hat, das Werk der Jahrhunderte bewundert, so wird es auch nicht absolut erforderlich sein, daß die deutsche Verfassung wie Minerva fertig aus Jupiters Haupt springe.

Zur Sache wird mit eben so großer Sicherheit als mangelhafter Kenntniß der preussischen und deutschen Geschichte der Satz als Axiom aufgestellt, daß Preußen der Bundesverfassung gar nicht bedürfe, daß es nach dem Vollzug der Annexionen bereits Alles bestehe, was es zu seiner Sicherung brauche, daß es sich unnöthigerweise und zum Nachtheil seiner Verfassung mit allen Schwierigkeiten dieser Bundeseinrichtungen befaße und belaste. Alle diese kleinen Staaten könne Preußen ja, wenn es sie überhaupt haben wolle, durch Einzelverträge sich anschließen „wie Rom die latinischen Städte sich dienstbar gemacht habe.“ Nöthigenfalls könne es sich ihrer im Wege der Vergewaltigung bemächtigen. Diese Theorie vom Alleinbleiben wurde früherhin der feudalen Partei überlassen und zugeschrieben. Heute ist sie auch von demokratischer Seite adoptirt. Es ist schwer ein ernsthaftes Wort gegen solche Aberweisheit zu sagen. Es handelt sich nicht um ein paar größere oder kleinere Staaten, sondern um den Anschluß von sechs Millionen außerpreussischer Deutschen im Norden des Rheins, abgesehen von acht Millionen Süddeutscher, die dieselben Blätter, welche gegen die Mainlinie deklamirten, gegenwärtig völlig zu vergessen scheinen. Und was die Einzelverträge betrifft, welche von dieser Seite her der Einigung substituirt werden,

so fällt bei solchen, — man sollte dies billig aus funfzehnjähriger Erfahrung wissen, — der Wille auch eines kleinen Staats sehr schwer in's Gewicht. Weiter aber können Oesterreich und Frankreich eben so gut Einzelverträge mit den deutschen Staaten schließen als Preußen. Die Empfehlung der Vergewaltigung aber sei es die Sachsens oder sei es die Medlenburgs, oder Oldenburgs, heißt nichts weiter als den viel berufenen Bruderkrieg nebst dem europäischen Krieg als permanentes Mittel der deutschen Einigung hinstellen. Mögen die Herren, welche so frivole Rathschläge ertheilen, sich in Zukunft etwas mehr gegenwärtig halten, daß die Frage der deutschen Einigung stets eine europäische Frage gewesen ist und auch in Zukunft sein wird. Mögen sie sich gegenwärtig halten, mit welchem Reide das französische Volk, mit welchem Mißbehagen man in Petersburg und mit welchem Ingrimm man in Wien die Emancipation des unter Preußen zu einigten Deutschlands betrachtet. Am ungereimtesten nehmen sich jene Vorschläge aber in dem Munde derer aus, welche in demselben Athem versichern, daß die Mainlinie aufhören müsse zu existiren. Wollen sie den Zutritt Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten wirklich, so dürfen sie nicht zugleich versichern, daß Preußen besser allein bleibe, so dürfen sie die Schwierigkeiten und Nachtheile des gemeinsamen Baues nicht perhorresciren, so müssen sie dafür sorgen, daß den deutschen Staaten ein angemessener Einfluß innerhalb des Bundes verbleibt; und wenn alle übrigen deutschen Staaten der Einheit Opfer zu bringen haben, so hat auch das preußische Haus der Abgeordneten keinen Anspruch darauf, geringere Opfer als alle übrigen deutschen Landesvertretungen zu bringen. Wir konstatiren, daß in den Bekennern jener Theorie vom Vorzuge des preußischen Alleinbleibens eine neue, die neueste Spielart des deutschen Partikularismus, die der preußischen Verfassungspartikularisten, in's Leben getreten ist.

Wir sind nicht gemeint in sehr ernstlichen Dingen zu scherzen. Jeden patriotischen Deutschen kann es vielmehr nur mit Trauer erfüllen, daß große und einflußreiche Parteien, trotz der bitteren Erfahrungen der deutschen Geschichte, immer wieder in die alten Fehler verfallen. Deutschland hat bis vor anderthalb Jahrhunderten an Freiheiten und Rechten keine Mangel gelitten, weder zu der Zeit, da unsere Vorfahren mit den Römern kämpften, noch unter unseren Kaisern. Es waren die Libertäten der Reichsstände, die unsere Einheit gesprengt haben, und es waren die Libertäten und wohlverworbenen Rechte der Landstände, welche unsere Einzelstaaten zersetzt und wehrlos gemacht haben. Auf die Ueberwältigung dieser Libertäten, auf die Zurückdrückung der Landstände mußte der Staat gebaut werden, ist der Staat gebaut worden, welcher Deutschland wieder aufgerichtet hat. Wir sind sehr weit davon entfernt, die Reichsstände und die Landstände des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit der heutigen Vertretung des deutschen Volkes zusammenzuwerfen oder zu verwechseln. Wenn man uns aber zumuthet, die Bundesverfassung darum abzulehnen, weil und bevor nicht alle Libertäten des preußischen Landtags in dieselbe Aufnahme gefunden hätten, so können wir diese Position doch nur der Stellung der ostpreu-

fischen und flevischen Stände in den siebenziger und achtziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts vergleichen, welche nicht Preußen werden wollten, wenn sie nicht alle ihre Privilegien, auch die der Anrufung, d. h. der Einmischung des Auslandes, in dieser Vereinigung bewahren könnten.

Wir wünschen nicht mißverstanden zu werden. Auch uns genügt der vorgelegte Verfassungsentwurf nicht. Wir haben sehr bestimmte Einwendungen gegen ihn zu machen und wünschen ihm dringend Verbesserungen eines Theiles nach der unitarischen, anderer Theils nach der parlamentarischen Seite hin. Die Stellung des Bundespräsidiums ist unseres Erachtens nicht scharf und bestimmt genug als Exekutivgewalt gefaßt, weder den Bundesregierungen noch dem Reichstage gegenüber und die Befugnisse des Parlaments sind entschieden unzureichend bemessen. Es hieße aus der modernen Staatsform zu weit heraustreten, wenn dem Reichstage das Recht verkürzt bliebe, sämtliche gemeinsame Ausgaben, den Bundeshaushalt in allen seinen Posten zu votiren.

Wie bestimmt wir diese Forderungen stellen, wie lebhaft wir wünschen und verlangen, daß die verbündeten Regierungen sich in allen diesen sehr wesentlichen Fragen umsichtig und nachgiebig zeigen, so darf unseres Erachtens der Reichstag auch seiner Seite nicht vergessen, daß der aus constitutionellen Monarchien zusammengesetzte Bundesstaat noch nie und nirgends in der Welt bestanden hat, daß die Aufgabe eine völlig neue und keine ganz leicht zu lösende ist. Sie kann nur gelingen, wenn man mit einiger Vorsicht und Umsicht an dieselbe herantritt. Wenn man behauptet, daß die Vertretung des deutschen Volkes nach dem vorliegenden Entwurf nur ein Redelübungsverein sein würde, so paßt diese Bezeichnung auf eine Versammlung nicht, der der Entwurf wenigstens die legislative Befugniß auf dem gesammten Gebiete der Bundescompetenz und zwar über den einzelnen Landesvertretungen und unter Ausschluß derselben beilegt. Wenn man ferner versichert, es sei nur ein Zollparlament, das der Entwurf schaffe, so wird es gut sein, daran zu erinnern, daß ganz Deutschland noch vor wenigen Jahren in dem Zusammentritt eines solchen einen höchst erfreulichen, einen gewaltigen Fortschritt erblickt haben würde. Alle diese Uebertreibungen haben ihren Grund darin, daß das Budgetrecht in dem Verfassungsentwurf unzureichend bemessen ist.

Es liegt auf der Hand, daß das Budgetrecht im Bundesstaate anders geordnet sein muß als im Einheitsstaate. Deutschland ist noch kein Einheitsstaat. Noch bestehen sechs und zwanzig deutsche Staaten, deren besondere Interessen gerade in den Geldfragen berücksichtigt sein wollen. Wenn man fordert, daß das Votum des preussischen Landtags maßgebend auch für die Bundesfinanzen, maßgebend für alle verbündeten Staaten und deren Vertretungen sein solle, wenn man der preussischen Vertretung alle, den übrigen Landesvertretungen gar keine Rechte beilegen will, so heißt das wenigstens den Eintritt Bayerns nicht erleichtern. Man kann Schwierigkeiten nicht dadurch lösen, daß man sie umgeht oder größere schafft. Treten wir auch für diese Fragen aus dem Bann der Doktrin auf den Boden der Thatsachen. Der Bundesstaat verlangt zu sei-

nem Bestehen die Erfüllung von zwei Grundbedingungen. Die Bundesstaaten müssen einer Seite gegen übermäßige und wechselnde Anforderungen der Centralgewalt an ihre Leistungsfähigkeit gesichert sein. Anderer Seite heißt es Preußen eine unmögliche Aufgabe zumuthen, die Verantwortung für die Sicherheit des Bundes, für die Verwaltung des Bundeskriegswesens zu übernehmen, ohne zureichend gesicherte Mittel für die Bestreitung der dafür erforderlichen Ausgaben. Diese fundamentalen Forderungen sind unseres Erachtens mit dem Budgetrechte des Reichstages keines Weges unvereinbar.

Unsere nebelhaften und dunklen Vorstellungen vom Budgetrecht müssen freilich endlich präciseren Anschauungen weichen. Wenn man noch immer glaubt, die Bewilligung der Steuern oder der Ausgaben setze die Vertretung in den Stand alljährlich nach Belieben zu bewilligen oder zu streichen, so ist das ein Irrthum. Der Staat ist eine fortbauernde Existenz, deren Bedingungen erhalten werden müssen, der bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen hat, der gewisse Verbindlichkeiten übernommen hat, zu deren Erfüllung er zum Theil auch im Rechtswege angehalten werden kann. Herr Gneist hat längst nachgewiesen, wie es sich mit dem Budgetrecht des englischen Parlaments verhält. Da die Landesverteidigung, das Staatsschuldenwesen, die Verwaltungsordnung ein wesentlich festes Budget verlangen, ist die große Masse der Staatseinnahmen in England auf permanente Gesetze basirt. Das Parlament controllirt deren Verwendung und Vertheilung auf die einzelnen Zweige des Budgets unter der Form der Appropriation und Applikation. Aus denselben Gründen ist auch bei uns der Spielraum für Bewilligung und Nichtbewilligung ein beschränkter, sogar ein ziemlich eng bemessener, wie alle diejenigen erfahren haben, die sich praktisch mit diesen Dingen beschäftigt. Die dem Belieben der Volksvertretung offene Sphäre beschränkt sich wesentlich auf die Controlle, auf die Geltendmachung und Verbesserung eingerissener Uebelstände, auf die Streichung entbehrlicher Ausgaben, auf die Uebernahme oder Verweigerung neuer Lasten und Leistungen. Die Volksvertretung hat damit einen schwerwiegenden Einfluß auf das gesammte Finanzsystem des Staats, auf dessen rationelle Gestaltung, aber es ist nicht in ihr Belieben gestellt, was sie jährlich bewilligen oder verweigern will. Auch die Führer der Opposition im preussischen Abgeordnetenhaus haben sich stets zu dem Sage bekannt, daß die auf Gesetzen beruhenden Ausgaben geleistet werden müßten. Die gesetzlich bestehenden Steuern werden auch in England forterhoben, das natürliche Wachsthum der bestehenden Steuern kommt dem Staate zu gut und wird ihm nicht, wie die Weisheit unserer Demokraten will, durch Quotisation und Contingentirung beschnitten. Grade auf diesem natürlichen Wachsthum beruht für die Schatzkanzler Englands die Möglichkeit der rationalen Umgestaltung des Finanz- und Steuerwesens, von welchem sie in den letzten zwanzig Jahren einen so zweckmäßigen und dem Lande so heilsamen Gebrauch gemacht haben. Eben sowenig als die einmal gesetzlich bewilligten Steuern zu beschneiden denkt man in England daran, die auf Grund von Gesetzen beruhenden Ausgaben zu weigern. Man spricht die Appropriation aus, aber man

weiß sehr gut, daß diese für die gesetzlich feststehenden Ausgaben nichts als eine Formalität ist. In England wie in Frankreich hat die Opposition es stets vermieden, an den Ausgaben für Armee und Flotte zu mädeln; ja es giebt seit hundert und funfzig Jahren, in Frankreich seit achtzig Jahren kaum ein Beispiel, daß neue Anforderungen für Heer oder Flotte verweigert worden wären. Erinnert man sich, was die preussische Vertretung vor dem Militärconflkt an Ausgaben für die Armee zu streichen oder vorzuenthalten sich berechtigt geglaubt hat, so beschränkt sich das auf wenige Hunderttausend Thaler, die etwa für Landwehrübungen, Festungsbauten und Kasernenbauten, oder andere nebensächliche Ausgaben abgesezt worden sind. Wäre nun in Preußen ein Wehrgesetz zu Stande gekommen, dessen Vereinbarung wir in voller Uebereinstimmung mit den Führern der Opposition stets so dringend empfohlen haben, etwa im Sinne der Forkenbeck'schen Vorschläge vom Jahre 1862, so wären damit die Ausgaben für die Armee gesetzlich ebenso festgestellt gewesen, wie die Ausgaben für die Besoldung der etatsmäßigen Beamten, für die Verzinsung und Amortisirung der Staatsschuld, für den Kronsfideicommissfond, für Bundesausgaben u. s. w. Aber ebenso wie die Einnahmen und Ausgaben für diese wäre der Militär-etat nach wie vor dem Landtage zu jährlicher Bewilligung vorgelegt worden.

Der Verfassungsentwurf für den norddeutschen Bund hat sich genöthigt gesehen, gerade diesen Weg, den Weg des Wehrgesetzes für Preußen und dessen Verbündete zu betreten. Er bestimmt die persönliche Verpflichtung der Bundesangehörigen zum Kriegsdienst, er bestimmt die Dauer der Verpflichtung, die Stärke des Friedensheeres auf zehn Jahre hinaus und die Dauer der Beitragsquote für jeden unter den Waffen befindlichen Kopf auf dieselbe Zeit. Daß diese Bestimmungen, welche in das Wehrgesetz gehören, welche auch in diesem so lange in Kraft blieben, bis eine neue Vereinbarung getroffen sein würde, in die Verfassung aufgenommen sind, ist in unseren Augen, wie wir bereits oben bemerkt haben, eher ein Vortheil als ein Nachtheil. Jeden Falls werden dieselben, wie die übrigen Bestimmungen des Verfassungsentwurfes mit dem Reichstage, danach mit den Landesvertretungen vereinbart. Offenbar ist der Verfassungsentwurf durch die Nothwendigkeit, die Regierungen für bestimmte Beitragsquoten zu binden, auf diesen Weg des Wehrgesetzes gedrängt worden und wir vermögen auch hierin keinen Nachtheil, sondern nur einen Vortheil zu erblicken. Die der Bundeskasse zufließenden Einkünfte der Zölle, der gemeinsamen Verbrauchssteuern, die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung reichten eben nicht aus, die für das Bundesheer erforderlichen Ausgaben zu decken. Diese Dedung ließ sich auch auf dem Wege der Bundesbesteuerung nicht erreichen, da weder die Bundesregierungen noch ihre Landesvertretungen sich gefallen lassen würden, ohne ihre Zustimmung von Bundes wegen besteuert zu werden. Und selbst wenn sie sich dazu bequemen, würde diese Besteuerung darum unmöglich sein, weil in den verschiedenen Staaten verschiedene Steuersysteme bestehen, die nicht beliebig durch neue Reichssteuern gekreuzt werden können.

Mit jenen Bestimmungen wird sonach erreicht, daß die Bundesregierungen

das Maß ihrer Leistung übersehen, daß sie zunächst vor weitergehenden Anforderungen geschützt sind, daß aber zugleich das unerläßliche Maß ihrer Leistung feststeht, wodurch anderer Seits dem führenden Staate die Mittel für die Verwaltung und Erhaltung des Bundesheeres gesichert sind. Eine Verwerfung dieser Bestimmungen durch den Reichstag würde ohne Zweifel diesem oder jenem der verblindeten Staaten erwünscht sein, er würde sich von einer immerhin höchst lästigen Verpflichtung befreit sehen; er würde mit Freuden sich in den Besitz seiner Freiheit, seines liberum Veto zurückversetzt sehen. Kann demnach der Bund und Preußen mit jenen Normen wohl bestehen, so fragt sich aber doch noch, ob das preußische Abgeordnetenhaus, der Reichstag mit denselben bestehen können.

Betrachten wir zuerst die Wirkungen, welche diese Bestimmungen, wenn sie vereinbart würden, auf die preußische Verfassung und die Leistungen Preußens ausüben würden. Der Verfassungsconflikt in Preußen ist dadurch ausgebrochen, daß das Gesetz vom 3. September 1814 der Regierung das Recht beilegt: „die Stärke des Heeres nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen zu bestimmen.“ Da sich die Verhältnisse des Staats d. h. seine europäische Lage seit dem Krimkriege und dem italienischen Kriege wesentlich verändert hatten, glaubte die Regierung die Vollmacht, welche das Gesetz ihr gab, zu einer bedeutenden Vermehrung des Friedensheeres benutzen zu sollen und verlangte die dazu erforderlichen Mittel von der Landesvertretung. Die Landesvertretung verweigerte schließlich dieselben. Im Laufe dieses Konflikts gingen aus dem Schooße der zweiten Kammer verschiedene Vorschläge zur Ausgleichung desselben hervor. Der wichtigste derselben waren die Forderungen des Antrags, welche die jährliche Aushebungsziffer und die auf den Kopf der Armee fallende Quote ein für allemal festzusetzen versuchten. Während der ganzen Dauer des Konflikts wurde von den Führern der Opposition dem Kriegsminister immer von Neuem und mit dem vollsten Rechte vorgehalten, daß er unmöglich die Ausgaben für die Armee den wechselnden Voten des Landtages, der unberechenbaren Zusammensetzung, den ebenso unberechenbaren Stimmungen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses überlassen könne, daß ein neues Wehrgesetz vereinbart werden müsse. Die im Verfassungsentwurfe des norddeutschen Bundes aufgestellten Bestimmungen enthalten die Grundzüge des Wehrgesetzes für den Bund wie für Preußen. Kommen sie zur Annahme, so ist der Grund neuer Konflikte damit ein für allemal beseitigt.

Die preußische Regierung wäre nicht mehr in der Lage, die Stärke des Friedensheeres nach ihrem Ermessen zu bestimmen; die Kosten des Heeres willkürlich zu erhöhen. Der gesetzliche Boden für das Militärbudget stände damit fest. Er wäre gewonnen ohne Erhöhung der Militärlast für Preußen, vielmehr unter erheblicher Verminderung derselben. Die Verpflichtung wird von 19 auf 12 Jahre herabgesetzt, — eine längst gewünschte und dringend nöthige Erleichterung von der schwerwiegendsten Bedeutung für die Verpflichteten, für die Gemeinden, für die wirtschaftlichen Kräfte des Landes. Der Präsenzstand wird auf ein Prozent der Bevölkerung herabgesetzt, das heißt für Preußen erheblich vermindert — um mindestens 13,000 Mann. Auch die finanzielle Erleichterung

ist nicht unerheblich, sie würde noch bedeutender erscheinen, wenn nicht die gleichzeitige Erhöhung des Soldes für die Soldaten und Unterofficiere, die Kosten für die Neuerrichtung der nothwendigen militärischen Anstalten für das Bundesheer die Ersparnisse für Preußen zum Theil wieder aufhoben. Die Erhöhung des Soldes würde aber den Finanzen Preußens in keinem Fall erspart geblieben sein, und je weiter das Geschützwesen, die Vervollkommnung der Handfeuerwaffen fortschreitet, um so unvermeidlicher werden die Budgetposten für Munition, Geschütze und Festungen anwachsen. Daß der Präsenzstand und die Geldquote für den bewaffneten Mann auf zehn Jahre bestimmt sind, ist materiell gewiß keine Erhöhung der bestehenden Lasten. Die Bevölkerung des Bundes wird in zehn Jahren um ein Fünftheil gewachsen sein. Trotzdem bleibt die Stärke des Friedensheeres ein Prozent der Bevölkerung des Jahres 1867, und würde 1877 keine neue Vereinbarung mit den Regierungen und dem Reichstage erzielt, so würde auch bei noch weiter angewachsener Volkszahl die Armee denselben Stand behalten. Mit dem Stande der Armee blieben aber auch die Kosten dieselben; der Militäraufwand würde also ohne außerordentliche Bewilligungen, d. h. ohne Zustimmung des Reichstages nicht steigen.

Und wie verhält es sich mit dem Budgetrecht des preussischen Landtages diesen Bestimmungen gegenüber? Wir haben bereits gezeigt, daß alle Ausgaben, welche auf Gesetzen beruhen, dauernde sind, welche jährlich bewilligt werden müssen. Wenn die preussische Vertretung jährlich die Positionen der Dotationen, der Besoldungen der Beamten, der Zinsen und der Amortisation der Staatsschulden bewilligt, so thut sie das in Kraft und in Folge der bestehenden Gesetze. Die preussischen Abgeordneten wollten das Militärbudget durch ein Gesetz fixirt haben. Wäre dasselbe für Preußen zu Stande gekommen, so hätten sie das nach diesem Gesetze erforderliche Ordinarium alljährlich bewilligen müssen. Dasselbe Recht würde jetzt auf den Reichstag übergehen und die preussische Vertretung wird sich nicht weigern können, in diesen Uebergang zu willigen. Wenn statt der preussischen Vertretung der Reichstag das Wehrgesetz feststellt, eben in jenen Grundzügen, wenn an Stelle der preussischen Vertretung und in derselben Weise, wie sie in Folge eines preussischen Wehrgesetzes den preussischen Militäraufwand bewilligt haben würde, der Reichstag den Bundesmilitäretat votirt, sollte darin wirklich die Vernichtung des Budgetrechts der preussischen Verfassung liegen? Wäre dies in der That der Fall, dann hätten die Herren Gneist, Fordenbeck und Alle, die mit ihnen gestimmt haben, die Vernichtung des preussischen Budgetrechts verlangt, und jetzt nur erreicht, was sie selbst erstrebt und verlangt haben.

Wir verlangen und erwarten, daß dem Reichstage alljährlich der Militäretat unter Festhaltung jener gesetzlichen Normen eben so wie der Voranschlag für alle übrigen Einnahmen und Ausgaben des Bundes zur Bewilligung vorgelegt wird. Wird diese Bestimmung in den Entwurf aufgenommen, so können wir keine Verkürzung des bestehenden preussischen Budgetrechts in der analogen und gleichwiegenden Berechtigung erblicken, welche von ihm auf den Reichstag übergeht. Der Reichstag kommt dadurch in die Lage des preussischen Landtages, an dessen

Stelle sein gewichtiges Wort über die Verwendung der Quote, über die Vertheilung derselben auf die einzelnen Posten, über die zweckmäßige oder unzweckmäßige der Verausgabung einzelnen Titel der Militärverwaltung zu sprechen, und deren Verwendung zu kontrolliren. Auch hat der Reichstag keineswegs zu besorgen, daß es ihm für alle Zukunft an der Möglichkeit, neue Ausgaben zu bewilligen, fehlen werde. Andererseits, wenn sich die Lage Europas sehr friedlich gestaltet, kann er auf Ersparungen Bedacht nehmen, und wenn es ihm gelingt, sich mit dem Bundespräsidium zu verständigen, die Gesamtausgaben auf einen geringeren Betrag, als zu dem die Bundesregierungen verpflichtet sind, feststellen.

Daß es dem Reichstage, wenn diese Bestimmungen über das Militärbudget des Bundes getroffen werden sollten, nicht freistehen würde, mit freiem Belieben über die Heeresausgaben zu schalten, Millionen von demselben abzusehen, um etwa die Dienstzeit nach seinem Ermessen zu verkürzen, die stetige Organisation der Bundeskriegsverwaltung zu lähmen, mit plötzlichen Ersparnissen, zu welchen ihm die technische Kenntniß fehlt, einzugreifen, darin gestehen wir offen, kein Unheil zu erblicken.

Nicht bloß darum, weil eine tüchtige Bundeskriegsverwaltung ohne einen gewissen periodenweise gesicherten Ueberblick, ohne eine auf gewisse Zeiträume gesicherte Verfügung über die unentbehrlichen Einnahmen weder im Einheitsstaat, noch viel weniger aber im Bundesstaate bestehen kann, sondern auch aus einem politischen Grunde. Es ist einer der schweren Uebelstände, wenn nicht geradezu der Hauptübelstand unseres politischen Lebens in Deutschland, daß das Verhalten der Landesvertretungen seit 1848, namentlich der preussischen, in den letzten Jahren das Verhältniß der Armeen zu den Landesvertretungen, und in Folge dessen auch zu den Landesverfassungen in einer nicht wünschenswerthen Weise gestaltet hat. Wir wollen nicht auf die „verthierte Soldateska“ von 1848 zurückkommen; wir wollen nur daran erinnern, wie oft wir in diesen Blättern in den Jahren 1860 und 1861 gemahnt haben, daß die Frage der Reorganisation eine wesentlich politische Frage sei, daß sie nicht mehr und nicht weniger bedeute als die Versöhnung der preussischen Armee mit der preussischen Landesvertretung und der preussischen Verfassung. Zeigte die liberale Partei damals, daß sie für die Armee mehr zu thun vermochte, als die konservative, so war der unglücklichste Gegensatz, der das Jahr 1848 geboren hatte, beseitigt, und ein liberales Regiment in Preußen möglich. Die Regierung einer Partei in einem Staate, die dessen Armee gegen sich hat, wird immer sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. Es war das ungeeignetste Mittel, diese Versöhnung herbeizuführen, wenn man alljährlich einen Theil der Armee und damit die ökonomische Existenz, die Stellung einiger tausend Offiziere in Frage stellte, wenn man über jede Militärschlägerei und jeden Piontenantexceß sich in den lautesten Deklamationen erging. Daß der Gegensatz der Volksvertretung gegen die Armee wenigstens in der alten Schärfe, daß die Infragestellung des Bestandes der Armee, die Bedrohung ihrer Existenz sich nicht mehr jedes Jahr wiederholen

sollen und können, halten wir für einen großen und für unsere zukünftige politische Entwicklung, für die Befestigung der constitutionellen Rechte unserer Vertretungen entscheidenden Gewinn. Das constitutionelle System würde damit einen starken Gegner weniger zählen, es würde diesen versöhnt und gewonnen haben.

Wir betrachten die Armee nicht als eine politische Macht. Wir haben es beklagt und gemißbilligt, wenn und wo jemals nach der politischen Anschauungsweise der Offiziere gefragt wurde; wir wünschen keinerlei Verflechtung der Armee mit der Politik; wir haben stets befürwortet, Offiziere und Soldaten an den Wahlen nicht theilnehmen zu lassen. Aber wir können unsre Augen doch der thatfächlichen Lage nicht verschließen. Wir können begreifen, daß die Armee nicht unempfindlich wie ein Cadaver gegen die Stiche geblieben ist, welche ihr alljährlich von der Tribüne beigebracht wurden, nicht unempfindlich dagegen, daß man ihr Mittel zu entziehen suchte, die sie für ihre Tüchtigkeit, für ihre Wirksamkeit, für welche sie doch verantwortlich ist, mit Recht oder mit Unrecht nicht entbehren zu können glaubte. Wir wollen mit diesen Bemerkungen nur darauf aufmerksam machen, daß unsere Landesvertretungen fehl gehen, wenn sie sich nicht entschließen, in der Armee eine sehr werthvolle Institution zu erblicken, an welche ein großes und entscheidendes Interesse des Landes geknüpft ist. Man muß sich in Deutschland gewöhnen, die deutsche Armee nicht als nothwendiges Uebel zu betrachten, sondern mit Achtung zu behandeln. Und man muß sich entschließen, die Mittel nicht zu knapp zu bemessen, wenn es sich um eine gesicherte Wirksamkeit der Armee handelt. Wir unseres Orts sind zufrieden, wenn die Feststellung des Budgetrechts in der ange deuteten Weise den Vertretungen des deutschen Volkes diese Aufgabe erleichtert.

Man muß sich in Deutschland endlich entschließen, den Doctrinarismus, den konservativen wie den liberalen Doctrinarismus, fallen zu lassen, wenigstens so weit, daß die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse der Nation dadurch nicht in Frage gestellt wird. Man hat sich in der That bisher die politische Aufgabe etwas zu leicht gedacht; man hat sich begnügt, weiter oder enger formulirte Forderungen für die Freiheitsrechte und für die Volksvertretung zu fordern. Es war das völlig in der Ordnung, so lange es sich darum handelte, den Boden für den Antheil der Nation an den öffentlichen Dingen, an ihren eigenen Angelegenheiten zu erobern. Aber man kann nicht auf diesem Standpunkt der Forderung bleiben, nachdem dieser Boden gewonnen ist, und man kann nicht darauf rechnen, größeres Terrain zu gewinnen, wenn man nicht besser zeigt, als bisher, daß man das Gewonnene zum positiven und praktischen Nutzen des Gemeinwesens zu verwerthen versteht. Allen Rechten entsprechen Pflichten. Es wird nicht leicht sein zu beweisen, daß die bisherige Pflichterfüllung der deutschen Landesvertretungen dem Maße der erworbenen Rechte überall entsprochen hätte. Nicht, daß die Vertretungen nicht fleißig und eifrig ihren Aufgaben sich unterzogen hätten. Aber was die Mehrzahl ihrer Mitglieder mitbrachte, zeigte doch eine zu geringe Kenntniß der Existenz- und Machtbedingungen, der Verwaltungs-

bedingungen, die erforderlich sind, um ein größeres Staatswesen auf einen ge-
deiblicheren Fuß zu bringen. Man steht in Deutschland leider noch immer auf
dem naiven Standpunkt, die Regierung als ein gemeingefährliches Institut zu
behandeln und zu meinen, daß Politik treiben und Opposition machen identisch
sei. Bei der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge wird es nie an Mängeln
und Unvollkommenheiten fehlen, denen man sehr lockende Ideale leicht gegenüber
stellen kann; aber eine Partei, welche nur mit Doctrinen und Idealen bewaffnet
an die Verhältnisse eines concreten Staates herantritt, kann nicht darauf rechnen,
in ihm zur Regierung zu gelangen. Jede Partei hat bereits durch ihre Oppo-
sition den Beweis zu liefern, daß sie die Entstehung und den Charakter dieses
besonderen Staatswesens kennt, daß sie sich auf seine Lebens- und Machtbedin-
gungen versteht, daß sie weiß, über welche Kräfte und Mittel, über welches
Material an Personen der Staat und die Parteien zu verfügen haben. Sie
muß ferner in ihrer Opposition zeigen, daß es ihr nicht um die Herrschaft ihrer
Partei, um den Triumph ihrer Doctrin zu thun ist, daß sie im Stande und
fähig ist, diesen Staat nach seinen gegebenen Bedingungen zu leiten und zu
reformiren, ohne ihn über den Haufen zu werfen. Ihr Eintritt in die Regie-
rung darf nicht den Charakter eines gefährlichen und unberechenbaren Experiments
an sich tragen, mit einem Wort: die Opposition muß den Charakter einer regie-
rungsfähigen Partei haben, wenn sie nicht sich selbst zu der Rolle einer mehr
oder weniger freien Kritik verurtheilen will. Wie angenehm die Freiheit der
reinen Kritik ist, sie muß unfruchtbar bleiben und sich je länger und mehr dis-
creditiren.

Wir haben diese Bemerkungen in einem sehr entscheidenden Augenblick nicht
zurückhalten wollen, in einem Augenblick, wo es sich um die Neubildung der
altliberalen Partei, der einzigen regierungsfähigen Opposition, welche in Deutsch-
land bisher aufgetreten ist, handelt. Die radikalere Kreise aber mögen sich
gegenwärtig halten, daß die conservative Partei sich in einem sehr merklichen
Vorsprung befindet, weil sie gehandelt hat, während Andere nur zu reden ver-
standen.

Wie wir vor vier Wochen voraussagten, hat sich die Thronrede des Kaisers
von Frankreich in friedlichem Sinne ausgesprochen. Ueber die Erfolge Preußens
sucht sie die Franzosen durch ein Wort des ersten Napoleon zu beruhigen: „nach
dem Sturze seines Systems werde kein anderes Gleichgewicht in Europa möglich
sein, als durch die Zusammensetzung und das Bündniß der großen Völkerschaften.“
Dieser Gedanke gehört jenem System der Völkerbeglückung an, welches dem ersten
Napoleon erst nachträglich aus der Muße von St. Helena hervorgegangen ist.
Thatsache ist, daß er sich auf eine halbe Begünstigung der italienischen, eine halbe
Begünstigung der polnischen Nationalität zum Schaden Rußlands und Deutsch-
lands beschränkt hat. Als man ihm bei seiner Heimkehr vom russischen Feld-
zuge verhieß, daß die Campagne 300,000 Soldaten gekostet habe, antwortete
er: es waren 200,000 Deutsche dabei. Thatsache ist, daß ein anderes System
als das der nationalen Regeneration von 1815 bis 1855 in Europa geboten

hat. Das System der nordischen Allianz hat seitdem Frankreichs Uebergewicht gebunden und das unleugbare Verdienst erworben den Frieden Europas vierzig Jahre hindurch erhalten zu haben. Aber wir sind eben so bereit, das Verdienst des gegenwärtigen Herrschers von Frankreich anzuerkennen, diesem System durch den Krimkrieg, durch den italienischen Krieg ein Ende gemacht zu haben und wir glauben mit ihm, daß es keiner Deutschland und Preußen hemmenden Defensivallianzen gegen Frankreich mehr bedarf, wenn die deutsche Nation gegenwärtig ihre Kräfte zusammensetzt. Das wonach der Wiener Kongreß vergeblich trachtete, was er durch mesquine Mittel, durch die Bildung von Staaten zweiten und dritten Ranges an der Grenze Frankreichs vergebens zu bewirken suchte, was er gegen Rußland vergebens zu erreichen trachtete, die Beschränkung des französischen wie des russischen Uebergewichts, das liegt gegenwärtig in der Hand des Reichstags. Die Zusammenfassung der deutschen Kräfte reicht aus, sowohl Frankreich als Rußland in Schach zu halten; Preußen ist dann nicht mehr gegen Frankreich auf die russische Allianz angewiesen.

Der Kaiser von Frankreich hat vollkommen Recht zu behaupten, daß sein Eintreten Oesterreich gerettet, daß die Stimme Frankreichs Einfluß genug gehabt habe, den Sieger vor den Thoren Wiens aufzuhalten, ohne daß ein französisches Regiment in Marsch gesetzt worden wäre. Wir wünschen nichts lebhafter als daß die französische Nation in dieser Thatsache eine Befriedigung ihres Selbstgefühls und ihres Stolzes finden möge; sie hat für uns nichts Verlegendes. Wir können dem gegenüber für uns in Anspruch nehmen, daß Preußen die französische Armee im Jahr 1859 am Mincio zurückgehalten und damals Oesterreich den Besitz Venetiens gerettet hat ohne Schwertstreich; und wir können darauf hinweisen, da es nun doch kein Geheimniß mehr ist, daß Frankreich trotz der Weigerung der geforderten Compensationen den Krieg gegen Preußen vorerst unterlassen hat.

Dringend müssen wir trotzdem wünschen, daß sich Niemand durch die friedliche Haltung der französischen Thronrede, die wir lebhaft anerkennen und der wir die beste Wirkung auf die Gemüther der Franzosen wünschen, über die Lage Europas täuschen möge. Die Thronrede selbst hält neben ihren Friedensversicherungen, neben der Anerkennung der Berechtigung des Nationalitätsprinzips für Deutschland die Armeerreform fest; sie behauptet, daß der Einfluß einer Nation von der Zahl der Streiter abhängt, die sie in's Feld zu stellen vermöge. Das Gelbbuch hat vor den Augen Deutschlands enthüllt, welche Schritte die süddeutschen Höfe mit Ausnahme des Hofes von Karlsruhe im Laufe des Juli 1866 in Paris gethan haben; wiederholt ist die französische Intervention in Anspruch genommen worden. Es ist ferner kein Geheimniß mehr, daß die Agenten Frankreichs an den süddeutschen Höfen diesen Staaten die französische Garantie ihres Territorialbestandes wie ihrer Neutralität wiederholt angeboten haben. Was Frankreich sich im Mai und Juni dieses Jahres habe versagen müssen, weil der deutsche Bund bestand, das könne es jetzt vollkommen souveränen Staaten ohne Bedenken anbieten und gewähren. Es ist sehr zu begreifen, daß Frankreich das Bestreben festhält, die süddeutsche Staatengruppe an sich zu ziehen, und es bedarf

keines Worts darüber, daß die von Frankreich garantirte Neutralität bereits der Rheinbund wäre. Wenn es im Augenblick keine Gefahr hat, daß diese Anerbietungen angenommen werden, wenn ihre Zurückweisung auch fernerhin sicher ist, sofern sich das Ministerium Hohenlohe behauptet, so haben wir doch schon früher darauf hinweisen müssen, wie wenig gefichert die Stellung des Fürsten in München ist und wie rasch sich die Dinge verschieben können, wenn die Absichten Oesterreichs, Kowatsch für Sadowa zu nehmen, sich verwirklichen sollten.

In den entscheidenden Kreisen Wiens wird dieser Gedanke hartnäckig festgehalten; es ist dieser Gedanke, der den Ausgleich mit Ungarn als unumgängliche Nothwendigkeit hat erscheinen lassen. Wir sagten schon früher in diesen Blättern, daß diesem Ausgleich schließlich jedes Opfer gebracht werden würde. Man weiß, daß man in der Hofburg auch verzweifeltstem Spiel nicht abgeneigt ist. Je größer die Schwierigkeiten sind, welche der Ausgleich mit Ungarn Kroatien gegenüber hervorrufen muß und hervorgerufen hat, je unmöglicher es sich den Slaven wie den Deutschen gegenüber zeigen wird, die cisleithanische Hälfte des Reichs constitutionell zu organisiren, je schwerfälliger sich, selbst diesen Ausgleich vorausgesetzt, die constitutionelle Handhabung der gemeinsamen Reichsregierung mittelst Delegationen der cis- und transleithanischen Vertretungen gestalten muß, — um so leichter und leichtsinniger könnte man sich auf extreme Entschlüsse werfen. Man wird sie nicht zu lange hinauschieben können, denn die Geldbeschaffung durch die Notenpresse hat ihre bestimmten Grenzen. Nun liegt die europäische Gefahr offenbar darin, daß es von den Entschlüssen der Hofburg abhängt, nicht nur Oesterreich sondern auch Frankreich in den Krieg gegen Preußen zu werfen. Diese Gewalt, welche Oesterreich gegebenen Falles über Frankreich zu üben vermag, liegt nicht nur in dem gemeinsamen Interesse des katholischen Klerus, nicht nur in den polnischen Dingen, wie wir früher andeuteten, nicht nur in der Stimmung der französischen Nation, sondern in letzter Instanz darin, daß der Kaiser Napoleon, bei dem besten Willen den Frieden aufrecht zu erhalten, auch in dem Falle, daß Oesterreich sich wider seinen Rath, wider seine Abmahnung in diesen Krieg stürzte, nicht in der Lage ist, Oesterreich neue Nachtheile erleiden zu lassen. Wie chimärisch die Hoffnungen auf die Tripleallianz Oesterreichs, Frankreichs und Italiens sein mögen, mit denen man sich in Wien schmeichelt, der Kern, der diesen Anschauungen zu Grunde liegt, steht leider nur zu fest. Nachdem Louis Napoleon die Einigung Italiens theils gemacht theils zugelassen hat, nachdem er in die Lage gekommen ist, die Einigung Norddeutschlands geschehen zu lassen, kann er die Abkühlung der französischen Politik und der französischen Machtstellung nicht dahin treiben, Oesterreich in einem neuen Kriege unterliegen, den Süden Deutschlands, die deutsch-österreichischen Lande sich an Preußen anschließen zu lassen, und diesseits des Rheins ein Reich von 45 Millionen erstehen zu sehen. Das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen ist kein der Politik Louis Napoleon's fremder Gedanke, trotz aller Bedeutung, die sie dem Nationalitätsprinzip beilegt, trotz ernsthafter Zugeständnisse, die sie diesem zu machen geneigt ist. Der Kaiser

kann, will und wird das Gegengewicht Oesterreichs gegen die preussische Macht nicht fallen lassen. Das beweist jeder Schritt, den die französische Politik vor, während und nach dem Kriege von 1866 gemacht hat. Aus diesem Grunde verstärkt er gegenwärtig seine Armee, trotz aller inneren Schwierigkeiten, die ihm aus dieser Maßregel erwachsen.

Liegen die Dinge so, hat Oesterreich es in der Hand, durch einen verwegenen Entschluß Frankreich in den Krieg zu werfen, so wird Süddeutschland, von Wien und Paris in die Mitte genommen, so muß die klerikale Partei in Süddeutschland Alles daran setzen, den katholischen Staat, das katholische Oesterreich nicht fallen zu lassen. Wir haben bereits auf die Stärke und Stellung hingewiesen, welche die klerikale Partei in Bayern, Württemberg und Baden besitzt. Sie würde sich in dem angedeuteten Falle mit der radikalen vereinigen und kein Mittel scheuen, die Regierungen fortzureißen. Und sie wird nicht bloß die Radikalen auf ihrer Seite haben. Nachdem Frankreich dem deutschen Süden die Neutralität geboten, wird es das Anerbieten, je näher die Krisis rückt, um so öfter und lauter wiederholen. Der ruheliiebende Bürger, der Philister im Süden wird sagen, warum sollen wir uns die Ruhe nicht sichern, warum sollen wir uns für Preußen mit Oesterreich und Frankreich überwerfen, unsere Länder verwüsten und unsere Kinder erschießen lassen? Die Preußen wollen ja ohnehin nicht viel von uns wissen. Daß die von Frankreich garantirten Grenzen der süddeutschen Staaten nichts als der Rheinbund und der Anfang der Heeresfolge wären, das würde man sich natürlich nicht eingestehen.

Die Situation ist ernst, die Gefahr liegt nahe, der Erzherzog Albrecht brütet über den Karten, die Reorganisation, die Verstärkung der österreichischen Armee wird rastlos betrieben. Der Orient geht einer großen Krisis entgegen, und es ist bezeichnend genug, wie sich die Mächte bemühen dem Ausbruch derselben zu verhüten. Die russische Politik feiert einen der größten Triumphe. Frankreich, England und Oesterreich geben um die Wette die Politik auf, welche sie zum Krimkrieg geführt hat, welche sie veranlaßt hat, Hunderttausende vor Sebastopol und in den Donaufürstenthümern zu opfern. Oesterreich dringt in die Pforte, das Besatzungsrecht in Belgrad und in den serbischen Festen aufzugeben, d. h. die Selbständigkeit Serbiens zuzugestehen. Frankreich und England rathen dem Sultan, die Selbständigkeit Kandiens zuzugestehen, wenn nicht dessen Vereinigung mit dem Königreich Griechenland zu gestatten. Wie sehr man die Erhaltung der Integrität der Pforte, für die man so blutig gestritten, aufgegeben hat, wie stark man auf diese und andere Concessionen für die Stellung der Christen im osmanischen Reich dringt, man irrt in Wien, Paris und London gewaltig, wenn man damit die Auflösung des osmanischen Reichs zu regularisieren, den Ausbruch der entscheidenden Krisis zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben glaubt. Man erreicht nichts, man kann auf diesem Wege nichts erreichen als den Ausbruch zu beschleunigen. Mit jedem Tage heben sich die Hoffnungen und Ansprüche der Griechen, wächst die Bewegung in Thessalien und Epirus; überall sergen entlassene Garibaldi'sche Offiziere, daß es den Aufständen

nicht an Führern fehlt. Der Vicelönig von Aegypten schickt sich an, den Todesstreich gegen die Pforte zu führen; er verlangt die Selbständigkeit Aegyptens, die Herrschaft über Arabien und die heiligen Stätten des Islam. Damit naht die entscheidende Probe für das gegenwärtig sehr lose und im Grunde nur scheinbare Verständniß Frankreichs und Englands der osmanischen Krisis gegenüber. Mögen die Geschiede des osmanischen Reichs sich erfüllen, wenn der deutsche Reichstag dafür sorgt, daß die Geschiede Deutschlands erfüllt sind, bevor die entscheidende Stunde gekommen ist.

N o t i z e n.

Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Bundesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit. Berlin 1867.

Schleswig-Holstein und die deutschen Ostseeprovinzen repräsentirten bis vor wenigen Jahren die beiden Extreme in den Sympathien des deutschen Publikums: jenes das verhätschelte Schooskind, diese der Prügelknabe der öffentlichen Meinung. Eine genauere Bekanntschaft mit den Dingen in den Herzogthümern, wie sie die Besitznahme derselben durch Preußen mit sich bringen mußte, hat die Schwärmerci für den „verlassenen Bruderstamm auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt. Alle Welt weiß jetzt, daß die Menschen in Schleswig-Holstein nicht besser, die Zustände im Allgemeinen aber schlechter sind als im übrigen Deutschland.“ Vielleicht führt größere Vertrautheit mit den Zuständen in den Ostseeprovinzen umgekehrt zu dem Ergebniß, daß dort die Menschen nicht schlechter, die Zustände aber besser sind als — man geglaubt hat. Diese größere Vertrautheit zu vermitteln ist die Aufgabe welche sich der Herausgeber der „livländischen Beiträge“ gestellt hat. Er beginnt mit Mittheilungen über die kirchlichen Wirren und Kämpfe in Livland — mit gutem Grunde. Denn das ist der gemeinsame Boden auf dem sich die hadernden Parteien zusammensinden. Wer gleichgültig ist gegen das nationale Interesse an der Erhaltung des deutschen Lebens in unseren nordöstlichen Kolonien, der wird ein Herz haben für den bedrängten Protestantismus, und wem sein „liberales Gewissen“ nicht erlaubt einem Gemeinwesen seine Theilnahme zu schenken das wesentlich — und nothwendig — auf aristokratisch conservativer Grundlage ruht, der wird sie dem Kampfe um Gewissensfreiheit nicht versagen den die Livländer noch fortwährend bestehen müssen.

Das vorliegende erste Heft der Beiträge enthält officiële Aktenstücke und andere beglaubigte Dokumente zur Geschichte dieses Kampfes seit dem Jahre 1845, denen der Herausgeber eine durch die Natur der Sache gebotene orient-

tirende Einleitung vorangeschickt hat. Wir heben darunter hervor den Bericht des Grafen Dobrinsky über die Zustände in den griechisch-orthodoxen Gemeinden Livlands und das Urtheil des livländischen Hofgerichts in Sachen des Herrn Gustav von Vock. Dasselbe enthält eine kurze aber erschöpfende Darlegung der rechtlichen Stellung, welche die evangelisch-lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen von Alters her einnimmt. Die „livländischen Beiträge“ wollen keinen Schmerzensschrei in Scene setzen, in dem Sinne wie wir es seit einigen Jahren gewohnt sind, was freilich die national-russische Presse nicht hindert, um sie revolutionärer Tendenzen zu beschuldigen. Die Livländer sind noch heute, aller ihnen widerfahrener Unbill zum Trost, bessere und getreueere Unterthanen des russischen Kaiserhauses als die Russen selbst — Herrn Kutkow nicht ausgenommen. Sie haben den ernststen Willen, sich die Grundbedingungen ihrer nationalen Existenz in Glaube, Sprache und Sitte zu erhalten: mehr aber erstreben sie nicht und können sie nach Lage der Dinge nicht erstreben. Das weiß man in Petersburg recht gut und darin liegt der Grund daß man allen Drängens der nationalen Exaltado's ungeachtet bisher noch immer Anstand genommen hat Maßregeln zu ergreifen, welche, wie die von Katharina II. im Jahre 1785 octroyirte Statthalterchaftsverfassung, die Grundlage des deutschen Lebens in Livland ernstlich bedrohen würden.

Unsere Leser kennen das Werk Adolph Schmidt's, Preußens deutsche Politik, dessen erste Ausgabe im März 1850, wenige Wochen vor Eröffnung des Erfurter Reichstages, erschien. Es stellte in raschen Zügen drei Hauptmomente in der deutschen Politik Preußens dar: den Fürstenbund, welchen Friedrich der Große 1785 gegen die Annexionsgelliste Kaiser Joseph's schloß; die Versuche Friedrich Wilhelm's III., beim Zerfall des Reichs 1806 den deutschen Norden an Preußen zu fesseln, die mit der Schlacht bei Jena abschlossen; endlich das Dreikönigsbündniß von 1849 und die Pläne des General Radowitß, die in einem zweiten diplomatischen Jena ihr trauriges Ende fanden. Es ist natürlich und zu rechtfertigen, daß der Verfasser jetzt, wo er Hand an die dritte Ausgabe legte, es gewagt hat, jenen drei Abschnitten als vierten eine Skizze der jüngsten Jahre hinzuzufügen. Denn wie mangelhaft auch bisher unsere Einsicht in die inneren politischen Hergänge ist, welche die Katastrophe des vorigen Sommers vorbereiteten, wie unvollständig unsere Kenntniß von der Arbeit des großen Staatsmannes, der die Katastrophe herbeiführte, von den Hemmnissen, auf die er stieß, von den Hebeln, durch die er sie hinwegräumte — es ist doch heute kaum möglich, die nationalen Anläufe früherer Jahrzehnte zu erzählen, ohne bis zu dem Zeitpunkt fortzuschreiten, wo die immer wieder scheiternden Bestrebungen endlich zu ihrem Ziel gelangten. Das Jahr 1866 löst die Spannungen und Gegensätze eines Jahrhunderts; es erscheint, wie uns, so dem Verfasser, als „das Geburtsjahr der deutschen Einheit;“ er ist, wie wir, überzeugt, daß die Einheit die Vorbedingung jeder politischen Freiheit eines

Volkes sei; er klagt nicht, wie mancher schwachmüthige unter seinen Collegen, über die lieb gewordenen Sonderrechte, die dem höheren Recht des Ganzen zum Opfer fallen mußten; er ist zu sehr Historiker, um nicht zu wissen, daß die gewaltigste Veränderung auf dem europäischen Continent, die Schöpfung eines deutschen Reichs, auch nur auf dem Wege der Gewalt vollzogen werden konnte.

Adolph Schmidt giebt seiner Skizze der jüngsten Ereignisse die Ueberschrift: „die selbständige Action Preußens 1866,“ und er hat damit allerdings das bezeichnet, was an der Politik des Grafen Bismarck das Bedeutendste und Ehrenvollste ist. Es ist nichts Geringes eine Bevölkerung von nahezu fünf Millionen dem preussischen Staat hinzuzufügen, es ist ein großartiger Schritt vorwärts, in dem Bundesstaat mit einheitlichem Heerwesen dreißig Millionen Deutsche zusammenzufassen, aber diese Erfolge würden nicht die Bürgschaft der Dauer in sich tragen, wären sie mit Hilfe von Allianzen errungen, die uns in Abhängigkeit und in Gefahr der Schwäherung des nationalen Bodens brachten. Aber wie Friedrich der Große sich auf sich selbst und die Kraft und Ausdauer seines Volkes stellte, so hat auch das heutige Preußen nur Bündnisse geschlossen, bei denen es mehr gab als es empfing, und lediglich durch die Größe und Raschheit seiner Leistungen hat es den Großmächten Europas Achtung vor dem deutschen Nationalwillen abgezwungen. Dadurch und dadurch allein hat unser Volk eine große europäische Stellung, eine unabhängige, selbständige Existenz gewonnen. Die deutsche Geschichte wird dereinst König Wilhelm I. und seinem Minister einen hervorragenden Platz anweisen, aber die höchste Ehre wird ihnen dafür zu Theil werden, daß die Furcht vor der Mißgunst Europas sie nicht zu erniedrigenden Zugeständnissen bewog, und daß, als jene Mißgunst in den Compensationsforderungen Frankreichs einen verhängnißvollen Ausdruck fand, sie die Festigkeit hatten, lieber einen zweiten Krieg zu riskiren, als die Ehre der Nation zu gefährden.

Freuen wir uns, daß unsere Staatskunst die Kraft und die Zuversicht der Friedrichianischen Zeit wiedergewonnen hat. Seit den Tagen des großen Kurfürsten rangen Preußen und Oesterreich um das Uebergewicht in Deutschland. Nur mit der Entscheidung dieses Kampfes konnte die deutsche Frage entschieden werden. Jetzt ist sie entschieden, mag es auch immerhin sein, daß der Friede von Prag nicht Oesterreichs letztes Wort ist. Der norddeutsche Bund wird gleich dem Zollverein durch die treibende Nothwendigkeit der Dinge zum Ganzen auswachsen und „der nationale Wille wird über den Main die Brücken bauen.“ —

In dem hastigen Drängen der Ereignisse des vorigen Jahres fehlte es uns an Gelegenheit die einzelnen Theile einer Schrift zu begrüßen, die uns jetzt zusammengestellt in vierter Auflage vorliegt (A. L. Reyscher, die Ursachen des deutschen Krieges und seine Folgen). Als damals von befreundeter Hand uns eine der früheren Auflagen zugesendet wurde mit dem Motto „Eine

Stimme aus der Wüste," haben wir uns herzlich daran gefreut; denn es war eine patriotische und — wie uns das Beispiel Pauli's zeigt — nicht gefahrlose That, die Stimme der Vernunft, der Mäßigung zu erheben in der schwäbischen Wüste antinorddeutscher Leidenschaft. —

Der erste Theil der Schrift geht bis zum Nicolshurger resp. Prager Frieden. Es wird uns in gedrängter Kürze das Leben des deutschen Bundes vorgeführt, das sich in dem für einen Deutschen cynischen Sage des alten Blüthenhof gipfelte: — Frankfurt hat um seine Verdienste zu ehren einem Plaze seinen Namen gegeben — „Oesterreich will kein auf Kosten des Particularismus der einzelnen Bundesstaaten geeinigtes, zusammengeschmolzenes Deutschland und hierin begegnet sich das Interesse Oesterreichs mit den Interessen der Dynastien und der mindermächtigen Bundesstaaten.“ — Die Complicationen, welche die unmittelbare Ursache des Krieges waren, das fast lächerliche Ende des Bundestages, die Bestimmungen der Friedensschlüsse werden in objectiver, historisch-treuer Darstellung behandelt.

Im zweiten Theile entwickelt der Verfasser seine Anschauungen und Hoffnungen in Bezug auf die Gestaltung des neuen Deutschland. Mit logischer Schärfe erklärt er diese neue Gestaltung Deutschlands für Preußens Mission und kommt zu dem Schluß, daß bei dem deutschen Einheitswerke das Gewicht weniger auf die Entwicklung liberaler Prinzipien — denn diese kann keine Regierung auf die Dauer einem fortgeschrittenen Volke verweigern — als auf die einheitliche Machtentwicklung Deutschlands zu legen ist; dieser Machtentwicklung müßten alle partikularistischen Neigungen zum Opfer gebracht werden, wenn nicht das ganze Werk gefährdet, nicht den widerstrebenden Interessen des neidischen Auslandes in die Hände gearbeitet werden solle. — „Nur eine kühne nationale Politik kann uns retten, denn — sie wird uns einigen.“ —

Die Abtheilung über Entstehung, Entwicklung und nothwendig-werdende Umgestaltung des Zollvereins liefert Interessantes und Bedeutendes und wir können uns im Großen und Ganzen mit dem Angeführten nur einverstanden erklären. Anders ist es mit dem Abschnitt: — „die unterworfenen Staaten und ihre Fürsten“ — und dem Preußen darin gemachten Vorwurfe, daß es die Stände in den annectirten Ländern nicht habe fortbestehen lassen. Wir möchten aber glauben, daß die weitere Entwicklung der Verhältnisse in diesem Punkte auch Reyscher's Ansichten verändert hat. Das Verlangen, Preußen solle z. B. Kurhessen nur von seinem Kurfürsten befreien, im Uebrigen aber Alles beim Alten lassen, wird ihm heute wohl etwas naiv und gerade aus dem Particularismus entsprungen scheinen, dessen Aufopferung er selbst als absolut nothwendig bezeichnet.

Auch den Vorwurf können wir nicht für gerechtfertigt halten — es sei durch die norddeutsche Presse die süddeutsche Bevölkerung zu ihrer preußenfeindlichen Stimmung gereizt. Wir verweisen hier nur lediglich auf das, was Reyscher selbst über den Württembergischen Staats-Anzeiger sagt und über die „Stimmung im Süden, wie sie unter dem vereinten Chorus einer ultramon-

tanen, republicanischen und höfischen Presse entstanden ist und sich den preussischen Bestrebungen vor und während dem Kriege feindselig gezeigt hat.“

Abgesehen aber von diesen unwesentlichen Momenten hegen wir nur den Wunsch und die Hoffnung, die Anschauungen des Verfassers bald von der Majorität unserer süddeutschen Brüder adoptirt zu sehen.

Wo ist sie hingeschwunden, die schöne Zeit, da wir so manche Stunde der Bücherschau widmen konnten! Die Politik, die Politik — Raum, Herz, Arbeitskraft, Alles muß ihr dienen. Nur spät gelangen wir dazu, unsere Leser an ein literarisches Werk zu erinnern (Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode. II. Band. Die Romantik 1797—1813 von Julian Schmidt), das bei seinem ersten Erscheinen eine bedeutende kritische Wirkung übte und das kürzlich in fünfter Auflage herausgegeben ist.

Julian Schmidt hat in seinen neueren Arbeiten den bisherigen Weg der Literaturgeschichte verlassen. Statt die Geistesproducte und die Lebensschicksale der literarischen Männer in geschlossenen individuellen Bildern darzustellen, giebt er uns eine chronologisch geordnete Geschichte der literarischen Erscheinungen, der gesammten schriftstellerischen Thätigkeit jener Epoche. Wir erhalten durch diese Art der Darstellung vielfach einen genaueren Einblick in die geistigen Prozesse, es werden uns neue Gesichtspunkte der Beurtheilung eröffnet, indem wir die von gleichzeitigen Erscheinungen ausgegangenen Impulse und deren Wirkungen beobachten lernen; endlich wird durch den in großer Ausdehnung mitgetheilten Briefwechsel der damaligen literarischen Welt — für dessen geschickte Auswahl und Benützung, wie für die mühevolle Zusammenstellung zeitgenössischer Urtheile über Geistesproducte, Personen und Verhältnisse wir dem Verfasser besonders Dank wissen — manches unbekanntes biographische Moment an's Licht gezogen. Dennoch möchten wir das Neue nicht unbedingt ein Besseres nennen. Die älteren Auflagen und die uns jetzt vorliegende sind so verschieden — nicht nur in der Gruppierung des Materials, sondern auch in den gewonnenen Resultaten — daß ein Vergleich ein Unrecht wäre.

Wir müssen uns daher genügen lassen, dem Publicum diese Lectüre zu empfehlen und sind überzeugt, daß der Leser für die zuweilen unbehagliche Empfindung, die das Unruhige, sprunghaft-Abgebrochene der Darstellung erregt, durch manches ihm vorgelührte Neue und Bedeutende entschädigt werden wird.

Montesquieu.

Oeuvres complètes de Montesquieu, 2 tomes, Paris, Hachette, 1859.

Esprit des Lois par Montesquieu avec les notes de l'auteur et un choix des observations de Dupin, Crevier, Voltaire, Mably, La Harpe, Servan etc., Paris, Didot, 1862. — Die in demselben Verlage 1863 erschienene Ausgabe der kleineren Schriften Montesquieu's ist weniger reich mit Anmerkungen ausgestattet.

Biographie Universelle, XXIX. S. 501 — 522 (Artikel Montesquieu von Waldenaer).

D'Alembert, Eloge de M. de Montesquieu (dem fünften Bande der Encyclopédie und den meisten Ausgaben der Werke Montesquieu's vorgebrudt).

Villemain, Eloge de Montesquieu (in den Mélanges philosophiques, historiques et littéraires, 4ième édition, Bruxelles 1829).

A. Vinet, Histoire de la littérature française au dix-huitième siècle, Paris 1853, I. S. 314 — 402.

F. C. Schloffer, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, fünfte Auflage, 1864, I. S. 490 — 510, II. S. 427 — 437.

J. C. Bluntschli, Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik, München 1864, S. 258 — 276.

F. J. Stahl, Geschichte der Rechtsphilosophie, dritte Auflage, Heidelberg 1856, S. 334 — 349, 366 — 372.

Charles de Montesquieu hat weder als Kriegsheld noch als Staatsmann in die Geschichte der Völker eingegriffen. Seine wenigen dichterischen Produktionen zeigen nur, daß ihm poetisches Talent nicht gegeben war. Einen Philosophen nennen ihn seine Landsleute; wir, die wir gewohnt sind, diese Bezeichnung nur den systematischen Erforschern der letzten Gründe des Seins, Denkens und Handelns zu gewähren, werden ihm keinen Platz in der Geschichte der Philosophie einräumen können. Kaum daß wir ihn zu den Gelehrten zählen dürfen; denn wenn er auch den größten Theil seines Lebens wissenschaftlichen Studien gewidmet hat, so war er doch in der Auswahl und Benutzung seiner Quellen wenig sorgsam und in der Darstellung vermied er ängstlich selbst den Schein der Gelehrsamkeit.

Was ist es denn, weshalb die Hochachtung und Bewunderung der gesammten gebildeten Mitwelt Montesquieu's Laufbahn begleitete? weshalb glich, wie die Memoiren des Baron von Grimm berichten, sein Leichenbegängniß einer allgemeinen Nationaltrauerfeierlichkeit? wodurch erklärt es sich, daß eine ganze Schule von Auslegern und Kritikern an seine Werke sich angeschlossen hat? welche Verdienste haben ihm in der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts einen mindestens ebenbürtigen Rang neben Voltaire und Rousseau verschafft? weshalb rechnet ihn die Geschichte der Staatswissenschaften zu den bahnbrechenden Geistern? warum muß selbst die politische Geschichte der letzten hundert Jahre seinen Gedanken einen maßgebenden Einfluß zuschreiben? Solche weite, nachhaltige Wirkungen gehen nur aus besonderen Befähigungen und Leistungen hervor; sie wären unerklärlich, wenn Montesquieu nur etwa, wie einzelne Stimmen angedeutet haben, ein vornehmer, geistreicher Dilettant gewesen wäre.

Ohne Zweifel hat Montesquieu's hervorragende gesellschaftliche Stellung viel dazu beigetragen, ihm das Interesse und den Beifall der tonangebenden Kreise zu sichern. Er stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie der Provinz Guienne; auf dem Schlosse la Brède am 18. Januar 1689 geboren, erhielt er von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung und wurde frühzeitig zum juristischen Studium angeleitet; ein väterlicher Oheim, der als das Muster der Magistratur geschildert wird, hinterließ ihm seine Güter und das nach damaligem Recht vererbliche Amt eines Präsidenten des Parlaments von Bordeaux. So befand sich Montesquieu schon mit 27 Jahren im Besitze eines bedeutenden Vermögens und einer hohen Würde. In dem Salon der Mdme de Tencin lernte er die Umgangsformen der hauptstädtischen Geistesaristokratie; die Gunst der Damen erwarb er sich durch sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Wesen; während seiner mehrjährigen Reisen trat er in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern Europas. Wenn er durch Schüchternheit und Gedankenfülle verhindert wurde, die Unterhaltung zu leiten, so war er ein desto aufmerksamerer Zuhörer und wußte gelegentlich durch ein treffendes, geistreiches Wort zu beleben. Aber alle diese äußeren Vorzüge hätten nimmermehr auch nur während seines Lebens das Urtheil der Menschen über seine Persönlichkeit, und noch viel weniger über seine Werke, bestimmen können, wenn sie nicht getragen und gehoben worden wären durch einen edlen Charakter, durch eine reine und selbstlose Gesinnung. Als Voltaire, der hochgefeierte Voltaire, nach den schmachlichsten Vorgängen Berlin meiden mußte und auf Befehl Friedrich's des Großen in Frankfurt a. M. verhaftet wurde, da schrieb Montesquieu an einen

Freund: „Le bon esprit vaut mieux que le bel esprit.“ Sein ganzes Leben bewährte diesen Spruch. Er war nicht unempfindlich für die Lockungen des Ehrgeizes, aber er opferte niemals seine Grundsätze irgend einem persönlichen Vortheil; in England hätte er es für seine Pflicht gehalten, politische Auszeichnung zu suchen, nicht so in dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts; seine Unabhängigkeit gegenüber dem Hofe wahrte er so eifrig, daß er das Anerbieten einer Pension ausschlug mit der Bemerkung, da er sich keiner niedrigen Handlung bewußt, sei er auch keiner Gnade bedürftig; noch unsaffbarer war ihm der Gedanke, auf Kosten des Vaterlandes sich oder die Seinen zu erheben. Stets war er mit dem zufrieden, was das Geschick ihm beschieden hatte; über jede kleine Unannehmlichkeit des Lebens half ihm eine Stunde ruhiger Lektüre hinweg. Er liebte das Lob, aber er kannte nicht den Neid. Obgleich mit einem lebhaften Sinn für das Lächerliche begabt, begnügte er sich doch gern mit der Gesellschaft geistig unbedeutender, aber rechtlicher Menschen; dagegen zeigte er Verachtung denjenigen, welche er sittlich nicht achten konnte. Auf seinen Gütern verkehrte er viel mit dem Volke, dessen richtigen Takt er bewunderte, das, nach seinem Ausspruch, noch nicht gelehrt genug ist, um verkehrt zu denken. Für seine eigenen Bedürfnisse sparsam, auf die Zukunft seiner Familie bedacht, war er dennoch den Bedrängten ein immer bereiter Helfer; eine seiner glänzendsten Wohlthaten, die mit schweren Opfern erkaufte Befreiung eines von den Barbaresten gefangenen Marsseillers, ist erst nach seinem Tode bekannt geworden, hat aber dann durch ihre rührenden Einzelheiten den Stoff für nicht weniger als drei Dramen geliefert. Sogar Lord Chesterfield, der sonst die Moral wenigstens für die Vornehmen nur so weit gelten ließ, als sie den Zwecken des Eigennutzes oder des Ehrgeizes diene, gestand in dem Nachruf, welchen er dem Andenken Montesquieu's widmete, seine Tugenden gereichten der Menschheit zur Ehre.

Montesquieu's Wesen, wie es in den Berichten seiner Zeitgenossen, seinen Briefen, den für seinen Sohn bestimmten Aufzeichnungen sich darstellt, hat auch seinen Werken ihr eigenthümliches Gepräge gegeben: die scharfe Beobachtungsgabe, der Reichthum origineller Gedanken, der feingebildete, weltmännische Ton fesseln den Verstand; die Liebe zur Tugend, das menschenfreundliche Wohlwollen gewinnen das Gemüth des Lesers. Diese Eigenschaften sind in ihrer seltenen Verbindung alle auch schon in seiner ersten schriftstellerischen Leistung, den 1721 erschienenen Persischen Briefen, deutlich erkennbar; man darf wohl sogar behaupten, daß Montesquieu niemals später zu einer solch lebenswahren, scharfgezeichneten und farbenreichen Auffassung und Schilderung der mannichfaltigsten Lebens-

verhältnisse sich erhoben hat wie in diesem Jugendwerke; wenn die sittliche Seite desselben nicht Jedem so unmittelbar sich darbietet, so liegt die Schuld an der den Kern verhüllenden Einkleidung. Montesquieu wollte seinen Landsleuten ein Bild der socialen und politischen Corruption Frankreichs vorführen in der Absicht der Besserung; um so gefährliche Wahrheiten ohne Furcht vor der Regierungsgewalt sagen zu dürfen und um das Interesse des großen gebildeten Publikums anzuziehen, bediente er sich eines leichten Kunstgriffes: er fingirte, daß wißbegierige Perser nach Frankreich reisten und ihre dortigen Wahrnehmungen sich gegenseitig und in die Heimath mittheilten; in diese Briefe verflocht er einen im Serail zu Is-pahan spielenden Roman. Die, übrigens meisterhaften, orientalischen Sitten-schilderungen und die naiven Urtheile der Reisenden über manche Punkte des katholischen Kirchenglaubens erwecken nicht selten den Schein der Frevolität; aber sie stehen mit der einmal angenommenen Erfindung in untrennbarem Zusammenhang — obgleich sich nicht in Abrede stellen läßt, daß Montesquieu zuweilen auch fortgerissen wird von dem Geist der Zeit, welche er schildern und reformiren will. Es war die Zeit des Durchbruchs der rücksichtslosen Aufklärung und der sittenlosen Schöngeistigkeit — die Periode der Regentschaft des Herzogs von Orléans. Auf die öde Stille, auf die schwere Sorge der letzten Regierungsjahre Ludwig's XIV. war unter dem Einfluß eines leichtsinnigen Hofes und einer vorübergehenden liberalen Praxis eine allgemeine Entfesselung der Geister gefolgt. Der monarchische Absolutismus im Bunde mit der jesuitischen Orthodoxie hatte Frankreich an den Bettelstab gebracht durch die unaufhörlichen Kriege und durch die Vertreibung der gewerbthätigsten Bürger; er hatte gewaltsam die Freiheit des Worts unterdrücken können; aber jetzt, bei der ersten Erleichterung zeigte es sich, daß die Gedanken nur um so schrankenloser fortgeschritten waren, daß sie bereits an den Grundfesten der Monarchie und der Kirche, ja des Staats und des Glaubens zu zweifeln begannen. Durch die Vereinigung aller Gewalt in der Hand eines Einzigen von jeder ernstlichen Theilnahme an staatlichen Geschäften ausgeschlossen, durch die übermäßige Centralisation und durch den Glanz des Hofes nach der Hauptstadt gezogen, gaben sich die höheren Klassen dem Müßiggang und der Ueppigkeit hin; sie fühlten die Unhaltbarkeit des Bestehenden, sie halfen es untergraben, aber sie hatten kein positives Ziel, auch für ihre Theorien, als den Genuß. In diese allgemeine Bewegung trat Montesquieu ein mit seiner scharfen Satire als entschiedener Vorkämpfer der religiösen und politischen Freiheit, aber im Sinne der Moral und Gerechtigkeit, und daher auch die alten und neuen socialen Schwächen und Gebrechen seiner Nation nicht schonend.

Er verspottet die Neugier und die Blasirtheit der Pariser, welche zuerst die orientalisirte gekleideten Fremden auf Schritt und Tritt verfolgen, dann aber, als diese europäische Tracht annehmen, sie gar nicht mehr beachten und höchstens erstaunt fragen, wie man Perser sein könne. Paris ist die Stadt der genialen Erfindungen; der Fremde bewegt sich dort wie in einem Zauberkreis, aber unaufhörlich ausgebeutet und betrogen lernt er nichts als Vorsicht für die Zukunft. Im Punkt der Moden nimmt Frankreich und insbesondere Paris eine Universalherrschaft in Anspruch, aber dieselben wechseln täglich; die nämliche Leichtigkeit der Veränderung zeigt sich in der ganzen Lebens- und Denkweise; je nach dem Geschmack und der Art des Souveräns gestalten sich beide. Die Tändelei, passend für das Toilettenzimmer, hat den gesammten Charakter der Nation ergriffen: man tändelt im Ministerrath, im diplomatischen Verkehr, als Befehlshaber einer Armee; Ernst in irgend welchem Beruf verfällt der Lächerlichkeit. Jeder strebt nach dem Ruhm, geistreich zu heißen, aber Niemand sucht sein Talent im Interesse des Vaterlandes zu verwenden, sondern man vergeudet es an kindische Spielereien. Ein vornehmer Herr ist nicht, wie in Persien, derjenige, welchem der Monarch einen hervorragenden Posten im Staate anvertraut, sondern wer den König sieht, mit den Ministern spricht, Ahnen, Schulden und Pensionen sein nennt. Die Gunst des Hofes ist überhaupt das Idol der Franzosen, welchem der erste Minister unzählige zum Selbstopfer Vereite zuführt. In der Eitelkeit seiner Unterthanen besitzt der König von Frankreich einen unerschöpflicheren Schatz als der König von Spanien in seinen Goldminen; mit dem Erlös für Ehrentitel hat Ludwig XIV. große Kriege führen können. — In dem Charakter dieses Monarchen, der so lange die Geschicke Frankreichs gelenkt hatte, „der durch sein Testament gleichsam noch nach seinem Tode regieren wollte,“ findet Montesquieu unauflöbliche Widersprüche: derselbe habe seine Religion geliebt und doch diejenigen nicht leiden können, welche eine strenge Erfüllung ihrer Vorschriften verlangt hätten; wenig mittheilsam, den Lärm der Städte fliehend, habe er doch vom Morgen bis zum Abend nur damit sich beschäftigt, seine Person zum Mittelpunkt aller Gespräche zu machen; er habe die Siege und Triumphe gewünscht, aber einen tüchtigen Feldherrn an der Spitze seiner Truppen nicht weniger gescheut als an der Spitze seiner Feinde; den Müßiggang seiner Hofleute habe er ebenso freigebig belohnt wie die größten Verdienste um den Staat. Consequent sei er nur gewesen in der Neigung und in der Fähigkeit, sich Gehorsam zu verschaffen; er habe auf dieselbe Weise seine Familie, seinen Hof und seinen Staat regiert — nach türkischem oder persischem Muster. Unter den einzelnen unheilvollen Regierungshandlungen des Königs ist es vornehmlich

die Verfolgung der Protestanten, welche Montesquieu mit bitterm Unwillen, mit herbem Schmerze erfüllt. „Indem man aus blindem Glaubenseifer die Armenier proskribirte — schreibt in leicht durchsichtiger Anspielung der Perser Usbek — lief man Gefahr, in einem einzigen Tage alle Kaufleute und fast alle Gewerbtreibende des Königreichs einzubüßen; ich bin sicher, daß der große Schah Abbas sich lieber beide Arme hätte abschneiden lassen, als einen solchen Befehl zu unterzeichnen.“ Usbek findet sogar das Nebeneinanderbestehen mehrerer Religionen in einem Staate heilsam, da die unaufhörliche gegenseitige Beobachtung und Eifersucht vor den schlimmsten Mißbräuchen bewahre; er verwirft jedes Attentat auf die Freiheit der Gewissen als unlogisch und unmenschlich; er preist das Land glücklich, wo die Religion nur durch ihre eigene Wahrheit sich vertheibeige. Wir sehen, Montesquieu folgte nicht allein der Mode des Tages, wie man ihm vorgeworfen hat, indem er das Andenken des von Schmeichlern groß genannten Königs herabsetzte; er urtheilte nach tiefer Ueberzeugung. — Den Zustand Frankreichs bei dem Tode Ludwig's XIV. vergleicht er mit dem eines von tausend Uebeln heimgesuchten Körpers; Jedermann habe die Krankheit des Staates gefühlt, aber Niemand ein Mittel der Heilung gewußt; die rasch auf einander folgenden Ministerien hätten Palliative versucht, bis endlich ein Fremder — der Schotte Law — das Grundübel zu heben unternommen habe; jedoch nach vielen gewaltsamen Curen habe er dem Staate nicht seine gesunde Fülle wiedergegeben, sondern nur ihn künstlich aufgebläht. Unerforschöpftlich ist Montesquieu, diese furchtbare Schwindelperiode bald mit heiterem Spott, bald mit leidenschaftlicher Indignation zu kennzeichnen. Er erzählt uns, wie der Sohn des Aeolus, des Gottes der Winde, und einer kaledonischen Nymphe von seinem Vater die geheime Kunst empfangen habe, die Winde in einen Schlauch zu verschließen; wie derselbe sich in Begleitung des blinden Gottes des Zufalls auf den Weg gemacht, um seine windige Waare zu verkaufen; wie er es in Vaetica (Frankreich) nach dem Tode des alten Saturn (Ludwig's XIV.) durch seine Marktschreiereien und durch seine vielseitige Anregung der Einbildungskraft glücklich dahin gebracht habe, drei Viertel des Volksvermögens verschwinden zu lassen. Dann wiederum zürnt Montesquieu, daß durch die Experimente und Unehrllichkeiten des schottischen Ministers nicht nur alle Vermögensverhältnisse der Privaten zerrüttet und umgestürzt, sondern auch kraft des bösen Beispiels die gesammte Moral zu Grunde gerichtet worden; „ich habe gesehen — schreibt Usbek — wie ein ganzes Volk, als dessen natürliche Eigenschaften bisher stets Edelsinn, Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit gegolten hatten, plötzlich das letzte der Völker wurde; wie das Uebel sich verbreitete und die gesundesten Glieder nicht

verschonte; wie die sonst Tugendhaftesten vor unwürdigen Handlungen nicht zurückschreckten und die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit Anderen gegenüber verletzten unter dem leeren Vorwande, daß man sie ihnen gegenüber verletzt habe; wie sie Ungerechtigkeit und Treulosigkeit Nothwendigkeit nannten.“ Montesquieu klagt, es sei lange her, daß man gesagt habe, die Ehrlichkeit sei die Seele eines großen Ministers; er weiß nicht, woher es kommt, daß ein schlechter Fürst immer einen noch schlechtern Minister habe; die Leidenschaften des Fürsten in das Spiel zu bringen, sei das einzige Augenmerk eines Ministers; wie die Höflinge durch ihre Lobsprüche, so schmeichle der Minister seinem Herrn in gefährlicherer Weise durch die Pläne, die er ihm an die Hand gebe, durch die Grundsätze, die er ihm vortrage. — Gegenüber einer solchen Günstlingswirthschaft billigt er natürlich den Widerstand der Parlamente, der sich namentlich gegen Law's Neuerungen geltend gemacht hatte; aber er verkennet nicht, daß diese Körperschaften in Frankreich nur noch Ruinen seien. Noch hält er überhaupt Monarchien, die in anderer Weise als durch die Sitten oder die Religion beschränkt würden, für keine dauerhafte Staatsform: die Macht könne nicht gleichmäßig zwischen Fürst und Volk getheilt sein oder mindestens werde das Gleichgewicht keinen Bestand haben; der Vortheil aber bleibe regelmäßig auf Seiten des Fürsten, der über die Armeen verfüge. Einen Blick wirft er freilich auf England; aber er sieht dort, wo die Revolution von 1688 kaum erst durch die Thronbesteigung des hannöverschen Hauses zum Abschluß gekommen war, mehr die Entschlossenheit des Volkes zur Erhebung gegen Mißbrauch der Gewalt, als die feste gesetzliche Begründung der Volksfreiheit. Seine theoretische Vorliebe wendet er daher den Republiken zu: das Heiligthum der Ehre, des Ruhms und der Tugend, ruft er aus, scheint in den Republiken aufgerichtet zu sein, in den Ländern, in denen man das Wort Vaterland aussprechen kann. Daß die opferwillige Tugend der Bürger die Seele der Republiken sei, während in der Monarchie der Unterthan, fremdem Willen gehorsam, allerdings dem Erwerb und dem Genuß ungestörter sich hingeben könne, ist auch die Moral des Schlußes jener sinnigen Fabel von den Troglodyten, welche vielleicht am berühmtesten geworden unter den mannichfaltigen Schätzen der Persischen Briefe; die Hauptlehre dieser Fabel aber ist die Nothwendigkeit des socialen Zusammenlebens überhaupt: indem Montesquieu beschreibt, wie die Troglodyten zu Grunde gehen durch Selbstsucht und Verbrechen, dagegen zum herrlichsten Gedeihen sich wieder erheben durch einträchtiges Zusammenwirken, will er uns die Wahrheit einprägen, daß in dem Wohl des Ganzen das Wohl des Einzelnen enthalten, daß deshalb Gerechtigkeit gegen Andere Liebe gegen uns selbst und erste, natürlichste Pflicht sei. Gerech-

tigkeit verlangt er auch in dem Verhältniß der Staaten zu einander: er klagt, daß alle Grundsätze des dem Namen nach in Europa bestehenden Völkerrechts verkehrt worden seien durch die Leidenschaften der Fürsten, die Schuld der Völker, die Schmeichelei der Schriftsteller; daß das angebliche Völkerrecht nichts sei als eine systematische Ungerechtigkeit, gegen welche er an die menschliche Vernunft, an die ewige Gerechtigkeit appellirt.

Solche über die höchsten Fragen des Rechts hingeworfene Gedanken hat Götthe vermuthlich im Auge gehabt bei der Bemerkung, daß in den Persischen Briefen schon ganz deutlich der Geist sich ankündigt, welcher den Esprit des Loix hervorbringen sollte. Den außerordentlichen Erfolg, welcher dem Buche gleich nach seinem Erscheinen zu Theil wurde, verdankte es aber weniger diesen großartigen Reflexionen als den heftigen Angriffen gegen das in Staat und Kirche herrschende Regime, welche mit unerhörter Kühnheit öffentlich aussprachen, was alle Gebildeten dachten oder empfanden, und der feinen Verspottung der Pariser Gesellschaft, die gern ihr eigenes Bild im Spiegel sah und weiter tändelte. Selbst der Regent und sein unwürdiger Minister, Cardinal Dubois, lasen mit größtem Ergötzen die Satiren, von denen sie sich am schwersten hätten getroffen fühlen sollen. Das allgemeine Interesse für das Werk steigerte sich noch in hohem Grade, als der zuerst ungenannte Verfasser bekannt wurde, und andererseits war Montesquieu nunmehr mit einem Schläge ein berühmter Mann. Die französische Akademie nahm ihn, obwohl er auch ihre saden Lobrednerien mit scharfer Lauge übergossen hatte, in die Reihen der vierzig Unsterblichen auf; der fromme Cardinal Fleury, der seit Kurzem die Regierung führte, legte zwar anfangs im Namen des jungen Königs gegen den Verfasser der Persischen Briefe sein Veto ein, aber entschloß sich zur Bestätigung, als er auf Montesquieu's Verlangen das verurtheilte Werk — gelesen hatte.

Für Montesquieu's Lebensbahn war dieser erste literarische Erfolg entscheidend; er hatte seine Fähigkeit erprobt und faßte den Entschluß, sich fortan ganz der schriftstellerischen Wirksamkeit zu widmen. Von dem Beruf des Richters, welchen er bisher in ehrenvollster Weise erfüllt hatte, dachte er nicht gering, vielmehr legte er an denselben den höchsten sittlichen und intellektuellen Maßstab; aber es fehlte ihm der Sinn für die verwickelten Details und Formen des positiven Rechts; schon als ihm zuerst, bei dem Austritt aus dem Gymnasium, juristische Bücher in die Hand gegeben wurden, suchte er nur den Geist der Gesetzesbestimmungen. Wenn er daher jetzt sein Richteramt aufgab, so wurde er doch nicht der Rechtswissenschaft untreu, sondern war geleitet von der Absicht, jener frühen Neigung folgend, den Geist des Rechtes aller Völker zusammenzufassen in

einem großen Werke. Zur Durchführung dieses Planes bedurfte er aber vorzüglich einer Kenntniß der verschiedenartigsten Einrichtungen und der thatsächlichen Verhältnisse, von denen sie bedingt waren und auf welche sie wiederum bestimmend einwirkten. Solch eine vielseitige Wissenschaft war nicht aus Büchern allein zu gewinnen; um sich eine lebendige Anschauung der Staaten und Völker anzueignen, begab sich daher Montesquieu auf Reisen. Sein Talent, die Zustände fremder Länder zu würdigen, hatte er bereits in den Persischen Briefen durch manche treffende Bemerkung, namentlich über die Türkei, Spanien, Italien, Deutschland, bewiesen. Zuerst wandte er sich nach Wien, welches noch den Mittelpunkt deutscher Politik bildete; er verkehrte dort vornehmlich mit dem als Feldherrn und Staatsmann gleich ausgezeichneten Prinzen Eugen von Savoyen. Ein Ausflug nach dem damals dem civilisirten Europa fast völlig fremden Ungarn lehrte ihn jenen magharischen Adel kennen, in welchem er die erhaltende Kraft der österreichischen Monarchie ahnte. In Venedig, wo er demnächst verweilte, traf er mit dem ganz verarmten, aber noch immer projektenreichen Law zusammen und ließ sich von ihm Aufschlüsse geben über die Zeit, wo jener Frankreich regierte. Der oligarchische Despotismus, welcher die venetianische Republik beherrschte, hinterließ bei Montesquieu den abschreckendsten Eindruck. In Rom trat ihm die Schwäche der weltlichen Macht des Papstes entgegen; ihre bisherige Erhaltung schrieb er nur der Achtung für das Haupt der Kirche zu. Er genoß mit Verstandniß, wie seine unvollendete ästhetische Abhandlung über den Geschmack zeigt, die modernen Kunstschätze der ewigen Stadt; aber vor Allem zogen ihn die Ueberreste und die Erinnerungen der antiken Roma an. Während seines Aufenthalts in der Schweiz und in Holland, deren auf Freiheit gegründete Wohlhabenheit er schon in den Persischen Briefen gepriesen hatte, scheint besonders das Föderativsystem seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben. Von Deutschland außer Oesterreich hielt er nur die Rheingegenden einer genaueren Betrachtung werth; denn, wie D'Alembert bemerkt, noch regierte Friedrich nicht. Die reichste Befriedigung fand Montesquieu am Schluß seiner Reise in England; er verweilte dort zwei Jahre, von 1729—31, in regem Verkehr mit der hochgebildeten Königin Karoline, mit dem Prinzen von Wales, mit den hervorragendsten Staatsmännern der Whigpartei. Das im Allgemeinen zurückhaltende Wesen der Engländer konnte freilich seinem lebhaften, an die heitere Pariser Geselligkeit gewöhnten Geiste nicht zusagen; aber er verzieh ihnen ihre Abgeschlossenheit gegen Fremde um so leichter, je ungestörter er ihr großartiges politisches Leben beobachten konnte. Hier traten ihm im Gegensatz zu dem polizeilich-militärischen Absolutismus, welcher alle Großstaaten

des Festlandes in seinen Banden hielt, zum ersten Mal inmitten eines mächtigen und von seinen Nachbarn gefürchteten Volkes die Segnungen bürgerlicher und politischer Freiheit entgegen. Nicht als ob ihm einzelne tiefe Schäden des englischen Staates, insbesondere die bei der vielfach verrotteten Zusammensetzung des Parlaments und bei der Schwäche der öffentlichen Meinung kaum vermeidliche, jedoch sittlich empörende allverbreitete Bestechung, verborgen geblieben wären; aber das gehobene Selbstbewußtsein aller Einzelnen und daneben die hohe Geltung der auf Besitz oder Verdienst beruhenden Aristokratie, die Unabhängigkeit des Denkens, welche England zur Wiege der Aufklärungsliteratur gemacht hatte, die rücksichtslose Freiheit des gesprochenen und gedruckten Wortes, die Unterordnung des militärischen Elements unter das bürgerliche, die gegenseitige Beschränkung der verschiedenen Faktoren der Staatsgewalt, endlich und vor Allem die unantastbare Herrschaft des Gesetzes und das daraus hervorgehende allgemeine Gefühl der Sicherheit erfüllten Montesquieu's Seele, entsprachen seiner tiefinnersten Sehnsucht. Die Eindrücke, welche er in England empfing, eben weil sie seinem Wesen durchaus sympathisch waren, haften in ihm unauslöschlich.

Den Fortschritt seiner politischen Erkenntniß legte er zunächst, nach zweijähriger Zurückgezogenheit auf seinem Gut La Brède, in einem kleinen Buche dar, welches sich freilich nicht mit England beschäftigte, aber mit dem Volke, das im Alterthum ebenso vorzugsweise staatliche Größe durch eine freie Verfassung und eine aristokratische Regierung erreicht hat, wie in der Neuzeit die Engländer. Die Anschauung des englischen Staatswesens leuchtet durchaus hervor in Montesquieu's Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer; aber wie überhaupt für einen denkenden Geist Alles Frucht ist und Alles Samen, so können wir auch die verschiedensten Keime dieser scheinbar ganz selbständigen und vereinzelt Produktion Montesquieu's nachweisen. Dem Aufenthalt in England war jener in Rom vorausgegangen. Den Geisteswerken des Alterthums und namentlich den griechischen und römischen Geschichtschreibern hatte Montesquieu schon seit früher Jugend eine entschiedene Vorliebe geschenkt, welche, je mehr er prüfte, desto mehr sich befestigte. In der Akademie von Bordeaux, welcher er zuerst eine wissenschaftliche Richtung gab, hatte er bereits im Jahre 1716 eine Abhandlung über die Politik der Römer in der Religion gelesen, die ein tiefes Verständniß des allbeherrschenden Einflusses der Staatsidee in Rom verrieth. Seiner Begeisterung für die antiken Republiken hatte er dann in den Persischen Briefen Ausdruck gegeben. Indem er endlich vor Beginn seiner Reisen eine später ihrem Hauptinhalt nach in den Geist der Gesetze aufgenommene

Schrift über die Möglichkeit einer europäischen Universalmonarchie verfaßte, mußte er nothwendigerweise zur Betrachtung des alten römischen Weltreichs geleitet werden. Alle diese verschiedenen Ausgangspunkte sind in seiner Behandlung der römischen Geschichte deutlich erkennbar.

Die Thatfachen entnimmt er unmittelbar, ohne Kritik, den Uebersetzungen der alten Historiker. Sein Zweck ist, in einem Gesamtbilde die Ursachen darzulegen, welche das kleine Volk der Römer zur Herrschaft über so viele mächtige Völker geführt haben, und dann die Frage zu lösen, weshalb der kaum vollendete Riesenbau so unaufhaltsam dem Verderben anheimfiel. Obwohl die Erzählung und die begleitenden Reflexionen so eng zusammengedrängt sind, daß selbst Napoleon, der immer Ungebulbige, dieses Geschichtswerk als das einzige rühmte, von welchem nichts hinweggenommen werden könne, hat Montesquieu doch keine künstliche Einheit des Gedankens gesucht: er erkennt verschiedene Motive an, deren Zusammenwirken die Größe des römischen Staats begründet habe. Der Kriegskunst der Römer, namentlich der schweren Bewaffnung, der strengen Disciplin, der fortwährenden Uebung auch in Friedenszeiten, der Neigung und Geschicklichkeit, alle Vortheile der Gegner durch Nachahmung sich anzueignen, schreibt er einen bedeutenden Antheil an ihren Erfolgen zu; ebenso ihren diplomatischen Fähigkeiten, der Kunst des Abwartens und des Unterhandelns, der Anregung und Benutzung faktischen Haders in fremden Staaten, der Begünstigung der Schwachen, die dann abhängige Bundesgenossen wurden, der allmählichen aber unerbittlichen Vernichtung jedes gefährlichen Gegners. Jedoch als die eigentlich ausschlaggebenden Momente erscheinen die ethischen Eigenschaften der Römer, ihre Tapferkeit und ihre Beständigkeit, und diese wiederum führt Montesquieu zurück auf die Liebe zum Vaterlande, auf die leidenschaftlich gepflegte Herrschaft der Geseze und der Magistrate, auf die bewegende Kraft der staatsbürgerlichen Freiheit: die Freiheit bezeichnet er geradezu als die Seele des römischen Staats in dieser Periode der Größe. Von dem Verlust der Freiheit, von der Begründung jener ununterbrochenen Knechtschaft, welche man Ordnung nannte, datirt er daher den Verfall Roms, — wenn auch die militärische Tüchtigkeit noch lange ihre Ursache überdauerte. Den Untergang des Freistaats aber leitet er nicht von den inneren Zwistigkeiten ab; denn Bewegung und Kampf sind ihm gleichbedeutend mit Freiheit und unschädlich, sofern ein gemeinschaftliches Streben für das Wohl des Vaterlandes alle Parteien verbindet. Die einseitige Richtung auf Krieg und Eroberung ist es vielmehr, welche gerade durch ihre Erfolge die Republik vernichtet: die übermäßige Ausdehnung des Reichs verwandelt die städtischen Tumulte in Bürgerkriege, weil die Soldaten in den entfernten Provinzen die Gesin-

nung des Bürgers, den geistigen Zusammenhang mit der Vaterstadt verlieren, nur auf ihren Feldherrn zu sehen, von ihm Alles zu erwarten sich gewöhnen; seitdem stand jedem ehrgeizigen Volksführer eine Armee zu Gebote, während gleichzeitig das Zusammenströmen der Menschen und Schätze nach der Stätte der Weltherrschaft die alte Verfassung und die alte Sitte untergrub. Das Fortbestehen der Republik war aus diesen Gründen unmöglich; es handelte sich nur darum, wie und durch wen sie den Todesstoß empfangen sollte; aber Montesquieu, trotz dieser Einsicht, hält sich doch fern von jeder Lobpreisung der Ehrfüchtigen, welche die Anarchie und die Sittenlosigkeit begünstigten, um in der allgemeinen Verwirrung und Verderbniß als Retter zu erscheinen, während sie nur die Herrschaft im Auge hatten. Selbst Cäsar, dessen geistige Größe er gebührend anerkennt, ist ihm im letzten Resultat ein Verbrecher, sein gewaltfamer Tod eine gerechte Nemesis für die von ihm gegen die Gesetze und die Freiheit geübte Gewalt. Aber auch Sulla, der durch den Schrecken blutiger Proskriptionen die Republik wiederherzustellen vermeinte, kann vor einem Richter nicht bestehen, welchem die strenge Gesetzmäßigkeit als einzig wirksamer Schutz gegen eigenmächtige Willkür gilt. Diese Auffassung jenes mächtigen Aristokraten und seiner Einwirkung auf das Schicksal Roms war in Montesquieu so lebendig, daß er ihr noch in einem späteren Lebensalter in dem Dialog zwischen Sulla und Eucrates eine neue, durch Schönheit der Sprache und dramatische Anschaulichkeit hervorragende Ausföhrung gab. Sulla erwidert dem Philosophen Eucrates, der ihm seine Verwunderung über die freiwillige Niederlegung der Diktatur ausdrückt, daß er sein Werk vollendet habe; nicht die Herrschaft sei das Ziel seiner Thaten gewesen, sondern die Freiheit, welche oft die höchsten Opfer verlange; was Eucrates Verbrechen nenne, sei nur zum Heil der Republik geschehen. Aber Eucrates entgegnet: „Als die Götter duldeten, daß Sulla sich ungestraft zum Diktator in Rom aufwarf, haben sie die Freiheit dort für immer geächtet;“ Sulla habe gerade das Beispiel der bösen That gegeben, wegen deren er Marius zur Rechenschaft zog; dieses Beispiel und nicht eine Mäßigung, die man nur anstaunen könne, werde Nachahmung finden. Da erblaßt Sulla und erinnert sich, daß er einen Mann kennt, in dem mehr als ein Marius verborgen sei — Julius Cäsar.

Die gesetzliche Freiheit als Grundlage der wahren Größe der Staaten, die Verwerflichkeit des vorherrschenden Strebens nach kriegerischer Vergrößerung: das waren die politischen Lehren, welche Montesquieu's mit freudiger Bewegung aufgenommene Schrift in den Geschichten des römischen Staats seinen Zeitgenossen darzulegen versuchte. Durch diese

Tendenz erhielt sie aber zugleich eine epochemachende Bedeutung für die Geschichtschreibung überhaupt: sie erlöste die Geschichte aus dem Bann todter Gelehrsamkeit und zeigte, daß dieselbe nutzbar gemacht werden könne und müsse für das politische Leben der Gegenwart. Solches Ziel war aber nur erreichbar, wenn nicht einfach die Ereignisse berichtet, sondern die Ursachen und Folgen der menschlichen Handlungen aufgesucht wurden. Indem Montesquieu mit Bewußtsein diesen Zusammenhang erkannte und diese Erkenntniß zum Maßstab seiner Darstellung machte, wurde er der Schöpfer der neueren pragmatischen Geschichtschreibung. Da er aber ferner als das die Entwicklung jedes Staates trotz aller scheinbaren Zufälligkeiten bestimmende Moment den Geist des einzelnen Volkes, die Summe seiner intellektuellen und moralischen Eigenschaften, erfaßte, wurde er auch dem nationalen Element der Weltgeschichte gerecht, welches Bossuet in seinen glänzenden Reden über die Universalhistorie dem einen Zweck der Verherrlichung des Christenthums völlig untergeordnet hatte.

Die Grundgedanken dieser Betrachtungen über die Römer, welche Niebuhr ein kleines Meisterwerk genannt hat, durchdringen auch den Geist der Geseze; aber es verflossen noch 14 Jahre, bis dieses große Werk, wie Montesquieu selbst es in seinen Briefen bezeichnet, in die Oeffentlichkeit trat. Montesquieu hat lange und schwer mit der Fülle des Stoffes gerungen, oft das Geschriebene wieder vernichtet, oft die Arbeit verlassen, um stets mit neuem Eifer zu derselben zurückzukehren; in den letzten Jahren war zudem seine Gesundheit angegriffen, besonders sein Augenlicht geschwächt; eine seiner Töchter unterstützte ihn durch Vorlesen, welches sie nicht selten mit fröhlichen Scherzen über den gelehrten Inhalt ihrer Lektüre unterbrach. Manchen Abschnitten hätte er, nach seinem eigenen Geständniß, größere Ausdehnung und Tiefe zu geben gewünscht; seine Freunde Helvetius und Saurin, denen er das Manuskript vorlegte, sprachen ihm ihre Besorgniß aus, daß die Veröffentlichung desselben in seiner unvollendeten Gestalt dem wohlverdienenen Ruhm des Autors nur schaden könne; aber als nun endlich im Jahre 1748 das im Auslande, zu Genf, gedruckte Werk seinen Einzug in Frankreich hielt, da war der Erfolg ein jede mögliche Erwartung übertreffender. In anderthalb Jahren wurden 21 neue Auflagen nothwendig; während bisher das Studium des öffentlichen Rechts in Frankreich fast ganz vernachlässigt worden, fand man den Geist der Geseze nicht allein in der Bibliothek der Gelehrten, sondern auch auf dem Toiletentisch der Stutzer und der Damen; selbst Frau von Pompadour schrieb dem Verfasser, daß ihm der Titel eines Gesezgebers Europas gebühre und bald einstimmig werde beigelegt werden. Und in der That waren das Interesse und die Bewunderung des Auslandes ebenso rege;

fast in allen europäischen Sprachen erschienen binnen Kurzem Uebersetzungen; in England zumal war der Enthusiasmus grenzenlos; sogar der von Montesquieu gezogene Wein wurde dort ein begehrter Artikel. Nur in Oesterreich, obgleich Montesquieu für diesen Staat immer eine lebhafteste Theilnahme gezeigt hatte, wurde das Werk anfangs verboten. Aus welchem Grunde, begreifen wir, wenn wir berücksichtigen, von welcher Seite allein auch in Frankreich das Produkt so ernster Bemühung und so eifrigen Strebens nach Wahrheit nicht etwa in Einzelheiten berichtigt, sondern principiell verworfen wurde. Die Theologen, und dieses Mal Jesuiten und Jansenisten im schönsten Verein, welche wohl manche Ausfälle der Persischen Briefe nicht vergessen hatten, ziehen den Geist der Geseze der Verbreitung des Atheismus und Spinozismus. Noch einmal griff der sechzigjährige Montesquieu zur Feder: mit der erhabenen Ironie eines antiken Weisen, mit der ruhigen Zuversicht eines gläubigen Gemüths streckte er diese Gegner zu Boden. Er konnte geltend machen, daß er ausdrücklich die Idee eines persönlichen Gottes und Schöpfers als das erste Gesez der menschlichen Natur bezeichnet, daß er nirgends die göttliche Offenbarung der christlichen Religion geleugnet, daß er die Moral des Christenthums für die beste Grundlage der Staaten erklärt habe: freilich hatte er sich erlaubt, über die Geseze als Jurist und Politiker, nicht als Theologe, zu urtheilen; er hatte die politischen Wirkungen der verschiedenen Religionen unabhängig von ihrer dogmatischen Wahrheit zu erörtern gewagt; er hatte die Toleranz vertheidigt und die Inquisition verurtheilt, die volkswirtschaftlichen Nachtheile, welche der Eölibat, die Klöster, die Feiertage mindestens in ihrem Uebermaß mit sich führten, beleuchtet — zu solchen Kezereien durfte er sich mit freudigem Stolze bekennen.

In der Befreiung der Rechts- und Staatslehre von dem beherrschenden und beengenden Einfluß der Theologie folgte jedoch Montesquieu nur den Spuren der ihm vorangegangenen großen Denker der Neuzeit, einem Macchiavelli und Bodin, einem Hugo Grotius und Locke; sein Kampf gegen kirchliche Mißbräuche war inmitten der gleichartigen Bestrebungen der hervorragendsten Zeitgenossen in fast allen Ländern des westlichen Europas nur durch seine Mäßigung ausgezeichnet. Das eigenthümliche Verdienst, die bleibende Bedeutung des Geistes der Geseze liegen in anderer Richtung: die Eröffnung der Einsicht in den nationalen Charakter des Rechts, die Begründung einer Theorie und Darlegung der Vortrefflichkeit der constitutionellen Monarchie, das sind die beiden großen Thaten des an einzelnen glänzenden und fruchtbaren Gedanken fast überreichen Werkes.

Wie Montesquieu begriffen hatte, daß das wechselnde geschichtliche Leben der Staaten nicht durch den Zufall, sondern durch den ihnen inne-

wohnenden Geist bestimmt werde, so gewann er die Ueberzeugung, daß auch die Geseze ihre anscheinend unübersehbare Mannichfaltigkeit nicht von der Phantasie der Gesezgeber empfangen hätten, sondern daß ihren Verschiedenheiten als leitendes Princip die individuelle Natur des Volkes zu Grunde liege, welchem der Gesezgeber angehörte und dessen Verhältnisse er ordnete. So schieb sich die scheinbar chaotische Masse der Gesezesbestimmungen in feste, durch die schöpferische Kraft des nationalen Geistes gestaltete Gruppen. Jenen Geist aber in seinem Wesen und Wirken faßte Montesquieu nicht als etwas Geheimnißvolles, Unergründliches auf, sondern er suchte die Einflüsse, welche denselben bilden, die Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, zu erforschen. In diesem Zusammenhang erörtert er namentlich die Abhängigkeit der Geseze von dem Klima und der Bodenbeschaffenheit des Landes, von der Zahl, Lebensweise und Wohlhabenheit, von der Religion, den Sitten und Gebräuchen der Bewohner. Wenn er in diesen Untersuchungen zuweilen den physischen Einflüssen, besonders der Wärme und Kälte, eine übertriebene Bedeutung zuschreibt, so verkennt er doch andererseits nicht, daß die fortschreitende Bildung frei macht von der Natur, und von dem Gesezgeber verlangt er die Bekämpfung der schädlichen Wirkungen physischer Ursachen. Ueberhaupt ist ihm die Gesezgebung kein willenloses Ausprechen der Erzeugnisse des Volksgeistes, sondern, wie große Schonung auch vorzüglich die Sitten und Gewohnheiten erheischen, hat der Gesezgeber doch eine eigene, reformatorische Aufgabe; denn der Volksgeist selbst und seine früheren gesezlichen Niederschläge müssen gemessen werden an der menschlichen Vernunft; den gegebenen Lebensverhältnissen sind die Geseze anzupassen; vor allen Gesezen bestehen Grundsätze der Gerechtigkeit, die unmittelbar aus dem Wesen des Menschen und den Beziehungen der Menschen zu einander entspringen. So vertieft Montesquieu seine Theorie von der nationalen Entstehung des Rechts durch die Verbindung mit der vernunftrechtlichen Anschauung; es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß jene historische Schule der Jurisprudenz, als deren bedeutendste Vertreter wir Eichhorn und Savigny zu betrachten gewohnt sind, indem sie die wissenschaftliche Entdeckung des französischen Denkers auszubauen und auf die Rechtsgeschichte anzuwenden unternahm, auch diese Seite seiner Erkenntniß sich völlig angeeignet hätte; denn nur so kann dem Allgemeinen neben dem Besonderen, dem Fortschritt neben der Erhaltung sein Recht werden.

Montesquieu's Ansicht über die verschiedenen Staatsformen und Regierungsweisen steht durchaus in Uebereinstimmung mit seiner principiellen Auffassung des Rechts. Diejenige Verfassung ist ihm die naturgemäße, welche der besondern Beschaffenheit des Volkes, für das sie bestimmt

ist, am besten entspricht. Aber er verzichtet deshalb nicht auf eine Kritik der einzelnen Formen. Unbedingt verwirft er den Despotismus, das heißt die Herrschaft eines Einzigen, der ohne Gesetz und ohne Regel Alles nach seinem Willen oder nach seiner Laune lenkt. Hingegen sind Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemäßigte und vernünftige Staatsformen, weil eine Herrschaft nach Gesetzen. Damit aber die Gesetze vom Herrscher beobachtet werden, bedarf derselbe einer Schranke; diese kann in der Republik nur eine tugendhafte Selbstbeschränkung sein, welche in der Aristokratie als Mäßigung gegenüber dem gehorchenden Volke, in der Demokratie als Liebe zur Gleichheit erscheint; in der Monarchie bildet das Gefühl der Ehre, wenn es den Fürsten und das Volk gleichmäßig befeelt, das erhaltende und bewegende Prinzip, welches vor dem Versinken in Despotismus schützt. Aber Montesquieu ist sich jetzt, bei tieferm Einbringen in die menschliche Natur und die Geschichte, darüber klar geworden, daß diese moralischen Schutzwehren nicht genügen, Mißbrauch der Macht zu verhüten; vor Allem verlangt er daher, in specielem Hinblick auf sein Vaterland Frankreich, die Erhaltung der Rechte der zwar untergeordneten, aber immerhin mit einer gewissen Selbständigkeit begabten Körperschaften — des Adels, der Geistlichkeit, der Städte und besonders der Parlamente als der Hüter der Gesetze. Jedoch wenn die Freiheit, welche nicht in Willkür, sondern in dem Leben nach Gesetzen besteht, mit voller Wirksamkeit geschützt sein soll, ist es nothwendig, daß die Macht die Macht beschränke: diese Aufgabe ist vollkommen gelöst von den Gesetzen Englands, welche daher das Bild der Freiheit vor Augen stellen, als das Ideal einer freien Verfassung betrachtet werden müssen. In dem berühmten sechsten Capitel des ersten Buchs legt Montesquieu in großen, kühnentworfenen Zügen die Einrichtungen dar, auf deren Zusammenwirken jenes Resultat beruht. Drei Gewalten, lehrt er im Anschluß an Locke, sind in jedem Staate enthalten: die gesetzgebende, die regierende (welche er minder treffend Exekutive nennt) und die richterliche; die Freiheit des Bürgers, schließt er weiter, ist nur dann gesichert, wenn diese verschiedenen Thätigkeiten nicht in einer Person oder Körperschaft vereinigt sind, sondern verschiedenen Organen zustehen. Die Funktion des Rechtsprechens, so gefährlich auch ihre Verschmelzung mit der Gesetzgebung oder Regierung, ist aber nur eine Anwendung des Gesetzes auf den einzelnen Fall; deshalb bedarf sie gar keiner ständigen Träger, sondern wird am besten geübt von periodisch nach Maßgabe des Gesetzes bestimmten Männern aus dem Volke. Dagegen die Regierung, weil sie in der Regel einen augenblicklichen Entschluß und eine rasche Ausführung erfordert, wird zweckmäßiger Weise in die Hände eines Einzigen gelegt. Die Gesetzgebung ist an und für sich Sache

des gesammten Volkes; denn mindestens Jeder, der überhaupt eines freien Willens fähig ist, sollte nur von sich selber die Regel des Lebens empfangen; aber weil eine Versammlung Aller in jedem größeren Staate unmöglich erscheint, und weil auch das Volk in seiner Gesammtheit gar nicht die Fähigkeit hat, die staatlichen Angelegenheiten gehörig zu erwägen und zu diskutieren, so kann das Volk nur durch Vertreter die Gesetzgebung ausüben; diese mit richtigem Blick den Zeitverhältnissen gemäß zu wählen, ist es vollkommen im Stande. In jedem Volke aber finden sich durch Geburt, Ehrenstellen oder Reichthümer ausgezeichnete Männer; diese würden in ihrer geringen Zahl bei dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ihre Interessen nicht mit Erfolg wahrnehmen können; deshalb müssen sie eine besondere Körperschaft neben der gewählten Volksvertretung bilden. Gegenüber den gemeinschaftlichen Beschlüssen dieser beiden Theile muß jedoch immer dem Inhaber der Regierungsgewalt ein Veto zustehen, weil sonst seine Befugnisse beliebig geschmälert oder entzogen werden könnten. Andererseits dürfen dem Regenten, damit er sich nicht ganz unabhängig von der gesetzgebenden Gewalt stellen könne, die Abgaben nicht ein für alle Mal, sondern nur jährlich bewilligt werden; und ebenso muß Existenz und Größe des stehenden Heeres von der jährlichen Entscheidung der Gesetzgebung abhängen, falls nicht einjährige Dienstzeit und Militärpflicht der wohlhabenden Klassen den Bürgern genügende Garantien bieten. Wenn, trotz dieser Beschränkungen, die Exekutive die Gesetze verlegt, so kann freilich der Regent, als ein unentbehrliches Glied der gesammten Ordnung, nicht zur Verantwortung gezogen werden, wohl aber seine Rathgeber, ohne deren Mitwirkung er keine Regierungshandlung vornehmen darf; und da in einem solchen Falle die gewöhnlichen Gerichte keine ausreichende Autorität besitzen würden, so muß die Gesetzgebung zu diesem Zwecke sich theilen, das Volkshaus anklagen, das Adelshaus richten. — Die Grundlage der Verfassung ist also: die beiden Theile des gesetzgebenden Körpers beschränken sich wechselseitig; beide sind gebunden durch die Regierung und diese wiederum durch die Gesetzgebung; aus dieser Wechselwirkung ergibt sich aber, wie Montesquieu scharfsichtig hinzusetzt, kein Stillstand, sondern in Folge der unwiderstehlich treibenden Kraft der politischen Nothwendigkeit ein einiges Zusammengehen.

Diese Sätze enthielten das erste System der constitutionellen Monarchie; denn die Engländer selbst hatten bisher ihre parlamentarischen Einrichtungen geübt, gelegentlich auch, insbesondere während der Kämpfe gegen die absolutistischen Uebergriffe der Stuarts, einzelne Streitpunkte erörtert, aber niemals eine zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung und rationelle Begründung ihrer Verfassung versucht. Mit dankbarer Be-

wunderung nahmen sie die Leistung des Fremden an, der die verschlungenen Fäden des merkwürdigen Gewebes zuerst entwickelt hatte: die von Montesquieu aufgestellte Theorie, obgleich nicht in jeder Beziehung der wirklichen Gestaltung entsprechend, wurde fortan in England maßgebend für die Behandlung des eigenen Staatsrechts und hat ihr Ansehen dort behauptet bis zum heutigen Tage. Aber eine noch ganz andere, höhere Tragweite hatte die Schilderung dieser Musterverfassung für die Völker des Festlandes: ihnen war nunmehr ein bestimmtes, in der Erfahrung schon erprobtes Ziel ihres Sehns und Ringens gegeben; gegenüber dem Absolutismus, der während der letzten zwei Jahrhunderte fast sämtliche volksthümliche Institutionen vertilgt hatte, stand nunmehr nicht allein eine jede Autorität zerfetzende Kritik und die Erinnerung an die sich selbst regierenden städtischen Gemeinden des Alterthums, sondern das lebendige Beispiel der freiheitlichen Ordnung des großen Inselreichs. Und um so leichter nachahmbar mußte dieses Beispiel erscheinen, da Montesquieu die Verfassung Englands nicht als ein ganz eigenthümliches Erzeugniß dieses Landes und Volkes hingestellt hatte; in allen von den Germanen zu Beginn des Mittelalters gegründeten Reichen fand er vielmehr den Anfsatz zu derselben Entwicklung, den ersten Keim schon in den Ursitten der germanischen Stämme; „in den Wäldern Germaniens,“ ruft er aus, „ist dieses schöne System entstanden,“ und wenn auch Voltaire spottete, warum Montesquieu nicht lieber den Regensburger Reichstag als das englische Parlament aus den deutschen Wäldern ableite? ob auch der Billigkeitsgerichtshof und der Admiralitätsgerichtshof aus dem Schwarzwalde stammten? so hatte doch Montesquieu mit jenem Adlerblicke, welchen Burke an ihm rühmte, den großartigen historischen Zusammenhang richtig erkannt. Diesen Beweis hat die tiefere Erforschung der Rechtsgeschichte geliefert; aber keine geringe Bestätigung desselben enthält auch das bisherige Schicksal der modernen constitutionellen Monarchie, welche durchgängig am besten gedeihen ist in der Pflege germanischer Völker. In Frankreich, wo germanisches und romanisches Wesen stark mit einander gemischt sind, hat diese Staatsform noch keinen festen Boden gewinnen können: die stete Wandelbarkeit, die Sucht nach kriegerischem Ruhm und Erfolg, der alle Selbständigkeit vernichtende Geist der Centralisation, jene Uebel, welche Montesquieu schon so schwer beklagte, haben das wiederholt mit ernstem Bestreben und namentlich von der ersten constituirenden Versammlung im engsten Anschluß an Montesquieu's Gedanken begonnene Werk immer wieder in Frage gestellt, und die militärische Monarchie, welche Montesquieu als eine Unterart des Despotismus auffaßte und verabscheute, zweimal zur langdauernden Geltung gebracht. Aber wenn auch Montesquieu's

Geistesfaat in seinem Vaterlande nicht aufgehen sollte, wahr bleiben dennoch die Worte Voltaire's, der trotz seiner Neigung zum Spott und seiner oft kleinlichen Eifersucht echter Größe seine Huldigung nicht versagen konnte: „Die Menschheit hatte ihre Rechtsurkunden verloren; Montesquieu hat dieselben wieder an das Licht gezogen und ihr zurückgegeben.“ In diesem Ausspruch hat Montesquieu's historischer Sinn und sein humanes Streben gleichmäßig gerechte Anerkennung gefunden.

S. Brie.

Die Sanitätspflege der Armee im Feldzuge von 1866.

Wer auf einem der großen Schlachtfelder der Neuzeit gewesen ist, und Augenzeuge des Elends geworden, dessen Größe kein Wort und kein Bild zu schildern vermag, den beschleicht, wenn er in ruhigen Tagen des Helmbuches seiner Jugend, der Iliade, gedenkt, ein Gefühl der Wehmuth — doch nicht ohne Anflug von Humor. Fürwahr, wie ganz anders, anders war es da, als noch die homerischen Helden, „während die lanzenkundigen Männer sich rings in Ordnungen setzten,“ beim Zweikampf „erst im Wechselgespräche redeten mit einander,“ um dann zu ringen „mit Lanz' und mit Schwert und gewaltigen Steinen des Feldes.“ Den blutigen Schlachten der Neuzeit und der mörderischen Kraft unserer Feuerwaffen gegenüber klingt es wie eine Idylle, eine unschuldige Idylle, liest man vom zackigen Marmor, der Pfeile Geschwirr und dem Sausen der Lanzen. Und dennoch — trotz aller Unschuld der Zerstörungsmittel des Alterthums gedenkt Homer des alten heilkundigen Machaon, des Asklepios Sohn, des unvergleichbaren Arztes, mit den Worten:

„Denn ein heilender Mann ist werth vor vielen zu achten,
Der das Geschloß ausschneidet und auslegt lindernden Balsam.“

Galt dies in jenen Tagen kleiner Heere und des fast ausschließlichen Nahkampfes, um wie viel mehr gilt dies für die Riesenschlachten der Neuzeit und die Fernwirkung unserer Feuerwaffen. Nicht als ob die Heilmittel der Menschen je gleichen Schritt halten könnten mit der Wirkung solcher Unheilsmittel, wohl aber sollte parallel dem Umfang und der Großartigkeit aller anderen Heeresinstitutionen auch das Sanitätswesen der Heere entwickelt werden. „Es kommt da nicht blos auf Rezepte an, sondern auf alle übrigen Anstalten, die man bei einer Armee macht,“ ist ein

gutes Wort Friedrich des Großen; „nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegte.“

Es bleibt die Aufgabe der Kriegskunst, trotz der Feuerwaffen, den Sieg durch möglichst geringe Opfer zu erkaufen. Wohl bleibt das Herz des Muthigsten nicht ruhig, wenn die tausenden Granaten in unsere Stellungen hineintreffen und auf den Boden aufschlagend in unzählige Sprengstücke plagen, die nun Verderben in unsere Reihen sprühen. Nicht minder entsetzlich wirkt das ununterbrochene Schnellfeuer unserer Zündnadelgewehre, wie niedermähend auf die feindlichen Kolonnen, — reihenweise stürzen sie nieder, und auf die muthig anstürmenden Reitergeschwader — sie sinken vom Pferde, ehe sie uns erreichen. Aber es ist ja die Aufgabe der Taktik, die eigenen Truppen möglichst verdeckt aufzustellen, sie durch eigene Artillerie vor der des Feindes zu schützen, dann den wohl vorbereiteten Angriff in möglichst raschem Anlauf zu vollbringen, bei einer Manoeuvrirfähigkeit der Truppe, welche das zerstreute Gefecht, wie den Zusammenschluß zu Kolonnen und Carrés gleich leicht gestattet; und das glänzende Ziel der Strategie bleibt es, die Truppenbewegungen im Großen so zu leiten, daß der Sieg, durch richtige Konzentration der Kräfte an entscheidender Stelle errungen, in seinen materiellen wie moralischen Wirkungen auch zu einer völligen Niederlage des Feindes ausschlage. So fallen denn in der That auch die Kriege unserer Zeit nicht so blutig aus, als nach der raffinierten Vorzüglichkeit der Mordinstrumente zu erwarten wäre. Vom Krimkrieg ist berechnet, daß auf 90 Millionen Geschosse aller Art, die beiderseits verwendet worden, nur 175,000 Mann getödtet oder verwundet worden sind, also hat erst die 500ste Kugel ihren Mann getroffen, und wenn eine gleiche Berechnung vom Feldzuge 1866 noch nicht möglich ist, so wissen wir doch, daß die in's Feld gestellte preussische Armee von 363,109 Mann nur circa 25,000 Tödtete und Verwundete gehabt hat, daß also der funfzehnte Mann erst von einer Kugel getroffen worden ist.

Die Strategie aber, welche Blut spart, kann ihre Erfolge nur durch rasches Dirigiren und Herumwerfen der Truppen erzielen, durch unaufhörliche Märsche trotz aller Terrainhindernisse, unter allen Witterungseinflüssen, allen Entbehrungen und Strapazen. So muß der Schwelß der Soldaten erringen, was an ihrem Blute gespart wird. Die Menschen sind aber keine Schachfiguren und so zeigt die Erfahrung aller neueren Kriege, daß viel mehr Soldaten den Krankheiten als der Kugel zum Opfer fallen. Kein Wunder, die Krankheitsursachen sind

fortdauernd im Steigen, die Widerstandskraft der Natur ununterbrochen im Sinken. Schon in den großen napoleonischen Kriegen erlagen nur 20 % den Geschossen, 80 Krankheiten aller Art. Von den 19,000 Engländern, die der Krimkrieg kostete, kommen nur 13 % auf Wunden, die Piemontesen hatten bei einem Effektivstand von 21,000 Mann daselbst 28 Todesfälle an Wunden, aber 2160 an Krankheiten. Dabei ist die Sterblichkeit gar kein ausreichender Maßstab für die Zahl der Krankheiten und der durch sie bedingten Gefechtsunfähigkeit; ja in einem längeren Feldzuge werden die Soldaten zum Theil mehrmals krank, so zählte die französische Armee in der Krim bei, mit allen Nachschüben, 309,000 Mann — der Effektivstand hob sich nie über 100,000 Mann — 82,000 Tode, 100,000 Verwundete, aber 436,000 Mann Aufnahme in Spitälern und Ambulanzen, die Engländer bei 93,000 Mann 144,000 Kranke. Nie vielleicht ist eine Armee so gut verpflegt worden, wie im amerikanischen Kriege die Nordarmee, Dank der Sanitätskommission. In den vier Jahren hat der Süden 1,100,000 Mann in's Feuer geschickt, der Norden 2,700,000 Mann, die Verluste des Südens sind ganz unbekannt geblieben, mit 26,000 Mann kapitulirte Lee bei Richmond, mit 27,000 Johnston bei Durham's Station, das war so ziemlich der ganze Rest; der Norden verlor 280,739 Tode, darunter 90,886 auf dem Schlachtfelde oder an Wunden, dazu 5221 Offiziere, — 182,329 an Krankheiten, dazu 2321 Offiziere. Nach dem Stet kommt auf je 25 Mann dort 1 Offizier, an Wunden aber starb schon auf je 18 Mann, an Krankheiten erst auf je 90 Mann 1 Offizier. Von Weißen starben an Krankheiten 1 : 17, unter den 200,000 Negern aber, die dem Sternenbanner der Republik gefolgt sind, stellt sich dasselbe Verhältniß leider schon auf 1 : 7.

Auch im Kriege von 1866 ist die Aufgabe der Aerzte nicht nach der Zahl der Verwundeten zu berechnen, obschon auch diese bei der Kürze des Krieges eine sehr große war. Hat doch dieser siebentägige Krieg die größte Schlacht hervorgebracht, welche seit Leipzig überhaupt gekämpft worden ist. Eine halbe Million war im Kampfe bei Königgrätz, bei Leipzig 300,000 Verbündete, 175,000 Franzosen; bei Solferino waren überhaupt nur 330,000 Mann im Ganzen theilhaftig (120,000 Franzosen, 60,000 Italiener, 150,000 Oesterreicher). Leipzig war ungleich mörderischer als Königgrätz wegen der dreitägigen Dauer der Schlacht und der vortrefflichen Gegenwehr; die Verbündeten zählten an Toten und Verwundeten zusammen 1761 Offiziere und 45,755 Mann (darunter allein 15,000 Preußen), die Franzosen mindestens eben so viel. Unser Gesamtverlust bei Königgrätz wird nur auf 9—10,000 Mann angegeben. Die Oesterreicher geben den übrigen an auf 38,000 Mann (darunter 4200 Tode,

12,000 Verwundete, 21,000 Vermißte), während sie nach Solferino nur 13,000 Tote und Verwundete und 9000 Vermißte hatten. Unter diesen 21,000 österreichischen Vermißten waren aber Tausende von Verwundeten, die unserer ärztlichen Hilfe anheimfielen. Doch den Feldzug im Ganzen beurtheilt, war ja Königgrätz nur die Krönung eines fast sieben-tägigen Kampfes und für die ärztlichen Aufgaben eine fast ununterbrochene Kette, weil die Verwundeten der früheren Tage noch unsere Sorge in Anspruch nahmen, als die neuen Schlachttage heranbrachen. Wohl 15,000 Verwundete kamen vom Schlachtfelde von Königgrätz in unsere Obhut und incl. der Kämpfe der früheren Tage füllten wohl 22 bis 25,000 Verwundete in der Mitte des Juli unsere böhmischen Hospitäler. Von Montebello bis Solferino hatten die Sieger 40,000 Verwundete, aber doch immerhin in dem Zeitraum eines ganzen Monats (20. Mai bis 24. Juni) und in der Nähe der großen italienischen Städte. Aber auch nach Solferino mußten die Verwundeten drei Tage hindurch aufgelesen werden, wie es nach Königgrätz nicht besser war. Kleinere Kämpfe geben bessere Resultate. Nach der Einnahme der Düppler Schanzen lag von den 638 dänischen und 940 preußischen Verwundeten Abends 7 Uhr kein Mann mehr auf dem Kampfplatze. Wenn nach der Schlacht an der Alma, ob schon die Verwundeten nur in der Distanz einer halben Meile lagen, es bis zum anderen Tage gedauert hat, ehe die Engländer und Russen eine nicht größere Zahl von Verwundeten aufgelesen hatten, so kam dies daher, daß man in Barna wohl anfangs die Ambulancen eingeschifft, aber auch wieder ausgeschifft hatte, um Augmentationstruppen zu befördern, so waren denn sechs Landkarren Alles, was man aufstreifen konnte. Wenn die Oesterreicher sich rühmen können, nach der letzten Schlacht von Custozza in kurzer Zeit alle 6000 Verwundete (darunter 2000 Kriegsgefangene) verbunden zu haben, so liegt eben Custozza vor den Mauern Veronas und man hatte über die Hülfsmittel einer großen Stadt und Festung zu gebieten. Nach diesen Richtungen lagen die Verhältnisse für uns so ungünstig wie möglich; Städtchen wie Horic, Königshof, Gitschin, Nechanitz und die Dörfer, in denen die Verbandplätze waren, gehören nach jeder Richtung, was Vorräthe und Hülfsmittel anlangt, sicher zu den armseligsten Plätzen, die in civilisirten Staaten überhaupt vorhanden sein können. Dazu kam, daß das nach großen Schlachten mit Recht so hoch geschätzte Krankenzerstreuungssystem bei uns mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Der Vortheil, den die Oesterreicher durch ihr Eisenbahnnetz überhaupt hatten, kam in vollem Umfange auch ihren Verwundeten zu Statte; war es doch bei Stalitz möglich, den Verwundeten von Josephstadt aus einen Eisenbahnzug entgegen zu schicken, der auf einmal 400 derselben

nach Königgrätz und Pardubitz mitnahm. In Wien allein wurden während dieses Feldzuges 39,783, in allen an der Eisenbahn gelegenen Städten des Erzherzogthums, Salzburgs und Steiermarks zusammen 85,027 Kranke und Verwundete verpflegt (der letzteren waren 18,226), auf wie hoch mögen sich die Gesammtzahlen dieser Eisenbahntransporte also belaufen. In unseren Händen war späterhin die Eisenbahnlinie Zittau-Turnau, von da einerseits nach Königinhof, andererseits nach Kralup und Prag im Gange, sie war die einzige und auch diese bis zum Waffenstillstand und selbst darüber hinaus nicht ungefährdet; sonst standen nur noch die Gebirgspässe nach Schlesien und Sachsen für die Evakuirung offen, Verhältnisse, die die Aufgaben der Krankentransport-Kommissionen sehr erschwerten. Wenn unter solchen Umständen unsere Lazareth von Hospitalbrand, Pyämie, Typhus und den anderen Geißeln der Chirurgen verschont blieben, so müssen die Sanitätsrücksichten im Ganzen seitens der Aerzte mit Verstand und Energie gehandhabt worden sein.

Doch es heißt die Opfer jedes Krieges falsch berechnen, rechnet man die Todten und Verwundeten allein. Die Cholera hat im Jahre 1866 in ganz Europa in einem Grade gewüthet, wie seit ihrem ersten Auftreten nicht mehr, kein Wunder, daß sie, als sie beim Heere in den ersten Tagen nach Königgrätz auftrat, sich rasch verbreitete und große Opfer kostete; denn wo hätte sie günstigere Nahrung finden können, als bei Truppen, deren Widerstandsfähigkeit durch Entbehrungen und Strapazen in so hohem Grade gebrochen war, und die überdies bei ihrem rastlosen Vordringen nicht die sorgfältige Diät innehalten konnten, welche, wünschenswerth an sich, unter diesen Verhältnissen menschlich fast unmöglich war. Daß der Soldat, nachdem er Hunger und Durst ertragen, nicht vorsichtig genug aß, wenn er etwas zu essen bekam, ist um so weniger zu verwundern, da ihm Niemand sagen konnte, ob er auch Morgen etwas zu essen haben würde. So hat uns denn die Choleraepidemie mehr Opfer gekostet, als des Feindes Kugeln (800 gegen 400 beim ersten Armeekorps) und zu den 5484 der auf dem Schlachtfelde und an ihren Wunden Gestorbenen — v. Verdy gab nach den Berliner Zeitungen 8000 an — ist gewiß eine gleich große Zahl Cholera Todesfälle hinzuzufügen. Die Aufgabe der Aerzte war dabei eine größere, als die offiziellen Zahlen vermuthen lassen; am 1. August sollen in den preußischen Lazarethen 35,000 Mann (darunter 20,000 Verwundete) verpflegt worden sein, richtig gewiß, soweit die offiziellen Lazareth gerechnet werden. Aber bei der Bedrängniß der Choleraepidemie und der räumlichen Entfernung der Lazareth, sahen sich fast sämmtliche Truppenärzte auf kleinen Garnisonsorten genöthigt, kleine Choleralazareth zu gründen, sowohl um den Kranken

bessere Pflege, als im Quartier möglich, zu schaffen, als auch um dem Umsichgreifen der Krankheit unter den Soldaten, wie unter der Civilbevölkerung einigermaßen Schranken zu setzen. Diese Lazareth wurden von uns, so gut als es ging, mit den Schätzen des Medicinarkrens und der nächsten Stadtapothekc ausgestattet, die Kommunalbehörden waren bereit, zu dem gedachten Zwecke mitzuwirken, und wo es barmherzige Schwestern gab, öffneten sie willig ihre Krankenhäuser und nahmen aufopfernd und voll Eifer an der Pflege unserer Soldaten Theil. So entstand eine ganze Anzahl kleiner Spitäler, in welchen taugliche Lazarethgehülfen zu Revieraufsehern, Krankenträger als Krankenwärter angestellt wurden, sie wirkten geräuschlos, doch nicht minder segensreich. Die Choleraepidemie brachte uns eine sehr schwere Zeit und das tiefste Bedauern ward in uns rege, als wir die Männer, die den feindlichen Kugeln so glücklich entgangen, schon der Heimkehr nahe, schaarenweise der tödtlichen Krankheit als Opfer fallen sahen. So bleibt es denn auch von diesem Gesichtspunkte aus als ein wahres Glück zu betrachten, daß der Krieg dies rasche Ende genommen, die lange Reihe preußischer Grabhügel auf österreichischem Boden hätte sich sonst in unmeßbarer Weise noch vermehrt. Ein kurzer Entscheidungskampf, und sei er der blutigste, bleibt der humanste Krieg. Doch welche Gesamtsumme Schwert und Cholera im Bunde uns im Jahre 1866 gekostet, wie klein ist sie zu den Opfern des siebenjährigen Krieges; auf 373,000 Mann wird der Gesamtverlust der preußischen Armee berechnet; Friedrich selbst verzeichnet als vor dem Feinde und an ihren Wunden gestorben allein 34 Generale, 161 Stabsoffiziere, 1500 Offiziere, 180,000 Mann.

Wie groß auch die Sanitätsaufgaben im Kriege von 1866 gewesen sein mögen, an ihre Lösung ist unser Volk die größten Ansprüche zu machen berechtigt. Wo wie bei uns die allgemeine Wehrpflicht die gesammte Jugend und die Blüthe des Mannesalters zur Verfügung des Staates stellt, da waltet für dies kostbarste Gut eines Volkes eine ganz besondere Verantwortung ob, und wo, wie bei uns, durch dieselbe große Institution auch die ganze Jugendkraft der Aerzte im entscheidenden Augenblick zur Disposition des Staates steht, da wird die Verantwortlichkeit noch erhöht, da hierdurch die Mittel zur Erfüllung der größten Aufgaben im seltensten Grade gegeben sind. Dazu die Theilnahme eines intelligenten Volkes, welches in allen Schichten seine Söhne und Väter bei dieser Armee weiß, das sind Bedingungen, die für die Sanitätspflege der Armee nicht günstiger gegeben werden können.

Man kann in der That vom ärztlichen Personal der preußischen Armee nicht sprechen, ohne in erster Reihe der allgemeinen Wehrpflicht ein-

gebenk zu sein. Seit der Schlacht bei Königgrätz wird die allgemeine Wehrpflicht in allen Ländern und von allen Dächern gepredigt und nicht minder eifrig als die Gewehrfabriken an neuen Waffen arbeiten, wird die Gesetzgebungsmaschinerie in Bewegung gesetzt, um die allgemeine Wehrpflicht überall einzuführen. In dieser Weise werden nur zwei Glieder aus der Kette ineinandergreifender Ursachen gerissen, welche diesen großen Sieg errungen haben. Die allgemeine Wehrpflicht ruht bei uns auf der Basis der allgemeinen Schulpflicht, die Kultur, welche der Schulmeister der Masse beibringt, ist der Boden, auf dem die Intelligenz, welche die allgemeine Wehrpflicht den Reichen zuführt, auch wirklich gedeihen kann. Die Beweglichkeit, die Anstelligkeit, der gesunde Verstand der Masse sind viel mehr Produkte der allgemeinen Schulpflicht; jedoch die allgemeine Schulpflicht kommt erst nach einer ganzen Generation einer Armee zu statten, — so lange will man nicht warten, drum wird der allgemeinen Wehrpflicht der Sieg zugeschrieben, sie ist mit einem Federstrich einzuführen und — sie wird eingeführt. Die Enttäuschung wird nicht ausbleiben.

Aber so gewiß die allgemeine Wehrpflicht nach einer Richtung überschätzt wird, so gewiß wird sie andererseits noch bei uns selbst zu gering geschätzt für alle jene kostbaren Spezialdienste, welche sie zur Verfügung der Armee gegenwärtig schon stellt, in noch höherem Grade stellen kann. Während der Staat große Geldmittel aufwendet, um eine geringe Zahl von Militärärzten auszubilden — einst beliefen sich die Kosten für 18 Zöglinge des Instituts und 9 der Akademie auf 36,515 Thaler jährlich — stellt die allgemeine Wehrpflicht alle Aerzte des preussischen Staates bis zum 39. Lebensjahre für Kriegszeiten dem Heere zur Disposition. Die im Ganzen gleiche Ausbildung auf Universitäten und Kliniken, in Operationen und Verbinden, welche jene Militärärzte auf Staatskosten genießen, haben sie auf eigene Kosten sich erworben, und mit ihrer Existenz angewiesen auf eigene Selbstthätigkeit und Kraft verlassen sie, wenn der Ruf an sie ergeht, Haus und Hof und Stadt, um dem Heere mit ihren Kenntnissen zu dienen und den Gefahren entgegenzugehen, welche der eigene Beruf zu denen des Soldaten noch hinzugesellt. Gegen 800—1000 Aerzte waren es wohl, welche in diesem Sommer dem Rufe des Landes Folge leisteten, d. h. der fünfte bis vierte Theil der sämmtlichen Civilärzte (4100) unfres Staates; unter ihnen waren Aerzte, die im Jahre 1851 das Staatsexamen gemacht haben, also Männer, die seit 15 Jahren sich in der Praxis befinden. Schwerlich, daß ein Anderer die Größe dieses Opfers nachfühlt, die Existenz der Aerzte ruht auf Persönlichkeit und dem Vertrauen, das sie einflößt, darum heißt seinen Wirkungskreis verlassen, nur zu oft, ihn aufgeben; nur der Kürze dieses Krieges ist es zu danken, daß

wohl nicht Viele in dem Neste, das sie verlassen, schon wieder Andere warm sitzend fanden. Weber Beamte, noch Gutsbesitzer, höchstens einzelne Kaufleute werden durch die Einberufung so hart betroffen, als die Aerzte, aber in all diesen Kreisen wird die Abkürzung der Landwehrpflicht bis zum 32. Lebensjahre dankbar aufgenommen werden; nur so lang sie auf dem Papiere stand, erschien eine weitere Ausdehnung erträglich, bei diesen unsicheren Zeiten aber würde die permanente Bedrohung der bürgerlichen und Familienezistenz zur Wirklichkeit für Tausende werden.

Die weitere Ausdehnung dieser Pflicht ist auch umsoweniger nöthig, je mehr mit ihrer Allgemeinheit durchgreifender Ernst gemacht wird; nicht bloß in der Ausbildung aller Waffenfähigen in den Waffen, sondern in der Heranziehung der gesammten Jugend zu dem Dienste im Heere, zu dem sich Jeder eignet, darin liegt die Größe und die Gerechtigkeit der allgemeinen Wehrpflicht; ob etwas kleiner oder größer, etwas schwächer oder stärker, das war ein Unterschied für's ganze Leben, der eine frei wie der Vogel in der Luft, der andere belastet in den besten zwanzig Jahren seines Daseins. — Als ob eine Armee nur aus lauter Soldaten bestände, als ob sie nicht Handwerker aller Art, Verwaltungs- und Bureau-Beamte an allen Enden, Aerzte, Apotheker, Krankenwärter, Instrumentenmacher, kurz der verschiedenartigsten Zweige menschlicher Thätigkeit in Hülle und Fülle bedürfte; sprechen wir in unseren Gesetzen nicht mehr von Wehrpflicht, um Mißverständnissen vorzubeugen, sondern von Heerespflicht, welche von Jedermann nach seiner Leistungsfähigkeit erfüllt werden soll. Was die Aerzte anlangt, so war es beispielsweise jedem Stubirenden der Medicin möglich, sich als Freiwilliger mit der Waffe zu melden, hierzu untauglich, wurde er zur Ersatzreserve geschrieben und meist erst bei seinem Jahrgang, also ziemlich spät einberufen. Doch sehr viel zahlreicher ist die Kategorie derjenigen Aerzte, welche wegen Schwäche oder anderer Leiden für Invalide erklärt wurden, während sie ihre Praxis ganz gut versehen können, also wenn nicht zum Felddienste, so doch zum Spitalsdienste vollkommen tauglich sind; gegenwärtig wurde auch der Spitalsdienst größtentheils durch felddienstfähige Aerzte besorgt, eine Einrichtung, die die Zahl der Feldärzte unnütz schmälert. Eine dritte Kategorie wurde als unentbehrlich im Staats- und Kommunaldienste reklamirt, auch dafür wären strengere Bestimmungen nicht überflüssig. So kam es, daß in einer Stadt, in der, vom Jahrgange 1851 ab gerechnet, 39 Aerzte existiren, 16 Aerzte darunter Familienväter und Aerzte von 15jähriger Praxis eingezogen, 23 aus diesen verschiedenen Gründen, unter ihnen theilweis ganz junge Aerzte, zu Hause gelassen werden konnten; der Fehler liegt in den Institutionen, keineswegs in den Männern, die sie handhaben.

Der Bedarf an Aerzten in Kriegszeiten würde mehr wie ausreichend gedeckt werden: 1) durch Einberufung der Feldärzte bis zum 32sten Lebensjahr; 2) durch die Spitalsärzte derselben Kategorie; natürlich mit verschiedenem Gehalt, wie sich's gebührt, nach der Größe der Anstrengung und Gefahr; 3) durch den freiwilligen Eintritt der nicht mehr dienstpflichtigen Aerzte gegen einen Diätensatz, dessen Höhe von der Verwendung für's Feld, für fremde oder für die heimische Garnison abhängt, — Alle natürlich bei entsprechender Rangstellung und Kompetenzen. Die Länder ohne allgemeine Wehrpflicht kennen allein diese dritte Kategorie zur Komplettirung des ärztlichen Dienstes der Armee, wir würden nur subsidiär von ihr Gebrauch zu machen nöthig haben. Gerechtigkeit gegen den ärztlichen Stand, also keine ungebührliche Ausdehnung seiner Pflichten, ist auch hier die größte Klugheit. Auf diese Weise würde unsere Armee, bei einem geringeren Kostenaufwande, als irgend eine andere, ein so vortreffliches und dienstfertiges ärztliches Personal erhalten, wie sie sich selbst nur wünschen kann.

In kollegialischer Eintracht mit den Civilärzten wirkten die Militärärzte (Gesammtzahl 634 nach der Anciennetätstabelle 21. Sept. 1865), von denen ein kleiner Theil seine Ausbildung einem besonderen militärärztlichen Institute verdankt, ohne daß in dessen Leistungen ein erheblicher Unterschied zu beobachten wäre. Während der Staat mit erheblichen Kosten eine Anstalt erhält, welche den Friedensbedarf in keiner Weise deckt, welche nicht dazu eingerichtet ist, die sämmtlichen Militärärzte in den Sonderheiten ihres Berufes auszubilden, ja diese Aufgabe nach einzelnen Richtungen kaum für ihre eigenen Zöglinge in höherem Grade erfüllt, — ist eine ärztliche Kriegsschule geradezu ein Bedürfnis für die Armee. Wir brauchen uns noch nicht auf den englischen Standpunkt zu stellen, daß die Militärärzte als Sanitätsoffiziere exerziren, schießen, manoeuvriren gleich den Ingenieuroffizieren lernen sollen, um vom Sanitätsgesichtspunkte aus eine Beurtheilung der Bewaffnung, des Exerzitiums und der Felddienstübungen zu erlangen, wohl aber ist es nöthig, daß alle Militärärzte in den Gegenständen unterrichtet werden, welche die Universität nicht lehrt, wie Kenntniß des Militär-Bekleidungs- und Verpflegungswesens, Hygiene des Aufenthalts der Soldaten von der Beurtheilung des offenen Terrains an als Divouak und Lagerplatz bis zu den großen Kasernen und Militärstrafanstalten, Erkennung der Simulationen, Uebungen im Rekrutiren und Invalidisiren und vieles Andere. Niemand zweifelt, daß für den Militärarzt die Kenntniß des ganzen Lazarethwesens von den unentbehrlichsten Hilfsmitteln eines großen Verbandplatzes an bis zur vollen Ausrüstung der großen Kriegslazareths ein dringendes Bedürfnis ist, und auch zur

Erwerbung dieser Kenntnisse reicht die gewöhnliche Routine nicht hin. In einem mehrwöchentlichen Kursus auf der militärärztlichen Akademie, zu welchem in regelmäßigem Turnus die jüngeren Militärärzte herangezogen werden, würden diese für die Praxis des Krieges so wichtigen Lehrgegenstände am besten kultivirt werden können. Am meisten Schwierigkeiten werden immer die Operationsübungen machen; 13,397 Amputationen allein sind im amerikanischen Kriege nur in der Unionsarmee gemacht worden, man erschrickt vor solcher Zahl, aber die Menge der Operationen bei einem langen und blutigen Kriege wächst stets in das Enorme. Im Frieden ist glücklicherweise sehr wenig operatives Material vorhanden, und von den Unglücksfällen in den Fabriken abgesehen, pflegt sich dieses in den Universitäts-Kliniken anzuhäufen. Es bleiben nur die Uebungen am Kadaver übrig und wenn es nicht möglich sein sollte, dieselben mit den Vorlesungen an der Akademie zu vereinigen, so würde es vielleicht am gerathensten sein, sie in den chirurgischen Kliniken unter Leitung der Professoren vornehmen zu lassen, die als Generalärzte im Felde der Armee so große Dienste geleistet haben, und die auch im Frieden fortbauend mit den Ärzten der Armee verbunden bleiben sollten. Den reichsten Segen im Krieg und im Frieden würde die Armee von einem ärztlichen Korps empfangen, das durchgängig für seinen Spezialberuf genügend vorbereitet und ausgebildet wäre.

Damit aber der Arzt sich heimisch fühle in der Armee, sollten die alten längst gehegten Desiderate endlich erfüllt werden. Der Arzt genießt noch immer nicht die Ehren des Kombattanten! Er läuft also wohl auch nicht die Gefahren des Kombattanten? Doch wohl; im Krimmkriege wurden 19 französische Ärzte durch feindliche Kugeln verwundet, darunter 5 bei Erstürmung des Malakofs, nicht weniger als 83 officiers de santé haben im Orientkriege ihr Leben verloren. Englischerseits starben im Krimmkriege 51 Medical officers, unter diesen blieben vor dem Feinde 1 Regimentsarzt, und 12 Assistenzärzte. Bei Solferino wurden 7 österreichische Ärzte — und zwar 4 tödtlich — und 5 französische im Feuer verwundet. Und die preussischen Ärzte? In den Freiheitskriegen wurden 10 Ärzte auf dem Schlachtfeld getödtet, 42 verwundet, den Krankheiten und Strapazen erlagen 150, d. h. die preussischen Ärzte wurden durch den Krieg geradezu dezimirt. Im Kriege von 1866 sind 8 Ärzte verwundet worden, 14 an der Cholera, 2 an andern Krankheiten gestorben. Der Hilfskrankenenträger, der in der Schlacht bei Königgrätz neben seinem Arzte verbunden hat, erhält das Erinnerungskreuz mit der Inschrift: „Königgrätz 3. Juli 1866,“ sein Vorgesetzter, der Arzt, aber mit der Inschrift: „Pflichttreue im Kriege.“ Dem Arzte stehen die Honneurs der

Offiziere der gleichen Charge nicht zu, er hat keine Disciplinargewalt über seine Untergebenen, stirbt er, so findet bei seiner Beerdigung nicht das Ceremoniell der Offiziere statt; vor Allem, er bleibt immer der jüngste seiner Charge, und mag er darüber grau geworden sein. Im Flusse des Lebens gleichen sich wohl manche Unebenheiten aus und die ärztliche Stellung ist zumal im Felde eine so eigenthümliche und selbständige, daß die offizielle Rangstufe nicht sehr in Betracht kommt. Als alleiniger Arzt bei der Truppe ist er der Gesundheitsrath Aller, vom Obristen bis zum Geringssten, denn wer hätte nicht seine Achillesferse, — und wer hält sich für unnahbar, wenn er auch noch unverletzt ist; doch nicht bloß Arzt ist er, er ist auch Vertrauensmann und Seelsorger; dem man die letzten Wünsche zu erkennen giebt. Dem liebenden Gatten verspricht er, wenn ihm Menschliches passiren sollte, ihm den Trauring vom Finger zu ziehen und ihn der Gattin als letztes Zeichen seiner Liebe einzusenden, — dem Sohne, falls ihm ein Unglück widerfährt, rasch aber in schonungsvollster Form der alten Mutter Nachricht zu geben. Ist zwar der Arzt selbst nicht unverwundbar, so wird er doch betrachtet, als sollte er es sein. Er ist ein lieber Gefährte in gefährvollen Zeiten, — doch die Friedensstellung ist unzureichend und die Unvollkommenheit des Offizierscharakters nicht entsprechend der Würde unseres Berufes und unserem eigenen Selbstgefühl.

So mannichfaltige Gefahren im Kriege das Leben der Menschen bedrohen, so vielseitig muß auch die Thätigkeit der Aerzte sein. Ist das Wort: „Prophylaxe ist die beste Medizin“ immer wahr, so ist für den Militärarzt, Krankheiten vorzubeugen mindestens eine gleich wichtige Aufgabe, als Wunden zu heilen. Im letzten Feldzuge mußten aus militärischen Gründen, welche der Erfolg auf das beste gekrönt hat, den Truppen große Anstrengungen bei den schlimmsten Entbehrungen zugemuthet werden. Es gab manche Truppenkörper, die vom ersten bis letzten Tage des Feldzuges täglich 3—4 Meilen zu marschiren hatten, andere, die ununterbrochen in der Avantgarde einen aufreibenden, Körper und Geist gleich anstrengenden Dienst hatten. Oft wurde dann in den Reihen das Wort laut: „mögen wir als Opfer fallen, wenn wir nur mit unserem letzten Hauch noch den Frieden diktire.“ Ueber die Intendantur aber ergoß sich eine Fluth von Vorwürfen, jeder Kraftausdruck und der stärkste selbst, schien nicht zuzulangen für ihre Beurtheilung. Aber man sollte nicht verkennen, daß die Verpflegung einer großen Armee in Feindesland von jeher der Dorn in den Plänen der kühnsten Feldherrn war; das Magazinirungssystem spielte noch im 7jährigen Kriege eine große Rolle und erst die Zunahme der Bevölkerungsdichtigkeit und die Ausbildung des

Straßennetzes, vor Allem die nothgedrungene Rücksichtslosigkeit der französischen Revolutionsgenerale hat das Requisitionssystem zur Geltung gebracht. Im Frieden und im eigenen Lande bleibt es eine große Aufgabe, auf dem Raume von 4—5 Meilen eine Armee von 300,000 Mann zu ernähren, wie mannichfaltige Vorbereitungen waren und sind noch dazu nöthig, selbst trotz der Eisenbahnen. Immer aber bleibt die Naturalverpflegung des Soldaten durch den Wirth, von längerem Aufenthalt abgesehen, die durchaus wünschenswerteste Art der Speisung; kommt der Soldat nach einem großen Marsche müde, hungrig und durstig, endlich nach seinem Quartier, dann hat er kein dringenderes Bedürfniß als nach seinem Labetrunk und Essen, soll er nun noch warten, bis er seine Fleischportion bekommt, und stundenlang, bis er sie sich gar gekocht hat, so ist er lieber gar nichts und trinkt desto mehr. Wenn die Quartiergeber die Naturalverpflegung nicht mehr zu leisten im Stande sein sollten, ist es selbst zweckmäßiger, sie ihnen aus den Magazinen zu geben, als den Soldaten, auf die eigentlich nicht sehr große Gefahr hin, daß jene sich daran ein wenig bereichern können. Nicht anders sollte es in Feindesland sein; der Soldat sollte von seinem Wirth, das Bataillon vom Dorfe gegen Quittung seine Bedürfnisse geliefert bekommen. Daß die Ortsvorstände zum Theil geflohen waren, zum anderen Theil Ausflüchte machten, führte auf dem Lande und in den kleineren Städten zur Requisition; in böhmischen Dörfern habe ich selbst für Silbergeld kein Stückchen Brod bekommen können, es ist doch geradezu unmöglich, die Existenz der Truppe von dem guten Willen einer feindlichen Bevölkerung abhängig zu machen. Das Requisitionssystem ist sicher die verschwenderischste, unvollkommenste und widerwärtigste Verpflegungsart; unter allen unangenehmen Kommandos galt das Requisitions-Kommando unseren Offizieren als das fatalste, und mitten unter allen Trauerscenen des Krieges machte noch der Jammer und das Wehklagen der Bauern, um ihr Vieh zu retten, den allerpeinlichsten Eindruck auf uns. Auch ist die Rückwirkung auf die Soldaten nicht zu unterschätzen, auch gutgearteten Naturen kommt der Unterschied zwischen „mein und dein“ dabei leicht abhanden. Vor Allem, es ist für das Land das allertheuerste System, wo man Portionen brauchte, muß man Stücke Vieh nehmen, bei der völligen Unsicherheit der Ausbeute muß an vielen Stellen gleichzeitig requirirt werden, es liegt auf der Hand, daß bei regelmäßiger Lieferung das Land ein Drittel, vielleicht nahezu die Hälfte seines Verlustes sich erspart hätte. Doch die Philanthropie mag sich gegen das Requisitionssystem sträuben, wie sehr sie wolle, es ist unentbehrlich, wenn die Verpflegung nicht freiwillig geleistet wird. Denn *primum vivere*.

Wir hungerten, bis wir requirirten; aber als wir schon requirirten, wurde unsere Nahrung weder ausreichend noch eigentlich genießbar, zum wenigsten aber gesund. Was hätte also die Intendantur noch der Truppe sein können? Versetzen wir uns wieder in das lebendige Leben und Treiben jenes Julimonats, verleben wir in der Erinnerung noch einmal einen Tag bei der Truppe.

Noch liegt Alles in frühester Morgenstunde in Mäntel gehüllt, arglos schlummernd auf dem Boden, als das wehmüthige Signal der Trompete die Adjutanten zusammenruft. Die Befehle sind angelangt, bald wird nun Allarm geblasen und kaum daß Zeit bleibt, die allernothwendigsten Reinigungsprozeduren vorzunehmen, steht Alles in Reih' und Glied zum Abmarsch bereit. Der Morgen ist kühl — trotz des Sommers waren alle Nächte kühl — und eines leichten Fröstelns, auch wohl eines stärkeren Schauderns kann sich Niemand erwehren. Ein Trunk Kaffee thäte wohl, sehr wohl, er würde eine wohlthuende Wärme in den Magen bringen, ein Mittel, das man unter solchen Umständen noch in seiner homöopathisch verdünntesten Dosis werthschätzen lernt. Doch wer hat noch Kaffee? Kaum noch einer, die meisten sind auf ihre Flasche angewiesen, ob denn kein Tropfen Wein, Rum, Brantwein mehr in ihr aufzutreiben ist, doch sie besteht die Nagelprobe. So wird der Marsch angetreten; auf dem ersten Halteplatze treffen wir mit Artillerie zusammen und richtig, da giebt's noch Vorräthe. In den vielen Wagen einer Batterie kann man wohl Proviant unterbringen, aber daß Jemand jetzt noch, am zweiten Tage nach Königgrätz, ein gutes frisches Bäckerbrot haben könne, das ist unerwartet. Das Ereigniß macht die gebührende Sensation und bald sind alle Offiziere um den glücklichen Kameraden versammelt, der stolz auf seinem Pferde den Schatz präsentirt. Jeder bekommt einen solchen Leckerbissen, und dem verwöhntesten Gaumen hat im Leben noch nichts so gut gemundet, als dieses trockene Stückchen Brot. Bald brechen wir wieder auf, unser Hunger ist natürlich nur gereizt, doch wir stehen in der Avantgarde, da kann man wenigstens noch hoffen. Lange, lange marschiren wir in der Sonnenhitze, da, es muß wohl schon Mittag sein, kommen wir in ein Dorf, doch es sieht wie ausgestorben aus, die Wohnungen sind geräumt, zu essen giebt es nichts; schwer sind die Soldaten abzuhalten, erhitzt wie sie sind, sich auf die paar Brunnen zu stürzen und ihren Durst zu löschen, da sie den Appetit nicht befriedigen können. Doch vorwärts, immer vorwärts, so geht es Stunden lang ununterbrochen in der Hitze weiter; da geht es plötzlich wie eine Bewegung durch die dahinziehende Kolonne, es heißt, daß unsere Töte auf den Feind gestoßen, bald wird Halt auf der Landstraße gemacht, unsere Kavallerie wird vorgezogen,

rasch trabt sie an uns vorüber. Während wir noch halten, ziehen dichte Wolken am Horizonte auf, ein tüchtiger Sturm bringt sie über unsere Häupter, ein Paar dicke Tropfen kommen als Avantgarde, ein wolkenbruchartiger Guß als Gros, rasch geht das Unwetter vorbei, kaum zehn Minuten dauert es, und als Arrieregarde fallen die letzten Tropfen schon wieder im Sonnenblick. Auch der Verdacht der Nähe des Feindes hat sich nicht bestätigt — ein paar Nachzügler hatten den ganzen Lärm verschuldet — noch ein kurzer Marsch und wir beziehen noch vollständig durchnäßt unser Bivouak. Wie nun das Gepäck abgelegt und die Gewehre zusammengesetzt sind, da ist es, als ob sich frisches Leben in jeden Einzelnen ergöffe; tausend fleißige Hände regen sich, die Einen bringen Bäume und Sträucher aus dem nahen Gehölz oder mähen Stroh zusammen, um das einfache Lager zu bereiten, das vier Wochen hindurch unsere Ruhestätte war; die Anderen holen in ihren Kochgeschirren Wasser aus dem Teiche, aus dem Bache, wenn nicht anders aus dem Sumpfe, der in der Nähe sich befindet. Das Holz will wohl nicht brennen, doch es muß brennen, bald entwickeln sich zahlreiche Wachtfeuer, an denen wir uns auch selbst trocknen können, indem wir uns abwechselnd in verschiedenen Positionen an's Feuer setzen. Aber wo bleibt unser Essen? Auf den Proviantwagen wird recht viel Kommißbrot liegen, auch dort schon schimmeln, aber von den Proviantkolonnen bis zu unserem Magen hier in der Avantgarde ist ein sehr weiter Weg; die sind froh, wenn sie die Arrieregarde erreichen, bis hierher kommen sie nicht, dürfen sie auch gar nicht kommen. Zahlreiche zum Theil recht schwerfällige Wagen hier vorn können uns mehr schaden bei einem plötzlichen Angriff des Feindes, als sie uns nützen, ein paar leichte Wagen könnten wohl durch, aber nimmermehr so viel, um für die ganze Truppe alle Subsistenzmittel zu liefern. Einst hieß es wohl, Intendantur kann nicht liefern, so soll Intendantur requiriren, auch über dies Stadium sind wir glücklich hinaus, das Requiriren verstehen wir selbst schon ganz gut, auf die Intendantur dabei warten, hieße nur unseren Hunger unnütz verlängern. Mit unserem Requisitions-Kommando sind wir sehr zufrieden, wir bekommen immer etwas wenigstens zu essen, das bleibt die Hauptsache. Ah, da kommen sie an, schmunzelnd, voll sichtbarer Selbstzufriedenheit; auch für dies traurige Geschäft haben sich ja schon Spezialisten ausgebildet, feine Spürnasen, denen kein Bier- oder Weinkeller entgeht, auch wenn der Eingang vermauert worden, und kein Butterfäßchen, auch wenn es noch so gut versteckt war. Es sind die pfiffigsten Leute, und kühn und waghalsig sind sie auch, drangen sie doch bis in die Vorstadt von Königgrätz einen Tag nach der Schlacht, dicht unter die Kanonen der Festung, ein Schuß hätte die ganze Gesell-

schaft verjagt, sie fürchteten den Schuß nicht und requirirten fleißig in den menschenleeren Häusern der Vorstadt; noch jetzt bewahre ich einige Zuckersachen, die aus jenem Orte und von jenem Tage herkommen. Doch was haben sie uns heute gebracht? Alles kommt heran, zu sehen und sich zu freuen. Da sind alte liebe Bekannte zunächst, ein paar Ochsen, sie waren auch wieder ganz gut versteckt, hatten aber die Liebenswürdigkeit, ihre werthe Gegenwart durch ein unseren Ohren sehr wohlthöndendes Gebrülle zu verrathen. Federvieh, in jenen Gegenden in Fülle, wird wohl immer mitgebracht, aber mit Nichtachtung angesehen, es macht zu viel Umstände und die Ausbeute an Fleisch ist zu gering, etwas Butter, Käse, auch eine Kleinigkeit Mehl, so wenig daß es kaum zu theilen ist. Ist endlich ein Tönnchen Bier mitgekommen — wir haben es nun seit 10 Tagen entbehrt, — so wird der Tag als Festtag angesehen, oder sollten wir vielleicht wirklich heut Sonntag haben? Wir rechnen, und rechnen nach, denn ganz gewiß weiß es Niemand mehr. Indeß sind die Fleischer des Bataillons — und ein preußisches Bataillon hat Fleischer, Köche, Leute jeder Profession, selch' ein Bataillon würde eine für die meisten Zweige menschlicher Thätigkeit ganz gut besetzte Kolonie bilden können — mit dem kunstgerechten Schlachten des Rindviehs beschäftigt, bald wird das noch blutige Fleisch vertheilt, gleich in das Kochgeschirr gethan, an's Feuer gestellt. Gibt es noch ein paar Reiskörner irgendwo? Nein, aber Salz, Salz wenigstens das wäre die Hauptsache, gewiß, aber grade daran leiden wir schon lange den empfindlichsten Mangel. Ungefalzenes Fleisch, ungefalzene Suppe sind widerlich und auch sehr gesundheitswidrig, doch es ist kein Salz vorhanden. Einige Soldaten suchen ein paar reife Kartoffeln auf einem benachbarten Felde, die werden unser Kompot sein. Während wir über die Vereitung unseres Mahles sprechen, es soll ja für uns zugleich Abend- und Mittagbrot sein, bringen ein paar Mann von den äußersten Vorposten einen czechischen Bauer an; er hat eben mit dem einen geschwätzt und ihm in gebrochenem Deutsch erzählt, „heut Nacht endlich würde uns die Strafe ereilen, eine große Armee sei von Prag her im Anzuge, die würde uns heut Nacht den Garaus geben.“ Jetzt bei der Vernehmung will der Bauer kein Wort deutsch mehr verstehen, das Gewehr wird ihm auf die Brust gesetzt, Alles vergeblich, der Soldat betheuert nochmals seine Aussage, der Bauer wird weiter rückwärts zum Vorpostenkommandeur geschickt. Gute Aussichten für die Nacht; „sollte den Oesterreichern der Gedanke an Hochkirch durch den Kopf gefahren sein?“ Die Debatte hierüber verkürzt uns die Zeit, die 2½—3 Stunden, die das Fleisch kochen mußte, sind um, mit Blechlöffeln und Brotmessern wird nun an's Werk gegangen, verwöhnt sind wir nicht mehr,

wenn wir es einst auch waren. Es ist spät geworden, wir schlagen den noch immer feuchten Mantel um uns, das Stroh, unser Kopfstücken, ist auch noch naß, doch wir sind sehr müde, das Stroh wird schon trocken. Wir schlafen fest, doch nur auf einige Stunden, da meldet ein Unteroffizier von den Vorposten: „am Waldekrande wäre deutlich zu sehen, wie allmählich ein Mann nach dem andern heranschleiche, immer mehr wachse ihre Zahl,“ vielleicht aufgeregte Phantasie, oder sollten die Oesterreicher wirklich — aber wir müssen doch sicher gehen. Die ganze Truppe wird rasch, wenn auch möglichst still geweckt, nach einigen Minuten ist sie geordnet, Alles zieht zum Waldekrande, in das Wäldchen, über das Wäldchen hinaus, keine österreichische Seele zu sehen; dem guten Unteroffizier hatte die Erzählung keine Ruhe gelassen, Schatten sieht man ja leicht in der Nacht, besonders wenn man auf solch' verantwortlichem Posten sitzt. Nach einer Stunde ist diese Episode vorüber, wir versuchen wieder zu schlafen, doch es gelingt nicht mehr, bald graut der Morgen, die Befehle kommen, der Tag ist wieder da; wenn wir jetzt nur wenigstens etwas Kaffee in unser Kochgeschirr schütten könnten. —

So unser Leben. Was hätte uns demnach die Intendantur sein können? Was kann sie überhaupt für eine im ununterbrochenen raschen Fortschreiten befindliche Truppe leisten? Nach der Natur des Landes sehr Verschiedenes. Nicht die französische und nicht die nordamerikanische Verpflegungsmethode kann für uns nach jeder Richtung musterzüglich sein, entscheidend sind die Verhältnisse des Kriegsschauplatzes in seiner Leistungsfähigkeit und seinem Kommunikationsnetze. Was bietet das Kriegstheater zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse unserer Truppen? Was kann auch bei dem entschiedensten Uebelwollen der Bewohner nicht verborgen bleiben? Durch die eigenen Truppen werden heut zu Tage, Dank den Eisenbahnen, die Landstriche viel weniger ausgezogen, als früher. Das Vieh wird wohl fortzutreiben versucht, aber selten so rasch, als ein thatkräftiger Feind vordringt; Getreide läßt sich schlecht flüchten, ebenso Kartoffeln, und ist dies auch an der Grenze geschehen, ein paar Tagemärsche von der Grenze schon werden die Bewohner in der Regel von den Ereignissen überrascht. In der französischen Armee geht das Wort, daß zur Noth eine Armee drei Tage von Kaffee und Zwieback leben könne, mit beidem müßte auch jede Armee für die ersten Tage versehen werden. Der Kaffee ist in solchen Verhältnissen unschätzbar für uns wie für die Franzosen, wie es für Engländer und Russen der Thee wäre, und reduzirte sich selbst deren Werth nur darauf, daß sie uns das warme Wasser genießbar machen, so bleiben sie beim Divouaquiren unter freiem Himmel unentbehrlich. Brot ist unseren Sol-

baten lieber als Zwieback, aber es hält sich schlecht und wiegt schwer; die französische Armeebäckerei hat sich im Kriege von 1859 in Oberitalien sehr gut bewährt, es wurde ihr nachgerühmt, daß sie so gut versehen war und so trefflich arbeitete, daß der Preis der Mundvorräthe auf dem Kriegsschauplatz kaum gestiegen ist, — doch für alle Fälle sollten die Soldaten den Zwieback nicht völlig missen. Salz steht sodann ganz oben in der Reihe der nothwendigsten Bedürfnisse, dann Reis, Speck, Fleischextrakte, Pökelfleisch und je mehr von den verschiedenartigsten Konserven, kondensirte Milch, getrocknete Früchte, konzentrirte Kraftbrühe, der Armee zukommen kann, desto besser, doch frische Gemüse ja nicht zu vergessen; für den Einzelnen ist Chokolade und Käse als Vorrathsmittel sehr zu empfehlen, aber vor Allem, man gebe nicht Nüchliches vor dem Nothwendigen.

Doch die besten Vorräthe werden werthlos, wenn ihre Vertheilung nicht baldigst, nicht regelmäßig stattfindet. Ueber die bisherige Methode sollte nur eine Stimme sein. War eine Proviantkolonne angelangt, so hieß es im Korpsbefehl: „an dem und dem Ort kann Proviant gefaßt werden;“ nun zogen von jedem Bataillon ein paar alte, große, sehr schwerfällige Frachtwagen meist nur von Fourieren geleitet dahin, da die Zahlmeister noch an die anderen Bataillonswagen gefesselt waren. Ja, wann sahen wir unsere Wagen wieder? Nach 2, 3, in der Avantgarde auch wohl erst nach 4 Tagen. Zuerst waren sie bei der Hinfahrt aufgehalten worden, dann hatten sie die Kolonne schon nicht mehr getroffen, dann gab es wieder Störungen auf der Rückfahrt, schließlich hatten sie uns wieder vergeblich ein paar Tage gesucht; und nach dieser Odysseischen Fahrt, was brachten sie heim? 60 Kommißbrote für das ganze Bataillon, sehr oft von ungenießbarer Qualität, ein paar Stück Speck, wenn es hoch kam ein Säckchen Salz, willkommen immerhin, aber ein Tropfen im Meere. Bei der Avantgarde, wie beim Gros und der Arrieregarde, also bei jeder Division des Korps, (wollen wir der Kürze halber sagen, obschon diese Kriegsformation nicht mit der Friedenseintheilung in zwei Divisionen zusammenfallen kann) muß ein Intendanturbeamter als Verpflegungskommissar sich nicht nur permanent aufhalten, sondern durch fortlaufende amtliche Kommunikation mit den Truppenkommandeurs und den Truppenärzten sich die Kenntniß der speziellen dringendsten Bedürfnisse schaffen; meist sind dieselben bei den 3 Divisionen verschieden, weil die Avantgarde noch etwas, das Gros wenig, die Arrieregarde nichts mehr vorzufinden pflegt. Zu seiner Disposition stehen die besonders konstruirten und gut bespannten Proviantwagen, welche täglich in zwei Zügen, einerseits von der Proviantkolonne zur Truppe, an-

dererseits von der Truppe zur Kolonne ziehen; die Fahrten derselben fallen wohl am besten in die Zeiten, in welchen die Landstraßen ziemlich frei sind, die Truppen die Bivouaks schon bezogen, resp. noch nicht verlassen haben. Auf diese Weise ließe sich ein regelmäßiger Proviantdienst innerhalb des Korps herstellen, der das Bedürfniß der einzelnen Truppentheile zu decken, die vorhandenen Vorräthe gleichmäßig und gerecht zu vertheilen im Stande sein dürfte und dennoch vermöge der Regelmäßigkeit des Dienstes durch eine geringe Zahl guter, d. h. eventuell unschädlicher Fahrzeuge versehen werden könnte. Diese Andeutungen mögen in dem Interesse ihre Rechtfertigung finden, welches die Ernährung der Armee für ihre Gesundheitspflege an oberster Stelle beanspruchen darf.

Die Bekleidung der Soldaten, unter solchen gesundheitswidrigen Einflüssen nicht minder ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, reduzirte sich bekanntlich im letzten Kriege nahe zu dem Ideale adamitischer Einfachheit; in dem braunen bärtigen Mann im dunklen Rock von verschossener Farbe, Mantel um die Schulter, Mütze auf dem Kopf, Gewehr in der Hand, war der preußische Soldat kaum wiederzuerkennen. Alle Eleganz war verschwunden, wer es haben konnte, schritt in großen Wasserstiefeln einher, der Tornister wurde möglichst früh beseitigt, der Helm folgte, so wie es anging, nach, nur das Zündnadelgewehr, des Soldaten Stolz, wurde sorgfältig gereinigt und mit liebevoller Aufmerksamkeit behandelt. Der Helm wurde nirgends vermißt, nicht im Kampfe, nicht auf dem Marsche, und obschon die Mützen gar keine Schirme haben, kamen nicht mehr Augenfranke vor, als sonst, was nicht auffallen sollte, denkt man daran, daß grade die Völker der heißen Zone, die Türken und Beduinen, durch ihre Turbane einen höchst geringen, die Griechen durch den Fes gar keinen Schutz genießen und ihnen doch seit Jahrtausenden treu geblieben sind.

Oft hatten die Truppenärzte Anlaß zu bedauern, daß an Stellen wichtigster Entscheidungen ärztlicher Beirath vollständig fehlt; den drei oben gedachten Divisionskommandos ist kein Arzt zugetheilt und doch hängen von ihnen Anordnungen ab, welche für den Gesundheitszustand der Truppen von großer Wichtigkeit sind. Nicht bloß Sumpfstellen und Morboden, auch Flußufer und enge Thäler sind ungesunde Bivouakstellen, denen Plateaus, auch wenn sie lustig sind, entschieden vorgezogen werden müßten; die Nothwendigkeit, die Nähe alter Bivouakstellen zu meiden, sollte kaum hervorgehoben werden dürfen. Aber nicht bloß für die Wahl der Bivouaks und Lagerstellen vermißten wir das ärztliche Mittelglied beim Divisionskommando zwischen dem Generalarzt, den die vielfältigen Aufgaben seines Amtes im Hauptquartier festhalten, und dem Regimentsarzt, der seine

Kompetenz nicht überschreiten darf, sondern auch für die Dispositionen über die einzelnen Truppentheile. War ein Truppentheil nach einem besonders erschöpfenden und entbehrungsvollen Tagewerk noch für die Nacht zum Beziehen der Vorposten kommandirt, so kam es wohl, daß der Kommandeur nicht zu bewegen war, trotzdem er die Ueberzeugung theilte, die Truppe könne kaum wachen, geschweige einen nächtlichen Ueberfall mit Energie abwehren, dem Divisionskommando Meldung zu machen. Eine Vorstellung über die Leistungsfähigkeit der Truppe und sei dieselbe durch physische Ursachen noch so gerechtfertigt und sei auch der Ersatz durch andere Truppentheile ganz leicht möglich, kommt sehr schwer über die Lippen eines preussischen Offiziers; so kann der amtliche Rapport vom Regimentsarzt zum Chefarzt der Division auch hierfür großen Nutzen bringen, großen Schaden abwehren.

Besonders unentbehrlich aber sind diese Stellen für die Verbindung der Truppenärzte unter einander, die gegenwärtig vom Regimentsarzt bis zum Assistenzarzte bei jeder Batterie vollständig unabhängig, ja isolirt fungiren, und für die Verbindung der Truppenärzte mit den Feldlazarethen. Erst das Gefecht lehrte uns, diesen Mangel in vollem Umfang empfinden. — Hat das feindliche Feuer begonnen und bald auch seine Opfer gekostet, welches sind die ersten Hülfsleistungen, welche den Verwundeten zu Theil werden sollten? Sie müssen aus dem Feuer geholt, ärztlich besichtigt werden, damit die für die Wunde unaufschiebbaren Akte an ihnen vollzogen werden können, und sobald als nur möglich aus der Gefechtsnähe fort dem Lazareth zugeführt werden, um den definitiv nothwendigen Operationen entgegen zu gehen. Welche Anordnungen waren für diesen Dienst getroffen? Bei jedem leichten Feldlazareth befand sich eine aus 62 Mann bestehende Sektion der Krankenträgerkompagnie mit 15 Tragbahnen ausgerüstet, die mit dem fahrenden Detachement des leichten Feldlazareths heraneilen sollten; dieses führte vier zweispännige Transportwagen für Schwerverwundete und einen vierspännigen Omnibus für Leichtverwundete. Da es nur drei leichte Feldlazarethe für das ganze Armeekorps, für jede Division nur eins giebt, so haben wir also, rund gerechnet, auf circa 10,000 Mann im Gefecht die eben angeführten Transportmittel zur Verfügung. Es ist nicht nur die Geringfügigkeit der Mittel, welche im schreiendsten Mißverhältniß zur Größe der Aufgabe steht, zu beklagen, sondern bei dieser Anordnung ist auch deren Verspätung und ungleiche Vertheilung fast unvermeidlich. Die Feldlazarethe bilden nahezu den Schluß der Division, kein Wunder, daß oft Stunden vergingen, bis sie durch die Truppe hindurch auf dem Kampfplatze ankamen; endlich auf der Landstraße angelangt, wurden die geringfügigen Mittel, die sie brachten,

so rasch von den ihnen nächsten Truppen in Anspruch genommen, daß wenig davon für die beiden Flügel übrig blieb. Thatsächlich blieben diese also nachher wie vorher größtentheils auf den Beistand der Truppenärzte und Hülfeskrankenträger beschränkt.

Diese Hülfeskrankenträger der Truppe leisteten mit ihren erst in der allerletzten Zeit besorgten Krankenbahnen — für die es nirgends einen passenden Aufbewahrungsort gab, weshalb sie leicht wieder abhanden kamen — im größten Umfange ihre Pflicht, nicht minder die Truppenärzte, aber die ganze Organisation dieser ersten, auf Stunden oft alleinigen Hülfe war eine so wenig zweckentsprechende, daß sie Niemanden weniger befriedigen konnte, als uns selbst. Es war die Instruktion gegeben, daß bei Beginn des Gefechtes die sämmtlichen Aerzte einer Brigade, einer Division, kurz des kämpfenden Truppentheils unter dem Befehle des ältesten Arztes zusammentreten, die eine Hälfte den Truppen in's Feuer nachfolgen, die andere bei den Medizinkarren einen Verbandplatz errichten sollten. Das ließt sich nicht übel, macht sich aber schlecht. Ja, wenn alle Kämpfe auf einer großen schönen Ebene stattfinden möchten, wo die weiß-rothe Fahne weithin sichtbar hoch in den Lüften flattert; bekanntlich sind solche Schauspiele nicht häufig, die Gefechte sind viel unscheinbarer und oft wird es uns erst am Abend klar, daß wir Zeugen eines großen Tages gewesen. Die Truppe marschirt auf der Straße den ihr vorgeschriebenen Weg, die Tête stößt auf den Feind, Schüsse fallen, Adjutanten fliegen, die Truppe wird entwickelt, Verwundete werden schon gebracht, — ja wer sagt mir, welche Truppentheile, ob 2 Bataillone oder eine ganze Division im Feuer ist, — denn mehr, als dicht vor mir und dicht hinter mir, kann ich meist nicht sehen, wer sagt mir, wer nun der älteste Arzt, wo er zu finden ist, wo der Verbandplatz sein wird; kein Mensch wüßte mir zu antworten, siele es mir zu fragen ein, denn auch ich habe besseres zu thun, ich verbinde die Verwundeten, die bald zahlreicher zurückkommen und bedaure nur, daß gar kein Wagen vorhanden ist, um die Schwerverwundeten gut gelagert der Nähe des Gefechtes zu entziehen. Oder ein anderes Bild. Der Kampf ist gar nicht unerwartet, während wir sichtbar auf seinen Schauplatz hineinreiten, dröhnt ununterbrochen das Geschützfeuer in unseren Ohren, — pro Minute 45 Schläge zähle ich auf der Sekundenuhr, — nun geht's querfeldein, über einen Hohlweg, da stürzt der Medizinkarren, immer weiter im raschen Schritt, bald müssen die unbeholfenen Wagen zurückbleiben, weil sie bei diesem Wege zu viel umfahren müssen, nun kommen wir in ein Dorf, Maslowed war es wohl, da treffen wir schon auf viel Gefangene bei sehr schwacher Bedeckung, weiter, weiter nach Chlum vor. Ein furchtbarer

Kampf muß hier stattgefunden haben. Händeringend stehen die Verwundeten um einen Trunk, sie sind zu erschöpft, andere endlich um den Verband, ihre Wunde blutet gar zu sehr, wir können diese braven Gardisten nicht unerhört lassen, Schreckliches erzählen sie von ihrem Kampfe und ihrer Erlösung, und daß ihr General Hiller so eben verschieden sei. So rasch, als wir von ihnen nur fortkommen können, suchen wir unserer Truppe wieder nachzueilen, es giuge wohl viel rascher, wenn man den Aerzten nicht blos Pferde gäbe für den Kriegszug, sondern wenn man sie im Frieden während ihrer Dienstzeit reiten lernen ließe. Kommt das Gefecht auf längere Zeit zum Stehen, so kommt es auch sehr leicht zur Etablierung eines Verbandplatzes, dessen Verstärkung durch die vorüberziehenden Truppenärzte sich auch ohne solche, über dieses Ziel weit hinauschießende Insiruktion erreichen ließe; geordnete, regelmäßige Zustände bilden sich hier wie von selbst, besonders, -wenn nicht der große, stets wechselnde Unbekannte, der jedesmal Älteste, dessen Autorität auch den Regimentskommandeuren gegenüber auf schwachen Füßen stehen würde, sondern wenn der Divisionschefarzt die Leitung in die Hand nähme, zu der er durch Stellung und Unabhängigkeit Aerzten wie Offizieren gegenüber allein qualifizirt ist.

Der fundamentale Fehler bei unserer ersten Hülfsleistung besteht darin, daß die Hülfe, die da sein sollte, erst ankommen muß und sich daher nicht den Bedürfnissen des Gefechtes, wie es noth thäte, anschmiegen kann. Verfolgen wir den natürlichen Lauf der Dinge. Der Leichtverwundete geht allein hinter die Front zurück und auf dem Wege weiter, den er gekommen, erregt nicht ein äußerlich sichtbarer Verbandplatz seine Aufmerksamkeit. Für die Schwerverwundeten langen aber die Hülfskrantenträger, je 4 für einen geschlossenen Truppenkörper, 140 für das ganze Armeekorps, auch für das erste Bedürfniß nicht zu und es wird nöthig sein, die 120 Krankenträger, die auch wie es heißt in Zukunft dem leichten Feldlazareth attachirt bleiben sollen (also 360 für das ganze Korps) lieber gleichmäßig an die Truppen zu vertheilen, jedem Truppenkörper demnach einen Zug Krankenträger mit Bahren zu attachiren. Jeder Truppentheil sollte nun möglichst nahe hinter sich seinen Verbandplatz haben; desto besser, wenn die Verbandplätze mehrerer Bataillone, ja mehrerer Regimenter sich vereinigen können, desto wirksamer dann die ärztliche Hülfe, die daselbst geleistet werden kann, aber grundsätzlich sollte jeder Truppenkörper, der selbständig, also auch detachirt auftreten kann, mit einer Ambulanz, d. h. einer temporären Spitalseinrichtung, versehen sein. Dazu gehört aber mehr als 1 Arzt und 1 Medizinkarren, das Minimum müßten die etatsmäßigen 2 Aerzte

pro Bataillon, 1 Stabs- und 1 Assistenzarzt sein, je mehr Assistenzen aber an dieser Stelle, desto segensreicher wird diese primäre Hülfe ausfallen. Hier gilt es, die Erschöpften zu erfrischen, Blutungen zu stillen, leicht erreichbare Geschosse auszuziehen, die Wunde zu regularisiren, die Verwundeten zu sammeln für den Transport und sie richtig dafür zu lagern. An dieser Stelle nämlich müßten ein paar Krankenwagen zum mindesten, von vornherein zur Disposition stehen, denn nur als Sammlungs- und Transportstation hat der Verbandplatz einen höheren Werth und festen Halt in sich; dadurch allein würde es auch möglich werden, daß die Krankenträger nach Abgabe ihrer Verwundeten rasch wieder mit ihren Tragbahren in's Feuer zurückkehren und Anderen Beistand leisten können, während sie jetzt ohne festes, d. h. naheß Ziel oft in der Irre umherwandern mußten. Es ist leicht ersichtlich, daß bei der speziellen Kenntniß, die hier der leitende Arzt von allen bei dem Verbandplatz beteiligten Persönlichkeiten haben würde, ein regelmäßiger Dienst verhältnißmäßig leicht organisiert werden könnte. Indeß suchen die zugführenden Trainunteroffiziere rückwärts die Verbindung mit dem Feldlazareth, ist sie hergestellt, so kann die regelmäßige Evacuierung erfolgen; kommt es zum Rückzuge, so werden auf den Wagen so viel als möglich Blessirte zurückbefördert, geht's vorwärts, so folgen die Wagen so rasch sie nur können, während die Verwundeten unter ärztlicher Aufsicht zurückbleiben. Steht nun dieser ganze ärztliche Dienst bei der Division von der einfachen Bataillonsambulanz bis zum Feldlazareth unter der einheitlichen Leitung ein Chefarztes, so kann Ueberfluß und Mangel ausgeglichen, die bestmögliche Ordnung hergestellt werden und es dürfte nicht mehr vorkommen, was am 4. Juli, also am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz geschah, daß die Truppenärzte, die auf dem Schlachtfelde lagerten, wohl 300 an der Zahl, amtlich für die Verwundeten in keiner Weise in Anspruch genommen wurden. Es existirt bei Manchen eine intensive Abneigung gegen jede Art von Fahrzeugen bei der Truppe, welche mit einer Vorliebe für Eleganz und parademäßige Haltung Hand in Hand zu gehen pflegt, diese kann dem Interesse unserer Verwundeten gegenüber selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Sollte man aber auch diese leichten gutbespannten Ambulanzwagen als Hindernisse eines etwaigen Rückzuges ansehen — ob schon man den schwerfälligen Patronenwagen immer mitschleppt — so bedenke man, daß für den Rückzug überhaupt nur die Wahl bleibt, unsere Schwerverwundeten mit uns zu nehmen oder sie dem Feinde zu überlassen, und daß für den schlimmsten Fall die Genfer Konvention Bestimmungen enthält, welche diesen Ambulanzwagen besonders zu Statten

kommen dürften, worauf wir bei Besprechung derselben noch zurückkommen müssen.

Die französischen Sanitätseinrichtungen, deren Komplex durchaus nicht besonders musterhaft ist, gehen doch immer von dem richtigen Grundsatz aus, daß jede Truppenmenge, so klein sie auch ist, mit allen Hülfsmitteln zu einer temporären Spitalseinrichtung (auch ein Zelt erhält jede) versehen sein muß. In französischer Art wird nur der Gedanke schematisch durchgeführt, die Ambulanzen des Regiments sollen die unaufschiebbaren Akte, die der Division die großen Operationen, die des Armeekorps das zu viel der Divisionen und sehr schwere Fälle, die des Hauptquartiers als höhere Instanz endlich die Revision des Ganzen übernehmen, ein Schema, das für den kleinen algierschen Krieg, aber nicht für die großartigen und rapiden Kriegszüge unseres Kontinents passen kann. Bei der ersten großen Probe haben denn auch 1859 diese Einrichtungen keine Vorbeern eingeerndet, hat doch sogar die allmächtige Intendant, die dort Alles leitet, nicht allein die Hauptfeldlazareth zu Hause gelassen, sondern auch die Instrumente zur Resektion vergessen, eine Vergeßlichkeit, welche dann Hunderte von Verwundeten durch Verkrüppelung zu büßen hatten; daß unter solchen Umständen, trotz der Nähe der großen Städte, der freiwilligen Beihülfe von 280 italienischen Aerzten und der lebendigsten Sympathien des ganzen Landes, die Zustände schaudervoll waren, kann nicht überraschen, Henri Dunant hat ihnen in seinem un souvenir de Solferino ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Die österreichischen Anordnungen über die Stellung der Truppenärzte im Gefechte scheinen halb und halb den unsrigen zum Muster gedient zu haben. Dort heißt es: „die Feldärzte der mobilen Truppenkörper verbleiben so lange bei denselben, bis diese zum Gefechte kommen. Beim Beginn des Gefechtes begeben sich sämtliche Aerzte auf die ihnen von vornherein vom Korpschefarzt bezeichneten Standpunkte. Während des Gefechtes bleibt also kein Arzt bei seiner Truppe, sondern das ärztliche Wirken wird auf dem Hülf- und Verbandplatz konzentriert und die Vertheilung der Kräfte entsprechend geregelt. Durch diese Konzentration der ärztlichen Arbeit wird ein großer Vortheil für Aerzte und Verwundete erreicht und außerdem verhütet, daß einzelne Aerzte nicht beschäftigungslos hinter ihren Abtheilungen herumstehen. Bleiben die Truppenärzte bei ihren Abtheilungen, wie dies noch bei einigen Armeen der Fall ist, so fällt die nothwendige Konzentration weg; einzelne Aerzte schwach unterstützt haben alle, andere gar keine Arbeit.“ — Diese letztere Kritik ist nur zu wahr, man kann nur noch hinzufügen, daß unsere Arbeit dann fast lebiglich die des Lazarethgehülfen ist. Es ist uns unbekannt, wie sich diese Maßregeln

im letzten Kriege bewährt haben, manche Fehler der unsrigen kleben ihnen jedenfalls nicht an. Doch die Hauptsache ist, diese ganze Einrichtung paßt sehr gut zur österreichischen Taktik, für den stationären, für den Defensivkampf, aber eben deshalb wenig für die preussische Taktik, die von jeher im muthigen Vorwärtstürmen ihre Siege zu erringen suchte, und als oberster Grundsatz muß für jede Armee aufgestellt werden, daß mit ihrer durch Naturell und Geschichte bedingten Taktik ihre Sanität wie ihre Intendantur sich möglichst in Harmonie erhalten muß.

Die Amerikaner haben in ihrem vierjährigen, erfahrungsreichen großen Kriege nach mannichfachen Experimenten und Mißgriffen, frisch und erfindungsreich, wie sie sind und durch Routine unbeirrt, ein in vielen Beziehungen musterhaftes Sanitätswesen hergestellt. Sie sind zuletzt dabei stehen geblieben, jedem Bataillon 1 vierrädrigen und 4 zweirädrige Ambulanzwagen nebst einem zweirädrigen Transportwagen beizugeben; ja wo Kompagnien, Batterien, Schwadronen dauernd allein auftraten, erhielten auch sie einen zweirädrigen Ambulanz- und einen gleichen Transportwagen. Die Erfahrung eines großen und sehr wechselvollen Krieges, wie er in der Neuzeit sonst nirgends stattgefunden, hat grade diese Einrichtungen hervorgebracht.

In den erheblich zu verstärkenden Feldlazarethen, je eins pro Division, werden nun die eigentlichen Operationen ausgeführt; hier ist der Ort, wo die berühmten Chirurgen, die der Armee folgen, ihre segensreiche Thätigkeit am besten entfalten können. — Von dem Ausgange der Schlacht hängt nun das Weitere ab; beim Rückzuge werden so viel als möglich Verwundete zurückgeführt, bei Behauptung des Schlachtfeldes kommt es zur Bildung von stationären lokalen Lazarethen und Krankendepots. Wie sehr man auch bemüht sein mag, die Verwundeten so weit als möglich aus dem Lazarethbezirk des Schlachtfeldes zu evakuiren, immer bleiben noch sehr viele zurück, die ohne großen Schaden nicht transportabel sind. Da das leichte Feldlazareth der Armee folgen muß, so muß nun die weitere Uebergabe der Verwundeten von Arzt zu Arzt vor sich gehen; auf die leichten Feldlazarethe kommen die schweren, aber auch diese sind noch Feldlazarethe, d. h. auch diese sollen ihrer Bestimmung zufolge der Armee nachziehen. Da aber andere wirkliche Spitalsärzte nicht zu erwarten waren, so blieb nichts anderes übrig, als einzelne Sektionen der schweren Feldlazarethe zur Leitung der Spitäler zurückzulassen. Diese Zwitterstellung der schweren Feldlazarethe zwischen Feldlazarethen und Spitälern hat viele Uebelstände mit sich geführt. Nach der Schlacht bei Königgrätz wurde in Malsoweb am 4.—5. Juli von 3 schweren Feld-

Lazarethen mit 42 Aerzten ein Lazareth von 1000 Verwundeten etablirt, deren Zahl bis zum 7. Juli durch Evacuierung und Tod auf 600 sank; da kam der Befehl zum Aufbruch der Feldlazarethe, und nun wurde für diese 600 Verwundeten nur eine Sektion eines Feldlazareths zurückgelassen, d. h. im Ganzen 4 Aerzte, die mit ihren 3 Revieraufsehern, 3 Lazarethgehilfen und 6 Krankenträgern den Dienst bei diesen 600 Schwerverwundeten zu versehen hatten. Wohl sind die Sektionen eines Lazareths für eine kurze Detachirung selbständig genug, aber durchaus nicht dazu eingerichtet, allein ein so großes Spital zu besorgen. Es fehlten ihnen Instrumente, beispielsweise hatten sie nur ein Katheter — ein Katheter für diese zahlreichen Rückenmarksverletzten! — und was noch ungünstiger war, es war ihnen kein preußisches Lazarethdepot angewiesen, an das sie den Anspruch zur Kompletirung ihrer Bedürfnisse hätten stellen können. Sie waren aus dem alten Verbande ausgeschieden, dem sie der ganzen Organisation nach zugehörten, ohne in einen neuen einzutreten und ohne ein Verwaltungspersonal — der Lazarethinspektor war natürlich mit dem Lazareth mitgegangen, und ohne irgend welche offizielle Verpflegung. Mit ihrer ganzen Existenz und der ihrer Verwundeten waren sie demnach auf Privatspenden angewiesen, welche ihnen durch die Vermittlung der Johanniter wohl reichlich zuströmten, aber unregelmäßig, wie dies in der Natur derartiger Hülfe nun unabänderlich liegt; bald hatten sie Ueberfluß, sogar Luxus, Wein in Fülle, dann am 21. Juli — heißt es, in einem mir vorliegenden Tagebuch, hatten wir wieder Noth an Viktualien und Verbandmitteln. Da ihre Briefe an das Lazareth gingen, mit dem sie in gar keiner Kommunikation mehr standen, so empfingen diese Aerzte 4 Wochen lang keinen Brief aus der Heimath, 7 Wochen hindurch bis zum 22. August bekamen sie keinen Sold, haben also mit all ihren Verwundeten ausschließlich die ganze Zeit hindurch von der Wohlthätigkeit des Vaterlandes gelebt. Wenn, Dank den unaufhörlichen Sendungen der Comités, schließlich die Verwundeten auf Matrazen lagen und das Gesamtkurresultat des Lazareths ein selten günstiges wurde, so ändert dies gar nichts an dem Gesamturtheil, daß in diesem wie in zahlreichen andern Fällen die Organisation unserer schweren Feldlazarethe sich mehr als Hemmniß denn als Beförderungsmittel unserer Sanitätspflege erwiesen hat.

Offenbar wird es zweckmäßiger sein, jede Spital-Sektion (1 Stabsarzt mit 3 Assistentenärzten) von Anfang an so auszurüsten, daß sie zur selbständigen und alleinigen Uebernahme eines Spitals auch gehörig befähigt ist, größere Lazarethverbände aber erst nach eingetretene Bedürfniß durch die Vereinigung mehrerer Sektionen herzustellen. Nach einer

Schlacht wie der von Skaliß z. B. würden in den verschiedenen Ortschaften mehrere Spitalssektionen aus den Händen des Feldlazareths die Verwundeten übernehmen, demnach eine Anzahl kleiner Lazarethe zunächst gebildet werden; all' diese werden nun zu dem Lazarethbezirk Skaliß vereinigt und der obersten Leitung eines Arztes — am besten gewiß eines Chirurgen als Generalarzt — übergeben, der die ärztliche wie die administrative Oberaufsicht über den ganzen Lazarethbezirk erhält und dazu einen Lazarethinspektor und die andern Verwaltungsorgane zu seiner Verfügung bekommt. Aus den 11 Lazarethten von der Schlacht bei Königgrätz hätten mehrere Bezirke formirt werden müssen, deren Dirigenten in Kenntniß der Depots für Instrumente und Utensilien gesetzt sein müßten, um eintretendem Bedürfniß abhelfen zu können; je größere Ansprüche sie an die ihnen untergeordneten Spitäler gemacht hätten, und je mehr sie den Ehrgeiz gehabt hätten, zwar nicht Musterspitäler zu schaffen, aber das Beste herzustellen, was die Lage der Dinge zuließ, desto besser für die Verwundeten. Selbständigkeit der elementaren Spitalsformation, wenn es noth thut, Verbindung derselben zu einer größeren Einheit, ununterbrochene Fühlung mit den nachgeschobenen Depots, soweit im Kriege nur irgend möglich, dies sind die Gesichtspunkte, welche die dringendste Berücksichtigung erheischen.

Unsere Lazarethe wurden zum Theil durch die Liebesgaben erhalten, wie schon erwähnt, fast alle aber durch sie in hohem Grade in ihrem Wirken unterstützt. Es ist gegenwärtig wohl noch nicht möglich die ganze freiwillige Leistung unseres Volkes in diesem Kriege in ihrer vollen Größe darzulegen, wohl aber drängt es, auszusprechen, mit welcher innigen Dankbarkeit diese Gaben von der Armee empfangen, mit welcher Genugthuung sie vom Höchsten bis zum Geringsten aufgenommen worden sind. Erhält sie der Soldat mitten in Entbehrungen und Strapazen im fernen feindlichen Lande, da ist es nicht bloß der Werth der Gabe, der ihm Freude macht, es ist der Zusammenhang mit der Heimath, der ihm lebendig wieder vor die Augen tritt, mit der Heimath, die ihn lieb hat, wie er sie liebt. Wer es gesehen und empfunden, wie durch die ununterbrochenen Gefahren das Gefühl für das Leben abgestumpft wird und die zarteren Empfindungen des Herzens ganz in den Hintergrund treten, der wird diesen heimathlichen Gaben eine hohe moralische Bedeutung nicht absprechen. Wir hatten keine amerikanische Sanitätskommission, aber — einer solchen mit so weit umfassenden Aufgaben bedürfen wir auch nicht. Gewiß ist es l'oeuvre d'un grand peuple zu nennen, wenn das amerikanische Centralcomité mit 32,000 Hülfscomités 214 Hospitäler mit 133,800 Betten gründet, wenn es für das Jahr

1864 allein ein Jahresbudget von 10 Millionen Thalern aufzuweisen hat, wenn es die Armee ununterbrochen mit nothwendigen wie mit nützlichen Gegenständen versieht (in den drei letzten Monaten von 1863 beispielsweise mit 1030 Tonnen frischen Proviant's 700,000 Francs an Werth, in den drei Wochen vom 25. Mai bis 15. Juni 1864 mit 40 verschiedenen Gegenständen, unter ihnen 36,335 Paar Strümpfen, 396,305 Briefcouverts, bis zu 1310 Faß Pickles), wenn es Sanitätsinspektoren zu den Truppen und in die Lazarethe schickte, welche einen Bericht nach 200 Fragen abzufassen hatten, und wenn es alle diese Aufgaben durch freiwillige Kräfte mit nur 200 Beamten löste, und endlich — wenn es in einem für freiwillige Krankenpflege noch nie dagewesenen Grade sich auf das Wirksamste auch am Dienste auf dem Schlachtfelde betheiligte. Aber diese That war die großartige — aber auch nothwendige Selbsthülfe eines Landes ohne stehendes Heer und ohne allgemeine Dienstpflicht; 170 Aerzte zählte nur die reguläre Armee, dazu traten 362 freiwillige Hülf's- und Stabsärzte, 3000 Regiments- und Hülf'särzte der freiwilligen Regimenter und 2500 in Kontrakt stehende. Und von welcher Qualität scheinen anfangs diese Aerzte gewesen zu sein! die Sanitätskommissäre, von der Konstriktion befreite, einflußreiche Männer, Aerzte und Geistliche sollten mit den Regimentsärzten in Verbindung treten, um denselben, wie es naiv genug heißt, „ein richtiges Verständniß von der Wichtigkeit ihrer Funktionen beizubringen,“ sie veranlaßten auch zweckmäßige Aushebungs-Instruktionen, „da bei der oberflächlichen Untersuchung der Tausende von Freiwilligen durch nicht hinlänglich erfahrene Chirurgen eine Menge von Individuen in die Armee eingereiht würden, die bald die Hospitäler füllten.“ Die Ergänzung der Armee, die Hygiene und Diätetik, wie es scheint fast die ganze Hospitalpflege und zum guten Theil der Hülf'sdienst auf dem Schlachtfeld selbst wurde von der Sanitätskommission administrirt, so daß der Omnipotenz derselben gegenüber nur zweifelhaft bleiben kann, was die offiziellen Sanitätsbehörden geleistet haben, von der ärztlichen Behandlung der Truppen abgesehen. „Doch offiziell oder nicht offiziell, wenn sich die Armee nur dabei wohl befindet,“ unzweifelhaft wahr, wenn nur nicht eine schlimme Schattenseite den freiwilligen Organisationen ankleben möchte. Am 12. April 1861 begann der Bürgerkrieg in Amerika, das Autorisationsdekret der Sanitätskommission „für Nachforschung und Rathhertheilung im Interesse der Gesundheitspflege bei den Truppen der vereinigten Staaten“ ist von Lincoln aber erst am 15. Juni ertheilt mit dem ausdrücklichen Vorbehalt nur auf so lange, als das Kriegsministerium nicht anderweitig verfügt, „wofern sie es nicht für angezeigt erachtet, sich selbst früher aufzulösen.“ Bis zu ihrer Be-

stätigung nur dauerte es also länger, als der Krieg von 1866 überhaupt gedauert hat, wie viel Zeit, wie Viele Mißgriffe und wie viel Erfahrung mag es demnach gefostet haben, bis sie zu einer größeren segensreichen Wirksamkeit gelangt ist. Vieles, sehr vieles von kleinen Einrichtungen bei den Truppen an bis zum Bau großer Pavillonhospitäler haben wir von ihnen zu lernen, aber jeder kontinentale Staat muß für das Nothwendige in der Sanitätspflege mit seinen Mitteln und seinen Institutionen sorgen, während er für das Nützliche und Wünschenswerthe mit innigstem Danke die Privathülfe in Anspruch nehmen kann. Die barmherzigen Schwestern aus Köln oder Münster wie die Diakonissinnen aus Berlin und Kaiserwerth, der Kapuzinermönch aus dem rheinischen Kloster wie die Brüder aus dem rauhen Hause in Hamburg, sie alle, alle waren bei uns gern gesehen, die den Dienst am Lager der Verwundeten und Kranken treulich mit uns theilten. Besonders herzerwärmend aber wirkt es, wenn nicht Gelübde den Menschen an's Schmerzenslager ziehen, sondern humane Pflichttreue allein und jugendliche Begeisterung; mit Freuden erinnere ich mich, wie nach dem Gefechte von Tobitschau auf dem Marktplatz in Proßnitz ein dem Breslauer Studentenkörper angehöriger ganz junger Mann auf mich losgestürzt kam: „ich möchte ihm doch Gelegenheit schaffen, wo er nützen könne, hat er, er wäre ja zu Allem, zu jeder Dienstleistung bereit, die man von ihm fordern wolle, nur Thätigkeit, Thätigkeit suche er;“ „aber nicht hier in diesem Choleraaneste, mußte ich ihm erwidern, da wäre es Schade um Sie, das fünfte Armeekorps ist nach Ungarisch-Grabisch aufgebrochen, vielleicht daß ihm ein Transport nachfolgt, dem Sie sich anschließen können.“ Nicht minder anerkennend muß aber auch der zahlreichen Geistlichen Erwähnung geschehen, die bei Verwundeten wie bei Cholerakranken mit unermüdlichem Eifer ihre Pflicht erfüllten, und den letzten Trost denen brachten, denen menschliche Hülfe nicht mehr zu bringen war. — —

Der Krieg von 1866 hat eine besondere Bedeutung in der Geschichte des Völkerrechtes dadurch, daß er der erste große Krieg seit der am 22. Juni 1865 abgeschlossenen internationalen Genfer Konvention über die Neutralität des Sanitätendienstes gewesen ist. Oesterreich war ihr nicht beigetreten, sei es wegen der Mitunterschrift Italiens oder der Pedanterie der österreichischen Bürokratie oder auch wegen der Siegeszuversicht der kaiserlichen Hofburg. Auf die preussischer Seite am 23. Juni ergangene Notifikation, in Erwartung der Reciprocität würde diesseits nach den Bestimmungen der Konvention verfahren werden, erfolgte die Antwort des k. k. Oberkommandos am 27. Juni: „daß die Armee Sr. k. k. apost. Majestät ganz selbstverständlich jede mögliche Humanitätserück-

sicht bei jeder Gelegenheit beobachten und walten lassen werde.“ Da sich diese Gelegenheit schon am Tage darauf am 28. Juni fand, so ist es von Interesse zu beobachten, was man in der Armee Sr. k. k. apost. Majestät unter „jeder möglichen Humanitätsrücksicht“ versteht. Nach dem Gefecht von Dwiecim war auf Befehl seines Regimentskommandeurs ein preussischer Arzt in dem Dorfe Plawy zurückgeblieben, um den dort liegenden verwundeten Oesterreichern den ersten ärztlichen Beistand zu leisten. Von den galizischen Bauern daselbst gefangen genommen, wurde er trotz sofortiger Reklamation seines Regimentskommandeurs „als Spion“ nach Krakau transportirt, dort auf die Citadelle gesetzt, von da am 4. Juli über Kaschau, Speries und Pesth nach Wien transportirt, wo er am 10. ankam, um am 12. nach Linz weiter gebracht zu werden; hier wurde er schließlich als unschuldig der Spionage erkannt und dafür nach der Festung Karlstadt in Kroatien dirigirt, wo er bis Ende August blieb, dann nach den Kasematten von Olmütz kam, um im September endlich — nach einer Tour von 300 Meilen in Summa in Oderberg ausgeliefert zu werden. Oesterreich ist am 21. Juli 1866 der Genfer Konvention beigetreten, also bis dahin wäre diese Behandlung als „österreichische Humanitätsrücksicht,“ von da ab als österreichische internationale Vertragstreue zu betrachten. —

Da die österreichischen Aerzte unwillkürlich nach dem Maßstabe der Humanitätsrücksichten, dessen man sich bei ihrer Regierung zu versehen hatte, auch die von anderen Regierungen zu erwartenden beurtheilten, so ist es wohl erklärlich, aber tief zu beklagen, daß einzelne von ihren Verwundeten flohen, ohne die Operationen zu vollenden, welche sie begonnen hatten, ja daß sie einen ganzen, mitten im Walde an gelegener Stelle gelegenen Verbandplatz mit 400 Verwundeten verließen, der erst am vierten Tage nach der Schlacht entdeckt wurde, nachdem viele von diesen Unglücklichen gestorben waren, theils an Folgen ihrer Wunden, theils durch Entbehrung jedweder Nahrung. —

All' dem gegenüber meldete die Wiener medizinische Presse selbst: „In der Schlacht von Königgrätz wurde ein Verbandplatz des österreichischen 10. Armeekorps von den vorrückenden Preußen besetzt, die Bedeckung und das ärztliche Personal flüchtete, nur ein Oberarzt verließ die Verwundeten nicht und fuhr fort zu verbinden. Ein preussischer Stabsoffizier forderte ihm seinen Säbel ab und ermunterte ihn seiner Pflicht weiter nachzukommen. Als der Arzt nach einigen Stunden fertig war, stellte ihm der Offizier sein Pferd und seinen Säbel zurück, händigte ihm ein sehr ehrenvolles Zeugniß ein und einen Paß, um durch die Berpfosten zu seinem Korps zurückzukehren. Ueberdies wurde ihm freigestellt, einige von den Verwundeten mitzunehmen, ein Anerbieten, das er nicht annehmen

konnte, weil der Weg, den er zurückzulegen hatte, für Verwundete zu lang war.

Konnte im Kriege von 1866 die Genfer Konvention im Allgemeinen nur sehr unvollkommen zur Geltung gelangen, so hat doch schon die erste Erfahrung und Beobachtung des großen Krieges die Lückenhaftigkeit vieler ihrer Bestimmungen an den Tag gelegt. An eine internationale Konvention, welche zu Kriegszeiten ihre Wirksamkeit entfalten soll, muß der Anspruch auf Klarheit der Ideen wie auf Bestimmtheit des Ausdrucks noch in höherem Grade, als bei jedem anderen Vertrage gestellt werden. In Kriegszeiten werden die Leidenschaften rege, Eifer gilt als Patriotismus, da führt denn jede Zweideutigkeit leicht zu Kontroversen, Anklage nur zu Gegenanklagen, Verletzung des einen Paragraphen aus Revanche zur Verletzung des anderen, und die Konvention ist zu Nichte. „Die Einzelheiten der Ausführung, heißt es im Art. 8, sollen von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen nach den Anweisungen ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in dieser Konvention ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze angeordnet werden.“ Von diesen Einzelheiten der Ausführung hängt aber der rasche Vollzug d. h. der praktische Werth ab; „von den Oberbefehlshabern“ doch wohl gemeinschaftlich und gleichlautend, sonst findet ja keine Gegenseitigkeit statt; zu welcher Zeit? Vor dem Kriege, wann ist das, oder gar erst bei Beginn des Krieges, und wo? Doch wohl dann in beiden Hauptquartieren und in diesen Abgesandte, Unterhändler, Spione! — Gesezt, dies hätte im Kriege von 1866 so ausgeführt werden sollen, wäre der ganze Krieg nicht früher zu Ende gewesen, bevor die Vereinbarung erfolgt, die Befehle an die Truppenkommandeure und Aerzte ertheilt worden wären? Während die Konvention offenbar als ihren höchsten Zweck das Wohl der Verwundeten verfolgt, erscheinen die Mittel zu diesem Zweck nicht überall glücklich gewählt. Es ist zu viel versprochen und mehr als man halten kann, „daß die Landbewohner, welche Verwundete aufnehmen, mit Truppeneinquartierung, sowie mit einem Theil der etwa auferlegten Kriegskontribution verschont werden sollen.“ Da nach einer großen Schlacht in den umliegenden Dörfern und kleinen Städten Verwundete in den meisten Häusern liegen, so müßten die Gesunden unter allen Witterungsverhältnissen obdachlos bleiben; man wird also nicht Wert halten können, Mißtrauen erzeugen und Reklamationen hervorrufen, richtiger wird es daher sein, von vornherein einen Schwerverwundeten für 5 Mann Einquartierung anzusehen, die Bewohner erhalten dadurch eine Art von sicherem Anspruch, die Möglichkeit der Kontrolle und fassen Vertrauen. Das ungleich Wichtigste aber ist die Bestimmung über die Neutralität des Heil-

personals. Im letzten Kriege waren 15,000 feindliche Verwundete in unsere Hand gerathen, während wir mit der Besorgung unserer eigenen Verwundeten nach dem blutigen 7tägigen Kampfe vollauf beschäftigt waren. Eine erhebliche Anzahl österreichischer Aerzte wurde mit den Verwundeten gefangen, doch sie verweigerten zum Theil den Kranken dienst bei ihren eigenen Kranken zu übernehmen, „weil sie nach der Genfer Konvention als neutrale Personen sofort entlassen werden müßten.“ Es heißt in der Konvention (Art. 3): „Die Sanitätspersonen können selbst nach der feindlichen Besitznahme fortfahren, in den von ihnen bedienten leichten und Hauptfeldlazarethen ihrem Amte obzuliegen oder sich zurückzuziehen, um sich den Truppen anzuschließen, zu denen sie gehören.“ Sieht man auf den Zweck der Konvention, „die Linderung des Looses der im Felddienst verwundeten Soldaten,“ so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Aerzte ihre Verwundeten nicht früher verlassen sollten, bis sie dieselben gut versorgt wissen und in ausreichender ärztlicher Behandlung sehen; berücksichtigt man aber den Wortlaut allein, so giebt er den gefangenen Aerzten allerdings das Recht, nach Beendigung der ersten Hülfsleistungen vor einem zufällig anlangenden preussischen Arzte ihr Compliment zu machen und um sicheres Geleit zu ihren Vorposten zu bitten, ihre Tausende von Verwundeten aber unserer Pflege zu überlassen. In einem besonders unglücklichen Kriege, in welchem der eine Theil immer heftige Niederlagen erleidet, könnte es sich dann schließlich ereignen, daß auf der einen Seite die große Mehrzahl aller Verwundeten, ihre Aerzte aber auf der anderen Seite sich befinden, Folge der Unklarheit des Ausdrucks: „Neutralität der Aerzte.“ Der völkerrechtliche Begriff der Neutralität ist: „Fortbestand aller Rechte des Friedens mit Parteilosigkeit und ohne Feindseligkeit gegen die Kriegführenden“ und zu den Bedingungen jeder Neutralität gehört: „die Unterlassung jeder Begünstigung eines kriegführenden Theils und die Nichtgestattung von Befugnissen, wodurch das Angriffs- oder Vertheidigungssystem verstärkt werden würde;“ dies gilt für die Neutralität der Staaten wie für die einzelner Personen. Neutralität des Heilpersonals heißt daher zunächst Fortbestand aller seiner Rechte mit Parteilosigkeit unter Feinden wie unter Freunden, heißt weiter, Gleichstellung und gleiche Behandlung des feindlichen Sanitätspersonals mit dem unsrigen, mit einem Worte, provisorische Aufnahme desselben in unseren eigenen Sanitätsverband mit völlig gleichen Rechten und Pflichten. Dies liegt in dem Wesen der Neutralität, die beliebige Freiheit der Rückkehr aber an und für sich noch nicht. Gegen eine solche wird hin und wieder das militärische Interesse des Feindes, viel häufiger aber das Interesse der

eigenen Verwundeten sprechen; diese werden oft der Hülfe ihrer Aerzte bedürfen, zu denen sie überdies, weil sie ihre eigenen Aerzte sind und in ihrer Sprache mit ihnen sprechen können, ein doppeltes Vertrauen haben. Gegen willkürliche Zurückhaltung über das Bedürfniß hinaus aber ist die Zahlung des Gehaltes und der Kompetenzen des Amtes seitens der feindlichen Armee ein sehr guter Schutz: außeretatmäßige Zahlungen an Aerzte und an fremde Aerzte werden den Militäradministrationen wohl der meisten Länder einen solchen Schauer einflößen, daß die fremden Aerzte eher einmal zu früh, als zu spät entlassen werden dürften. — Ein guter Keim liegt in der Bestimmung des Art. 4 in Verbindung mit Art. 6: „die Verbindplätze und Depots nebst dem sie leitenden Personal genießen einer unbedingten Neutralität,“ und „bei der Rückkehr bleibt das leichte Feldlazareth im Besitze seines Materials;“ aus der vagen Allgemeinheit dieser Vorschriften müßte vor Allem der konkrete wichtige Schluß gezogen werden: die Krankenwagen auf den Verbindplätzen und in den Feldlazarethen sollen mit den Verwundeten, welche sie mit sich führen, vom Feinde nicht in Besitz genommen, sondern sobald es der Gang des Gefechtes erlaubt, unter Sicherheitswache den feindlichen Vorposten zugeführt werden. Für alle Armeen ist das Interesse ein gleich großes, ihre Krankenwagen möglichst nahe dem Gefechte aufzustellen, es ist schon oben nachgewiesen, wie nur dadurch sich ein regelmäßiger Transportdienst für die Verwundeten herstellen läßt; wird nun noch durch die obige feste Bestimmung die Gefahr beseitigt, daß zahlreiche Krankenwagen einen ungünstigen Einfluß bei einem etwaigen Rückzuge ausüben können, so dürfte damit das letzte Bedenken gegen diese für die Verwundeten so segensreiche Einrichtung fallen; dann erhalten die Aerzte die bestimmte Instruktion, im Falle eines übereilten, zumal nächtlichen Rückzuges mit ihren Krankenwagen einen vor der Fluth des Rückstromes möglichst gesicherten Ort aufzusuchen, unter Neutralitätsflagge den Feind ruhig abzuwarten, um unter seinem sicheren Geleite späterhin die Rückkehr zu den eigenen Vorposten zu bewerkstelligen.

Als wir vor Olmütz lagen und noch die Möglichkeit der Verwandlung der Observation zu einer Belagerung besprochen wurde, dachte ich oft daran, wie wenig brauchbare feste Grundsätze die Genfer Konvention grade für den naturgemäßen inhumansten aller Kriege, für den Belagerungskrieg, festgestellt hat. Daß bei einem stationären Kriege, in welchem auch die Gesamtverhältnisse (Truppenstärke, Verpflegung) beiderseits meist auf längere Zeit stationär zu bleiben pflegen, in welchem deren Kenntniß aber für den anderen Theil von größter Wichtigkeit ist, es nicht dem Belieben jeder gefangenen Sanitätsperson überlassen werden kann, sich zurückzuziehen,

um den eigenen Vorpösten wieder zugeführt zu werden, ist selbstverständlich. Die Person des Arztes soll neutral sein, aber daß sein Herz und seine Zunge neutral werden soll, kann man unmöglich erwarten. Während diese wie andere der vorhandenen Bestimmungen zu einer aktuellen Wirksamkeit schwerlich kommen werden, hätte die besondere Eigenthümlichkeit dieses Krieges, der durch den Schutz noch erschwert werden wird, welchen die weißrothe Fahne allen Häusern geben soll, auf denen sie flaggt, auch besondere Berücksichtigung verlangt. Schon früher wurde, trotzdem die Einnahme einer Festung auch durch Hunger beabsichtigt war, dennoch aus Menschlichkeitsrücksichten die Herauslassung eines großen Theiles der Civilbevölkerung gestattet, und für das grade in einer Festung so sehr traurige Loos der Verwundeten hat die Konvention Alles, Alles von dem jedesmaligen Einverständnis beider Parteien abhängig gemacht, d. h. davon, wovon es immer abhängig war und wozu es keiner internationalen Konvention, keiner Verpflichtung jedes einzelnen Staates gegen Alle bedurfte.

Als eine „doktrinaire Illusion“ wollen heut schon alte Praktiker die ganze Genfer Konvention bezeichnen. Soll die junge Theorie über die alte traurige Praxis siegen, so muß sie allerdings, den Bedürfnissen des Krieges sich anschmiegend, ausführbare, feste Maximen heiligen. Der Ausbau der Genfer Konvention ist für Preußen insbesondere eine alte Ehrenschild, denn Friedrich der Große war es, der in einem Traktat mit Frankreich vom 7. September 1759 die Neutralität des Sanitätsdienstes im weitesten Umfange proklamirt hat. Artikel 27 dieses Traktats besagt: „Die Kranken wie die Verwundeten auf beiden Seiten sollen nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern sicher in den Hospitälern bleiben, wo es jeder der kriegführenden und Hilfsmächte verstatet sein soll, ihnen eine Schutzwache zu lassen, welche wie die Kranken mit Pässen der Generale zurückgeschickt werden soll, je nach der größeren Bequemlichkeit und örtlichen Gelegenheit auf dem kürzesten Wege, ohne daß man sie belästigen oder verfolgen darf. Dasselbe soll gelten für die Kriegskommissare, Feldgeistliche, Aerzte, Apotheker und andere für den Krankendienst bestimmte Personen, die nicht zu Gefangenen gemacht und in gleicher Weise wieder zurückgeschickt werden sollen.“

An des Genfer Bürger Henri Dunant's edles Werk, Folge seines *souvenir de Solferino*, knüpft sich aber auch die Hoffnung eines internationalen Kriegesrechtes überhaupt, das über das dürftige Gewohnheitsrecht hinausreicht, das man mit dem stolzen Namen Völkerrecht belegt. Wie kurze Zeit ist doch erst seit den Kongressen der Friedensfreunde dahingeschwunden, und wie viel Blut ist schon seitdem geflossen; im Va-

terlande Eihu Vurrit's selbst ist der blutigste Bürgerkrieg ausgefochten worden, dessen die Geschichte gedenkt, und weit, weit sind wir von dem Ziele, daß Republiken wie Monarchien die bewaffnete Selbsthülfe aufgeben und einen Richter auf Erden anerkennen. Vielleicht daß nach der Vollen- dung natürlicherer Staatenbildungen auf nationalen Grund- lagen in den Völkern ein neues Bewußtsein der Solidarität erwacht! Bis dahin wird noch viel Blut fließen und darum gilt es dem Kriege — ohne ihm die Raschheit der Entscheidung zu nehmen — den Stempel eines civilisirteren Jahrhunderts aufzuprägen. Daß dies Bemühen kein vergebliches ist, zeigt die Geschichte des Krieges, welche nicht nur von der Vervollkommnung der Waffen und der Verbesserung der Taktik zu erzählen weiß, sondern zum Glück für die Menschheit auch von der Ver- besserung des Kriegsbegriffes und der Beschränkung des per- sönlichen aktiven Kriegesstandes. So unschuldig die Waffen und die Kämpfe des Alterthums waren, um so viel schlimmer war doch der Krieg; in Wahrheit ein Vernichtungskrieg, ein bellum omnium contra omnes, war damals jeder Feind rechtlos, Niedermehlung der waffenfähigen Männer, Verkauf von Weibern und Kindern als Sklaven, Zerstörung der Städte, ja der Tempel, war Kriegsrecht. „Der Besiegte gehört mit Allem, was er hat, den Siegern,“ ist die knappe Formel, in der Aristoteles das Kriegsrecht des klassischen Alterthums zusammenfaßt, und omnium maxime sua esse credebant, quae ex hostibus cepissent, war nach Gajus die ursprüngliche Anschauung der Römer, wie sie ja auch noch heut bei den arabischen Nomadenstämmen in voller Geltung ist. Kein Wunder denn, daß die Dreihundert von Thermoplä sämtlich Fami- lienväter waren, daß Väter und Gatten überhaupt die tapfersten Kämpfer des Alterthums gewesen; wenn aber die neuere Zeit in ihren Schlachten wahrlich keinen geringeren Heroismus aufzuweisen hat, als jene mit dem Strahlenglanz der Jahrtausende geschmückten, vielbesungenen und viel- bewunderten Kämpfe, so ist dies der größte Triumph der Staats- idee über die individuellen Interessen, welche jetzt nicht mehr im Staate aufgehen. Mögen denn endlich auch die Rechte und Pflichten der Bevölkerung gegenüber der feindlichen Armee durch internationale Verträge sicher gestellt und der Krieg, der heut nur ein Zweikampf der Staaten und nicht mehr sein darf, als sol- cher in allen seinen Konsequenzen erfasst werden. Dann wird er um einige Jammerscenen wieder ärmer werden, — es bleiben ihrer aber noch genug. Der Staat kämpfe gegen den Staat, eine Nation gegen die andere, Friede aber walte über Haus und Hof, wie über Heerd und Altar.

Dr. Samuel.

Die Erhebung Siciliens im Jahre 1860. *)

In keinem Lande Europas trat die Contrerevolution, welche den Volkserhebungen von 1848 und 1849 folgte, mit solcher Heftigkeit und solchem blinden, selbstmörderischen Haffe auf als in Sicilien. Das Volk war dort freilich in jenen Jahren auch bis zum Aeußersten vorgegangen; das sicilianische Parlament hatte die bourbonische Dynastie auf's Feierlichste der Krone Siciliens für verlustig erklärt, und dieselbe nach manchen Schwankungen einem Prinzen des Hauses Savoyen angetragen. Aber ehe dieser nur daran denken konnte, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten, brachen die Hoffnungen der italienischen Patrioten im Norden und Süden zusammen. Mit der Erstürmung Messinas, dessen Citabelle die Neapolitaner niemals verloren hatten, war freilich nur der Anfang der Unterwerfung Siciliens gemacht (September 1848). Aber es war doch der Anfang des Endes der sicilianischen Freiheit und Unabhängigkeit. Denn wenn auch nach der Eroberung jener Stadt, in Folge der Einmischung der Westmächte, die Feindseligkeiten gegen die übrige Insel eingestellt wurden, so lähmte doch die erlittene Niederlage den Muth der weniger Standhaften; im Parlamente traten bald Zerwürfnisse hervor, die Ministerien wechselten rasch auf einander. Dazu kam, daß die gegenseitige Eifersucht der Westmächte eine kräftige Intervention des Auslandes unmöglich machte. England war freilich diplomatisch stark engagirt, und was noch mehr galt in den Augen des Volks, einzelne seiner Flottenofficiere waren den sicilianischen Insurgenten bei der Anlage der Fortificationen von Messina, wie mir Augenzeugen berichtet haben, behülflich gewesen. Doch ließ es Sicilien im Stiche. Frankreich fürchtete, ein selbständiges Sicilien möchte doch nichts Anderes als eine Beute Englands werden, und sein Präsident, der selbst einmal lüstern nach der Krone der Insel ausgeschaut hatte, blieb den Einflüsterungen König Ferdinand's II. von Neapel, welcher schon den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Drouin de Lhuys, für diese Auffassung gewonnen hatte, nicht unzugänglich.

Vermittlungsversuche zwischen Neapel und Sicilien, welche nichtsdestoweniger von den Westmächten versucht wurden, waren erfolglos. Noch fühlten sich die Sicilianer zu stark, um sich den Bourbonen auf Gnade

*) S. Reuchlin: Geschichte Italiens. Guiseppe La Farina: Storia della Rivoluzione Siciliana 1848—49. Isidoro La Lumia: La restaurazione Borbonica e la rivoluzione del 1860. Palermo 1860. Rüstow, der italienische Krieg. Bb. 2.

und Ungnade auszuliefern. Denn das wußten die Einsichtigeren wohl, daß jeder Vergleich mit diesen nichts Anderes bedeute; weil sie nie noch so feierlich gegebene Versprechungen gehalten hatten. Einmüthig war man für die Wiederaufnahme des Kriegs. Aber die neapolitanische Flotte beherrschte die See, und die sicilische Landmacht war der gegnerischen nicht nur an Zahl unterlegen, sondern kaum nothdürftig organisiert und bewaffnet. Ein fremder General führte sie. So konnte das Ende des Feldzugs, welchen General Filangieri am 29. März 1849 von Messina aus antrat, nicht zweifelhaft sein. Die Sicilianer verloren rasch hinter einander die überaus feste Stellung von Taormina und die reiche Stadt Catania. Doch hier konnten am Charfreitage (6. April) nur die neapolitanischen Schweizerregimenter die Blutarbeit vollenden. Darauf zerstreute sich das sicilische Heer. Einzelne seiner Trümmer zogen plündernd auf Palermo zu, wurden von den Nationalgarden der Städte des Inneren deshalb angegriffen und zusammengeschossen. Das Parlament, welches an der Nationalgarde der Hauptstadt schon längst keine zuverlässige Stütze mehr gehabt hatte, mußte sich jetzt auf Verhandlungen mit dem abgesetzten Könige einlassen. Das Ministerium wurde nicht nur gewechselt, sondern bald war in Palermo die Stimmung eine derartige, daß es für den Präsidenten der Unabhängigkeitsregierung, den edlen Greis Ruggiero Settimo, nur die Wahl gab, entweder mit Hülfe der Reste des regulären Heeres die Nationalgarde Palermos niederzuwerfen und sich dann im Verzweiflungskampfe auf die neapolitanische Armee zu stürzen, oder sein Amt niederzulegen und die Insel zu verlassen. Der Abscheu, welchen der Patriot gegen das Vergießen von Bürgerblut empfand, bestimmte seinen Entschluß. Er flüchtete nach Malta. Mit ihm verließen Alle die Insel, welche edler Herkunft auch zur Aristokratie der Gesinnung und des Geistes gehörten. Wer kennt nicht die Namen Lanza-Butera, Cordova, Amari, Torrearza, Carini, Stabile, Natoli, La Farina u. A., welche nach Malta, Frankreich und Piemont flüchteten, und von den entgegengesetztesten Punkten aus für die Sache ihres Vaterlandes als Staatsmänner, Militärs und Schriftsteller gewirkt haben?

Der König Ferdinand II. hatte dem französischen Bevollmächtigten an seinem Hofe folgende Zugeständnisse für Sicilien versprochen: 1) Sicilien soll eine Verfassung haben und eine von der neapolitanischen getrennte Verwaltung. Für die gemeinsamen Ausgaben des Reichs, für Flotte und Heer, soll die Insel 6,000,000 Gulden jährlich beisteuern. 2) Der Kronprinz oder ein anderes Mitglied der königlichen Familie, oder in Ermangelung dieses eine ausgezeichnete Persönlichkeit wird die Insel als Vizekönig regieren. 3) In Palermo darf sich eine Nationalgarde bilden; ein

Gesetz wird hierüber bestimmen. 4) Die in Calabrien, bei einem Einfall dorthin gefangenen Sicilianer werden bis auf die Anführer, welche für eine bestimmte Zeit die Insel zu verlassen haben, begnadigt. 5) Allgemeine Amnestie mit Ausschluß der Häupter und Anstifter der Revolution. (Früher hatte man 44 Personen als solche namentlich aufgeführt, la Farina II. 228.) 6) Anerkennung der von der revolutionären Regierung contrahirten Staatsschulden. Ein Abgesandter des französischen Admirals Daubin, der die Vermittelung übernommen hatte, brachte dieselben mit nach Palermo. Aber nur um zu zeigen, was den Sicilianern nicht gehalten worden ist, sind sie hier verzeichnet worden. Denn weder die Nationalschulb ist anerkannt worden, noch ist eine Verfassung erteilt, noch ist der Erbprinz, welchen Filangieri in einer Proclamation „einen seltenen Engel und kostbarsten Edelstein der Krone“ nannte, als Vicelkönig auf die Insel gekommen. Die drückendsten Steuern wurden auferlegt, die Separatschulb, für die Sicilien allein die Zinsen ausbringen sollte, auf 40,000,000 Gulden festgestellt. Sieben Jahre lang blieb das Standrecht auf der Insel in Kraft. Alle Waffen mußten bei Strafe sofortiger Begnadigung zu Pulver und Blei ausgeliefert werden. Von einer Nationalgarde in Palermo war nicht mehr die Rede. Obwohl die Auswanderung massenhaft geworden war, konnten die Militärgerichte doch kein Ende ihrer Blutarbeit finden. „Es verging kein Tag,“ so schildert der namhafte Historiker und Archivdirektor von Palermo, Isidoro La Lumia, die Zeit nach dem Einzuge Filangieri's, „an welchem nicht in Palermo die Kugeln der Soldaten die Brust eines Sicilianers durchbohrt hätten. Heitere Musik begleitete die Gewehrsalven. Unter den Schlachtopfern zählte man Personen von erprobter Ehrenhaftigkeit, welche die gesammte öffentliche Meinung von den Vergehungen freisprach, um deretwillen sie erschossen wurden. Ein Todtenhof vor der Stadt, welcher die Leichen der Hingerichteten aufzunehmen bestimmt war, füllte sich gar bald und man mußte ihn verlassen. In den Provinzialhauptstädten der Insel wiederholten sich die gleichen standrechtlichen Hinrichtungen mehrere Jahre hindurch, und als dieselben zu Ende zu gehen schienen, schätzte man ihre Opfer auf 2000 Menschen.“ Außer den Erschossenen küßte noch eine große Anzahl Unglücklicher ihre Liebe zum Vaterlande in den schauerhaftesten Gefängnissen der Citabelle von Messina oder in den Verbrecherbagni der Inseln Ustica, Favignana und Maretimo. Denn die ganze Regierung der Insel schien keinen anderen Zweck zu haben, als sie von allen Elementen zu reinigen, welche von dem Gifte der Revolution insicirt erschienen. Darum war denn auch die Seele derselben — der Polizeidirektor. Bei den Anstellungen zu den verschiedenen Aemtern in der Administration, der Justiz und

dem Zollwesen entschied nicht die Fähigkeit des Bewerbers, sondern dessen politische Verdienste; der unverschämteste Nepotismus trat nur der Gesinnungstüchtigkeit ergänzend zur Seite. Alte und neue Spione, politische Ueberläufer und Verräther erhielten die einträglichsten Stellen, deren Erträge noch weit über die erlaubten Grenzen um so gewisser gesteigert wurden, je mehr man sich durch seine guten Dienste und seine exemplarische Frömmigkeit gegen jede strenge Untersuchung geschützt wußte. „Er ist ein Dieb, aber ein guter Christ,“ damit motivirte Ferdinand II. einmal die Vergnabigung eines Subjekts, der es selbst seinem Vorgesetzten doch zu arg getrieben hatte. Kurz, jedes Amt wurde ganz seiner Würde entkleidet; es war zu einer Einnahmequelle, einer Pfründe herabgesunken.

Wie es in der Natur eines Regierungssystems begründet ist, welches sich allein auf die materielle Gewalt stützt, und dessen Trägern jeder Funke einer Ueberzeugung von seiner sittlichen Berechtigung selbst abhanden gekommen ist, so erlaubten sich die Beamten dieselben schändlichen Eingriffe in das Familienleben ihrer Untergebenen, welche die Dynastie schon lange in das gesammte Volksleben sich zu gestatten gewohnt war. Sie hatte die Kirche und ihre Institutionen seit den Zeiten des Cardinal Ruffo lediglich als Mittel zur Erhaltung ihrer Willkürherrschaft benutzt; jede freie Regung des Geistes durch die Jesuiten und die Polizei niedergehalten; allen Glauben an eine sittliche Zusammengehörigkeit von Regierenden und Regierten durch Wortbruch und Treulosigkeit bis auf den letzten Ueberrest vernichtet. Jetzt brandschatzten nun die Beamten einer solchen Dynastie in ihrem eigenen Interesse weiter und selbst die geheiligtesten Bande des Familienlebens wurden nicht mehr von ihnen geschont. Namentlich in den Städten des Inneren der Insel, die sich theilweise durch eine sehr lebhafteste Bethheiligung an der Revolution hervorgethan hatten, erlaubte sich die Polizei die schändlichsten Gewaltthaten. Hatte ein patriotischer Sicilianer, so erzählte mir ein mit den Verhältnissen der Insel wohlbekannter Gutsbesitzer aus Mazara, eine schöne Frau, welche die Begierden eines Polizisten oder eines bourbonisch gesinnten Vornehmen reizte, so ließ man denselben bei Nacht und Nebel überfallen und wegen irgend eines erdichteten politischen Vergehens in ein den Angehörigen desselben unbekanntes Gefängniß werfen. Dann wurde der Frau vorgespiegelt, sie werde ihren Mann nimmer wieder sehen; nur durch ein Opfer ihrer Ehre könne sie denselben von dem Tode retten. Wenn die Scham nicht gar Manchen Stillschweigen auferlegte, würden nicht wenige derartige Fälle an die Oeffentlichkeit gekommen sein, fügte mein Gewährsmann hinzu. Daß er nicht die Unwahrheit gesagt hat, beweist die Uebereinstimmung seines Berichts mit den Andeutungen einer ganz unverfänglichen

Quelle. Der Leibarzt des Prinzen Georg von Sachsen, Dr. Carus, hat die Reise dieses Prinzen durch Sicilien in einem allerdings herzlich schlechten Buche beschrieben. Aber wie uns derselbe die Art und Weise schildert, mit der manche Sicilianerinnen die Verwertung des Prinzen und seines Gefolges für ihre verfolgten oder verurtheilten Väter, Gatten oder Brüder zu gewinnen hofften, bleibt kein Zweifel übrig, daß wenn jene deutschen Herren das Unglück dieser Armen hätten mißbrauchen wollen, ihnen Nichts leichter hätte werden können. Bei dem niederen Volke haben die Mönche und Pfaffen den Frauen ihrer Gutspächter gegenüber sich gar häufig ähnlichen Mißbrauches schuldig gemacht, nur daß dieser sogar stillschweigend stipulirt war! —

Die Zustände, welche König Ferdinand durch den General Filangieri auf der Insel hatte schaffen lassen, mußten nun alle edleren Elemente der Bevölkerung fortwährend zu neuen Insurrektionsversuchen aufstacheln. Der gemeine Mann fühlte den Druck, der auf ihm lastete, bei der jahrhundertlangen Gewöhnung an ähnliche Zustände natürlich nicht in dem Maße als die gebildeteren Klassen. Da die meisten Steuern indirekte waren, empfand das niedere Volk die Steuerlast nicht so sehr, als wenn es seine Abgaben in baarem Gelde hätte aufbringen sollen. Dazu kam, daß Handel und Gewerbe bei den bedeutend gesteigerten Schwefel- und Weinpreisen sich lebhaft entwickelten; daß man sich auf den Straßen, zu deren Ausbau bedeutende Summen verausgabt wurden, der größten Sicherheit erfreute. Trotzdem daß die revolutionäre Partei also keineswegs auf den Beistand des großen Haufens bei ihren Unternehmungen rechnen konnte, daß die Insel fast ganz waffenlos war, forderten die allgemeinen staatlichen Verhältnisse, der unerträgliche Polizeidruck, die Erinnerung an die Justizmorde den Stolz und die Rachsucht der heißblütigen Insulaner heraus. Schon am 27. Januar 1850 versuchten einige junge Männer die Stadt Palermo zu einer neuen Erhebung mit fortzureißen. Die Polizei hatte schon längst Kunde von dem beabsichtigten Aufstande gehabt. Sie ließ denselben ruhig zum Ausbruche kommen und zerstreute dann mit leichter Mühe die wenigen Tollkühnen, welche auf dem Altmarkt der Stadt (Fiera vecchia) wenige Schüsse mit Legionen von Soldaten und Polizisten wechselten. Noch an dem Abend desselben Tages verhaftete man auf gut Glück sechs Bürger Palermos und stellte sie vor ein Kriegsgericht, obwohl sie keineswegs mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren. Der jüngste von ihnen war Niccolò Garzilli, der vor zwei Jahren, noch nicht zwanzigjährig, ein Buch über die philosophischen Ideen Gioberti's geschrieben hatte. Als man ihn vor das Kriegsgericht stellte, sprach er: „Verurtheilt mich zum Tode! Ihr könnt es; Ihr wollt es. Aber das Recht kann ich

Euch nicht zugestehn, mich auszufragen.“ Er wurde mit den fünf andern Schlachtopfern durch die Straßen der Stadt geschleppt, welche wie ausgestorben in Grabesstille verharrten, und erschossen. Seine Schwester wurde vor Schmerz wahnsinnig und starb einen Monat darauf. Sein Vater dagegen, ein königlich neapolitanischer Officier, ging am Tage nach der Hinrichtung seines Sohnes durch die Straßen der Stadt, als wäre Nichts geschehen!

Die weitere Untersuchung wegen dieses Aufstandes übergab man einem Spezialgerichtshofe, zu dessen Beisitzern zuverlässige Leute ausgewählt worden waren. Unter den dreißig Angeklagten befanden sich Schuldige und Unschuldige. Als sie aber zum Verhör geführt wurden, protestirten sie sämmtlich gegen die Protokolle der Voruntersuchung, die gefälscht seien und Geständnisse enthielten, welche ihnen nur durch Torturen abgepreßt seien. Sie hatten in unterirdischen Gefängnissen gelegen, man hatte ihnen den Schlaf geraubt und sie gefoltert. Sie zeigten den Richtern die frischen Wunden und ihre mit Blut unterlaufenen Beulen. Zu ihrer Vertheidigung erhob sich ein altersgrauer Advokat Emmanuel Ballia und rief aus: „Mit Recht verwünschen wir die Torturen, welche in Zeiten angewendet wurden, die wir die barbarischen nennen. Aber damals war die Tortur wenigstens in den Gesetzen begründet und trug nicht wie heute das Gepräge der Willkür. Damals wurde sie nach bestimmten Regeln und festen Normen gehandhabt; sie hatte ihr Gesetzbuch. Ein trauriges Gesetzbuch fürwahr! Aber immerhin doch ein solches, das sie der Willkür des niedrigsten Henkernechtes entzog. In der That, jene Zeiten sind noch zu beneiden im Vergleiche mit unseren Tagen!“ — Fast sämmtliche Angeklagte wurden auf die Galeeren geschickt oder in die Eisen geworfen. Auch drei der Richter, welche sich als nicht ganz zuverlässig erwiesen hatten, wurden bestraft. — Trotzdem daß dieser Aufstandsversuch so gründlich fehlgeschlagen war und die Gefinnungslosigkeit des großen Haufens sich in anbefohlenen und mit mehr oder weniger sanften Zwangsmitteln zusammengebrachten Localitätsadressen ausdrückte, brachen am 15. Mai 1861 schon wieder neue Unruhen in der Umgebung Palermos aus. Mazzini hatte seine Verbindungen bis hierher ausgedehnt; es wurden Geldmittel gesammelt, man unterhielt Briefwechsel mit den verschiedenen revolutionären Comitès des Festlandes. Ein neuer Gerichtshof, zu dessen Mitgliedern man die feilsten Subjekte aller Tribunale der Insel ausgesucht hatte, erhielt vollauf zu thun. Er verurtheilte verschiedene Angeklagte. Aber der höchste Appellhof der Insel hob diese Entscheidung wieder auf, da Rechtswidrigkeiten bei dem Verfahren vorgekommen waren und den Beschuldigten Nichts bewiesen werden konnte. Nichts destoweniger

ließ der Polizeipräsident Maniscalco die Freigesprochenen noch lange Zeit in ihren Kerker seufzen.

Diese beiden Aufstandsversuche waren gleichsam die letzten Schläge des großen Gewitters, das sich in den Jahren 1848 und 1849 über der Insel entladen hatte, oder um in einem anderen Bilde zu reden, welches für Sicilien näher liegt, es waren die letzten Detonationen der großen revolutionären Eruption, welche in jenen Jahren die Insel von einem Ende zum anderen erschüttert hatte. Nachdem auch sie verhallt waren, trat eine Ruhepause ein. Aber es war nur die Stille, welche einem neuen Sturm vorhergeht. Wenn der Aetna eben in einer Eruption thätig gewesen ist, scheint er ein ausgestorbener Vulkan. Kaum ein Rauchwölkchen steigt aus dem Krater empor. Aber es ist noch wenig Zeit verstrichen, und der „Berg“ fängt von Neuem an zu arbeiten. Immer größer werden die Dampfsäulen, die seinem Inneren entströmen. Sind ungefähr zehn Jahre seit der letzten Eruption vorüber, dann wissen die Aetnabewohner, daß demnächst der Boden in neuen Zuckungen erbeben wird, und sie pflegen sich nicht leicht zu verrechnen. Man vernimmt dumpfes Rollen und Grollen in den Schlünden des Berges, immer dichter wirbelt die Rauchsäule auf, zuweilen zur Nachtzeit von Flammenschein geröthet. Dann tritt ein dumpfes Schweigen ein. Alle Bewegungen stocken; der dräuende Lärm ist verhallt. Aber urplötzlich erbebt die Erde, daß Fenster und Thüren der erschütterten Wohnungen erklimren und aufspringen und leicht errichtete Gebäude einstürzen, wenn nicht gar die Stöße so stark gewesen sind, daß Alles zusammenstürzt. Haben die Einwohner sich vom ersten Schrecken erholt, dann bringt gar bald die Kunde an ihr Ohr, daß sich irgendwo am Berge ein neuer Krater gebildet habe und die Lava mächtig ausströme. Diejenigen ausgenommen, welche der Eruption am Nächsten sitzen, überlassen sich dann Alle der gewohnten Ruhe und Sorglosigkeit. Sie wissen, daß für sie die Gefahr vorüber ist, nachdem der Berg sich Luft geschafft hat. Bald wird sie ja auch ganz schwinden, wenn sich die brennenden und cylobirenden Stoffe erschöpft haben.

Einen ganz ähnlichen Verlauf haben in Sicilien fast alle Revolutionen genommen, welche in ungezählter Zahl seit dem Mittelalter diese Insel heimsuchten. Bald breiteten sie sich über die ganze Insel aus, bald erfüllten sie nur einzelne Städte mit Mord und Brand und Zerstörung. Und weil keine Regierung da war, die nur den Willen und die Erkenntniß gehabt hätte,⁶ die Stoffe aus dem Staatsleben auszuschneiden, die sie immer von Neuem wieder in Brand setzten, so schienen allmählich alle festen Grundlagen, auf denen der Staat ruht, abhanden-gekommen zu sein und jene gewaltigen Zuckungen mit einer Art Naturnothwendigkeit

sich immer wieder in bestimmten Zwischenräumen zu wiederholen. Aber ein Volk besitzt nicht die Unererschöpflichkeit des Erdballs. Alle seine besseren Elemente müssen nach und nach sich aufzehren, wenn ihm nicht von Außen neue zugeführt werden, und die Grundlagen seiner Existenz nicht von Neuem von starken und gesunden Händen tiefer gelegt werden.

Eine spätere Geschichtschreibung wird die Verdienste, welche sich Piemont um Süditalien erworben hat, noch deutlicher in's Licht zu stellen wissen, als wir dieses vermögen. Doch das können wir schon jetzt sagen, hätte nicht Oberitalien Sicilien die Hand gereicht, es würde nimmer wieder erstanden sein. Ja selbst wenn es ihm gelungen wäre, sich seiner äußeren Feinde zu erwehren und das neapolitanische Joch mit eigenen Mitteln abzuschütteln, es unterliegt nach den Erfahrungen von 1848 und 49 keinem Zweifel, daß damit nur der geringere Theil der Schwierigkeiten gehoben gewesen wäre. Die Gluthen des Hasses, die bisher gegen Außen emporloderten, wären gewiß zu einem inneren Brande zusammengeschlagen.

Dieses begriffen die Einsichtigeren der sicilischen Exilirten auch vollkommen. Sie veränderten daher ihr politisches Programm mit jener Hochherzigkeit, die den rechten Patrioten kennzeichnet. Die Umstände kamen ihnen dabei entgegen. Die Sicilianer haben Grund auf die Geschichte ihrer Insel und deren Schönheit stolz zu sein. Sind sie doch im Wesentlichen nicht schuld an den unglücklichen Geschehnissen derselben, sondern vielmehr die ihr benachbarten größeren Reiche. Und welch' herrliche Blüthen hat nicht doch die Insel an Allem gereift, was sonst den Schmutz und die Zierde eines Volkslebens bildet! Immer wieder ist aus den Ruinen neues Leben kräftig erblüht. Und zu diesem berechtigten Stolze, den der Sicilianer empfindet, kommt noch der des Insulaners, der in seinem Lande eine Welt für sich erblickt.

So kam es, daß die besten Patrioten Siciliens in ihren Hoffnungen und Wünschen sich ein beschränktes Ziel gesteckt hatten, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Insel. Im Anfange dieses Jahrhunderts hatten sie dieselbe, scheinbar wenigstens, zugleich mit einer freien Verfassung erungen, jener nachgebildet, die auch auf einer Insel entstanden war, welche einst fast gleichzeitig mit Sicilien die Normannen sich erworben hatten. Aber Selbständigkeit und Verfassung gingen bald wieder verloren. Doch mit rührender Anhänglichkeit hingen die besten Söhne Siciliens an Beidem. Noch in seinem Testamente setzte der Fürst von Castelmovo, der eines freiwilligen Hungertodes starb, eine Summe von 100,000 Gulden für den aus, welcher Sicilien die Verfassung von 1812 wieder verschaffe! Diese Generation war noch nicht ganz ausgestorben. Aber andere, jüngere Männer nahmen ihnen die Arbeit ab, um sie zu einem besseren Ende zu

führen. Sie waren ursprünglich aus ihrer Schule hervorgegangen und von gleichen Idealen erfüllt gewesen. Aber leichter lösten sie sich von ihnen los, als ihnen höhere Ziele winkten.

Unter den Männern, welche zur Klärung und Weiterentwicklung der politischen Ueberzeugungen der Sicilianer wesentlich beigetragen haben, ragen vor Allen die beiden Historiker Giuseppe La Farina und Michele Amari hervor. Der Eine wie der Andere haben an den Revolutionen von 1848 und 1860 lebhaften Antheil genommen und einen großen Theil ihres Lebens im Exil verbracht. La Farina aus Messina ist mehr Geschichtsschreiber, Amari aus Palermo mehr Geschichtsforscher. Der Erste ist geschickter die geschichtlichen Resultate der Forschungen und des politischen Nachdenkens Anderer zu verarbeiten und zu verbreiten, den Zweiten hat die Liebe zur vaterländischen Geschichte nicht vor dem Wagniß zurückbeben lassen, als heimatloser, nur nothdürftig unterstützter Flüchtling die arabische Sprache in Paris gründlich zu erlernen, um eine treffliche Geschichte der Araberherrschaft in Sicilien zu verfassen.

Nichts ist nun interessanter als die Wandlung der politischen Ansichten dieser Männer zu verfolgen; Amari hat uns in den Vorreden seiner Werke hierüber für sich und seine Mitstrebenden die klarsten und unverblümtesten Nachrichten gegeben.

Vor den dreißiger Jahren waren die Schlagwörter der sicilianischen Patrioten: Unabhängigkeit der Insel und die Constitution von 1812. Dann begannen die Gedanken von einer Einheit Italiens die Köpfe der jungen Leute zu erfüllen. Der gelehrte und scharfsinnige Domenico Scinà wußte sich so wenig in dieselben zu finden, daß er von einer „italischen Hysterie“ mit Beziehung auf sie reden zu müssen glaubte. (*Vespro Siciliano* Prefazione ed. 1852, S. 10.) Aber die Einheit Italiens dachte man sich zunächst nur in einem Bundesstaat verwirklicht. „Italien, unser gemeinsames Vaterland,“ so schreibt Amari in dem Vorwort zur sicilianischen Verfassungsgeschichte von Palmieri am 15. März 1848, „nimmt allmählich die politische Gestalt an, die ich seit dem Jahre 1846, dem ersten Stadium seiner Wiedergeburt, für nothwendig hielt; es wird ein Bund constitutioneller Staaten.“ Aber um einen Bundesstaat zu bilden, mußten die einzelnen Staaten constitutionell regiert werden. Das geschah eben nicht und konnte nicht geschehen. Also entweder mußte man auf die Einheit verzichten oder auf die Existenz der Einzelstaaten. Die Wahl fiel für die Exilirten nicht schwer. Die sicilianischen Patrioten La Farina, Natoli, Torrearsa, Amari, d'Onnes u. s. w. haben nicht nur unter Cavour's Leitung in Piemont zur Befestigung einer nationalen Politik erheblich beigetragen, sondern auch nach allen Seiten hin in Unteritalien für dieselbe Propaganda ge-

macht. War doch La Farina Präsident des unitarisch gesinnten italienischen Nationalvereins! Diese Männer sahen, daß es kein freies Italien geben könne ohne eine straffe Einheit desselben; daß die einzelnen von Revolution und Willkürherrschaft unterwühlten Staaten sich nicht aus sich selbst, sondern nur durch Anschluß an ein gesundes, wenn auch kleines Staatswesen regeneriren könnten. Die Zeit hat ihnen recht gegeben und damit ist jede Diskussion über andere Anschläge, die Einheit des Landes zu begründen, hinfällig geworden.

Wie aber in Italien im Frühjahr alle Knospen schneller treiben und die Blüthen sich rascher erschließen als diesseits der Alpen, so flogen auch neue Gedanken und Ueberzeugungen dort schneller als bei uns von einer Grenze des Reichs bis zur anderen. Gewaltfamer und tyrannischer pflegen sie dort aufzutreten und keinen anderen Gott neben sich zu dulden. Ein großer Staatsmann vermag dort den Strom der öffentlichen Meinung leichter zu leiten als bei uns. Sich ihm dauernd entgegen zu stellen, nachdem einmal die unnatürlichen Schranken hinweggeräumt sind, ist jetzt noch viel mehr eine Unmöglichkeit als es in den fünfziger Jahren war, wo man doch noch immer gegen den unfaßbaren Geist einer mit jugendlicher Kraft aufstrebenden literarischen und politischen Richtung allerlei recht handgreifliche Mittel anwenden konnte. Da das italienische Volk noch in einem naiveren Verhältnisse zu den Productionen seiner Literatur steht als wir, da sein größter Dichter von dem edelsten nationalen Geiste erfüllt ist, so drangen die neuen nationalen Ideen mit einer ganz anderen Schnelligkeit durch, als dieses bei uns der Fall sein kann. Dazu ist nicht zu vergessen, daß die schlechteste Regierung eines deutschen Kleinstaats immer noch besser war, als die beste italienische, wenn wir Toscana ausnehmen.

Doch ehe die Erlösungstunde für Sicilien schlagen sollte, mußten noch Manche es büßen, dieselbe allzu hastig als schon herangekommen begrüßt zu haben. Der Krimkrieg, der für die ganze Wendung der Geschichte Italiens von ungeheurer Bedeutung war, entzündete auch in Sicilien ein eifrigeres politisches Streben. In demselben Maße, als man die Freundschaft Piemonts mit den Seemächten — und nur diese imponiren dem Insulaner — wachsen sah, erkaltete das Verhältniß zu Neapel. Daß man sich in Turin mit großen, weit aussehenden Plänen trug, wußten die Eingeweihten, zu denen nicht wenige Sicilianer gehörten. Die mazzinistische Partei ließ auch nicht ab, das glimmende Feuer immer von Neuem anzublafen, um den Haß, diese furchtbarste Leidenschaft des Italieners, nicht erlöschen zu lassen. Dazu kam, daß die Regierung Nichts that, ihre Vergangenheit vergessen zu machen. — Filangieri war freilich

abberufen worden. Aber nicht weil er zu arg auf der Insel gehaust hatte, sondern weil er ein zu warmer Fürsprecher für sie bei dem König Ferdinand geworden zu sein schien. Die Intriguen der ultramontanen Hofcamarilla stürzten den kalten, berechnenden Absolutisten, der doch nicht verleugnen konnte, daß er ein Sohn jenes philosophischen Menschenbeglückers sei, dessen Nichte uns Goethe so reizend geschildert hat. Persönlich konnte Filangieri mit seinen in Sicilien gemachten Erwerbungen zufrieden sein. Er war Herzog von Taormina geworden und hatte vom Könige auf Kosten Siciliens ein Majorat geschenkt bekommen, das einen Geldwerth von 400,000 Gulden repräsentirte. Sein Nachfolger war ein Sicilianer, ein alter Mann, Pietro Ruffo Fürst von Castelcicala. Er war aber nur eine Drahtpuppe, welche nach den Fäden tanzte, die ein anderer Sicilianer als Conseil-Minister Siciliens in Neapel in seiner Hand vereinigte. Dieses war der Minister Cassisi aus Melazzo. Wenn man die gesegneten Gefilde dieser Stadt durchwandert, auf denen die griechische Schiffersage die Kinderheerden des Helios weiden läßt, dann kann man an den in's Unendliche sich dehrenden Weinsfeldern erkennen, daß auch dieser Mann nicht umsonst regiert hat. Denn ihm gehört ein großer Theil jener Fluoren, welche Kaiser Friedrich II. in einen großen Park verwandelt hatte und die dann später der Johanniterorden und die Regierung besaßen, bis sie Cassisi sich erwarb. Und neben dem Vicekönige war der unentbehrliche Polizeichef Maniscalco nach wie vor der eigentliche Regent der Insel. So wurde denn nicht nur Nichts besser auf ihr, seitdem Filangieri entfernt worden war, sondern Alles verschlimmerte sich. Nach fünfjähriger Pause züngelte wieder eine leichte Flamme aus dem Bluthheerde hervor. Aber sie brach schnell in sich zusammen.

Denn der Aufstand, welcher im November 1866 ausbrach, wurde durch den übergroßen Eifer eines seiner Führer schon im Beginne vernichtet. Ein wohlhabender Gutsbesitzer, Francesco Ventivegna aus Corleone, erhob in der Albaneser Colonie Mezzojuso, die sich auch jetzt noch durch eine unruhige, wilde und kriegslustige Bevölkerung auszeichnete, die Fahne des Aufstands. Auch in Cefalu und Termini, bedeutenden Städten an der Nordküste der Insel, entstanden Unruhen; die Hauptstadt selbst war in großer Aufregung. Doch es fehlten überall die Mittel zu einem nachhaltigen Widerstande gegen die bewaffnete Macht. Nach einem unbedeutenden Gefechte mußte Ventivegna nach der Südküste fliehen, von der er nach Malta zu entkommen hoffte. Ein Jugendfreund von ihm bot ihm ein einsames Landhaus zum Versteck an, aber nur um ihn der Polizei desto sicherer auszuliefern zu können. Das geschah denn auch und der Verräther erhielt vom Könige von Neapel, der ihn in einer Spezial-

audienz empfing, einen Orden und die Ernennung zum Intendanturrathe in Palermo!

Nachdem man sich Ventivegna's bemächtigt hatte, begann die Untersuchung gegen die Rebellen. Der Spezialgerichtshof erklärte sich auf Verreiben Maniscalco's für incompetent in dieser Angelegenheit und überwies dieselbe an die Militärbehörde. Die Vertheidiger Ventivegna's erhoben hiergegen eine Einsprache bei dem höchsten Landesgerichte. Als dieses eben schlüssig werden wollte, kam ihm die Nachricht, daß der Quästionirte nicht mehr unter den Lebenden weile. Der Kriegsrath hatte ihn kurzerhand erschießen lassen. Mit gleicher Strafe büßte Salvatore Spinuzza aus Cefalu sein kühnes Wagen. Doch ihnen war wohl, daß sie durch ein schnelles Ende den Qualen entrückt waren, welche manchen ihrer Freunde erwarteten. Denn diese wurden gefoltert und um ihren Schmerzensschrei nicht allzu weithin erschallen zu lassen, steckte man ihre Köpfe in jene „Haube des Schweigens,“ in welcher der Unterliefer durch eine Schraube fest an den Oberliefer gepreßt wurde. Einige dieser Unglücklichen wurden noch durch einen merkwürdigen Zwischenfall von dem Tode gerettet. Die Tochter des Castellcommandanten zu Palermo sah eines Tages aus dem Fenster ihres Zimmers eine Anzahl dieser Gefangenen über den Hof in das Verhörzimmer führen. Unter ihnen erkannte sie auch einen jungen Mann, der sich, noch nicht lange war es her, um ihre Liebe bemüht hatte. Der dem Tod verfallene Geliebte warf ihr die letzten Grüße zu. Außer sich vor Entsetzen stürzt sich das Mädchen ihrem Vater, dem Präsidenten des Kriegsgerichts, zu Füßen und läßt ihn nicht eher, bis er ihr versprochen hat, den Theuren wenigstens nicht zum Tode zu verurtheilen. Er wurde in der That mit einigen Anderen zu einigen Jahren Eisengefängniß begnadigt.

Nachdem auch dieser Versuch fehlgeschlagen war, blieb den Patrioten nur übrig auf eine ihnen günstigere Constellation der äußeren politischen Verhältnisse zu warten. Ihre Hoffnungen waren freilich nicht groß. Doch der Haß gegen die Regierung wurde nicht schwächer. Alle Schichten der Bevölkerung, den Adel und die Geistlichkeit mit eingeschlossen, theilten denselben. Diese beiden „Stützen des Throns“ empörte man noch dadurch, daß der König, welcher dem Papst vor kurzem eine Zufluchtsstätte gewährt hatte, sich den unersättlichen Anforderungen der Curie gegenüber so schwach bewies, daß er derselben jetzt Rechte opferte, welche bisher alle Könige von Ruggiero an auf's Eifrigste gegen die Päpste vertheidigt hatten. In Sicilien nämlich war der König der ständige Legat des Papstes. Ohne seine Einwilligung durfte keine päpstliche Bulle verkündet werden. Er hatte das Recht, eine Menge kirchlicher Dispense zu erteilen, die sonst

für den Papst reservirt sind. Bezeichnend nannte man den Complex dieser Rechte *la monarchia di Sicilia*, weil der König durch sie eben so unbefchränkter Herrscher über die Insel in geistlichen Dingen sei, als in den weltlichen Angelegenheiten. Indem Ferdinand diese seine Königsrechte zu Gunsten der päpstlichen Allgewalt aufgab, hoffte er sich die Gnade Gottes und die Unterstützung der Kirche und des Jesuitenordens in ganz besonderem Grade zu erwerben. Aber niemals ist eine verkehrtere Rechnung gemacht worden. Denn wenn auch Pius IX. die besten Absichten gegen seinen Gastfreund hegte, so bedurfte doch dieser zu ihrer Ausführung der sicilianischen Geistlichkeit. War die letztere nun auch in ihren Spigen theilweise wenigstens königlich gesinnt, so blieben doch die großen Schaaren der niederen Geistlichkeit und der Mönche, deren gemüthliches und keineswegs streng kanonisches Leben man von Rom aus schon zu stören begehren hatte, der Landessache so vollkommen zugethan, daß die Verschwörer Klöster zu ihren Zusammenkunftsorten und Waffenniederlagen benutzen konnten, und sich später, wie schon 1674 in Messina, aus denselben ganze Compagnien von Soldaten bildeten.

Bei der allgemeinen Erbitterung, welche so in Sicilien herrschte, sollte man erwarten, daß zur Zeit des oberitalischen Krieges und der Volkserhebungen in Toscana und den Staaten der Emilia auch in Sicilien gleichzeitig neue Aufstände ausgebrochen wären. Aber es geschah Nichts, wenn man einige Demonstrationen abrechnet, durch welche man in Palermo und in Messina seine Sympathien für die nationale Sache auf das Unzweideutigste aussprach. Diese passive Haltung der Insel ist jedoch leicht zu begreifen. Die Patrioten Oberitaliens, und unter ihnen also auch die sicilianischen Flüchtlinge, waren durch die großen Ereignisse, welche sich im Norden der Halbinsel vollzogen, so sehr in Anspruch genommen, daß sie dem Süden augenblicklich keine Beihülfe zu leisten im Stande waren, selbst wenn sie gewollt hätten. Der Theil der Bevölkerung, welcher vor Allem Ruhe und stillen Genuß der Güter dieses Lebens liebt, — und banaussische, trägt conservative Gesinnung ist in Italien verbreiteter, als man bei all den Revolutionen glauben sollte —, hoffte auf den jungen König Francesco II. Denn Ferdinand war nicht mehr. In dem stolzen Königsschlosse zu Caserta, das der erste seines Stammes gegründet hatte, hatte er den letzten Athemzug verhaucht, nachdem noch die Nachrichten von den ersten Erfolgen der nationalen Bewegung in Oberitalien an sein Ohr geschlagen waren. Die Italiener lieben es, ihn mit einem Worte auf den Lippen sterben zu lassen, das dem gleichfalls sagenhaften letzten Ausrufe Julian's des Abtrünnigen nachgebildet ist. Thatsache ist nur die, daß der König sich vor seinem Tode lange allein mit seinem

Sohn unterredete und diesem über sein Leben hinaus politischen Rath gab. Als das praktische Resultat dieser Besprechung ist die Ernennung Filangieri's zum Premierminister des jungen Königs anzusehen.

War diese allerdings keine Bürgschaft für liberale und nationale Neigungen des jungen Königs, so hoffte doch ein großer Theil des Volks nur Gutes von ihm, als er am 23. Mai 1860 den Thron bestieg. Seine Mutter war ja die Tante Viktor Emanuel's gewesen, die von ihrem Gemahl, dem verhaßten Könige Bomba, auch viel zu leiden gehabt haben sollte. Schon darum war sie und mit ihr der Sohn Gegenstand der Volkverehrung. Ihre strenge, bigotte Frömmigkeit hatte sie den Gläubigen noch verehrungswerther gemacht. Die Dornenkrone der frühverblichenen Dulderin und der Strahlenglanz der von Volk und Papst heilig Gesprochenen machte sie Vielen werth und theuer. Das Volk wußte auch — 1860 wenigstens war es in Sicilien kein Geheimniß — daß der junge Fürst mit seiner Allen verhaßten, geizigen und herrschsüchtigen Stiefmutter nicht im besten Einvernehmen lebe; daß zwischen der jungen, lebenslustigen Königin und dem altspanischen Hofceremoniell schon arge Collisionen statt gehabt hatten. Der König, auch das freilich wußte man, war zwar weder geistig noch körperlich gut veranlagt, seine Erziehung hatte ausschließlich in den Händen von Pfaffen und absolutistisch gesinnten Militärs gelegen, er hatte kein anderes Land als sein Geburtsland gesehen. Nichts destoweniger hoffte man auf ihn; ja Manche hofften gerade deswegen auf ihn. Ihm, so sagte man, fehlen die Mittel seines Vaters den Absolutismus aufrecht zu erhalten; er muß in freiere Bahnen umlenken, wenn er nicht Thron und Reich verlieren will. Aber auch diese Rechnung war falsch. Nur zu oft läuft der Strom der Geschichte gegen das dem gemeinen Verstande Faßbare und Wahrscheinliche dahin. In der That das Unvernünftige geschah. Man machte der öffentlichen Meinung nicht die geringsten Concessionen und zu gleicher Zeit beraubte man sich der einzigen Mittel, um der Halsstarrigkeit den nöthigen Nachhalt zu geben. Mit Filangieri war eine Art aufgeklärten Absolutismus an die Stelle des kirchlich legitimistischen an's Ruder gekommen. Wollte man aber einmal noch absolutistisch regieren, dann war es nothwendig, sich auf die Partei zu stützen, welche immerhin von beiden Schattirungen der reaktionären Partei noch am Meisten Anhang im Lande hatte und die meiste Energie besaß. Das aber war die clericale Partei, während Filangieri eigentlich Niemanden hinter sich hatte. Selbst im Heere waren die wichtigsten Stellen mit Anhängern der Clericalen besetzt. Bei einer solchen Lage der Dinge nahmen nun die Intriguen zwischen der Partei der Königinmutter und der neuen Regierung kein Ende; bis in die nächste Nähe des Königs war

dessen Umgebung in zwei Parteien gespalten; von denen die eine nach dem Urtheile der Menge sogar darauf ausging, entweder den jungen König zur Abdankung zu bewegen oder doch dem ältesten Sohne der Oesterreicherin, der Tochter des Erzherzogs Karl, die Krone Siciliens zu verschaffen. Vielleicht, daß gerade Ferdinand II. mit Rücksicht auf diese Verhältnisse seinem Sohne gerathen hatte, Filangieri zu seinem ersten Minister zu nehmen.

Fast noch schlimmer als der Zwiespalt in den regierenden Kreisen war eine militärische Maßregel, welche die neue Regierung ergriff. Sie löste die Schweizerregimenter auf, die Sicilien der Krone wieder erobert und den einzig zuverlässigen, tapferen Theil der neapolitanischen Armee gebildet hatten. Man dachte dem Nationalgefühl der Italiener damit eine Concession zu machen, und in der That waren die Regimenter in der Armee selbst nicht beliebt. Die Trunksucht der meisten Schweizer machte dieselben allen Italienern verächtlich, und doch mußten sie wiederum vor ihrer Tapferkeit, die sie vor Allem bei dem Sturme auf Catania 1849 bewiesen hatten, Respekt haben. Sie allein opferten ihr Leben für den Kriegsherrn, während die Italiener das ihre salvirten, freilich mit der Motivirung, wer denn dann die Krone retten solle, wenn sie bleiben würden. Im Volke selbst war der Eindruck der Auflösung der Schweizerregimenter, deren Soldaten größtentheils den neapolitanischen Bataillonen eingereiht wurden, ein bedeutender. Die Leute, welche den Grafen Cavour für Alles verantwortlich zu machen pflegten, was die Macht Neapels untergraben hat, schoben auch diese verkehrte Maßregel einem von ihm ausgehenden Rathe zu; ja er sollte dieselbe durch Vesticung herbeigeführt haben. Dem einfachen Volksverstande war sie auch so unfasßbar, daß man weiter fabelte, die junge Königin habe eine große Anzahl Bayern aus ihrer Heimath mitgebracht, welche an die Stelle der Schweizer treten sollten. Bald war der Schimpfname „Svizzero“ in den eines „Bavarese“ umgewandelt. —

Wenn einmal ein Geschichtschreiber der Zukunft die Adressen durchblättern sollte, welche die sicilischen Communalbehörden zur Feier der Thronbesteigung Francesco's II. erließen, so wird er aus dem hyperlopalen Phrasenschwall die Wahrheit nicht herauslesen können, daß es in der That in Sicilien viele Leute gab, welche Gutes von dem jungen Könige hofften und ihm darum auch wirklich Gutes wünschten. Aber die Kreise, in denen diese Stimmungen verbreitet waren, sind auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Italien viel weniger einflußreich als in Deutschland. Sie haben auch ein viel geringeres Recht dazu, ein Wort mit zu sprechen. Außerdem that die Regierung nicht das Geringste, den

guten Dispositionen entgegen zu kommen. Der allgemein verhaßte Maniscalco blieb an der Spitze der allmächtigen Polizei. Die Aussichten auf eine Umwandlung des absolutistischen Systems in ein constitutionelles verloren alle Anhaltspunkte. So gelangte die Aktionspartei gar bald wieder zu vollständiger Alleinherrschaft und in Palermo nahmen die Volksdemonstrationen einen immer prononcirteren Charakter an. Man ließ Viktor Emanuel auf den Straßen hochleben, illuminirte nach dem Bekanntwerden der großen Siege in Oberitalien. Als Maniscalco eines Abends auf der Straße erschien, wurde er solenn ausgepiffen. Man muß selbst einmal in Italien ein solches Mißtrauensconcert angehört haben, um die Wuth begreiflich zu finden, in welche dasselbe einen an unbedingten Gehorsam gewöhnten Polizisten versetzen kann.

Mit der größten Ruhe schreiten eine Anzahl Leute durch die Straßen; es herrscht lautlose Stille, vielleicht nur unterbrochen von dem Gemimmel der unzähligen Glocken und Glöckchen, die Ave Maria läuten. Denn den Anbruch der Nacht liebt man namentlich zu derartigen Demonstrationen. Einige halbzerlumpte Jungen, die sich pffiffig lächelnd anschauen, huschen vorüber. Auf einmal dringt ein schrillender Pffif aus irgend einer Ecke hervor und sofort fallen alle Stimmen unisono mit solcher Gewalt ein, daß man glauben sollte, eine ganze Armee von Lokomotiven rüste sich zur Abfahrt. Der Polizist oder die sonst gefeierte Person wendet sich, um einen Thäter zu erkennen, da die vor ihm herschreitenden Personen dahingehen, als geschähe Nichts. Indeß kaum hat er den Rücken gedreht, so bricht hinter ihm ein wo möglich noch ärgerer Spektakel los. Er läuft auf eine Person zu, die ihm gepffifen zu haben scheint. Aber aalglatt ist sie in eine Seitenstraße oder in einen Thorweg der palastartigen Häuser gemischt. Den Nachstürmenden begleitet der lärmende Haufe; schaarenweise umgeben ihn die von allen Seiten herzuweilenden, zerlumpten Gamins. Da kommt endlich eine Polizeipatrouille, und im Nu ist die ganze Gesellschaft zerstoßen, man weiß kaum wie und noch weniger wohin. Unschuldige Zuschauer oder Nachbarn, welche nicht eilig genug die Fenster geschlossen hatten, werden dann in der Regel eine Beute der Polizei. Die Beweglichkeit und Behendigkeit, das sichere Auge und die Herrschaft, welche jeder Italiener über sein Wienenspiel hat, machen derartige Volksdemonstrationen für die Polizei fast unbefiegbar. — Maniscalco glaubte die ihm angethane Schmach nicht ernst genug nehmen zu können. Er stattete einen Rapport darüber nach Neapel ab, der die Stimmung der Insel als eine sehr bedenkliche schilderte, dann aber wieder auseinandersetzte, der eigentlichen Räbelsführer der Bewegung seien doch nur sehr wenige. Wenn man den Städten ein wenig mehr Freiheit in ihrer Selbstverwaltung ge-

statte, für pünktlichere Justiz Sorge, und Straßen und Wasserleitungen in besseren Stand setze, sonst aber mit unnachsichtiger Strenge gegen die Unruhestifter vorzugehen fortfahre, werde sich der drohende Sturm wieder zertheilen oder leicht abschlagen lassen. Der Chef der Polizei konnte das bisherige System nicht desavouiren.

Für dieses Mal schien die Weissagung des Polizeimannes sich doch zu bewahrheiten, da man am 11. Oktober 1859 gar leicht einen Aufruhr niederwarf, welchen einige unbesonnene Leute in der Umgebung Palermos anzustiften versucht hatten. Es war eine jener tollkühnen Unternehmungen, welche weder sittlich zu rechtfertigen noch vom politischen Standpunkte aus zu billigen sind. Aber dem Hass, den man gegen die Regierung empfand, schien kein Mittel zu schlecht, durch das derselbe in immer weitere Kreise getragen und ingrimmiger gemacht werden könnte. Und dazu trug auch dieses Mal wieder die Regierung ihr gutes Theil bei. Für die entflohenen Gatten und Söhne der Betheiligten verhaftete man deren Mütter, Schwestern und Frauen, und dieselben mußten alle die Ungebühr erleiden, die rohe Calabresen und Abruzzensöhne zu begehen fähig und lüstern sind. Um einzelnen Gefangenen Ausagen abzupressen, wendete man ganz neue, bisher unerhörte Torturen an. In Messina sollten einige an den Qualen gestorben sein, die der Polizeiinspektor Toscano über sie verhängt hatte. Als der Criminalgerichtshof eine Untersuchung gegen denselben anzustrengen wagte, berief Maniscalco ihn zu sich nach Palermo, wo er Gehülfe der berüchtigten Folterknechte Carreca und Pentillo wurde.

Der Eifer und der Blutdurst der gesammten Polizei steigerte sich aber in den letzten Monaten des Jahres aufs Aeußerste, als ihr Herr und Meister am 29. November beim Betreten des Doms von Palermo durch den Dolchstich eines Mannes aus dem niederen Volke leicht verwundet wurde. Obwohl der Muehlmörder am hellen Tage durch mehrere belebte Straßen lief, hielt ihn Niemand auf und er blieb unentdeckt. Am Tage darauf wurde Palermo in den Belagerungszustand erklärt und die Gefängnisse füllten sich mit neuen Opfern, die wiederum größtentheils unschuldig waren. —

Hätte es nach solchen Vorgängen noch der Anregung von Außen bedurft, um eine neue allgemeine Conflagration herbeizuführen? Nach Allem, was man bisher in Sicilien erlebt hatte, schien es derselben nicht zu bedürfen, was den Willen der Sicilianer betraf. Aber die Mittel fehlten doch allzu sehr, um bei halbwegs ruhigen Menschen derselben irgend einen günstigen Erfolg zu versprechen. Doch jetzt gestalteten sich ja auch die Aussichten auf eine auswärtige Unterstützung ganz anders. Italien ging einer Neugestaltung durch die erfolgten Annexionen von Toscana und den

Staaten der Aemilia entgegen. War man hier trotz des Friedens von Zürich nicht gewaltsam gegen die vollbrachten Thatfachen eingeschritten, so ließ sich hoffen, man werde auch Sicilien, so bald sich dasselbe seines Joches entledigt haben werde, dasselbe nicht wieder aufzwingen. Nöthigenfalls werde auch Piemont dieses nicht dulden, wenn gleich von ihm direkte Hülfe bei einem Aufstandsversuche nicht zu erwarten sei. Daher wurde beschlossen, die Vertreibung der Bourbonen mit eigenen Mitteln zu versuchen, zugleich aber auch, nicht wie früher für die Aufrichtung eines selbständigen sicilischen Reiches sich zu erheben, sondern den Anschluß an das einheitliche Italien als das Ziel aller Bemühungen auf die Fahnen zu schreiben. Schon im Januar 1860 wurden Proclamationen in Sicilien verbreitet, die zu einem solchen Aufstande aufforderten. Die Menge der vornehmen, nur höchst oberflächlich gebildeten Müßiggänger, welche in den großen Städten Italiens die fast ständigen Besucher der Stasseehäuser oder besonderer casini dei nobili, und eine jeder Regierung höchst gefährliche Bevölkerungsklasse bilden, veranstalteten in den Theatern und an öffentlichen Orten Demonstrationen. Man warf tricolore Blumensträuße und versteckte unter dem Namen des bekannten Componisten Verdi die Evvivas, welche man dem Vittorio Emmanuele Re D'Italia darbrachte.

An und für sich waren diese Demonstrationen höchst ungefährlicher Art. Aber seinen Zweck erreichte man doch vollkommen mit ihnen. Man reizte die Polizei und verleitete sie zu Gewaltthaten, die in den Augen des gebildeten Europas in keinem Verhältnisse zu den verübten Vergehungen standen. Denn in der Regel denkt man nicht daran, daß man Jemanden auch durch Stechnadelstiche bis zum Aeußersten treiben kann.

Aber für dieses Mal beschränkte man sich nicht allein auf diese kleintlichen Kunstgebungen seines Hasses. Es wurde Geld gesammelt, es bildeten sich verschiedene Kerne in der allgemeinen Verschwörung, welche unter einander in Verbindung traten und auch mit den oberitalischen Patrioten und den sicilischen Flüchtlingen correspondirten. Im Februar 1860 erschien eine Schrift, in welcher die Beschwerden Siciliens in Folge der letzten Mißregierung den Völkern Europas auseinander gesetzt wurden und die Wiederherstellung der Constitution von 1848 von der Regierung verlangt wurde.

Auch gegen alle diese bedrohlicheren Vorboten eines herannahenden Sturmes hatte die Regierung keine anderen Mittel zu verwenden, als die, welche sich schon längst als ungenügend, ja als geradezu den Zustand noch verschlimmernd herausgestellt hatten: Verschärfung aller Polizeimaßregeln, noch vollständigere Entwaffnung des Landes. Selbst die Vorstellungen,

welche die Gesandten der Westmächte mit Hinweis auf die gänzlich veränderte Situation Italiens und die daraus für die bourbonische Krone erwachsenden Gefahren machten, änderten Nichts an den Regierungsmaßnahmen. Der Hof war vollständig mit Blindheit geschlagen.

Wenn nicht noch näher liegende Beispiele traurigster Verblendung aus der letzten Zeit uns zu Gebote ständen, könnte man versucht sein, diese Verkennung aller Zeit- und Machtverhältnisse, welche die neapolitanische Krone in jenen Tagen dem Untergang entgegengeführt hat, für das schlagendste Exempel zu dem bekannten Satze über die, welche die Götter verderben wollen, zu halten. Obwohl König Ferdinand II. von den neapolitanischen Soldaten zu sagen pflegte, man möge mit ihnen anfangen, was man wolle, sie würden doch immer davon laufen, setzte man sein ganzes Vertrauen auf die bewaffnete Macht und löste die Fremdenregimenter auf. Obgleich man am Hofe recht gut wußte, daß in ganz Sicilien Niemand für die Bourbonen gutwillig Etwas zu wagen bereit sei, wohl aber Unzählige voll des bittersten Hasses gegen sie seien, — das hatte Maniscalco selbst nach Neapel berichtet, — so intriguirte die Königinmutter in der nächsten Umgebung des Königs gegen ihren Stieffohn, um wo möglich für ihren rechten Sohn die sicilische Krone zu erwerben. Obwohl Oesterreich nieder geschmettert zu Boden lag, der Papst sich seiner eigenen Feinde nicht erwehren konnte, und Rußland mit sich selbst vollauf zu thun hatte, Frankreich und England dagegen durch die Nichtbefolgung ihrer Rathschläge gekränkt worden waren, ja schon längere Jahre jetzt geeinigt, sich Neapel feindselig bewiesen hatten, hoffte man auf auswärtige Hülfe, wenn man der Aufständischen und des mit ihnen verbündeten Italiens nicht Herr zu werden im Stande sein sollte. Bedenkt man Alles dieses, so werden Viele von dem Staunen befreit werden, das sie bei den glänzenden Erfolgen Garibaldi's überkam. Es mag paradox klingen, aber es scheint der Wahrheit in der That näher zu liegen, wenn man eher die Widerstandskraft bewundert, welche der weder durch moralische noch politische Bande zusammengehaltene und seit Jahrhunderten gänzlich unterwühlte neapolitanische Staat bloß durch die Kraft der Trägheit dem Stoß von Außen immerhin entgegensetzte, als die Jedermann eher in die Augen fallende, glänzende Erscheinung, welche jener Monarchie den Todesstoß versetzt hat. Wer nur den neapolitanischen Staat genauer kannte und die erforderliche Bildung besaß, um derartige geschichtliche Prozesse überblicken zu können, versicherte im Jahre 1860, der Kampf, der jetzt ausgefochten werde, sei der letzte gegen die Bourbonen in Sicilien; ihr Reich werde, nachdem der künstlich gestützte Bau in's Wanken gekommen sei, unfehlbar in sich selbst zusammenbrechen, Garibaldi möge jetzt siegen oder

fallen. Und doch war es, auf dem Festlande wenigstens, zu guter Letzt fast noch um alle Erfolge geschehen, wenn nicht die Piemontesen rasch und entschieden eingegriffen hätten. So wenig vermag ein von den besten nationalen Elementen geleiteter revolutionärer Ansturm gegen die Mittel eines in sich selbst zusammenbrechenden alten Staates! Das wenigstens kann man als eine unumstößliche Thatsache annehmen, daß all' der glühende Haß, den die Sicilianer gegen ihre Bedrücker empfanden, sie doch nicht stark genug gemacht hatte, dieselben zu vernichten. Wäre Garibaldi nicht zu Hülfe gekommen, auch dieses Mal wäre der Aufstand wieder unterdrückt worden. Hätte Piemont mit seiner organisirten Kraft Garibaldi nicht aufgenommen, die Zuckungen des in sich selbst und an sich selbst zu Grunde gehenden Staates wären doch vielleicht noch stark genug gewesen, diesen seinen nächsten Feind zurückzuschlagen und dann erst in neuen Paroxysmen zu verenden. — Nachdem die Führer des Aufstandes Alles hinlänglich in den ersten Monaten des Jahres 1860 vorbereitet zu haben glaubten, bestimmte man den 4. April zum Tage des Losschlagens für Palermo. Die Stimme eines hochangesehenen Patrioten, des Barons Casimir Pisani, gab den Ausschlag. Derselbe stand zwar nicht an der Spitze der revolutionären Comités, deren Mitglieder überhaupt weber scharf von den übrigen Mitverschworenen abgegrenzt waren, noch auch ein allgemein anerkanntes, Alles dirigirendes Haupt hatten, erfreute sich aber unter den Betheiligten der allgemeinsten persönlichen Hochachtung. Obwohl bisher, wie durch ein Wunder, der Spüreifer der geübtesten Polizisten Nichts entdeckt hatte, als daß von allen Seiten ein neuer Volksaufstand vorbereitet werde, so glaubte doch Pisani den Ausbruch desselben nicht weiter vertagen zu dürfen, da bei der immer größeren Ausbreitung der Verschwörung die Gefahr der Entdeckung doch immer größer wurde. Nur bei dem allgemeinen Hasse der Bevölkerung gegen die Regierung war es möglich gewesen, die Fäden der Unternehmung verborgen zu halten. Und man war gar nicht allzu vorsichtig mit seinen Geheimnissen. Wenn man für einen Ehrenmann hielt, mit dem wurde ziemlich offen Alles verhandelt. Ehe noch Garibaldi in Palermo eingerückt war, zeigte mir ein deutscher Kaufmann in Messina das Local, in welchem sich das Messineser Comité zu versammeln pflegte und vor dem eine ganze Anzahl Schwärmer arglos vorübergingen, als wir uns in unserer Muttersprache ungenirt hierüber unterhielten.

Und doch kam noch in der letzten Stunde das Geheimniß in den Besitz der Polizei. Daß am 4. oder 5. April der Aufstand in Palermo losbrechen werde, mußte sie freilich wissen. Denn am 3. stürmte das Volk fast die Bank von Palermo, um seine Depositen zurückzuziehen. Viele

Familien verließen die Stadt; die zurückbleibenden verproviantirten sich für mehrere Tage, so daß alle Lebensmittel bedeutend in die Höhe gingen. Aber noch kannte Niemand den Ort, wo der Sturm losbrechen sollte, außer den genauer Eingeweihten. Da verrieth am Abend des 3. April ein junger Mönch des Minoritenconvents della Gancia, von Gewissensbissen und Angst getrieben, der Polizei, daß in seinem Kloster sich die Waffenniederlage der Insurgenten befinde. Und in der That verhielt es sich so. In dem nordöstlichen Stadtviertel von Palermo, unweit der Fiera vecchia, welche in allen Volksaufständen Palermos den ersten Mittelpunkt gebildet hat, liegt in einer langen, engen, von vielen hohen palastartigen Häusern eingefassten Straße Alloro der Minoritenconvent della Gancia. Als ächte Söhne Siciliens hatten seine frommen Insassen kein Bedenken getragen, ihr weitläufiges Kloster als Waffendepôt den Insurgenten zur Verfügung zu stellen. Kleinere Vorräthe waren in der Via Scopari und in der Nähe der ehemaligen von Kaiser Friedrich II. so reichbegabten Deutschordenskirche della Magione untergebracht worden. In der Nacht vom 3. auf den 4. April sollten nun die Aufständischen sich einzeln dorthin begeben, um Waffen und Befehle zu empfangen. Als dieselben im Morgengrauen angeschlichen kamen, fanden sie das Quartier von zahlreichen Polizeipatrouillen besetzt. Nur Wenige, darunter der heldenmüthige Führer des Aufstandes selbst, Francesco Riso, hatten sich schon in das Kloster begeben. Noch in der Nacht hatte die Polizei dem Kloster, auf jene Anzeige hin, einen Besuch abgestattet. Aber die Mönche hatten sowohl ihre Gäste, als deren gefährliche Habe allen spähenden Blicken zu entziehen gewußt. Nichts desto weniger kam es am Morgen zwischen den Wenigen, welche sich schon in den Besitz von Waffen gesetzt hatten, und der Polizei zum Kampfe. Die Glocken des Convents und von Santa Maria dei Angioli läuteten Sturm. Man schoß gleich anfangs aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser auf die Polizei. Aber zu einem regulären Straßenkampfe kam es kaum, da die einzelnen Trupps der Revolutionäre von einander abge schnitten waren, und schon darum keine Einheit im Commando herrschte. Schnell herbeigezogene Cavallerie und Artillerie, so wie ganze Infanteriecolonnen erdrückten bald die schwachen Schaaren, die kaum aus 100 Personen bestanden, und trieben dieselben in die Häuser und das Kloster zurück. Nachdem dennoch fast zwei Stunden lang geschossen worden war, sprengten Kanonenkugeln die Thore des Klosters. Bei dem Eintritt in das Kloster empfing die Angreifer noch einmal eine Gewehrsalve, die mehrere von ihnen zu Boden streckte. Dann war der Kampf zu Ende und das Gemetzel begann. Die Mönche, die sich an dem eigentlichen Kampfe nicht betheilig hatten, wurden niedergeschossen, andere gebunden

und mißhandelt. Dann fiel das Kloster der allgemeinen Plünderung anheim, nachdem man sich auch noch einiger der Insurgenten bemächtigt hatte. Aller Kirchenschmuck, die silbernen Altargefäße u. s. w. wurden ein Raub der gläubigen Krieger des gläubigsten Königs. Von hieraus verbreiteten sich dann die bewaffneten Horden in die benachbarten Straßen und plünderten zwei Tage lang die Läden und Magazine der friedlichsten Bürger unter dem Vorwande aus, dieselben hätten Insurgenten versteckt. Aber man fand von diesen überhaupt nur sehr wenige. Bis auf sechs oder sieben an dem Kampfe wirklich Beteiligte entkamen Alle. Einige von den Schützen, welche sich in das Kloster della Gancia geflüchtet hatten, flohen bei dem Eindringen der Soldaten in das Grabgewölbe unter der Kirche. Hier blieben sie eine Zeitlang auf den Ueberresten der längst verbliebenen Klosterbrüder ruhig liegen. Aber bald stellte sich Hunger und Durst bei ihnen ein. Da kletterte einer derselben an der Mauer des Gewölbes in die Höhe und rief aus einem mit Eisenstangen geschlossenen Luftloche, das sich nach der Straße Alloro öffnet, die Vorübergehenden um Hülfe an. Trogdem, daß das Kloster von Soldaten besetzt war, und die Wachen derselben in der Straße auf und ab schritten, gelang es der Geschicklichkeit der Freunde der Unglücklichen, dieselben mehrere Tage lang mit kärglicher Nahrung zu versehen. Auch einige kleine eiserne Instrumente warf man durch jene Oeffnungen in das Gewölbe. Da fuhrn eines Tages zwei Karren mit Apfelsinen, Limonen und Gemüse beladen durch die Straße und der ausrufende Verkäufer bot seine Waare zur Hälfte des Preises an. Aus allen Thüren stürzten Weiber und Kinder hervor und es bildeten sich bald so zahlreiche Volkshäufen um die Wagen, daß diese stille halten mußten. Ganz wie von ungefähr entwickelte sich diese Scene gerade vor jenem Grabgewölbe, so daß den Wachen die Aussicht auf das, was in dessen Nähe geschah, genommen wurde. Denn plötzlich fiel hier ein Stein aus der Mauer und ein Menschenhaupt ragte aus der Oeffnung hervor. Mit Mühe zog man den ganzen Körper durch die schmale Pforte nach. Und abermals erschien ein Antlitz und dann auch noch das dritte. Die drei Gefangenen wurden von ihren Freunden und Verwandten umringt und glücklich mit weg geführt. Unter der großen Menge fand sich kein einziger Verräther. Alle hatten sofort begriffen, um was es sich bei dem billigen Ausverkaufte handelte. *)

Nach dem bisher Erzählten war dieser Aufstandsversuch in der Stadt Palermo selbst als gescheitert zu betrachten. Nicht bessere Erfolge erzielten im Wesentlichen die Insurgenten in der Umgebung der Stadt. Rings um

*) Jetzt hat man die Oeffnung, durch welche die Geretteten schlüpfen, mit Marmor ausgefüllert und, wenn ich nicht sehr irre, mit einer Inschrift versehen.

dieselbe liegen in der schönsten und fruchtbarsten Thalebene Europas, „der Goldmuschel“ (Conca d'oro) Palermos, viele von mehr oder weniger zusammenhängenden Häusergruppen gebildete, volkreiche Ortschaften. In den Villen und Palästen der Großen haust eine zahlreiche Bevölkerung, selbst wenn die Herrschaft abwesend ist, um das Landgut zu bebauen. Einzelne Schlösser sind an Städter vermietet, die hier ihre Frühlings- oder Herbstcampagnata verbringen. Auch in den engen Seitenthälern des Gebirgs, ja auf den Gebirgsrücken selbst, wohnt die Bevölkerung dicht zusammengedrängt. Zahlreiche, wohlhabende Klöster sorgen für eine zerlumpte, bettelnde Menschenmenge höchst zweifelhaften Ursprungs. Von Alters her hatte dieselbe einen besonders üblen Ruf. In ganz Sicilien ist kein Distrikt so unsicher als die nächste Umgebung Palermos. Die Blutrache herrschte nirgends auf der Insel so sehr in ihrer ganzen mittelalterlichen Wildheit. In dem westlichen Arm der Conca d'oro, unter dem Monte Pellegrino, liegen in der Nähe des königlichen Lustschlosses der Favorita eine Anzahl größtentheils halb verfallener Sommeritze des Adels und eine Menge einfacher Bauernhäuser. Man nennt die Gegend i colli. Hier hat die Blutrache ihre Opfer in den Jahren 1860—64 noch nach Hunderten gefordert und die Regierung mußte schließlich ganze Parteien confiniren.

Aus diesen Leuten, welchen es von jeher ziemlich gleichgültig war, ob sie einen Menschen oder einen Zugvogel mit ihrer selten fehlenden Flinte erlegten, haben die Aufständischen Palermos zu allen Zeiten ihre besten Schützen bezogen. So auch dieses Mal. Daß bei ihnen nicht von Patriotismus oder sittlichem Freiheitsdrang die Rede sein kann, beweist die Thatfache, daß 1865 die drohende Contrerevolution unter derselben Bevölkerung ihre zahlreichsten Anhänger fand; daß die meisten bald legitimistisch, bald garibaldi'nisch gefärbten Wegelagerer von Misilmeri, Ficarraggi, Parco, Monreale, Carini, Castellamare u. s. w. stammen. *)

Im Frühjahr 1860 hatte diese halbstädtische, halb bäurische Gesellschaft einen guten Vorwand, ihr wildes Gewerbe zu ergreifen. Die guten Zwecke, welche die Patrioten verfolgten, heiligten nicht nur die Mittel, deren dieses Gesindel sich bebiente, sondern auch die Zwecke, welche es im Auge hatte. Nirgends tritt nach meinen Erfahrungen die Unredlichkeit bei den Italienern so grell an den Tag, als wenn es schlechte Absichten und selbstsüchtige Zwecke mit pomphaften, patriotischen oder kosmopolitischen Phrasen zu verbrämen gilt.

*) Dieses Alles ist vor dem Aufstande geschrieben, der in der Mitte Septembers Palermo abermals zum Schauplatz eines Straßenkampfes gemacht hat.

Die nächsten Absichten dieser Leute gingen auf nichts Anderes, als ihre Rache an den verhassten neapolitanischen Schergen in deren Blute zu fühlen. Nur bei Wenigen war es auf's Rauben und Plündern in erster Linie abgesehen. Bei den Mitteln, welche die Polizeibirren sich seit Jahrzehnten gegen die Sicilianer anzuwenden erlaubt hatten, wird man es begreiflich finden, daß diese heißblütigen Söhne des Südens jede Art, dieselben vom Leben zum Tode zu befördern, für erlaubt, ja für geboten ansahen. Soweit diese Insurgenten mit Gewehren versehen waren, luden sie dieselben jetzt statt mit Vogelkugeln, mit Kugeln oder Kehlposten, stellten sich vereinzelt oder in kleinen Trupps hinter den weißen Mauern oder den undurchdringlichen Cactushecken auf, welche die Gärten und Felder einsäumen, und wehe dem Soldaten oder dem Polizisten oder bourbonisch Gesinnten, der vereinzelt oder mit schwacher Bedeckung des Weges zog. Doch im Ganzen hat nur Personen, welche sich durch irgend welche Schandthaten hervorgethan hatten, diese Art landesüblicher Volksjustiz erreicht.

Aber nicht nur mit Vereinzelteten und kleinen Trupps hatte dieses Mal die Regierung zu kämpfen. Rings um die Stadt bildeten sich bewaffnete Bänden, squadre, welche größtentheils aus jungen Burschen, picciotti, bestanden, und von angeseheneren Revolutionären befehligt wurden. Diese allein wußten, um was es sich eigentlich handelte. Wir unterscheiden leicht drei Abtheilungen unter ihnen. Die eine formirte sich östlich von Palermo und erhielt den stärksten Zuzug aus der Bagharia und von Misilmeri. Ein Advocat aus Palermo, Antonio Ferro, war ihr geistiges Haupt. Bald schlossen sich ihr Hülfsstruppen aus der Albaner-Colonie Piana dei Greci an. Von Corleone führten der Marschese Ferdinando Firmaturi und Niccolo Zanazzo Genossen herbei.

Südwestlich von Palermo liegt auf steiler Höhe über dem paradiesischen Thale des Siniato die Pfaffenstadt Moureale mit ihrem weltberühmten Dome Wilhelm's II. Hier setzten sich die Aufständischen fest, welche unter der Leitung von Giuseppe und Stefano Sant' Anna aus Alcamo sich in den benachbarten Städten zusammengefunden hatten, und nun die in den engen Felselhälern des Monte Caputo sich hinaufwindende Verbindungsstraße mit dem Inneren absperreten.

Westlich von der Stadt hatte sich in der Umgebung Carini's, des alten Hykkara, eine Bande zusammen gefunden, die von den Bauern der Ebene unter dem Monte Pellegrino verstärkt wurde. Kurz, rings um Palermo herum loderte in einem nicht allzu großen Bogen der Aufstand rasch auf und unterbrach die Verbindung der Stadt mit der Insel von der Landseite. Nur die See war den Neapolitanern noch offen, und nur

in den ersten Tagen des Aufstandes war der optische Telegraph von Palermo nach Messina und von da weiter nach Neapel noch in Thätigkeit.

Die Nachricht von der Niederlage der Aufständischen in der Stadt selbst hatte Maniscalco noch durch den Telegraphen nach Neapel befördert. Dieselbe wurde natürlich mit großer Zufriedenheit aufgenommen. Doch schickte man eiligst den Statthalter der Insel, welcher sich zufällig in Neapel auf Urlaub befand, nach Palermo zurück. Schon am 5. traf der Fürst Castelficala auf seinem Posten wieder ein. Doch seine Anwesenheit veränderte an dem Gang der Geschäfte Nichts. Maniscalco und der Armeecommandant der Provinz Palermo, der General Salzano, leiteten die Unternehmungen ganz selbständig. Salzano hatte seine Carriere als Genosse Fra Diavolo's zwischen Terracina und Neapel begonnen, war endlich gefangen genommen worden, aber begnadigt in die Armee Joseph Bonaparte's als Sappeur eingetreten. Nach der Restauration der Bourbonen wurde er Gensdarmereiofficier. Der berühmte Polizeiminister del Carreto glaubte in ihm eine brauchbare Persönlichkeit mit einer ihm verwandten Natur erkannt zu haben. Er hatte sich auch nicht geirrt. Salzano erwies sich ebenso tüchtig, die Räuber einzufangen, als er es verstand für sich selbst als von der Regierung legitimirter Brigante zu sorgen. Unglaubliches wird von seiner Geschicklichkeit erzählt, seine Stellung zu privaten Zwecken auszubenten. Nichts desto weniger avancirte Salzano rasch, nachdem er einmal Boden gefaßt hatte, und war im Frühjahr 1860 als 69jähriger, noch rüstiger Mann Commandant von Palermo und der ersten Provinz Siciliens. Die Truppen, welche er als solcher anfänglich commandirte, mögen die Zahl von 6000 Combattanten nicht viel überstiegen haben. Die Aufgabe, welche er und Maniscalco zu lösen hatten, war in der That keine leichte, wenngleich sie im Besitz der militärisch wichtigen Punkte der Stadt waren. Die Zahl der Mißbegünstigten in ihr betrug an 180,000 Seelen, darunter 25,000 Waffenfähige. Waren diese auch fast waffenlos, und der großen Mehrzahl nach gewiß nicht allzu geneigt, ihr theures Leben in die Schanze zu schlagen, so ist doch gerade Palermo mit seinen großen, massiven Palästen eine Stadt, gegen welche weder Kanonen noch Feuer sehr viel auszurichten vermögen. Und nun die ganze Umgegend voll Bewaffneter, die der Stadt die nothwendigsten Zufuhren von Lebensmitteln abschnitten. Warf Salzano diesen die Truppen entgegen, so mußte er fürchten, es breche der Aufstand in der Stadt wieder los; ließ er sie länger gewähren, so gerieth die ganze Insel in Verwirrung. Vorsichtig ließ daher Salzano zunächst die unmittelbare Umgebung Palermos durch kleinere Truppenabtheilungen von den Aufständischen säubern. Dieses gelang auch fast vollständig. Die einzelnen Trupps zogen sich nach

den Bergen zurück und vereinigten sich mit jenen drei schon genannten Vanden. Maniscalco setzte unterdessen in der Stadt selbst seine Anstrengungen fort, den Führern der Bewegung auf die Spur zu kommen. Er tappte noch völlig im Dunkeln. Da beschloß er durch einen Schlag gegen die vornehmsten Familien der Insel wenigstens den Schrecken und die Angst in der Stadt noch allgemeiner zu machen und so alle Thatkraft zu lähmen. Am 7. ließ er den Palast des Herzogs von Monteleone cerniren und aus ihm eine Anzahl junger Männer abführen, welche den berühmtesten und reichsten sicilischen Geschlechtern angehörten. Es befanden sich unter ihnen der Fürst Antonio Pignatelli, der Fürst Guardinelli, der reiche Baron Riso, der Cavaliere San Giovanni und der Herzog von Arenella. Gefesselt wurden dieselben in die Gefängnisse des Forts Castellamare abgeführt. Eine Anzahl anderer Adlicher theilte bald mit ihnen ein gleiches Geschick. Doch die gravirtesten Personen, wie der Baron Casimir Pisani und Sohn, der Marchese Antonio Rudini, jetzt Sindaco von Palermo, und manche Andere entkamen.

Die Wirkung, welche sich Maniscalco von dieser Maßregel versprochen hatte, wurde nicht erreicht. Selbst die ununterbrochen ankommenden Verstärkungen der Garnison vermochten die Bevölkerung nicht völlig einzuschüchtern. Ja trotzdem, daß täglich angeschlagene Siegesbulletins die Niederlagen „der Uebelthäter und Räuber“ verkündigten, und man in der That fast ganz ohne sichere Nachrichten über die Vorgänge außerhalb der Stadt war, ließen sich die Patrioten nicht irre machen. Am Abend des 13. April füllte eine große Menschenmenge die wichtigsten Straßen Palermos. Auf ein Zeichen, das der Basilianermönch Giuseppe Gustarelli aus Messina gab, ertönten die Straßen von Evvivas auf Italien und Viktor Emmanuel. Auf den Balkonen schwenkten die Damen weiße Tücher und warfen tricolore Blumensträuße.

Was war nun hiergegen zu thun? Ein Anschlag der Regierung drohte am anderen Tage „der großen Menge, welche am gestrigen Tage eine aufrührerische Bewegung versucht habe,“ mit Kartätschen. Doch nahm man dieses Aktenstück nicht in die officielle Zeitung auf, da man bisher in dieser nur von „wenigen Aufrührern“ gesprochen hatte und die Proclamationen in ihr zum Abdruck gekommen waren, durch welche den Palermitanern für ihr ruhiges Verhalten Dank gesagt worden war. Indeß nicht allein mit Drohungen suchte man zu schrecken. Am 14. April wurden dreizehn Gefangene, die fast sämmtlich der Betheiligung an dem Aufstande des 4. April beschuldigt waren, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Einige von ihnen wurden es auf bloßen Verdacht hin; einem Knaben, der noch zu jung war, um nach den

gesetzlichen Vorschriften zum Tode verurtheilt werden zu können, fälschte man den Tauffchein, um ihn erschießen zu dürfen. Nachdem schon der 70jährige Vater von Francesco Riso, dessen einziges Verbrechen es war, diesen Mann zum Sohne zu haben, sein Ende gefunden hatte, begab sich Maniscalco zur Nachtzeit in die Gefängnißzelle dieses Märtyrers, dessen siechen Leib starkes Wundfieber schüttelte. Er versprach ihm seine und seines Vaters Begnadigung, wenn er bekenne, was er von der Verschwörung und ihren Häuptern wisse. Das Gesicht des Dulders belebte sich noch einmal vorübergehend. Aber er antwortete dem Versucher kurz abweisend und trotzig. Bald darauf verschied er. Nach seinem Tode beging die Polizei die Gemeinheit, das Gerücht auszusprengen, sie habe von Riso noch den Schlüssel zur Verschwörung erhalten. Es war ihr wohl weniger darum zu thun, das Andenken des Patrioten zu beslecken, als durch dieses erdichtete Geständniß Furcht zu verbreiten und Andere zu Bekenntnissen zu verleiten. Aber das Eine wie das Andere ist ihr nicht gelungen. Es fanden sich keine Verräther und Schwächlinge. Nur mit den Waffen waren die Auführer zu besiegen.

Nachdem Salzano die Besatzung Palermo durch immer neu ankommenden Nachschub aus Neapel verstärkt sah, beschloß er einige kräftige Stöße gegen die Insurgentencorps auszuführen. Am 11. April ging eine Colonne nach Osten ab. Sie machte eine Umgehung auf Misilmeri zu. Die Bauern der Umgegend, durch einen Landgenßdarmen bearbeitet, führten eine Abtheilung derselben fast in den Rücken der Aufständischen, die am 12. früh daher Misilmeri ohne Widerstand räumen mußten. Sie zogen sich in einem großen Bogen nach dem Süden von Palermo zu, um sich mit den Truppen von Stefano Sant' Anna zu vereinigen. Aber auch dessen Corps war an demselben Tage in und bei Monreale von den königlichen angegriffen und nach lebhaftem Gefecht zurückgeworfen worden. Die Ueberbleibsel beider Abtheilungen mußten sich nun weiter westwärts wenden und sich in der Nähe von Carini mit dem letzten Insurgententrupp zu vereinigen suchen. Es hatten sich in der That in dieser Stadt gegen 1500 Mann zusammen gefunden, denen aber ein einheitliches Obercommando fehlte. Sie sollten nun durch einen Angriff zerstreut werden, den man mit Hülfe eines Landungscorps von der See her und mit zwei Colonnen von der Landseite aus unternahm. Als am 13. April die Aufständischen das Herannahen der königlichen erfahren hatten, theilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine mehr nach Nordosten auf Capace, der andere nach Südwesten nach Partinico zu zog. Der erste stieß bald auf den Feind und wurde schnell, doch nach tapferem Widerstande, auf Carini zurückgedrängt. Als die Flüchtlinge sich durch die Stadt zurück-

ziehen wollten, um sich mit dem Reste zu vereinigen, der südlich abgezogen war, fanden sie den Ausgang der Stadt schon in den Händen des Feindes und es entspann sich ein heftiges Straßengefecht. Sie wären aufgerieben worden, wenn nicht die Tapfersten der abgerückten Insurgentencolonne eiligst zurückgekehrt und den Königlichen in den Rücken gefallen wären. Dadurch erhielten die Eingeschlossenen momentan Luft und sie benutzten den Augenblick, aus der Stadt zu entweichen und sich mit den Ihrigen wieder zu vereinigen.

Hatten die Neapolitaner ihren Zweck, die ganze bei Carini aufgestellte Insurgentenschaar durch ein combinirtes Manoeuvre einzufangen nicht erreicht, so waren die Verluste derselben, wenn auch numerisch nicht so groß als die der Soldaten, doch so bedeutend gewesen, daß sie sich von dieser Niederlage nicht wieder erholten. Die Neapolitaner verfolgten sie zwar nicht weiter, sondern plünderten die Stadt Carini und die umliegenden Ortschaften total aus, erschossen die Männer und schändeten die Weiber. Aber die Insurgenten zerstreuten sich jetzt von selbst. Die Anführer flohen in die unzugänglichsten Schlupfwinkel der Berge. Die Bauern schlichen nach Hause, versteckten ihre Gewehre und thaten, als wären sie niemals von dem heimathlichen Heerde entfernt gewesen. Das Gouvernement hatte Recht, wenn es behauptete, der bewaffnete Widerstand der Insel sei niedergeworfen.

Aber „diese bewaffneten Banden bedeuten nicht viel; mit ihnen zu Ende zu kommen, wird nicht schwer werden; aber Palermo bleibt das Feuerbecken, das brennt und raucht.“ So schrieb Salzano nach Neapel. Und er hatte Recht, die Waffenerfolge nicht zu überschätzen. Denn nicht in Palermo allein brannte das Feuer unter der Oberfläche fort. In allen größeren Städten der Insel war es gleichfalls schon zum Ausbruche gekommen, oder doch dem Ausbruche nahe. Doch keine kam Palermo gleich.

In Messina hatten die Eingeweihnten den Tag des Ausbruchs der Revolution von Palermo vorher gewußt. Aber hier hatte man die Septembertage von 1848 noch nicht vergessen. Die Bevölkerung verhielt sich unter den Kanonen verschiedener Forts und der Citabelle nothgedrungen ruhig. Doch ihre Gesinnung war nicht zweifelhaft; einige kleinere Demonstrationen unterblieben auch nicht. Um diese nicht etwa zu Thaten werden zu lassen, beschloß der Commandant der Citabelle, der General Russo, die Initiative zu ergreifen. Am Ostersonntag Abend — 8. April — ertönten die Straßen der Stadt von Gewehrsalven, welche ganze Compagnien abgaben. Die auf der Straße promenirenden Bürger stürzten in die nächsten Häuser, in welchen sie, so gut es gehen wollte, übernachteten. Wer sich an einem Fenster zeigte, um nachzusehen, was auf den Straßen

vorgehe, konnte sich auf ein Duzend Kugeln gefaßt machen. Mehrere ganz Unschuldige wurden ein Opfer dieses Einschüchterungsverfahrens, das man später damit zu rechtfertigen suchte, es sei auf die Truppen geschossen worden. Am folgenden Morgen proclamirte Ruffo den Belagerungszustand, nahm Verhaftungen vor und drohte der Stadt mit Bombardement und allgemeiner Plünderung. Die Messinesen wollten schon die Vorboten von diesen Dingen, die in der Stadt sich heruntreibenden Calabresen, gesehen haben! Da aber in der That nicht die geringste Veranlassung zu solchen barbarischen Maßregeln vorgelegen hatte, so beschwerte sich selbst der von den Neapolitanern eingesetzte Bürgermeister der Stadt. Er wurde seiner Funktionen enthoben und nach Neapel beschieden. Besseren Erfolg hatten die Proteste der auswärtigen Consuln, welche im Königreich Neapel noch eine Stellung behaupteten, wie sie sonst nur in dem Oriente und unter halbwildem Völkern anerkannt wird. General Ruffo mußte von ihnen die erbsten Vorwürfe hinnehmen und erließ dann eine neue Proclamation, in der er von der guten Gesinnung der Messinesen sprach und seine Drohungen gegen die Uebelthäter richtete, welche die Umgebungen der Stadt beunruhigten. Denn es hatten sich in den Tagen nach jenem einseitigen Straßenkampfe wirklich einige junge Leute in die Berge geflüchtet, ohne jedoch Jemandem zu nahe zu treten. Mit Ausnahme Weniger war der Heldemuth der Messinesen im Jahre 1860 in der That nicht weit her. Doch übertraf er noch den der Neapolitaner. Wenn man des Abends, selbst beim hellsten Mondschein, mit einer Dame am Arme über die Straße ging, und dabei einen der alle hundert Schritte aufgestellten Doppelposten zu passiren hatte, so mußte man sich trennen und einzeln an den Kriegern vorbeiziehen. Ich selbst wurde einmal unmittelbar vor der Stadt nach einem Spaziergang zwischen den Posten arretirt, konnte weder vorwärts noch rückwärts mit meinen beiden Gefährten und mußte die Nacht vor dem Thore verbringen!

In Catania hatte die geschickte Haltung des Intendanten Fürsten Fitalia, dem die Sicilianer als einem Neffen Ruggiero Settimo's Hinnneigung zu ihren Bestrebungen glaubten zutragen zu dürfen, es zu keiner öffentlichen Kundgebung der Gesinnung der Bevölkerung kommen lassen. In Trapani dagegen erfocht die Volkspartei durch energisches Auftreten einen wenn auch nur vorübergehenden Triumph, da die Garnison sich freiwillig in die Caserne zurückzog. Auch in unbedeutenderen Städten, wie in Marsala, Mazara und Noto kam es zu Demonstrationen, und hier und da sogar noch zu weiterem Blutvergießen. Doch seit den Erfolgen von Carini war das Uebergewicht zu stark auf Seiten der Regierung.

Allein selbst wenn die Sicilianer gewußt hätten, daß ihre vertriebenen

Landleute, welche die Schlachten und Siege in Oberitalien mitgeschlagen hatten, Nichts für sie zu thun im Stande seien und sie im Stiche lassen müßten, der Widerstand Palermos wäre doch noch nicht erlahmt. Maniscalco und Salzano stellten zwar dem Hofe die Sache als ganz erliebig dar, um das Füllhorn der königlichen Gnade so reichlich und so schnell als möglich über sich ausgegossen zu sehen. Ja man hob sogar, wenigstens dem Namen nach, den Belagerungszustand von Palermo wieder auf. Allein dies geschah nur, um keiner der fremden Mächte irgend welche Handhabe zur Einmischung zu bieten. Der Sache nach aber blieb er bestehen. Denn Maniscalco wußte zu gut, daß die Ruhe nicht dauernd sei. Man sammelte noch fortwährend Geld, bereitete Munition, die Verbindung mit den Guerillabanden der Gebirge bestand ununterbrochen fort. Diese hatten sich wieder vermehrt, nachdem diejenigen, welche dem Versprechen der Regierung Glauben geschenkt hatten, daß, wenn sie ihre Waffen auslieferten, ihnen Amnestie zu Theil werden solle, sich bitter getäuscht gesehen hatten. Auch war der Muth bedeutend gehoben, da zwei verbannte Sicilianer auf schwachem Rahn über das Meer gekommen waren und die tröstliche Nachricht gebracht hatten, die italienischen Brüder würden unter Garibaldi bald erscheinen. Wie ein Lauffeuer flog diese Nachricht, die Rosolino Pilo aus dem uralten Grafengeschlechte der Capaci und Giovanni Corrao gebracht hatten, von einem Berggebirge der Insel zum andern. In Palermo beschloß das geheime Comité, sofort eine neue Kundgebung des Volkswillens zu veranstalten. Dasselbe hatte zwar nie seine Wirksamkeit völlig eingestellt. Allein es war gleichsam nur ein freier Ausschuß aus der Masse der revolutionären Gesamtbevölkerung Palermos und bestand heute aus Diesen und morgen aus Jenen, welche sich gerade zusammen fanden. Der Dr. med. Gaetano La Loggia war das thätigste Mitglied. Von diesem Comité wurde jetzt wieder eine Schrift verbreitet, in welcher die Sicilianer den Völkern Europas die Gründe des neuen Aufstandes auseinander setzten. Die Absetzung der Bourbonen und Vereinigung Siciliens mit dem Königreiche Italien unter dem Scepter Viktor Emanuel's wurden offen als die Ziele ausgesprochen. Obwohl die Polizei alle bekannten Buchdruckereien der Stadt hatte schließen lassen, so erschienen doch immer neue Ansprachen des Comité's an das Volk, um die Lügenberichte der officiellen Zeitung zu widerlegen. Auch wurden wieder Demonstrationen in's Werk gesetzt. Am 9. Mai ließ eine große Menge Volkes, die durchaus den besseren Ständen angehörte, Viktor Emanuel in den Hauptstraßen der Stadt hoch leben. Als sie auseinander stob, tödtete das Pelotonfeuer der Soldaten einige Zuschauer. Nichts desto weniger ahmte das niedere Volk in seinen Stadttheilen am nächsten und am dritten Abend

dieses Beispiel nach und auch von ihm fielen einige Opfer in der Abertaglia und Khalbfa.

Zwei Tage nach diesem Vorgange landete Garibaldi in Marsala. Schon wiederholt waren die Insurgenten durch falsche Nachrichten getäuscht worden, daß Landungsversuche von Verbannten bei Termini oder Cefalu stattgefunden hätten. Jetzt aber war es keine Sage, daß der berühmte Freischaarenführer mit zwei Dampfschiffen voll Truppen am 11. Mai kurz nach Mittag in den Hafen von Marsala eingelaufen sei, seine Truppen glücklich an's Land gesetzt habe und im Vormarsch nach dem Inneren der Insel begriffen sei. Vielen schien die Nachricht zwar auch dieses Mal nicht recht glaublich. Wie sollte die zahlreiche neapolitanische Dampfflotte, die um die Insel kreuzte, zwei Dampfschiffe haben passieren und in einen bedeutenden Hafen der Insel einlaufen lassen können? Andere, die den Aufstand als erloschen ansahen, meinten, Garibaldi werde wohl Bedenken tragen, seine frischen Vorbeeren ohne Aussicht auf Erfolg wieder zu Markte zu tragen. Noch Andere, denen der Name Garibaldi's nur dunkel und aus den gefälschten Berichten der officiellen Zeitungen bekannt war, wußten nicht recht, wessen sie sich von Garibaldi zu versehen hätten. War er eine Art Räuberchef, ein moderner Flibustier, oder wirklich der Freiheitsheld und Menschenfreund, zu dem ihn die Liberalen machten? All diesem Schwanken gegenüber traten die Revolutionäre um so energischer und siegesgewisser auf und bewiesen dadurch, daß sie die einzige politische Partei der Insel bildeten.

Wenige Tage nach der Landung Garibaldi's zogen sie in Girgenti die dreifarbige Fahne auf, trotzdem daß noch eine neapolitanische Besatzung hier lag. Ebenso in Noto, wo ein ehrwürdiger Abt, Giuseppe Leva e Gravina, der schon Mitglied des Parlaments von 1812 gewesen war, an die Spitze des Comités trat. Die Städte Aidene, Piazza, St. Stefano di Camastra, Mistretta, Termini u. s. w. bildeten sofort Ausschüffe zur Unterstützung Garibaldi's. In Palermo wurde die Landung desselben schon am 12. bekannt, obwohl die Entfernung Marsalas von der Hauptstadt auf dem nächsten fahrbaren Wege 17—18 deutsche Meilen beträgt! Es erschien hier sofort eine jener mysteriösen Proclamationen: „Garibaldi ist mit uns und sein Name bedeutet Sieg! Unsere Anstrengungen sind gekrönt, unsere Wünsche erfüllt. Der Tag des nahen Triumphs sei aber nicht mit Blut besetzt! Wenn wir in den Gefahren standhaft waren, so seien wir jetzt edelmüthig und hochherzig. Beleidigte und Beleidiger, werfen wir jetzt einen Schleier über die Vergangenheit und einstimmig sei unser Ruf: Es lebe Italien, es lebe Viktor Emanuel, es lebe Garibaldi!“

Die Regierung in Palermo war über die Landung des berühmten

Freischaarenführers auf's Aeußerste betroffen. Die niederen Funktionen ihres Körpers standen still, wie von jähem Schrecken gelähmt. Selbst die Polizei verlor den Kopf und damit war die gesammte innere Landesverwaltung vernichtet. Nur das Militär war noch nicht ganz entmutigt. Es verließ sich auf seine colossale Uebermacht, auf seine zum Theil treffliche Ausrüstung. Doch in der Leitung des Ganzen trat auch hier ein Schwanken hervor. In Folge eines Ministerwechsels in Neapel war die liberal-reaktionäre Partei wieder vollständig zur Herrschaft gekommen. Dem Könige wurden die schlimmen Nachrichten von der Insel verborgen gehalten. Selbst den Capitänen der Kriegsschiffe, welche den König persönlich über den Stand der Dinge unterrichten sollten, wurden von den Kammerherren während ihres Antichambrirens Winke gegeben, die Dinge nicht allzu schwarz zu färben, wenn sie nicht um alle Gunst kommen wollten. Die Königin-Mutter soll noch in diesen Tagen den Plan verfolgt haben, die Sachen sich so verwickeln zu lassen, daß der König freiwillig auf Sicilien verzichte und dann für den Grafen von Trani eine Secundogenitur errichtet werde! Wie dem nun auch sein mag, man kam den Sicilianern in Nichts entgegen, um jezt wenigstens ihre Gunst sich zu erwerben. Vielleicht verzweifelte man doch auch schon an der Möglichkeit. Maniscalco blieb in Palermo nach wie vor. Nur an die Stelle des uralten Fürsten Castelicala trat der Generallieutenant Lanza, ein unentschlossener, alter Mann, welcher, obwohl er einer der ersten Familien der Insel angehörte, doch ohne allen persönlichen Einfluß auf ihr war. Man traute dem neuen Alterego des Königs so wenig, als man irgend Etwas mit Vertrauen aufnahm, was von Neapel kam.

Und in welchem Zustande traf der neue Vicekönig die Insel und deren Hauptstadt, als er am 17. Mai in Palermo landete! Am 17. waren die ersten Flüchtlinge des von Garibaldi bei Calatafimi geschlagenen Corps des Generals Landi im desolatesten Zustande dort eingetroffen. Noch schreckenerregender als die Schilderungen, welche die nach mannhafter Gegenwehr überwundenen Kämpfer von Calatafimi von der Tapferkeit und der Zahl der Gegner machten, lauteten die Berichte jener Helden, welche bisher kein Rothhemd zu sehen bekommen hatten und sich, statt die flüchtigen Kameraden aufzunehmen und zum Stehen zu bringen, deren schleuniger Rückwärtsbewegung angeschlossen hatten. Garibaldi tödte die Feinde durch seinen Blick, war die Meinung des gemeinen Mannes. Auch die Sicilianer glaubten das vielfältig, welche ihn nicht in der Schlacht gesehen hatten. Um so größer war natürlich ihr Vertrauen auf den Ausgang der Unternehmung, und wer noch nicht zum Abfalle reif war, begann, schon aus Gründen der Klugheit, sich wenigstens möglichst neutral

zu hatten. Die Geldmittel flossen dem Comité jetzt reichlicher als je zu. Man konnte Waffen und Schießbedarf von Malta kommen lassen. Es bedurfte nur noch Eines größeren Erfolges von Seiten der Revolutionäre und die ganze Insel war für die Bourbonen verloren.

Man kann das Geschick, mit dem Garibaldi sich in dieser entscheidenden Zeit benahm, nicht genug rühmen. Mögen die Kämpfe, die er an anderen Orten siegreich bestand, größer gewesen sein, als die hier ausgefochtenen, der Mai 1860 enthält doch die schönsten Blüthentage seines Lebens. Die Alles glaubende, Alles hoffende, Alles duldbende Liebe zum Vaterlande, die in der Brust Garibaldi's so rein und lauter brennt, wie in wenigen Sterblichen, entzündete jetzt allüberall, wo nur noch ein Fünkchen von Patriotismus erglühte, dasselbe zu lichten Flammen. Und wenn überall, wo die Lohen einer Revolution zum Himmel schlagen, die Flamme nicht so rein und klar brennt, wie „das Gaslicht der Idee,“ sondern die wilden Leidenschaften auch in schwarzen Dampfwolken auflodern, so hat doch Garibaldi es in Sicilien durch seine Persönlichkeit vermocht, die große Umgestaltung aller politischen Verhältnisse von dem dunklen Hintergrunde so rein und glänzend zu erhalten, daß wir auch in dieser Beziehung nur wenige Umwälzungen der Geschichte mit ihr vergleichen können. Denn nur wenige Schuldbeladene sind als Opfer der Privat- und Volkstrache gefallen. Der Diktator hat gar Viele gerettet, welche die Volksjustiz gestraft sehen wollte. An allen Orten hat er das heißblütige Volk ermahnt, hochherzig zu verzeihen, um der Freiheit werth zu sein. Und auch an Solchen, welche nur widerwillig und mit einem dem inneren Wesen des seltenen Mannes abgewendeten Sinn sein Thun betrachteten; an kalten und feigen Egoisten und Alles wohl berechnenden Naturen, hat sich gar oft dessen magisch wirkende Anziehungskraft bewährt. Es ist nicht die Rede von denen, welche, weil sie selbst gar Nichts von dem empfanden, was den Freischaarenführer bewegte, nun seine Thaten und Tugenden um so lauter lobten, um dadurch gleichsam auch Etwas von denselben sich anzueignen. Oder von Jenen, welchen der Erfolg einer That das einzige Maß für deren Werthschätzung erscheint. Der ideale Schwung, welcher sich in den Thaten und Worten des Mannes aussprach, und der seit jener Zeit nur zu oft falsch geleitet, den realen Verhältnissen gegenüber fast gekünstelt naiv erscheint, war damals vollkommen berechtigt und verfehlte seine Wirkung darum auch nicht. Denn gerade damit, daß er in seinen Proclamationen die Seinigen sämmtlich als Helden hinstellte, während er so gut wußte, als wir es jetzt wissen, daß von den „Tausend von Marsala“ nur die Hälfte ungefähr aus wirklich tapferen, zuverlässigen Männern bestand; daß er die sicilischen Freischaaren als die aufopferungsmuthigsten Soldaten pries, während er

sie bis auf Wenige bei dem ersten Waffengange auseinander stieben sah, schlug er eine Saite in der Brust der Italiener an, deren Wohlklang sich keiner von ihnen auf die Dauer entziehen kann. Denn was bei uns Pflichtgefühl und kalter Mannesmuth vollbringt, das bewirkt bei den Söhnen des Südens die schnell bewegte Phantasie, leicht erregter Enthusiasmus und geschmeichelte Ehrliebe. Nicht als ob Garibaldi ein Volkschmeichler wäre. Nein, sein eigener reiner Sinn ließ ihn über all das Widerwärtige, was er sah, leicht hinweggleiten und die Augen nur an dem Großen und Trefflichen haften, was da wirklich geschah. Es ist wahr, er nahm die Menschen nicht, wie sie der großen Mehrzahl nach waren, sondern wie er meinte, daß sie sein sollten. Aber indem er sie so nahm, wurden sie dem Bilde ähnlicher, das er ihnen vorhielt, und sie übertrafen sich selbst. Hätte er an der Stelle des Lobes, das er spendete, getabelt — und er hatte oft den besten Grund dazu — seine Unternehmung würde fehlgeschlagen sein. Nur dadurch, daß seine optimistische Auffassung und Schätzung des Werthes der Menschen dem Stolge und der etwas phrasenhaften Eigenliebe der Sicilianer begegnete, hat er in Sicilien gewirkt, was er gewirkt hat.

Und noch mehr! Der Krieg von 1859 war mit allen Künsten einer zweideutigen Politik eingeleitet und nicht zu dem Ende geführt worden, welches die italienischen Patrioten erstrebt hatten. Da trat auf einmal ein Privatmann mit einer kleinen Schaar offen gegen einen König unter die Waffen, dem hunderttausend Soldaten gehorchten, und forderte im Namen des Volkes und unveräußerlicher Menschenrechte ihn auf, seiner Krone zu entsagen, und das von seinem Tyrannen befreite Land, erklärte er, solle dann einen Theil des großen, schönen Italiens bilden, das von dem Fuße der Alpen bis an das afrikanische Meer dem Scepter eines nationalen Herrschers gehorchen werde. Hier setzte wirklich ein Mann Ehre und Leben für eine Idee auf das Spiel. Und es wurde gewonnen. Von Sieg zu Sieg schritt er fort und die Krone des Königreichs, das er erstritten hatte, legte er einem Fürsten zu Füßen, von dem er wohl wußte, daß außer dem Haße gegen die Todfeinde seines Vaters ihn Nichts so peinige, als die Eifersucht auf ihn selbst, den Liebling der Völker! Das schien zu viel in unseren „prosaischen,“ „materialistischen“ Zeiten. Die Helden des Alterthums, welche die Poesie mit ihrem Goldglanze verherrlicht hatte, schienen wieder erstanden zu sein. Der Name Timoleon's war wieder auf den Lippen Unzähliger. Und nicht nur die Jugend aller Länder und die Frauen aller Stände schwärmten für den viel verschlagenen, erfindungsreichen Mann, der mit dem Muthe des Löwen das Herz eines Kindes zu haben schien. Ein Taumel der Begeisterung erfaßte auch viel

kältere, ruhigere Köpfe ob des Glanzes der Thaten dieses Einzigen, und selbst seine Feinde konnten sich eines ehrfurchtvollen Grauens vor diesem neuen, furchtbarsten Gegner nicht erwehren und hielten, wie von einem Zauber gelähmt, still, bis daß es zu ihrer und ihrer Freunde Rettung zu spät war. In gar mancher Hofburg haben die Augen der Gewaltigen damals mit denselben gemischten Empfindungen auf das Porträt des „Flibustiers“ gestarrt, mit welchem einst Leo X. das Bild der „deutschen Bestie“ betrachtet haben soll. Und der gemeine Mann in Sicilien, der kaum ein Verständniß von dem hatte, was Garibaldi ihm gebracht, räumte wohl am St. Giuseppentag den einzigen Platz aus, der seine Wohn- und Arbeitsstätte bildet, setzte an die der Straße gegenüberliegende Wand einen Tisch oder eine Console, und stellte zwischen hohen, im ersten Frühlingsglanze prangenden Blumensträußen die Büste oder das Bild des neuen Volksheiligen auf. Hier wie dort verehrte oder fürchtete man etwas Unfaßbares und Fremdes in der Person des Diktators von Sicilien. Der Heroencult schien sich neu zu beleben. Aber Niemand darf ungestraft auf den Pfaden der Götter gehen! Noch waren keine zwei Jahre verflossen, als den Befreier der Insel unendlicher Jubel empfing, da er, sie zu besuchen, zu ihr zurückkehrte. Aber auch hier bestätigte es sich, daß die Welt um den, welchen sie eben zu verrathen sinnt, noch einmal ihren trügerischen Schein ausbreitet. Auf dem calabrischen Waldgebirge, von dem er herab auf Siciliens gesegnete, freie Fluren schauen konnte, traf ihn die Kugel eines Kriegers seines, durch ihn groß gewordenen Vaterlandes. Man hat damals wohl gesagt, es würde besser gewesen sein, wenn sie sein Herz getroffen habe. Denn das werde nur noch in Erbitterung über den Undank seines Vaterlandes schlagen. Aber daß Garibaldi's Herz größer ist als das vieler, welche jetzt schon mit Achselzucken wieder von ihm reden, hat dieses Jahr von Neuem bewiesen. Als das Vaterland abermals rief, zögerte er keinen Augenblick, diesem Rufe zu folgen, und er war bereit, selbst neben dem Manne zu kämpfen, der ihm einst die Schmerzenskugel senden ließ. Und wenn dieses Mal seine Mühen nicht mit Erfolgen gekrönt wurden, so soll uns das nur bestimmen, seinen Verdiensten um Sicilien um so gerechter zu werden. Man ehrt einen großen Mann nicht damit, daß man seine Thaten übertreibt, sondern daß man sie der Wahrheit gemäß darstellt. Aber ungerecht wird man, wenn man aus unverschuldeten Mißerfolgen auf das zurückschließt, was er allein geleistet und geleistet hat, und wenn Manchem einzelne seiner Thaten und Reden bedenklich erscheinen, so wird doch das Geringste sein, was einst die Geschichte über diesen außerordentlichen Mann sagen wird: „Er hat viel geliebt, ihm wird viel vergeben.“ —

Garibaldi war mit 1087 Mann in Marsala gelandet, die Mannschaft besaß 1019 Flinten und vier kleine Kanonen, hunderttausend Gewehrpatronen und dreihundert Geschüßladungen. Von Marsala brach der Diktator am 12. Mai früh auf, um sich nach dem Inneren der Insel zu begeben und sich dort mit den Ueberresten der sicilianischen Aufständischen zu vereinigen. Nur wenige junge Männer aus Marsala schlossen sich seinen Fahnen an. Besser war der Empfang zu Salemi, einer kleinen Landstadt, in welcher sich Garibaldi, von den Einwohnern dazu aufgefordert, am 14. Mai im Namen Viktor Emanuel's zum Diktator von Sicilien erklärte. In dieser seiner Eigenschaft erließ er einen Aufruf zur Organisation des sicilianischen Heeres, in welchem er die Conscription einführte. Ihm wurde aber von Seiten der unter die Fahnen gerufenen Mannschaften keine Folge gegeben. Nur Freiwillige stellten sich ein. Und auch sie ließen sich nicht zu geregelten Kriegsdiensten verwenden. In ungeordneten Schaaren zogen von Salemi wohl schon an 2000 Mann mit dem Diktator fort, aber nur um ihn bis auf Wenige zu verlassen, wenn er etwa nicht siegreich bleiben sollte. Wichtig war es für die ganze Unternehmung jedoch, daß sich Priester und Mönche der Freischaar angeschlossen und damit bei einem Theile des niederen Volkes wenigstens alle religiöse Strupel niedergeschlagen wurden.

Schon in Salemi hatte Garibaldi die Nachricht erhalten, daß eine neapolitanische Colonne unter dem Befehl des Generals Landi gegen ihn in Bewegung sei. Nachdem er die Wasserscheide zwischen dem thyrrenischen und afrikanischen Meere zwischen Calatafimi und Salemi überschritten hatte, kam es am 15. Mai in dem Thalgrunde oberhalb Calatafimi zu einem blutigen Zusammenstoße. Einst sollen die Bewohner von Segesta, dessen Akropolis man vom Schlachtfelde aus erblicken kann, hier eine römische Heeresabtheilung geschlagen haben, und daher heißt der Berg, auf dem sich Landi lagerte, *Monte del pianto de' Romani*. Sicherer ist wohl, daß in dieser Gegend die Grenzen herkriesen, um derer willen die Bewohner von Segesta mit den Einwohnern von Selinus in endlose Händel verwickelt waren, welche den Heereszug der Athener nach Sicilien herbeiführten. An dem Kampfe, welcher wesentlich in der Erstürmung der an der Vergwand aufsteigenden Stellungen der Neapolitaner bestand, theiligten sich von Seiten der Garibaldiner direkt höchstens 1200 Mann, während allerdings an den Flügeln der Aufstellung noch eine ganze Menge einzelner Guerrillatruppen umherschwärmt. Die königlichen Truppen, welche ungefähr 3000 Mann stark waren, wehrten sich in ihren guten Stellungen ganz tapfer. Hätten sie bessere Führer gehabt und wäre ihnen nicht bei dem entscheidenden Angriff zuletzt die Munition ausgegangen, so

wäre der Ausgang des Treffens ein ganz anderer gewesen. Die That-
sache, daß die neapolitanischen Soldaten ihre gegen sie anstürmenden Feinde
mit Steinwürfen empfingen, als ihnen die Munition ausgegangen war, --
Garibaldi selbst wurde von einem solchen verletzt — spricht wenigstens
für die Tapferkeit des gemeinen Mannes. *) Aber von ihren Führern
stets zurückgenommen und den wüthenden Bajonnetangriffen der Freischaaren
immer von Neuem ausgefetzt, versagten sie zuletzt und flohen nach
Calatafimi mit Verlust einer Berghaubige. Obwohl der Kampf vom Mor-
gen 11 Uhr bis gegen 3 Uhr Nachmittags gedauert hatte, verloren die
Königlichen nur 36 Tode, während die Garibaldiner selbst deren 16 zähl-
ten. Der Gesamtverlust an Verwundeten betrug bei jenen gegen hundert,
bei diesen ungefähr fünfzig.

Vandi setzte sich mit seiner geschlagenen Truppe in Calatafimi fest,
und schrieb von hier aus einen Bericht an den Fürsten Castelcicala, in
welchem er um Verstärkung, Munition und Lebensmittel bat; Calatafimi,
ein Städtchen, das auf einem steilen Hügel liegt und leicht zu vertheidigen
ist, wolle er halten; Garibaldi selbst sei geblieben. Dieser Bericht kam
aber nicht in die Hände des Adressaten. Er wurde vielmehr von einer
Streifpatrouille Garibaldi's abgefangen. Aber ehe nur die Kunde hiervon
an Vandi kam, hatte er auch schon wieder andere Entschlüsse gefaßt. Noch
in der Nacht nach dem Kampfe brach er in Folge einer Nachricht, daß
sich in seinem Rücken, bei Alcamo, zahlreiche Squadre umhertrieben, in
der Richtung nach Palermo auf. Garibaldi zog darum schon am 16. früh
in Calatafimi ein, um am folgenden Tage in Alcamo zu übernachten.
Vandi war einen Tagemarsch vor ihm, schlug sich durch die von den Auf-
ständischen verbarricadirte vollreiche Stadt Partinico am 17. durch und
erreichte am 18. mit seinen verwilderten und todmüden Soldaten Palermo.
Als er in die Hauptstadt einzog, stand Garibaldi schon oberhalb Mon-
reale bei Renna, wo sich die von Palermo ausgehende große Straße nach
dem Inneren der Insel in die beiden nach Alcamo und San Giuseppe
bei Mortilli ausgehenden Arme spaltet. Hier erhielt er denn auch Zuzug
von allen Seiten, so daß jetzt das Corps schon auf 4000 Mann anwuchs.
Einzelne, von ihm schon von Calatafimi aus vorausgesendete Freischaaren-
führer, wie der aus den Kämpfen von 1848—49 wohlbekannte La Masa,
hatten die nächste Umgebung Palermos wieder in vollen Aufstand gebracht
und die Streitkräfte der Königlichen an diesen Platz gefesselt. Rosolino
Pilo führte dem Diktator gegen tausend Freiwillige zu. Aber von Renna

*) Rüstow erwähnt das Ausgehen der Munition bei den Neapolitanern gar nicht.
Seine Darstellung des Schlachtfeldes ist auch nicht ganz correct. Er war nicht an
Ort und Stelle.

nach Palermo hatten die Königlichen die Straße, welche sich an dem steilen Thalhange hinunterzieht, stark besetzt. Ebenso waren die Höhen, oberhalb Monreale, um das große Benediktinerkloster herum auf's Sorgfältigste bewacht. Zahlreiche Schärmügel der Vorposten bewiesen, daß hier auf dem direkten Wege nicht durchzukommen sei. Garibaldi beschloß daher sich weiter nach Osten zu ziehen und die zweite Heerstraße zu gewinnen, welche von Palermo aus nach dem Inneren und zwar nach Corleone führt. Die sicilianischen Freiwilligen ließ er in der alten Stellung zurück, um die Königlichen über seinen Abzug zu täuschen. In einer finstern Regen- nacht zog er querselbein nach Parco ab, das südöstlich von Monreale auf der entgegengesetzten Seite des Dretothales liegt. Obwohl nur wenig über eine deutsche Meile von Palermo entfernt, liegt das Städtchen doch schon über tausend Fuß über dem Meere. Wie das benachbarte Monreale mit seinem mosaikfunkelnden Dome dem frommen Eifer des letzten normannischen Königs, Wilhelm II., seine Entstehung verdankt, so ist Parco eine Schöpfung seiner Waidmannelust. Auch unser Friedrich II. hat in den Gründen des Monte Rebutò gar oft seine Falken steigen lassen.

Von hier aus suchte nun Garibaldi in die Thalebene Palermos herab-
zusteigen. Um auf alle Fälle gesichert zu sein, ließ er seine Stellung oberhalb der Stadt mit Gräben und Erdaufwürfen besetzen. Aber auch diese Stellung schien am 24. dem General nicht fest genug, um sich in ihr gegen die Uebermacht zu behaupten, welche er sowohl von Monreale als direkt von Palermo aus gegen sich vorrücken sah. Der General Colonna und die Obersten Bosco und von Mechel zogen mit 6000 der besten Truppen gegen ihn heran. Der Höchstcommandirende Salzano befand sich selbst bei dem Corps. Garibaldi beschloß sich vor dieser Uebermacht, der er kaum 1000 Mann einigermaßen geübtes Militär entgegenzustellen hatte, in der Richtung auf Corleone zurückzuziehen, der Oberst Türr deckte den Rückzug durch kleine Nachhutsgefechte in Parco selbst und dann wieder auf der Straße, welche sich um den Felsberg Rebutò im weiten hoch ansteigenden Bogen herum zieht. Die Königlichen plünderten Parco aus und verfaßten ein Siegesbulletin.

In der That war Garibaldi auf dem Rückzuge begriffen und er selbst mußte sich sagen, daß er sich immer weiter von seinem Ziele entferne. Da erfann er einen Ausweg, der eines Hannibal's nicht unwürdig gewesen wäre. Von der Straße, welche nach Corleone führt, zweigt sich in Piana bei Greci ein Seitenweg östlich nach Santa Cristina*) ab. Von

*) Rüstow schreibt San Cristino. Im Detail ist derselbe überhaupt nicht sehr zuverlässig und die Auffassung im Großen und Ganzen doch etwas allzusehr von seinen politischen Ansichten beeinflusst.

hier aus ist es möglich, auf Gebirgspfaden und durch Thalschluchten hindurch die dritte Heerstraße zu erreichen, die von Palermo über Misilmeri, fast ganz östlich von Palermo, nach Catania durch das Centrum der Insel führt. Am 24. Nachmittags versammelte Garibaldi in Piana dei Greci einen Kriegsrath, an dem Sirtori, Turr, Orsini und Crispi Theil nahmen, und legte seinen Plan vor. Orsini sollte mit den fünf Kanonen den Rückzug nach Corleone fortsetzen und sämtliche Bagagekarren, ungefähr vierzig schlechtbespannte zweirädrige Carretti, mit sich nehmen. (Die Bedeckung derselben bestand in 90 Mann mit 11 Gewehren und ungefähr 150 Sicilianern mit Jagdflinten!) Das Gros der Neapolitaner werde die Fliehenden dann weiter verfolgen, Palermo dadurch des besten Theiles seiner Besatzung beraubt werden. Unterdessen wolle er sich mit seinen oberitalienischen Truppen nach Misilmeri wenden, sich mit den Freischaaren unter La Masa und Fura, die sich dort zusammengezogen hatten, vereinigen und einen Angriff auf die am schlechtesten besetzte Ostseite Palermos wagen.

So einfach der Plan war, so kühn war er doch. Ein Freischaarenführer hat freilich selbst nicht einmal die Grundregeln des großen Krieges zu befolgen. Garibaldi's Rückzugslinien waren ja auch schon mit der Landung in Marsala abgeschnitten. Aber er mußte doch erwägen, ob es möglich sei, eine Stadt mit tausend Mann zu nehmen, welche von zwölftausend Soldaten besetzt war, die von zwei festen Stellungen aus, dem alten Castell am Meere — Castellamare — und dem königlichen Palaste, auf dem höchsten Punkte der Stadt, die ganze, in großen Zügen regelmäßig gebaute Stadt zwischen sich beherrschten.

Aber es gab fast keine andere Wahl als das Außerordentlichste zu versuchen, oder sich ganz nach dem Inneren der Insel, etwa nach dem uneinnehmbaren Castrogiovanni, dem alten Enna, zurückzuziehen und damit die ganze Expedition für verloren zu geben. Denn daß die sicilianischen Squadre nicht zu organisiren seien, einen Plan, mit dem man etwa den Rückzug hätte maskiren können, wußte Garibaldi schon aus Erfahrung.

Das Glück, das die Tapferen unterstützt, wurde Garibaldi bei der Ausführung seines von den Corpsführern sofort angenommenen Planes nicht untreu. Salzano zog mit den Truppen hinter Orsini her, der sich zuerst in Corleone festzusetzen suchte, dann aber in eiligster Flucht nach dem Süden immer weiter zog. Die Nachricht, die Salzano erhielt, daß ein Theil der Freischaaren in der Richtung auf Santa Cristina abgezogen sei, deutete er so, daß die ganze fliehende Masse, um nur schneller vorwärts zu kommen, sich in zwei Trupps aufgelöst habe, die bei Cor-

leone schon wieder zusammen stoßen würden. Denn von Santa Cristina führt auch ein Weg nach Corleone.

Aber diesen hatte Garibaldi am Abend des 24. Mai nicht eingeschlagen. In einem der wenigen Wäldchen der Insel hatte er in der Nähe Marineo an dem oberen Ficarazibache Halt gemacht und war dann des Morgens nach Marineo selbst gezogen. Am folgenden Abend rückte er nach Misilmeri, wo sich viele Insurgenten zusammen fanden. Nachdem er diese am folgenden Morgen auf der Berghöhe zwischen Misilmeri und Palermo, in der Nähe des Klosters von Gibilrossa, gemustert hatte, hielt er nochmals einen Kriegsrath. Der Diktator mochte nach Außen hin die ungeheure Verantwortung nicht ganz auf seine Schultern allein nehmen. Man mußte sich auch über den einzuschlagenden Weg verständigen. Doch für seine Person war Garibaldi ganz im Klaren. Zwei Abgesandte des revolutionären Comités von Palermo, welche nach Misilmeri gekommen waren, um Näheres über Garibaldi zu hören, den die neuen Siegesbulletins der Neapolitaner vernichtet schilderten, nahm er kurz nach seiner Ankunft daselbst bei Seite und sagte ihnen, sie möchten ihren Auftraggebern verkündigen, er werde mit den Seinigen am frühen Morgen auf dem Altmarkt Palermos stehen. Die versammelten Führer machten dann auch keine weiteren Schwierigkeiten. In der Frage über den einzuschlagenden Weg gab Garibaldi in Kleinigkeiten nach. Um jedes allzu frühzeitige Zusammentreffen mit den Truppen zu vermeiden, zog man nicht längst der Straße, welche bald in die Küstenebene einbiegt, sondern überschritt die nördlichen Ausläufer des Bergstockes von Belmonte und stieg im ersten Morgengrauen die Felspfade de' Ciaculli und der Favara herab in das Thal des Dreto. Hier kam es zu kleinen Vorpostengefechten. Denn die sicilianischen Squadre konnten es nicht unterlassen Lärm zu machen und dadurch die neapolitanischen Wachen bei den Mühlen zu wecken. Dieselben zogen sich schleunigst über die hohe steinerne Brücke zurück, welche der Großadmiral König Roger's, Georg von Antiochien, über den Dreto hat spannen lassen. Der Wachtposten daselbst setzte sich anfänglich zur Wehr, wurde aber von der Avantgarde Garibaldi's, welche der ungarische Emigrant Infery führte, bald geworfen, selbst nachdem Verstärkung von der Wache von der Porta Termini herbeigekommen war.

Jetzt galt es dieses Thor, welches verrammelt war und durch zwei Kanonen vertheidigt wurde, die die Straße bestrichen, auf der man heranzog, rasch zu nehmen, ehe von dem Hauptquartiere in dem königlichen Palaste aus allzu zahlreiche Verstärkungen anlangten. Die Gefahr war groß genug.

Die Stadt Palermo hat vier große Thore, welche den zwei sie recht-

winklig durchschneidenden breiten Straßen entsprechen. Rings um die innere Stadt ziehen sich breite Straßen, auf welchen Truppencorps mit der größten Leichtigkeit fortbewegt werden können, welche vom königlichen Palast oder dem Fort Castellamare aus nach einem bedrängten Stadttheile dirigirt werden sollen. Der breite Straßengürtel kann auch auf der Ostseite der Stadt durch ein Kriegsschiff, welches sich vor ihrer Mündung am Meere aufstellte, völlig beherrscht werden.

Garibaldi hatte nicht das Ostthor der die Stadt quer durchschneidenden Strada Maqueda, die Porta S. Antonino, zu seinem Angriff ausgewählt, sondern die zwischen diesem und dem Meere gelegene Porta di Termini. Denn einmal war man vor einem Angriff aus dem Inneren der Stadt hier leichter geschützt, da auf das Thor keine schnurgerade lange Straße zuführt, wie bei der Porta S. Antonino, und man von hier aus am Kürzesten auf das Revolutionstheater von Palermo, die Fiera vecchia, gelangt. Dann lag das Thor weiter von dem Hauptquartier der Neapolitaner entfernt als jenes. Obgleich kein Succurs von demselben jetzt erschien, schlug die Besatzung der Porta di Termini zweimal den auf sie unternommenen Sturm ab. Da es mittler Weile in der Stadt lebendig geworden war und einzelne Palermitaner sich schon bewaffnet zeigten, befahl Garibaldi zum dritten Mal zu stürmen. Dieses Mal gelang es die Batterie aus Sandsäcken zu nehmen. Rasch drangen nun die Truppen in die Stadt, breiteten sich in den engen, winkligen Straßen rechts und links von der Porta di Termini aus und besetzten den Altmarkt. Rasch wurden überall die Straßeneingänge verbarricadirt und gegen 5½ Uhr hatte Garibaldi hier eine feste Position. Die Glocken der vielen Kirchen und Klöster begannen zu stürmen, das niedere Volk erhob sich in seinen Quartieren und bewaffnete sich so gut als es konnte. Auch auf der Südwestseite der Stadt erschienen nun bewaffnete Haufen und beschossen aus den Gärten die Thorwachen. Es war ein wüthes Durcheinander von Garibaldinischen Legionairen, bewaffneten Städtern und den irregulären sicilischen Truppen, die ohne eine Einheit des Commandos an allen Enden der Stadt sich mit den Truppen schlugen. Erst am folgenden Tage wurde unter dem Vorsitz des Herzogs von Verbura ein Vertheidigungscomitè gebildet, das einen planmäßigen Bau von Barricaden leitete und für die Begräumung der innerhalb des eroberten Terrains vorhandenen Verkehrshemmnisse sorgte. Eine provisorische Regierung war schon auf der Fiera vecchia zur Seite des Diktators unter der Leitung von Gaetano La Loggia kurz nach dessen Einzug in die Stadt zusammengetreten.

Als Lanza sich überzeugt hatte, daß die Truppen Garibaldi's wirklich

innerhalb der Stadt seien und die Seinigen immermehr an Terrain verloren, gab er Befehl, daß alle Soldaten sich auf die Hauptstellungen und die Casernen zurückziehen sollten. Denn das Bombardement der Stadt sollte beginnen. Und in der That begann dasselbe von Castellamare und der Flotte aus, welche zehn bis zwölf Segel stark auf der Höhe lag. Ungeheuer war der Schaden, welchen die Vorkugeln und Bomben an Wohnungen und öffentlichen Gebäuden anrichteten. Auch eine Menge Menschen kamen um. Bis zum 1. Juni waren 573 Leichen beerdigt. Von den Bomben, deren anfänglich alle Minuten zwei auf die Stadt fielen, erschlug eine einzige 22 Personen, größtentheils Frauen und Kinder. Gegen 2000 wurden in den ersten vierundzwanzig Stunden in die Stadt geschleudert. Obwohl das Feuer vorzugsweise gegen das Centrum der Stadt gerichtet war, wo Garibaldi in dem Stadthause, nahe bei dem Kreuzungspunkte der großen Straßen, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, so gingen doch sehr viele Kugeln auch ganz fehl. Der Commandant des königlichen Palastes mußte durch den optischen Telegraphen nach Castellamare signalisiren, man möge vorsichtiger schießen, da die Kugeln in die vor dem Schlosse aufgestellten Truppen einschlugen. Oesterreichische Marineofficiere, welche von dem Dandolo aus dem Bombardement zuschauten, versicherten dem Schreiber dieser Zeilen auf Ehrenwort, die neapolitanischen Schiffe hätten nur auf's Geradewohl geseuert und den Garibaldinern nicht den geringsten Schaden gethan. Dieselben drangen auch in der That unbeirrt durch das fürchterliche Feuer immer weiter in der Stadt vor, ließen die großen steinernen Gebäude, deren Inneres in Brand gerathen war, brennen und suchten vor Allem die Casernen, die in der Stadt lagen, in ihren Besitz zu bekommen. Das gelang auch mit der Caserne von Sant' Antonino und am 27. Abends war schon der größte Theil der Stadt in den Händen der Aufständischen. Man kann den Taumel der Begeisterung, welcher die Bevölkerung ergriffen hatte, ermessen, wenn man hört, daß trotz des Bombardements, der Feuersäulen, welche namentlich aus dem großen Kloster der h. Catharina aufloderten, und des fortdauernden Kleingewehrfeuers doch am Abend die Stadt theilweise illuminirt war!

Und wie sah es in manchen Quartieren derselben aus! Ein Augenzeuge und Mitbetheiliger erzählte mir Folgendes, was auch altemäßig constatirt ist. Derselbe, Albert Tisch-Holzer, ein alter neapolitanischer Schweizer Soldat, wohnte in dem südöstlichsten Stadttheil, unweit des königlichen Palastes. Es bewohnen denselben nur kleine Leute, welche die Bedürfnisse der in der Bastion Mentalto und dem königlichen Schlosse casernirten Soldaten befriedigen. Unser Berichterstatter besaß eine Weinkneipe, die von seinen Landsleuten und neapolitanischen Soldaten fleißig besucht

wurde. „Am Morgen des 27. Mai, so erzählte er, wachte ich früh auf. Ich hörte Schüsse fallen. Da sprach ich zu meiner Frau, sie solle aufstehen, es gehe los. Sie war denn auch schnell zur Hand und lief bald aus dem Hause, um unser Pferd in dem unserem Hause gegenüberliegenden Stalle zu füttern. Aber kaum konnte sie von dort wieder über die Straße in das Wohnhaus zurückkommen. Denn die Soldaten schossen schon auf die über die Straßen fliehenden Menschen, und legten Feuer an die Hausthüren an. Als ich mich auch hiervon überzeugt hatte und einsah, daß wir nicht mehr aus dem Hause kommen könnten, ließ ich meine Frau alles Wasser, was wir im Hause hatten, in die Nähe der Thüre bringen und unsere Bettmatrizen hinter dieselbe stellen. Kaum waren wir hiermit fertig, als die Nordbrenner auch schon an unsere Thüre kamen. Sie warfen einige Bündel trockenen Olivenholzes vor dieselbe und steckten sie dann an. Aber ich löschte das Feuer wieder aus, indem ich Wasser hinter der Thür ausgoß, das unter derselben durchlief. Als die Soldaten sahen, warum das Feuer nicht recht brennen wolle, fingen sie an zu fluchen und schossen und stießen gegen die Thüre. Anfänglich fingen die Matrizen alle Kugeln auf. Endlich aber erhielt ich einen Streifschuß an den Kopf, der mich zu weiterem Handeln unfähig machte. Wir hatten auch kein Wasser mehr. Das Feuer an der Thür knisterte jetzt laut und das ganze Häuschen wurde voll Rauch zum Ersticken. Da sagte ich zu meiner Frau, wenn wir doch einmal sterben müßten, so wollten wir uns lieber todtschießen lassen als ersticken, stellte mich auf einen Tisch und zog ein Bündel Zeug aus einer kleinen Fensteröffnung, damit der Rauch hinausziehen könne. Wie ich nun vor dem Loch stehe, um frische Luft einzuathmen, sehe ich einen mir bekannten Neapolitaner. Er hatte immer unser Pferd beschlagen und kam auch zu uns in die Schenke. Ich rief ihm zu und frug, warum sie uns auch tödten wollten, die wir ihnen doch gar Nichts gethan hätten und an dem Aufstand unbetheiligt seien; er solle uns retten. Obwohl der Mann ein Sergeant war, konnte er doch sofort Nichts zu unserer Rettung thun. Bald lief er aber zu einem Officier und sagte, hier kämen Freunde wie Feinde um. Da kam ein Commando Soldaten und befreite uns von unseren Peinigern. Durch den Blutverlust war ich aber sehr schwach geworden und wurde ohnmächtig. Die Soldaten packten mich deshalb und trugen mich über den Schloßplatz hinweg in das Hospital, nahmen mir aber unterwegs meine Uhr und das Geld, das ich gleich Anfangs zu mir gesteckt hatte.“ *)

Diese Einzelheiten sind erzählt worden, um ein concretes Bild der

*) Vgl. den von mir herrührenden Bericht in der Beilage zu der Frankfurter „Zeit.“ 1862. Nr. 376 u. f.

Greuel zu geben, die hier verübt wurden. Sie wurden auch die Veranlassung zu folgenreichen Verhandlungen mit Lanza. Am 28. Mai hatte der Kampf in der Stadt fortgedauert. Die Truppen wurden immer mehr auf die nächsten Umgebungen des königlichen Palastes und von Castellamare zurückgedrängt. Selbst der Domplatz und der erzbischöfliche Palast, ganz in der Nähe des Schloßplatzes, kamen in den Besitz Garibaldi's und die Verbindung des Palastes mit dem Hafen wurde auf der Westseite der Stadt durchbrochen. Lanza sah jetzt seine Truppen vollständig auseinandergerissen, sich selbst von der Verbindung mit dem Meere abgeschnitten. Denn im Palazzo Reale war das Hauptquartier.*) Schon am 28. hätte er eine Waffenruhe eintreten lassen mögen, um Zeit zu gewinnen. Doch konnte er sich noch nicht recht entschließen. Er hoffte, Salzano werde am 29. von seiner Verfolgungsreise nach Corleone zurückkehren. Von dem benachbarten Termini hatten die Dampfer in der Nacht vom 28. auf den 29. zwei Bataillone Fremdentruppen herbeigeholt. Aber Salzano kam nicht und alle Angriffe auf die Positionen der Aufständischen schlugen fehl. Auf eine Protestation des englischen Admirals Mundy hatten die neapolitanischen Kriegsschiffe schon am 28. ihr Feuer eingestellt. Am 30. ermattete der Kampf an allen Orten. Nur in der Nähe des Domplatzes wurden noch Schüsse gewechselt.

Diesen Stillstand benutzte ein beherzter, in Palermo wohl bekannter Mann, der Consul der Schweiz, C. Hirzel, um sich nach dem Schutzbefohlenen zu erkundigen, dessen Schicksal wir erzählt haben. Er hatte von den Greueln gehört, welche an der Piazzetta Grande und in dem benachbarten Benediktinerkloster geschehen wären, und deren Opfer auch jener Schweizer geworden sein sollte. Mit Lebensgefahr durchheilte er die Stadt, überkletterte die Barrikaden und kam endlich an Ort und Stelle an. Das ganze Quartier war verlassen, ein Trümmerhaufen, eine rauchende Brandstätte. Aber das Furchtbarste war der Blick in die Hallen des ausgebrannten Klosters der Benedettini bianchi. Da die Bewohner der benachbarten Häuser in den heiligen Räumen sicher zu sein glaubten, waren manche in das Kloster geflohen. Andere hatten die Soldaten selbst in dasselbe eingesperrt, um sich gegen sie zu sichern. Als man diesen Stadttheil nach dem Verlust der Bastion Montalto räumen mußte, kam ein Teufel von einem Menschen auf den Einfall, das weitläufige Kloster mit

*) Rüstow giebt irrig an, Lanza sei in Castellamare gewesen; er verwechselt Ost und West u. s. w. Hirzel gab mir im Frühjahr 1861 die Anzahl der im Benediktinerkloster verbrannten Palermitaner auf 120 Personen an. In seinem Bericht an die Bundesbehörde von 1860 steht die Zahl 60. Man hat vielleicht später noch mehr Reichname gefunden.

sammt seinen Inassen zu verbrennen. An das Portal wurde Feuer gelegt, das Stroh, welches in den Corridoren aufgeschichtet war, um zu einem Lager für die Soldaten zu dienen, gerieth in Brand und es erstickten und verbrannten weit über 60 Menschen. Verzweiflungsvoll rannten die Unglücklichen in den Gängen auf und ab, bis der Fußboden heiß wurde, sie zu Boden fielen und langsam verbrannten oder erstickten. Auf der großen Marmortreppe konnte man noch lange auf den Stufen die Spuren menschlicher Haut erkennen, die an den heißen Steinen haften geblieben war, als man die Leichen von ihnen losriß und sie auf Haufen von halbverkohltem Stroh in den Sälen aufschichtete.

Durch den Anblick dieser Greuelscenen war Herr Hirzel auf's Tiefste erschüttert. Sofort begab er sich in das königliche Schloß und verlangte eine Audienz bei dem General Lanza. Sie wurde ihm gewährt. Der Consul fragte nach seinem Schutzbefohlenen und als man Nichts von ihm wissen wollte, ergriff er die Gelegenheit dem Alterego des Königs die Greuel zu schildern, die er so eben mit eigenen Augen gesehen hatte, und denselben auf die Eindrücke aufmerksam zu machen, welche eine derartige Kriegsführung bei allen Palermitanern schon hervor gerufen habe und die in ganz Europa sich bald zeigen würden. Er werde die Commandanten der Flottenabtheilungen der Westmächte, welche auf der Rhede lägen, auffordern sich in officieller Weise von den Schandthaten zu überzeugen, die hier im Namen der Obrigkeit verübt seien. Lanza war zuerst allein, als Hirzel eintrat. Später kam Maniscalco hinzu. Jener behauptete gar Nichts von diesen Excessen zu wissen und erwiderte auf die Drohungen des Consuls begütigend und beschwichtigend. Plötzlich frug er, ob er, Hirzel, glaube, daß Garibaldi sich zum Abschlusse eines Waffenstillstandes bereit finden werde. Hirzel entgegnete, das wisse er nicht; er kenne die Absichten des Generals nicht. Maniscalco, der bei dieser Wendung des Gesprächs den Gefragten scharf beobachtet hatte, warf jetzt ironisch die Bemerkung dazwischen: Der Herr Consul, der vorher die guten Eigenschaften Garibaldi's — es war die Rede davon gewesen, daß sich jetzt alle Palermitaner an Garibaldi angeschlossen hätten — in ein so günstiges Licht zu setzen gewußt habe, werde wohl auch eine bestimmtere Antwort auf diese Frage geben können. Jetzt antwortete Hirzel, daß er, obwohl durchaus unbekannt mit Garibaldi, doch nach dessen Proclamationen und seiner durch Thaten bewährten Gesinnung glaube, er werde es nicht abschlagen über einen Waffenstillstand in Unterhandlungen zu treten, um den gänzlichen Untergang der schönsten und größten Stadt Siciliens zu verhindern. Damit schloß diese für das Schicksal Palermo's wichtige Unterredung.

Die Schilderungen und Vorstellungen Hirzel's hatten ersichtlich einen tiefen Eindruck auf Lanza gemacht.

Aus dem Schlosse zurückgekehrt begab sich Hirzel sofort in das Hauptquartier Garibaldi's und theilte demselben die stattgehabte Unterredung mit. Dieser sprach seine Befriedigung über dieselbe aus und erklärte, er kenne die Neigung Lanza's zum Unterhandeln schon. Derselbe hatte auch den englischen Admiral Mundy schon aufgefordert, die Vermittlerrolle zu übernehmen, war aber abgewiesen worden. Hiervon mochte Garibaldi schon gehört haben. Bald darauf lief auch ein direktes Schreiben Lanza's an Garibaldi ein, in dem dieser anzeigte, er sei bereit, zwei seiner Generale zu einer Conferenz mit Garibaldi an Bord des englischen Admiralschiffs Hannibal zu entsenden; Admiral Mundy habe seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Verhandlungen zu unterstützen, Garibaldi solle die Stunde bestimmen, in welcher der Waffenstillstand beginnen könne und für die beiden Generale sicheres Geleite geben.

Garibaldi ging auf diesen Antrag ein. Um 12 Uhr Mittags sollte die vollständige Waffenruhe beginnen. Da gab es kurz vor dieser Frist plötzlich Lärm auf der Ostseite der Stadt. Zu derselben Porta di Termini, durch welche Garibaldi eingezogen war, drangen jetzt die Vorposten des Corps von Salzano unter General von Nechel ein. In raschem Anlauf nahmen sie eine Menge von Barricaden und besetzten den Altmarkt. Erschreckt flohen die Palermitaner davon. Nur die Beispiele heroischer Tapferkeit, welche einige Garibaldiner Oberitaliens gaben, verhinderten es, daß die Colonnen, an deren Spitze die Fremdenregimenter standen, nicht sofort bis in das Centrum der Stadt vordrangen. Von allen Seiten schrie man Verrath, bis daß dann einige Officiere Lanza's in Verbindung mit Officieren Garibaldi's dem Kampfe Einhalt thaten und die Angreifer von dem Waffenstillstande in Kenntniß setzten. Es war ein großer Gewinn für Garibaldi, daß Lanza Wort hielt. Anhänger Garibaldi's, welche Augenzeugen der Kämpfe waren, versicherten mir, hätten die Fremdenregimenter weiter vordringen dürfen, so würden entweder die Garibaldiner aus der Stadt geworfen oder doch gewiß durchbrochen und in zwei Theile zerpalten worden sein.

Die Gefahr war ganz ungeheuer. Besaß doch Lanza jetzt, da alle seine Truppen in und bei der Stadt waren, an 24,000 Soldaten, die Kriegsflotte auf der Rhebe, das Fort Castellamare und den großen königlichen Palaß, auf der höchsten Bodenerhebung der Stadt!

Und doch zertheilte sich die Gefahr für Garibaldi. Am Nachmittage fand die Conferenz statt. Aber sie führte zu keinem Resultate. Ueber fünf Artikel, welche der neapolitanische General Petizia vorschlug, einigte man

sich bald, der sechste — der Formulirung nach der fünfte — sprach aber das Verlangen aus, die städtische Behörde von Palermo solle eine demüthige Eingabe an Lanza für den König machen, in welcher die wahren Bedürfnisse und Wünsche der Stadt aus einander gesetzt würden. Diese Zumuthung schlug Garibaldi rund weg ab und kehrte in das Senatsgebäude zurück. Von dem Balkon sprach er zu dem in peinlicher Erwartung harrenden Volke: „Der Feind hat mir einen Waffenstillstand angetragen. Ich habe die Bedingungen angenommen, welche die Menschlichkeit mir anzunehmen eingab. Aber unter den Vorschlägen befand sich auch einer, welcher demüthigend für die tapfere Bevölkerung Palermos war. Mit Verachtung habe ich ihn zurückgewiesen. Das Resultat unserer heutigen Verhandlung ist also das, daß morgen die Feindseligkeiten wieder beginnen. Ich und meine Gefährten sind frohen Herzens, entschlossen an der Seite der Söhne der Vesper den letzten und entscheidenden Kampf zu kämpfen.“ Einstimmig fiel das Volk in den Ruf nach den Waffen ein, als der General geendet hatte. Die Wogen der Volksbegeisterung stuheten wieder hoch. Der geschickte, muthige Steuermann wußte sie zu benutzen.

Am Morgen des 31. Mai war die ganze männliche Bevölkerung Palermos mit dem Bau und der Verstärkung der Barricaden beschäftigt. Man hatte sogar fünf verrostete Kanonenröhre aufgetrieben und ganz roh auf Karren befestigt.

Doch es kam nicht zum Kampfe, dessen Beginn man zur Mittagstunde erwartet hatte. Lanza schreckte vor dem Aeußersten zurück. Die Disciplin unter den Truppen lockerte sich immer mehr. Es drohte Mangel an Lebensmitteln für die großen Schaaren. Ohne furchtbares Blutvergießen war jetzt die Stadt nicht mehr zu überwältigen. Und selbst wenn die Truppen Sieger blieben, welche Excesse würden dann begangen werden! Würden die Commandanten der Geschwader auf der Höhe alle dem ruhig zusehen?

Schon vor Mittag kam General Letizia im Hauptquartier Garibaldi's an und es wurde die Waffenruhe auf drei Tage, vom Mittag des 31. an gerechnet, verlängert. Unmittelbar nach deren Abschluß schiffte sich Letizia nach Neapel ein, um dem Könige die Lage der Dinge darzustellen und ihn zum Abschlusse einer Convention zu überreden.

Aber der junge König war nicht zu bewegen, mit den Rebellen in Unterhandlung zu treten. Lieber solle Palermo in Brand geschossen und vernichtet werden, meinte er, als ihm Letizia am 1. Juni die Sachlage vorgestellt hatte. Unverrichteter Dinge kam der Abgesandte Lanza's in der Nacht auf den 2. Juni wieder in Palermo an. Der Höchstcommandirende war trostlos über die Antwort. Er sah nicht ein, wie er seinem

Auftrage gerecht werden könne. Seine Truppen waren entmuthigt und schon zeigten sich Viele geneigt zu Garibaldi über zu treten. Hatte dieser doch auch mit dem ihm in Folge der Conventien eingeräumten Finanzgebäude über 6,000,000 Thaler baar erhalten, von denen allerdings nur 210,000 dem Staate gehörten. Aber auch Privatleute boten jetzt ihre reichen Geldmittel dem Diktator an. Man versuchte auf Privatwegen die Führer der Fremdentruppen zu bestechen. Der Consul Hirtel stellte Lanza vor, daß wenn das Bombardement von Neuem beginne, vielleicht seine großen Schwefelmagazine in Brand gerathen könnten, deren Dampf alle Einwohner der Stadt ersticken müßte; man solle ihm wenigstens die Erlaubniß geben, dieselben aus der Stadt nach dem Hasen bringen zu lassen.

Für Lanza wirkte aber vor Allem die Nachricht entscheidend, die Letizia neben seinem officiellen Auftrage aus Neapel mitgebracht hatte, daß die königlichen Minister nicht absolut gegen die Unterhandlungen und den Abschluß einer Conventien seien. Hatte sich doch schon der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Carafa mit den Vertretern der Großmächte am Hofe von Neapel in ein Einverständnis zu setzen gesucht. Er wollte Palermo räumen lassen, wenn die Mächte den Thron beider Sicilien der bourbonischen Dynastie garantiren würden. Allein die Gesandten nahmen den Vorschlag nur ad referendum; der Plan der Hofcamarilla, der es nicht auf den regierenden König, sondern auf die Dynastie d. h. den Stiefbruder des Königs ankam, fiel damit in's Wasser. So scheint es wenigstens. Ein endgültiges geschichtliches Urtheil läßt sich über diese Vorgänge noch nicht gewinnen.

Die Verichte, die Letizia aus diesen Kreisen brachte, waren aber derartige, daß Lanza glauben durfte, auf eigene Verantwortung hin am 3. Juni den Waffenstillstand verlängern und Letizia mit dieser Nachricht abermals nach Neapel senden zu dürfen. Am 5. kam der General von Neapel zurück und am 6. wurde in Palermo in der That die Conventien abgeschlossen, nach der Lanza mit seiner Armee von noch immer zwanzigtausend Mann mit Gewehren, Geschützen und aller Munition die Stadt räumte. Damit hatte die Volkserhebung Siciliens vollkommen gesiegt. Die moralische Niederlage, welche die Truppen durch die Räumung Palermos erlitten hatten, machte dieselben unfähig im freien Felde sich Garibaldi entgegen zu stellen. Nur an feste Punkte wie Messina oder Melazzo gelehnt, konnten die neapolitanischen Führer es noch wagen, den Insurgenten gegenüber zu treten. Die ganze Insel wurde auch bis auf diese Punkte von den königlichen verlassen. Von Girgenti und Castanissetta führte der General Asan di Rivera die Besatzungen nach Catania, welches

von seinem Militärcommandanten General Clary schon nach kurzem Kampfe aber um so gründlicherer Plünderung geräumt war. Anan di Nibera brandschatzte die Stadt abermals und überall hin, wo seine Truppe auf ihrem Marsche nach Messina kam, trug sie Brand und Plünderung. Clary hatte in Messina damals Wechsel im Betrag von 57,000 Gulden gekauft und die Summe in allen möglichen Münzsorten bezahlt!

Sollen wir mit dieser die neapolitanische Kriegsführung allerdings sehr charakterisirenden Notiz unsere Erzählung abschließen? Es würde zu einseitig sein, wenn wir damit andeuten wollten, daß Corruption, Feigheit und gemeiner Egoismus der Befehlshaber allein die Ursachen der Niederlagen gewesen seien, welche das neapolitanische Regiment auf der Insel zu Falle brachten. Allerdings sind wohl kaum je so verschiedene Auffassungen des Staatslebens in Kampf gerathen als hier. Auf der Einen Seite der vollkommen selbstsuchtslose, für sein Vaterland und seine Idee kämpfende Freischaarengeneral. Auf der anderen dagegen ein Troß von Officieren, die ihrem Könige bis auf ganz verschwindend wenige nur dienten, weil er sie bezahlte und so lang er sie bezahlte, und eine Armee, die sich nur schlug, weil sie mußte. Ein Wort, das Colletta in Betreff des Feldzugs von 1735 über die damalige Regierung geschrieben hat: *Continua pro-sunzione delle tirannidi! volere i soggetti schiavi a servirle, er vi a difenderle; scordando che la natura eterna delle cose, presto o tardi, nella persona e nella discedenza a prezzo di dominii o di sangue fa scontare ai tiranni le praticate crudeltà sopra i popoli* — dieses Wort bewies sich jetzt wieder in seiner vollen Wahrheit. Der Absolutismus hat kein Recht von den Unterthanen Aufopferung und Heldemuth zu verlangen. Der Egoismus, und nicht das Pflichtgefühl der Regierenden hat die absolutistischen Theorien geboren, mit denen man die unbeschränkte Staatsgewalt der Herrscher vertheidigt. Je höher die Culturstufe des Volkes ist, dem man sie annehmbar machen will, desto feiner, desto spiritualistischer müssen sie werden. Aber besser werden sie damit nicht. Der Egoismus der Regierenden hat immer den Egoismus der Regierten zu seiner Rehrseite. Das Wesen des Staates als einer sittlichen Gemeinschaft geht verloren. Von unzähligen, nicht mehr sittlich gebundenen Einzelinteressen zersessen geht er ruhmlos zu Grunde, zum Staunen und Entsetzen für die Mitwelt. Wer möchte leugnen, daß ihn solches Entsetzen erfaßt habe, als er das Königreich von Neapel so unter den Streichen Weniger dahin sinken sah?

D. Hartwig.

Litteratur- und Culturgeschichte.

(Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl Biedermann. II. Band. Zweiter Theil. Erste Abtheilung, Leipzig 1867.)

Nur den ältesten und treuesten Lesern unserer Jahrbücher kann es erinnerlich sein, daß wir in einem der ersten Hefte dieser Zeitschrift dem Biedermann'schen Werk „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ eine längere Besprechung widmeten. Es lagen damals zwei Bände vor, von denen der zweite die Schilderung der „geistigen, sittlichen und geselligen Zustände“ unseres Vaterlandes bis zum Jahre 1740 fortführte. Die lange erwartete Fortsetzung, vielmehr ein Anfang dieser Fortsetzung ist endlich jetzt, nach einem Zwischenraum von vollen neun Jahren, erschienen. Der Verfasser sagt uns in der Vorrede, wie es vor Allem seine publicistische und persönliche Betheiligung an den Tagesereignissen gewesen, was die Vollendung des Werkes gehemmt habe. Diese hemmenden Ursachen dauern noch immer fort; Jedermann weiß, daß unser Publicist und Politiker seine Zeit nicht verloren und nicht an eine schlechte Sache verschwendet hat; man findet vielleicht, daß derjenige, der uns eine deutsche Culturgeschichte geben will, nicht leicht zu lebhaft an der Geschichte der Gegenwart sich betheiligen kann, und wir wenigstens lassen es uns daher gern gefallen, in den jetzt vorliegenden Bogen nur eine Abschlagszahlung, eine Bürgschaft zu erhalten, daß trotz Allem die Arbeit nicht gänzlich in's Stocken gerathen sei und nicht vor dem Ziele ermatten werde.

Nicht glücklich freilich, daß das hier Gebotene noch vor dem Zeitpunkte abbricht, von welchem an wir uns noch als geistig Mitlebende mit den großen Schriftstellern unseres Volkes fühlen. So fühlen wir uns mit Lessing und Kant — was dagegen sind uns die Gellert und Gleim? wer liebt, des Lesens wegen, Klopstock's Messias oder Wieland's Agathon? Gerade mit den Letzgenannten aber, mit den Dichtern der Empfindsamkeit und den Vertretern einer halbherzigen Genusssucht, hat es das vorliegende culturhistorische Bruchstück zu thun. Möchte es dem Verfasser wie dem Leser ergeben! Es müßte ihm, dünkt uns, nicht Ruhe lassen, bevor er nicht die Anfänger und Begründer unseres heutigen wissenschaftlichen Denkens, unserer gegenwärtigen politischen und geselligen Sittlichkeit auf die Bühne geführt und die Heldengestalten der beiden großen kritischen Neuerer den schon verblaffenden Bildern ihrer Vorgänger gegenübergestellt hätte. Gerade die Revolution unseres nationalen Lebens, in der wir mitteninne stehen, lenkt den Blick immer wieder auf diese Virtuosen verständvoller Männlichkeit und männlichen Verstandes. Wohl stellt uns die vielverschlungene Wirklichkeit heut andere und bestimmtere Aufgaben: aber zu lösen sind sie nur mit der gleichen genialen Nüchternheit, der gleichen den Schein verachtenden Wahrhaftigkeit und dem gleichen Willen zur Selbständigkeit, wo-

durch Kant und Lessing für das geistige Leben der Nation die Dolmetscher dessen wurden, was Friedrich der Große für die staatliche Gestaltung Deutschlands geleistet hatte.

Auch abgesehen indeß von diesen Begründern einer noch heut fortwirkenden Welt- und Lebensansicht ist es ja richtig, daß schon vom zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts an die Litteratur, und zwar vorzugsweise die sogenannte schöne Litteratur der beherrschende Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland geworden war. Daher die Nothwendigkeit, in die Schilderung der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände in weitem Umfange die Geschichte der deutschen Dichtung zu verflechten. Schon der neunte Abschnitt des zweiten Bandes unseres Werkes beschäftigte sich demgemäÙ mit den ersten Regungen des neu erwachten ästhetischen Interesses, mit den Haller und Hagedorn, vor Allem mit Gottsched und dessen Streit mit den Zürchern. Eben hier nimmt jetzt der Verfasser seine Darstellung wieder auf. Er beginnt mit den Bremer Beiträgern, charakterisirt Nabener und Gellert, verweilt dann bei Gleim als dem Haupt der Anacreontiker, zeigt sofort, wie die Poesie der Empfindsamkeit in dem Dichter des Messias gipfelt, endlich, wie dieselbe in dem Wieland'schen Epikuräismus ihren ergänzenden Gegensatz findet. Es ist ein Stück Litteraturgeschichte — aber in culturgeschichtlicher Absicht. Das Bestreben des Verfassers ging dahin, „mit der culturgeschichtlichen Behandlung auch der sogenannten schönen Litteratur, — von der zwar auch bisher schon viel die Rede, aber thatsächlich noch wenig zu spüren gewesen, — wirklichen Ernst zu machen.“

Auch wenn wir uns lediglich auf den Standpunkt der Litteraturgeschichte als einer selbständigen Wissenschaft versetzen, so hat, das versteht sich, dieses Bestreben unsere volle Theilnahme. Denn verselbständigen wird sich jene Wissenschaft doch wohl nur dann, wenn sie, ohne irgend eine der mannichfachen Beziehungen ihres Gegenstandes auszuschließen, alle einheitlich beherrscht und jeder durch alle anderen ihre Grenze bestimmt. In je kräftigerer Einseitigkeit alle diese verschiedenen Beziehungen gelegentlich ihr Recht sich fordern, desto willkommener. Nach dem ganzen Plan unseres Verfassers ist diese Einseitigkeit geboten. Er schreibt ja Culturgeschichte; ihm ist die Entwicklung der deutschen Dichtung nicht der Gegenstand eines ästhetischen, eines philologischen oder philosophischen Interesses, sondern ein Theil zugleich und ein Denkmal des Gesamtzustandes der Nation. Seine Aufgabe daher ist die — wir bedienen uns wieder halb und halb seiner eigenen Worte, — sowohl die erregenden Ursachen jeder dichterischen Thätigkeit in dem gesammten Culturleben ihrer Zeit nachzuweisen als andererseits zu zeigen, wie dieselbe umgestaltend und unstimmend auf das Leben und das Lebensgefühl der Nation zurückgewirkt hat.

Ueber die unermessliche Schwierigkeit dieser Aufgabe kann keine Frage sein. Sie erfordert den sorgfältigsten, kundigsten Beobachter; sie erfordert den scharfsinnigsten Kenner und Beurtheiler psychologischer Wirkungen. Schon der zuverlässigste Ernst, mit dem hier ein Unternehmen angegriffen wird, dessen letzte und beste Frucht nichts Ueringeres als vermehrte nationale Selbsterkenntniß sein

zann, scheint uns erfreulich. Unter allem Antheil indefs, mit dem wir der Darstellung des Verfassers gefolgt sind, sammelten sich unsere Gedanken immer wieder bei der Frage, wie weit die Aufgabe überhaupt lösbar und ob die von dem Verfasser befolgte Methode in allem Betracht richtig und zulänglich sei.

Man mag es paradox finden und um eines so paradoxen Tabels willen mögen Andere unseren Verfasser doppelt loben — gleichviel und desto besser! aber unser Haupteindruck von seinem Buche ist der, daß er nicht beschränkt, nicht einseitig genug verfahren ist. Unsere neuere Litteraturgeschichte ist so unzählige Male behandelt worden, wir haben uns soviel auf diesen rühmlichsten Theil unserer Geschichte zu Gute gethan, daß es freilich kaum zu vermeiden ist, wie man auch den Standpunkt wähle, hin und wieder in schon ausgetretene Fußspuren hineinzugerathen. Wir sagen nicht, daß z. B. die ästhetisch-historische Seite unserer schönen Litteratur, geschweige denn die sprachliche, schon überall erschöpfend in's Licht gestellt sei. Immer haben wir bedauert, daß A. W. Schlegel die beiden Abhandlungen über Klopstock und über Wieland, mit denen er die von ihm projectirten kritischen Jahrbücher eröffnen wollte, nicht geschrieben hat. Es wären Seitenstücke zu seinem Aufsatz über Bürger geworden; Erörterungen, wie sich der Begriff des Epos, der Ode, des Romans geschichtlich constituirt habe, Auseinandersetzungen über Gehalt und Form beider Dichter, Nachweisungen über ihre Quellen und Muster würden sich zu einer allseitig sicher umschriebenen unvergleichlichen Charakteristik abgerundet haben. Indefs die Anregung, welche Schlegel gegeben, ist nicht verloren gewesen. Ueber Klopstock hat Servinus ein Capitel geschrieben, das nur von dem über Lessing geschriebenen übertroffen wird, Wieland hat in Löbell einen Beurtheiler gefunden, dem man vielleicht nur vorwerfen kann, daß er allzu warm an seinem Gegenstande Antheil nahm, um mit der Billigkeit überall die nöthige Schärfe zu verbinden — von anderen, zum Theil trefflichen und verdienstlichen Darstellern nicht zu reden. Unter diesen Umständen durfte Biedermann die Kenntniß der litterarhistorischen Thatfachen sowie das Urtheil über die ästhetischen Werthe, viel mehr als er gethan hat, voraussetzen. Die Würdigung zwar der formalen Eigenschaften der Dichter weist er meistens, er weist sie bei Wieland ausdrücklich zur Seite; es ist ihm um den sittlichen und geistigen Gehalt, um den specifischen Stimmungs- und Bildungswerth zu thun. Allein er durfte noch viel entschlossener und gleichmäßiger sich bescheiden und begrenzen. Es sind zum Theil vortreffliche und dankenswerthe Ergänzungen zu jeder bisherigen Darstellung dieser Litteraturepoche, die er giebt; der Abschnitt über Gleim versteht den Litterarhistoriker mit neuem oder weniger beachtetem Material, und den Anfängen Wieland's geht er sorgfältiger nach als irgend ein Litterarhistoriker vor ihm. Allein war es nöthig, den ganzen Stoff in solcher Breite und Ausgeführtheit mitzuschleppen? War ihm nicht erst recht erlaubt, was sich Burckhardt in seiner Cultur der Renaissance erlaubt — oft zur Beschämung des weniger bewanderten Lesers erlaubt —, nur anzudeuten, was anderwärts ausgeführt ist, nur auszuführen, was jenseits der gewöhnlichen Darstellungen liegt

und gerade nur dem auf die culturhistorischen Zusammenhänge aufmerkamen Blicke sich erschließt?

Und noch in anderem Betracht ist es uns vorgekommen, als ob bei entschlossener Einseitigkeit der wissenschaftliche Gewinn ein noch größerer sein könnte. Wir wollen nur sogleich sagen, daß wir unter der Einseitigkeit, die wir wünschen, die der realistischen Erklärung geistiger Erscheinungen verstehen. Nicht als ob damit geleugnet werden sollte, daß es eine Fortpflanzung seelischer Einbrüche giebt, die so zu sagen in der leeren Luft vor sich geht und wohl bemerkt und nachempfunden, aber nicht zergliedert und begriffen werden kann. Nicht als ob verkannt werden sollte, daß es eine selbständige, selbständig verfolgbare Entwicklung und eine Stätigkeit der Entwicklung der Ideen der Wahrheit, der Sitte, des Rechts giebt. Es ist für einen Deutschen, auch ohne besondere philosophische Schulung, wenig Gefahr, diese Heimlichkeiten des geistigen Lebens zu verleugnen. Das aber ist es eben, was uns noch immer auf dem Gebiete der Culturgeschichte viel eher das Gras wachsen sehen als den festen Grund finden läßt, in welchem es wurzelt. Etwas mehr Realismus, und wir würden zu einer culturgeschichtlichen Behandlung der Litteraturgeschichte geschickter sein. Die Philosophie hat uns in mancher Hinsicht trefflich erzogen, sie hat uns in anderer ganz unverbesserliche Unarten angewöhnt, die Unart z. B., daß wir in geschichtlichen Dingen gern lesen, ohne im A B C fest zu sein. Unser Verfasser hat im ersten Bande seines Werks die achtungswertesten Studien über die politischen, die materiellen und socialen Zustände Deutschlands gemacht, aber wir finden nicht, daß er die dort gewonnene Grundlage hinreichend nutzbar macht zur Aufklärung der Ursprünge und Rückwirkungen unserer schönen Litteratur. Wir verdenken es Keinem, wenn ihn vor der Langenweile der Statistik graut, aber wir wünschten darum nicht weniger, daß sich Jemand recht gründlich die Mühe nähme, aus einer Statistik z. B. des lesenden Publicums uns etwas bekannter mit diesem „Niemand, dem Kundbaren“ (wie Hamann sagte) zu machen, und von da aus Schlüsse zu ziehen auf die Wirkungsweise und den Wirkungskreis der Gellert'schen Schriften, des Klopstock'schen Messias, der Wieland'schen Frivolitäten. Versteht sich, daß wir den Werth der „prärogativen Instanzen,“ will sagen besonders charakteristischer Thatsachen zu schätzen wissen, dann zumal, wenn ein sinniges Auge, eine geistreiche Combination sie aufspürte und verwertete. Je mehr poetische Anschauung sich mit der Statistik verbände, desto besser. Mit Vergnügen erinnern wir uns aus Freitag's „Bildern“ so manches zerstreuten Winkes, der in dieser Weise auf die culturhistorische Seite der Litteratur ein überraschendes Licht wirft. Wir meinen jedoch das Realistische keinesweges bloß im Sinne der äußerlichen Existenzverhältnisse der Litteratur. Einen recht realistischen Culturhistoriker würden wir den nennen, der sich nicht scheute, bis auf die ästhetische Form, auf den Stil, auf die Denk- und Dichtmethode der Schriftsteller einzugehen — aber wohlgerne, nicht um das Alles an ästhetischen Kategorien und Begriffen zu messen, sondern um es unbarmherzig zu zerlegen, es aus den Lebensbedingungen der Zeit zu erklären, oder, wenn hier die ursach-

liche Erklärung abreißen müßte, es wenigstens durch die Analogie der die Zeit beherrschenden Sitten und Gewohnheiten, Moden und Bedürfnisse zu erläutern und zu beleuchten. Auf systematische Vollständigkeit müßte freilich bei einem derartigen Bestreben verzichtet werden. Wir stecken sammt und sonders recht tief auch in dieser idealistischen Erbsünde. Muß denn die culturgeschichtliche Ansicht der Litteratur mit Eins fix und fertig, lückenlos aufgestellt werden? Dem Eifer um eine solche allseitig geschlossene Leistung möchten wir es zuschreiben, daß unser Verfasser in seinen Methoden des culturhistorischen Erklärens so vielfach hin- und herschwankt. Er hat offenbar den Zug nach rein realistischen Erklärungen; er trägt zuweilen mit philologischem Fleiß die einzelnen Thatfachen zusammen, denen er ein Ergebnis entlocken will; nur zu oft indef will die zu erklärende Erscheinung aus den handgreiflich nachzuweisenden Ursachen nicht zu Stande kommen. Unvermittelt tritt dann eine bloß vermuthende Erklärung neben die nachweisende, Veranlassungen stellen sich in Reih' und Glied mit Ursachen, Gründe mit Veranlassungen. Um es anders zu sagen: bald wird eine Erscheinung mit nüchternem Pragmatismus abgeleitet, bald müssen wir uns mit einer, die Mittelglieder überspringenden idealistischen Beziehung, zuweilen sogar mit einer nur scheinbar erklärenden Redensart begnügen. Begnügen; denn man erhält sehr bald den Eindruck, daß die ideelle Erklärung allemal da als Lückenbüßer eintritt, wo der Boden der exakten Erklärung fehlt oder nicht tragen will.

Beispiele zu dem Allen wären in Menge zur Hand — allein wir besinnen uns, daß wir schon längst aus der Rolle gefallen und unsere eigentliche Absicht vergessen haben. Recensionen sind überhaupt dieses Ortes nicht, und unsere Absicht ging dahin, nicht unsere Bedenken, sondern unsere Freude an dem Buche auszusprechen und ihm möglichst zahlreiche Leser zuzuführen. Zum Glück ist das Buch ohne Zweifel um so viel lesbarer, als es von bloßer verzichtender Forschung zu abgerundeter allgemein verständlicher Darstellung fortschreitet. Zwischen Erzählung, Betrachtung und Charakteristik wechselnd, führt es uns zwar vielfach bekannte Bilder, aber die meisten doch irgendwie in neuem Lichte, irgendwie im Zusammenhang mit dem allgemeinen Culturleben der Zeit vor. Mit glücklichem Griff werden die Hauptvertreter der verschiedenen geistigen Strömungen der Zeit herausgehoben, um die sich dann die Darstellung faßlich und übersichtlich zusammenzieht. Mit vielem Fleiß ist das Bild Gellert's, des Beichtvaters von halb Deutschland gezeichnet, vielleicht mit zu vielem Fleiß, so daß die charakterisirenden Striche an ihrer Schärfe verlieren und sich, indem sie sich decken und kreuzen, zu einem zwar reichen, aber etwas stumpfen Eindruck abschwächen. Sehr gelungen scheint uns die Darstellung und Würdigung des Gleim'schen Kreises mit seinem Freundschaftscultus, seinem Spiel mit Leben und Dichtung, mit matten Reimen und kalten Küßen. In bländiger, wenn auch nicht ganz erschöpfender, ja nicht ganz gerechter Schilderung wird uns Vater Klopstock vorgeführt, der Mann, der den Deutschen ein Epos schenken wollte und statt dessen eine langathuige Predigt in Hexametern hinterließ. Es

ist, beiläufig, zu bedauern, daß diese über Klopstock handelnden Vogen schon im Druck fertig gewesen zu sein scheinen, als die Neue Folge von Strauß' kleinen Schriften mit Klopstock's Jugendgeschichte erschien. Natürlich konnte Vierdermann noch nicht die jüngste, Klopstock betreffende Veröffentlichung, die von Lappenberg gesammelten „Briefe von und an Klopstock“ (Braunschweig 1867) kennen. Er wird zu seiner Genugthuung aus dieser Sammlung und den sie begleitenden Anmerkungen (aus dem jetzt zum ersten Mal gedruckten Brief von Fanny an Klopstock vom 3. Januar 1786 und dem, was Lappenberg S. 441 beibringt) ersehen, daß seine Vermuthungen über die Geliebte des Dichters im Wesentlichen das Richtige getroffen haben; er wird andererseits Gelegenheit haben, kleine biographische Irrthümer nach Briefen wie der Klopstock'sche an Ebert vom 29. März 1758 und der langen Reihe von Briefen an die Ambrosius zu berichtigen. Sehr große Kleinigkeiten in der That! — aber wundern sollte es uns, wenn ihm nicht nach der Lektüre dieses Briefschazes überhaupt der Wunsch käme, das ganze Bild des Messiasdichters mit einigen frischen Farben überarbeiten zu können. Bei alle dem bleibt, was er sonst von seinem culturgeschichtlichen Standpunkte aus in diesem Abschnitt geleistet, in seinem vollen Werthe bestehen. Die Charakteristik der Klopstock'schen Odenichtung ist gewiß vortrefflich; sehr schön hebt er den Fortschritt und die Bereicherung hervor, die das deutsche Gemüthsleben durch die Innigkeit der Klopstock'schen Naturempfindung erfuhr; es sind endlich Triumphe, welche gerade diese Behandlungsweise der Litteraturgeschichte feiert, wenn er den eigenthümlichen teutonischen Patriotismus des Dichters aus der Lebens- und Weltstellung desselben erklärt und dann wieder die Folgen von dessen Verkündigung für die gesammte Stimmung und Bildung unseres Volkes entwickelt. Dasselbe gilt von dem Nachweis des Zusammenhangs der poetisch-sittlichen Anschauungen Wieland's mit den öffentlichen Zuständen einer Zeit, die in so manchem Betracht der Epoche des verfallenden Alterthums glich, und schon oben sagten wir, daß wir dem Verfasser dankbar seien für die Genauigkeit, mit der er der Jugendentwicklung Wieland's Schritt für Schritt nachgehe, um zu zeigen, wie sich aus diesem Schwanken zwischen Schwärmerei und Sinnlichkeit endlich jene laue, impotente Genuß- und Behaglichkeitsphilosophie niederzuschlug, in der die „unstete und unmännliche Natur“ des Dichters des Agathon und der Musarion ihren gemäßigsten Ausdruck fand.

Noch einmal freilich hätten wir Lust, in der Art und Weise, wie der Verfasser die Wieland'sche Richtung nicht etwa bloß bei Thümmel und Heinsse, sondern bei F. H. Jacobi und Göthe wiederfinden will, jene Neigung zu stumpfen und halbwayren Allgemeinheiten zu rügen, der er auch sonst, so deuteten wir an, trotz der ausgesprochenen Absicht, die Dinge concreter und genau zu nehmen, mehrfach unterlegen ist. Wir rufen ihn jedoch lieber statt dessen selber zum Zeugen für die Möglichkeit dieses deutschen Fehlers auf, von dem wir eben Alle unser gehöriges Theil haben. Ein Grundgedanke wird uns das ganze Werk hindurch eingeschärft, Eine Betrachtung drängt sich immer wieder bei dem

Gänge durch die früheren Perioden des deutschen Geisteslebens auf. Noch sind auch wir Heutigen nicht völlig geheilt von den Folgen eines Zustandes, in dem es den Wenigsten vergönnt war, sich als thätige Mitglieder einer größeren Gemeinschaft, eines Achtung gebietenden und sittliche Theilnahme fordernden Staatswesens zu fühlen. Ein träger, phlegmatischer Realismus und ein überstiegener, im Aether des Gedankens oder der Empfindung schwebender Idealismus ging während des vorigen Jahrhunderts Hand in Hand, um die Fähigkeiten und Tugenden, die ein Volk politisch frei und groß macht, nicht aufkommen zu lassen. Diese Krankheitserscheinung, die in dem unklaren Gefühlspatriotismus Klopstock's in der edelsten aber zugleich schärfsten Form auftritt, die dann in immer neuen Verwandlungen sich auch durch die späteren Perioden unserer klassischen, unserer romantischen und unserer jungdeutschen Litteratur hindurcherstreckt, formulirte sich charakteristischer Weise im achtzehnten Jahrhundert überdies zu einem politischen Irrthum, dem selbst der Dichter der Minna von Barnhelm gegen das Ende seines Lebens unterlag. Sowohl der idealistische Germanismus Klopstock's wie der epikuräische Kosmopolitismus Wieland's wandte sich von dem wirklichen deutschen Staate, der in dem Preußen Friedrich's des Großen aufwuchs, zu dem deutschen Scheinstaate, dessen Oberhaupt in der Hofburg zu Wien saß. Dieses politische Trugbild ist erst in den jüngsten Tagen für immer zerstört worden. Der überlieferte Glaube an dasselbe zieht in Folge dessen allgemach aus den Köpfen der Menschen, sie bereiten sich, die staatsmännische Größe anzuerkennen, die mit realen Kräften rechnet, um den realen deutschen Staat endlich herzustellen. In der Anschauung solches Thuns, in dem Genuß seiner Erfolge, in der angespannten Arbeit Aller, ohne welche die Vollendung und Erhaltung des Werkes unmöglich ist, werden wir denn, so Gott will, auch von jenem falschen Idealismus unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen genesen, der selbst in seiner glänzendsten Entfaltung seine Unzulänglichkeit nicht verleugnet hat. Von dem idealen Zug der deutschen Natur zwar werden auch die Culturhistoriker der kommenden Geschlechter zu berichten haben, aber dieser Zug wird sich fortan in neuen und gebiegnen Bildungen des Dichtens und Denkens bewähren, denn er wird sich nähren an Allem, was an den wirklichen Zuständen gesund und echt und lebendig ist.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 4. April 1867.

Wiederholt haben wir in den letzten Monaten darauf hingewiesen, daß Niemand sich über die Lage Europas täuschen möge. Unsere Befürchtungen sind schneller in Erfüllung gegangen, als wir selbst vorausgesetzt haben. Während wir dafür hielten, daß es kaum früher als im Herbst dieses Jahres zu einem Conflict kommen würde, ist derselbe heute schon eingetreten.

Ein altes und angesehenes Fürstenhaus, das Haus Nassau-Oranien, welches einst seine ganze Kraft daran setzte, die Niederlande von der Herrschaft Spaniens zu befreien, welches fast ein Jahrhundert hindurch den Kampf gegen Spanien führte, als dieser Staat die erste Großmacht Europas war, welches danach eine große europäische Stellung gewann, indem es die Niederlande und den Continent gegen die Suprematie vertheidigte, zu welcher Frankreich unter Ludwig XIV. aufstieg, welches Europa durch die Erwerbung des englischen Thrones von dieser Uebermacht rettete, welches endlich in Erinnerung an die Dienste, die es Europa geleistet, vom Wiener Congreß zur königlichen Würde erhoben und als Vorwacht gegen Frankreich zum Herren der vereinigten Niederlande eingesetzt wurde — dieses Fürstenhaus hat sich jetzt dazu verstanden, seine geschichtliche, seine natürliche Stellung aufzugeben, die heiligsten Interessen Hollands preiszugeben! Es hat seine deutschen Stammesgenossen und Preußen, seinen natürlichen Verbündeten, zurückgestoßen, es hat sich mit dem gefährlichsten Gegner der Niederlande verbunden, um Deutschland zu verrathen. Das Haus Nassau-Oranien hat das Unglaubliche gethan; es hat dem Neide der Franzosen gegen die Erfolge Preußens, ihrem Haffe gegen Deutschland und ihrer Vändergier ein Stück deutschen Bodens hingeworfen!

Wohl hatte der niederländische Staat, wohl hatten die Epigonen des Hauses Nassau-Oranien an seiner Spitze es sich schon seit seiner Gründung angelegen sein lassen, jene Weisheit des Wiener Congresses, welche das Königreich der Niederlande geschaffen, auf eklatante Weise bloßzustellen. Man hätte dem europäischen Staatensystem füglich diese Erfahrungen ersparen können, man hätte bereits im Jahre 1815 wissen können, daß es einer der verkehrtesten Gedanken, ein kindisches Beginnen war, die Uebermacht Frankreichs nicht durch die Consolidirung Deutschlands d. h. Preußens, sondern durch die Schaffung von Staaten zweiten und dritten Ranges an seinen Grenzen, durch die Creirung der Niederlande, der Schweiz und Piemonts balanciren zu wollen. Aber wenn ein Theil dieser Schuld auf die Gründer der Niederlande fällt, das Haus Oranien hat deren Fehler zu überbieten gewußt.

Dieser niederländische Staat, den die Vornirtheit Lord Castlereagh's und der Eifer des Herrn von Gagern nicht groß genug machen konnten, dem nicht bloß das deutsche Bisthum Lüttich zugeschlagen wurde, dem Gagern und Cast-

lereagh auch Cöln und Aachen zugebacht hatten, der Preußen schließlich wirklich von der Maas verdrängte, fing damit an, seine Stellung zu Deutschland durch die bekannten Chitanen gegen die deutsche Rheinschiffahrt zu nehmen. Danach entfremdete er durch ein Regiment der einseitigsten holländischen Beschränktheit die Belgier, um sich endlich durch eine von französischen Sendlingen und dem belgischen Klerus arrangirte Bewegung von geringer Kraft und noch geringerem Nachhalt die belgischen Provinzen entreißen zu lassen. Belgien trat unter französische Protection und Deutschland verlor aus diesem Anlaß fast zwei Drittheile des Großherzogthums Luxemburg, welches ihm die Wiener Verträge als altes deutsches Land wiederum zugesprochen hatten. Die Entschädigung, welche dem deutschen Bunde dafür nominell in der holländischen Provinz Limburg zuerkannt wurde, war reell nichts als eine Farce. Danach bemühte sich das niederländische Cabinet, den Ueberrest Luxemburgs, 45 Quadratmeilen und 200,000 Einwohner (70—80 Quadratmeilen waren an Belgien gekommen), durch eine elende Misregierung in gleicher Weise wie die Belgier zu entfremden. Heute endet es damit, diesen Rest des ihm zu seiner Stärkung gegen Frankreich anvertrauten Landes an Frankreich zu verkaufen, für 500 Francs den Kopf. Wenn Piemont jenen Fehler des Wiener Congresses verbessert hat, indem es sich freilich mindestens ebenso sehr durch beispiellose Glücksfälle, als durch seine eigenen Anstrengungen zu Italien erweiterte, so ist dagegen die Schweiz durch die Annexion Savoyens an Frankreich bedroht und umklammert worden, und die Niederlande bemühen sich, der Correctur, welche die vorjährigen Erfolge Preußens den Wiener Verträgen durch die Consolidirung Deutschlands gegeben haben, ein Bein zu stellen, und sie — so weit es bei ihnen ist — rückgängig zu machen.

Der Verkauf Luxemburgs scheint eine vollendete Thatfache zu sein. Beim Abschluß desselben kann es dem holländischen Cabinet nicht verborgen gewesen sein, daß die ernstesten Gefahren für Holland herausbeschworen würden, wenn es sich mit Frankreich gegen Preußen verblindete, wenn es als Territorialherr auch der Stadt Luxemburg durch Verkauf des gesammten Territoriums Preußen zu nöthigen unternähme, seine Garnison aus Luxemburg zurückzuziehen und damit ein Besatzungsrecht aufzugeben, welches ihm nicht bloß der deutsche Bundesvertrag und der Vertrag mit Holland vom Jahre 1817, sondern bereits der erste Pariser Frieden vom Jahre 1814 zugesprochen hat. Es kann dem holländischen Cabinet ebenso wenig entgangen sein, daß es durch die Cession Luxemburgs an Frankreich die Umklammerung Süd-Belgiens durch französisches Gebiet herbeiführt, daß es damit die belgische Frage aufwirft und somit nicht bloß Preußen, sondern auch England zu seinem Gegner macht. Wir meinen nicht, daß man dies im Haag übersehen habe, sondern daß man mit vollem Bewußtsein sein Geschick an Frankreich geknüpft hat und knüpfen wollte. Der Verkauf Luxemburgs hat keinen Sinn, wenn das Haager Cabinet nicht zugleich einen Theilungsvertrag mit Frankreich über Belgien abgeschlossen hat, für den Fall, daß die Cession Luxemburgs den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland herbeiführte. Dieser Theilungsvertrag wird stipuliren, daß das südliche

Belgien an Frankreich, das nördliche an Holland fällt. Man wird sich dabei der Hoffnung hingeeben haben, daß England gegen eine Abmachung, die Brügge, Gent, Mecheln, Maastricht und vor Allem Antwerpen bei Holland beließe, kaum etwas einzuwenden finden würde.

Wir beklagen, daß die Geschiede Luxemburgs, die Geschiede Hollands von seiner eigenen Dynastie in dieser Weise compromittirt und gefährdet worden sind. Wir meinen nicht, daß die bewußten Lügen, welche die holländische Presse zu verbreiten hatte, um die Verhandlung mit Frankreich zu decken, um die Holländer von der Nothwendigkeit einer Anlehnung an Frankreich zu überzeugen, jene Lügen, daß Preußen die Hände nach Maastricht und Venloo, nach dem Zuydersee ausstrecke, überhaupt geglaubt worden sind. Noch weniger freilich, daß so durchsichtige Täuschungen vorhalten könnten, wenn die sehr ernstn Folgen der Thorheit und Leichtfertigkeit eintreten, die das holländische Cabinet begangen hat. Diese Folgen werden sicherlich nicht ausbleiben, wie sich die Dinge auch wenden mögen. Blicke Preußen Sieger in dem Kriege, den das holländische Cabinet durch seine Abmachungen heraufbeschwören wird oder schon heraufbeschworen hat, so würde schwerlich Frankreich, sondern in erster Linie Holland die Beche bezahlen. Im anderen Falle hätte Holland selbst seine fernere Existenz von der Gnade seines großen Verbündeten abhängig gemacht.

Aber nicht diese Seite der muthwillig und frivol aufgeworfenen schweren Frage liegt uns am Herzen. Uns liegt es ob, die Aufgabe zu erörtern, welche der vollzogene oder in der Vollziehung begriffene Verrath Hollands an deutschem Land und an einer deutschen Festung dem neuen Deutschland stellt.

Man kann sagen, daß der Besitz Luxemburgs von geringem Werth für Deutschland ist, weil es einem Souverän gehorcht, der dem norddeutschen Bunde nicht angehört, weil es einem Staate angehängt ist, dessen Interessen ihren Schwerpunkt außerhalb der deutschen Gemeinschaft haben. Man kann sagen, daß wenig daran gelegen ist, ob das neue Deutschland 200,000 Menschen mehr oder weniger zählt, besonders wenn diese, Dank dem weisen Verfahren des holländischen Cabinets, zum Theil französisirt sind. Man kann sagen, daß die Festung Luxemburg keine große Bedeutung mehr hat. Man kann darauf hinweisen, daß Ludwig Napoleon nur gezwungen handle, wie er handle, daß er sich in einer Lage befinde, die ihm nicht gestatte dem Stolze der Franzosen jede Genugthuung zu versagen. Wäre es klug, den Franzosen eine geringe Satisfaktion zu verweigern, deren Ablehnung entweder den Krieg oder den Sturz Louis Napoleon's, jedenfalls aber eine stärkere Explosion der französischen Volkstimmung nach Innen und Außen herbeiführen muß? Wäre es weise, eine Explosion dieser Art zu provociren, wenn man sie durch einige Nachgiebigkeit vermeiden kann? Und hat Frankreich es nicht in der Hand, unseren doch nur imaginären Verlust an Land und Leuten, den kleinen Verlust des Besatzungsrechts einer nicht mehr erheblichen Festung durch Zugeständnisse anderer Art aufzuwiegen? Frankreich könnte ja Oesterreich bewegen, den Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund, den Eintritt ihrer Abgeordneten

in den norddeutschen Reichstag zuzugestehen; es könnte ja Oesterreich bewegen, auf die Abstimmung in Nordschleswig zu verzichten. Frankreich könnte ja ferner seinen Handelsvertrag mit Mecklenburg aufgeben, welcher ein Hinderniß für Mecklenburgs Eintritt in den Zollverein bildet. Wäre nicht jenes Besatzungsrecht durch solche wenn auch indirekte Concesssionen Frankreichs reichlich aufgewogen? Soll Deutschland, trotz solcher Zugeständnisse, es zum Kriege treiben, der unberechenbare Opfer an Menschen und Wohlstand erfordern würde, dessen Erfolg zweifelhaft ist, der, selbst wenn er günstig für Deutschland ausfiele, keinen anderen Erfolg haben könnte, als die Herrschaft Napoleon's zu stürzen. Oder wäre es ein Erfolg für Deutschland, eine andere Regierung an die Spitze Frankreichs zu bringen, seien es nun die Orleans, sei es die Republik, welche von vornherein, welche durch ihren Ursprung selbst darauf angewiesen wäre, der deutschen Nationalität bei Weitem feindseliger zu sein als Napoleon selbst? Abgesehen von den Ansichten dieser Nachfolger des Kaisertums, die Ereignisse, durch welche sie zur Herrschaft gelangt wären, würden sie zwingen, sich in den Krieg zu werfen und die volle Rheingrenze in Anspruch zu nehmen. Läßt man aber auch Veränderungen dieser Art, die bei Waffenerfolgen Deutschlands nicht ausbleiben könnten, ganz bei Seite; — wäre es nicht leichtfertig, um eines so unbedeutenden Grundes willen Preußen in einen Kampf zu stürzen, der unter allen Umständen eine neue Aera von Kriegen zwischen Frankreich und Deutschland inauguriren müßte? Und welche Gebiete wollen wir denn Frankreich entreißen, die nicht lieber französisch bleiben als deutsch werden wollen? Wo fände sich der Kriegspreis, der die Opfer lohnte, die Deutschland in solchem Kriege zu bringen haben würde?

Unsere Antwort ist einfach. Wie unbedeutend der materielle Werth Luxemburgs erscheinen mag, das Aufgeben Luxemburgs würde moralisch und politisch sehr schwer wiegen. Es ist die Frage der Macht und Ehre Preußens und Deutschlands, die König Wilhelm III. von Holland aufgeworfen hat. Nicht darum kann Preußen Oesterreich aus Deutschland gewiesen, nicht darum das norddeutsche Parlament berufen, nicht darum die süddeutschen Streitkräfte durch die Verträge vom August 1866 sich angeschlossen haben, um seine nationale Mission, um seine neue nationale Stellung in der ersten Frage, die Frankreich zu stellen für gut findet, zu einem Rückzuge zu benutzen. Nicht mit Frankreichs Hilfe hat Preußen Deutschland gegen Oesterreich geeinigt wie Piemont Italien. Es hat dies Werk auf die Gefahr des Krieges mit Oesterreich und Frankreich vollbracht, und es sollte jetzt Frankreich nachträglich eine Bezahlung mit deutschem Land und deutschem Volk, ähnlich der, welche Piemont mit Nizza und Savoyen geleistet hat, zugestehen? Zugestehen dafür, daß Frankreich seinen Siegeslauf gehemmt, ihm die Mainlinie und die Abstimmung in Nordschleswig vorgeschrieben hat? Preußen sollte die Compensation, die es im August geweigert, heute zugestehen, nachdem es Deutschland so viel enger geeinigt, nachdem es die Kräfte Süddeutschlands zu seiner Verfügung gestellt hat?

Die Aufgabe der Einigung Deutschlands ist nicht durch Verträge, durch

Machtmittel allein zu lösen; sie hat eine sehr gewichtige moralische Seite. Ebenso sehr als um die deutsche Armee, handelt es sich um die moralische Aufrichtung des deutschen Volks, um die Befestigung und Sicherung seines Nationalgefühls, um die Befriedigung seines nationalen Gewissens. Es handelt sich in Wahrheit darum, ihm endlich die Empfindung zu geben, daß seine Stellung in Europa, gegen Frankreich wie gegen Rußland, gesichert ist, daß sie eine ebenbürtige geworden ist. Diese moralische Seite der Aufgabe würde wesentlich verkürzt, das Vertrauen auf Preußens Leitung würde wesentlich erschüttert, das nationale Gefühl, auf welches der neue Bund gegründet werden muß, erheblich beschädigt werden, wenn ein von Frankreich völlig willkürlich erhobener Conflict mit dem Rückzuge der preussischen Besatzung aus Luxemburg endete. Diese Seite der Frage ist es, welche alle jene Compensationen, die wir oben andeuteten, werthlos und nichtig macht. Selbst dann, wenn ebenso viel deutsches Land, ebenso viel deutsche Menschen und ebenso wichtige strategische Positionen an der Maaslinie von Frankreich und Holland an Deutschland abgetreten würden, würden wir einen so unerfreulichen, und unsere moralische Stellung gefährdenden Handel unbedingt verwerfen. Das neue Deutschland hat keine Politik der Compensationen zu treiben. Keine Compensation würde den Nachtheil der Meinung aufheben und ausgleichen, daß Preußen dem Kriege mit Frankreich ausgewichen sei, daß es sich Frankreich gegenüber als den Schwächeren bekannt habe. Und keine Compensation würde den Schaden der üblen Empfindung ausgleichen, daß die Ausschließung Oesterreichs, daß der norddeutsche Reichstag und die Verträge mit Süddeutschland dem neuen Deutschland dennoch die gehoffte, erwartete und gebührende Machtstellung nicht gegeben hätten.

Wie würde jeder Rückzug, jede Meinung dieser Art von den Gegnern der Neubildung Deutschlands, von den entthronten Fürsten und ihren Anhängern, von den verletzten Interessen, von den Großdeutschen und Ultramontanen ausgebeutet werden! Wie gellend würde der Ruf ertönen, daß Graf Bismarck wohl dem deutschen Oesterreich gegenüber den Entschluß des Krieges gefaßt und allem Widerstand zum Trotz ausgeführt hätte, aber nun gerade, wo es darauf ankomme, Frankreich gegenüber unzweifelhaft nationale Interessen zu wahren, fehle ihm Entschluß und Muth, da falle er zurück in die Politik Manteuffel, in die Politik des Rücklirens und Marchandirens!

Die Folgen des Rückzuges aus Luxemburg würden sich nicht hierauf beschränken. Es ist kein Geheimniß, es ist vielfach offen zugestanden und ausgesprochen worden, daß die entthronten Dynastien und ihre Anhänger, daß die Renitenten im Süden wie im Norden, in Bayern und Württemberg wie in Hannover und Schleswig-Holstein ihre Hoffnung auf Frankreich setzen. Diese Hoffnung muß ein für allemal zu Schanden gemacht werden. Sie würde sich nicht als eitel erwiesen haben, sie würde sich vielmehr mächtig erheben und bald in der Haltung gewisser Bevölkerungen sehr deutlich hervortreten, wenn die preussische Besatzung aus Luxemburg wiche, wenn, gleichviel auf welche Compensationen hin, Preußen den Conflict vermiede. Man würde zu deduciren wissen,

daß Preußen aus Furcht vor den französischen Waffen gewichen sei, daß es Frankreich als den Stärkeren erkannt und ihm das Recht nicht bestritten habe, deutsches Land und deutsche Leute einzusteden. Darauf hin würden denn alle jene Elemente unermüdlich neue Rechnungen stellen und neue Intriguen zetteln. Diese würden stark genug werden, wenn nicht die Neubildung Deutschlands in der Schwebe zu halten so doch die neuen Zustände nicht zur Ruhe und Befestigung gelangen zu lassen, sie würden endlich die übelsten Rückwirkungen auf alle inneren Zustände üben.

Dazu käme dann, daß wenn auch nicht der Kaiser Napoleon, doch die Franzosen das Weichen aus Luxemburg nur als den Anfang weiterer Erwerbungen ansehen würden, daß sie sich einbilden würden, sie brauchten nur zu wollen und Lärm zu machen, um sich weitere Stücke des Rheinlandes anzueignen, um Belgien und die Rheingrenze zu gewinnen. Der Rückzug der preussischen Besatzung könnte mithin unter allen Umständen den Krieg nur verschieben, aber nicht beseitigen. Man würde in Frankreich darauf beharren, „die Spitze des preussischen Degens am Rhein abzubrechen,“ der in diesem Jahr verniederte Krieg würde im nächsten Jahr nur in größeren Dimensionen zum Ausbruch kommen. Deutschland kann ihn heute unter günstigen Bedingungen führen, die des nächsten Jahres würden ungünstiger sein. Wir sind heute besser gerüstet und bewaffnet als Frankreich; im nächsten Jahr wird dies nicht mehr der Fall sein, wenigstens nicht mehr in dem heutigen Umfange. Heute ist das Nationalgefühl Deutschlands erregt, frisch und ungebrochen und der Glaube an Preußen im Steigen; der erste Zug rückwärts, den Preußen thäte, raubte ihm die Initiative des Spiels, welche ihm die Partie gegen Oesterreich gewonnen hat, raubte ihm den Glauben an seine Stärke und seine Mission, bräche das Nationalgefühl und öffnete allen jenen partikularen und dynastischen Interessen, die auf das Erspähen unserer Blößen hingewiesen sind und auf Frankreich rechnen, den weitesten Spielraum.

Wir sprechen nicht leichtfertig. Wir wissen wohl, wie schwer die Verantwortlichkeit wiegt, die auf dem Gewissen derer lastet, welche diesen Entschluß zu fassen, welche dessen Folgen in erster Linie zu tragen haben. Aber auch wir haben die Verantwortlichkeit an unserem Theil erwogen und sind bereit, so viel auf uns fällt, auf uns zu nehmen. Wir haben niemals geglaubt, daß es Deutschland beschieden sein könnte, mit Einem Schläge aus den heillosen Zuständen der Zerspaltung und der Ohnmacht des Bundestages zu einer zusammengefaßten staatlichen Existenz zu kommen; wir haben nie geglaubt, daß die Erfolge des vorigen Jahres ohne neue und schwere Kämpfe behauptet werden könnten. Die Stunde derselben scheint bereits gekommen zu sein, und es ist vielleicht ein Segen, daß sie so früh gekommen ist. Es giebt kein sichereres Mittel, die noch ungesügten, die widerstrebenden Elemente des neuen Deutschland in einander zu schmelzen, als ein Angriff, den Frankreich auf deutsches Gebiet unternähme. Wir haben nichts verlangt, was uns nicht zukommt, wir stehen in gerechter Abwehr. Die größere Besorgniß, welche der deutsche Süden vor der Macht Frankreichs

hegt, spannt dort das deutsche Nationalgefühl noch schärfer gegen Frankreich, als dies im Norden der Fall ist. Dies hat sich im Jahre 1859, wie im vorigen Jahre gezeigt, wo die Bevölkerungen des Südens am meisten mittelst der Lüge, daß Preußen das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten habe, gegen Preußen in Harnisch gebracht wurden. In dem Augenblick, in welchem Preußen zeigt, daß es Deutschland gegen Frankreich zu schützen vermag, in welchem eine gemeinsame Abwehr gegen Frankreich eintritt, wäre nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Einigung des gesammten Deutschlands vollzogen. Die neue Waffenbrüderschaft der nord- und süddeutschen Truppen würde im gemeinsamen Kampfe gegen den alten Bedroher und Schädiger der deutschen Integrität unzerreißbar für alle Zukunft besiegelt werden.

Wir unterschätzen die Gefahren eines Krieges gegen Frankreich nicht; wir wissen, daß wir eine starke und streitgeübte Macht uns gegenüber haben und wir sind nicht sicher, welche Stellung Oesterreich einnehmen würde. Wohl zeigt Oesterreich seit den letzten Wochen freundliche Mienen, wohl haben sich Stimmen in der Presse Oesterreichs erhoben, die es betonen, daß es Oesterreichs Aufgabe nicht sein könne, sein Schwert dem gegen Frankreich kämpfenden Deutschland in's Herz zu stoßen. Aber eine sichere Gewähr für Oesterreichs Entscheidung liegt hierin nicht. Niemand vermag zu übersehen, welche Empfindungen in der Hofburg im letzten Augenblick die Oberhand gewinnen würden. An den stärksten Einwirkungen würde es gegebenen Falls die clerikale Partei nicht fehlen lassen, und es könnte immerhin geschehen, daß man den Ausbruch des Kampfes durch seine Zurückhaltung begünstigte, indem man sich vorbehielte, nach den Umständen zu handeln, daß ein Unfall der deutschen Waffen die Partei der Revanche und der Ultramontanen in Wien triumphiren ließe. Aber wie man sich an der Donau entscheiden möge, Preußen und der norddeutsche Bund dürfen auch auf die Gefahr eines austro-französischen Krieges, sie dürfen auf keine Gefahr hin weichen!

Wir können heute bereits unsere Befriedigung darüber aussprechen, daß der norddeutsche Reichstag die Lage von demselben Standpunkt aus gewürdigt hat, welchen wir einnehmen, daß er über den festen Entschluß der norddeutschen Bevölkerungen: keinen Zoll breit deutschen Bodens aufzugeben, sich in unzweideutigster Weise ausgesprochen hat, und die Antwort, welche Graf Bismarck auf die Interpellation des Führers des Nationalvereins, des Herrn von Bennigsen, ertheilt hat, läßt uns annehmen, daß die preussische Regierung die Anschauungen des Reichstages theilt. Graf Bismarck wird hinter dem Stil, in welchem er die Politik Preußens bisher geführt hat, nicht zurückbleiben, er kann schon heute keinen Zweifel darüber haben, daß die deutsche Nation in Süd und Nord nicht zu weichen gemeint und auch den schwersten Krieg, wenn es sein muß, auf sich zu nehmen bereit ist.

Noch dürfen wir hoffen, daß die einmüthige Kundgebung der berufenen Vertretung des deutschen Volks vom ersten April, die laute Stimme der öffentlichen Meinung Deutschlands ihre Wirkung auf die Stimmung des französischen Volks auf die Haltung des kaiserlichen Gouvernements nicht verfehlen werden. Man

wird sich in Paris nicht darüber täuschen können, daß man auf einen entschlossenen Widerstand von 38 Millionen Deutscher stoßen wird, und man wird sich die Frage zweimal zu überlegen haben, ob das Objekt, welches man in Anspruch nimmt, die Opfer eines solchen Krieges zu lohnen vermöchte. Freilich wird diese Betrachtung über den Werth des Objekts kaum in Paris die entscheidende sein. Kommt es zum Kriege, so ist nicht Luxemburg, sondern das linke Rheinufer das Objekt, die Frage steht mithin in Paris so: ob man glaubt, Luxemburg und damit den Krieg wollen zu müssen und zwar darum wollen zu müssen, weil der kaiserliche Thron in dem Maße erschüttert sei, daß er ohne den Krieg aufrecht zu bleiben keine Aussicht habe.

Der Aufgabe der auswärtigen Politik, welche ihm die Ereignisse unerwartet zugewiesen haben, hat sich der Reichstag gewachsen gezeigt. Was zur Abwendung des Krieges in seiner Macht lag, hat er gethan, indem er den Franzosen den Entschluß Deutschlands für den Fall des Griffes nach Luxemburg offen verkündete. Der Reichstag kann noch mehr thun, den Krieg abzuwenden, indem er seine Verathungen beschleunigt, indem er den Entwurf in kürzester Frist zum Abschluß bringt, indem er durch seine Beschlüsse über die Wehrverfassung des Bundes zeigt, auf eine wie starke, wie fest gefügte, wie unerschütterliche Kriegsmacht das französische Heer am Rheinufer treffen würde.

Es ist eine patriotische, lang entbehrte Genußthuung auszusprechen, daß die Vertretung des deutschen Volkes, die erste, welche seit 1848 wieder versammelt worden ist, das Werk, welches die verbündeten Regierungen und die deutsche Nation in ihre Hand gelegt hat, die deutsche Verfassung zu Stande zu bringen, mit Kraft und Geschick angegriffen hat. Das giebt uns die Hoffnung, daß das begonnene Werk zu gutem Ende gelangen wird. Der Reichstag hat begriffen, daß die gesammte Lage einen raschen Abschluß fordert; er ist frisch an die Arbeit gegangen, ohne sich mit Commissionsberatungen aufzuhalten, und er hat bereits tüchtige Fortschritte gemacht. Der größere Theil der Verfassung ist votirt. Das Wichtigste freilich, das Bundeskriegswesen und die Finanzen stehen noch zurück.

Die Stellung, welche die Fraktion der Linken einnehmen würde, war voranzusehen. Sie hat sich auf das System der Verzögerung, der Hinausschiebung der Entscheidungen über die wichtigsten Fragen im Wege zukünftiger Gesetzgebung, auf die Grundrechte, auf die freiheitlichste Verfassung über zwei und zwanzig anderen freiheitlichen Verfassungen gestellt. Wie zu erwarten stand, hat sie dafür die Unterstützung aller Derer gefunden, welche das Werk überhaupt zu verhindern gemeint sind: die Unterstützung der Großdeutschen, der Ultramontanen, der hannöverschen und holsteinischen Partikularisten wie der Polen.

Anders steht die national-liberale Partei. Sie will aufrichtig und ernsthaft das Zustandekommen der Verfassung. Deutlich machen sich jedoch in ihrer Mitte zwei verschiedene Strömungen bemerklich. Die linke Seite dieser Fraktion (meist Mitglieder der ehemaligen preussischen Fortschrittspartei) will die deutsche Verfassung nur unter der Bedingung, daß die bezüglichlichen Bestimmungen der

preussischen Verfassung intakt in die Bundes-Verfassung übergehen, damit, wie man sich ausdrückt, 24 Millionen Preußen nicht zu Gunsten der neu hinzutretenden 6 Millionen ihre Rechte verlieren, wobei freilich die Süddeutschen, von denen doch sonst so viel die Rede ist, außer Ansatz gelassen werden. Die rechte Seite dieser Fraktion, welche wesentlich durch die Abgeordneten der neuen preussischen Provinzen gebildet wird, steht nicht in den Traditionen des preussischen Verfassungsconflicts, sie hält die preussische Verfassung nicht für einen unverbrüchlichen Maßstab, sie will nichts weiter als daß das gemeine öffentliche Recht Deutschlands sich in der Bundesverfassung wiederfindet, und sie glaubt wenigstens bei der Vorberathung vollkommen frei votiren zu können, ohne Rücksicht darauf, ob die verbündeten Regierungen ein Votum als unannehmbar bezeichnen. Dieser Hälfte der National-Liberalen ist es darum zu thun, bei der Vorberathung vor Allem Zeugniß für ihre liberale Gesinnung abzugeben; sie macht den stillschweigenden Vorbehalt, bei der Schlußberathung auf diese Vota in anderem Sinn zurückkommen zu können. So bestimmt diese Partei den Zweck zugiebt, so stark verzweifelt sie sich doch hier und da in den Mitteln ihn zu erreichen und wir sind mindestens zweifelhaft, ob es die Würde der Vertretung des deutschen Volkes wahren heißt, sich vorbedacht für die Schlußberathung entgegengesetzte Vota diktiren zu lassen.

Die altliberale Fraktion, die Fraktion des Centrum, geht von dem Gesichtspunkt aus, daß der liberale Gedanke zur Zeit an dem nationalen seine Schranke finde. Sie hält sich überzeugt, daß kein zweites Moment erwartet werden dürfe, daß keine anderen Männer vorhanden seien oder mit Sicherheit für die Einigung des Vaterlandes in Aussicht genommen werden können; sie hält sich darum nicht für berechtigt, die Verantwortung des Scheiterns auf sich zu nehmen. Sie ist weniger bekümmert ihren liberalen Ruf zu erhalten als der deutschen Nation endlich einen Staat zu gründen. Sie ist durchdrungen von dem Unterschiede der Situation von 48 und der von 67. Damals handelte es sich darum, die Einheit durch das Aufgebot der öffentlichen Meinung und des öffentlichen Willens den Regierungen abzurufen, eine Centralgewalt durch die Uebertragung constitutioneller Befugnisse von den Einzelstaaten auf Preußen zu etabliren. Heute handelt es sich um den Anschluß der deutschen Staaten an Preußen, welches kraft seiner staatlichen Ueberlegenheit die deutschen Regierungen vertragsmäßig gebunden hat. Das Bindemittel ist folglich heute das entgegengesetzte. Von diesem Standpunkt aus kann die altliberale Partei das Hauptgewicht nicht auf die Schaffung einer absolut constitutionellen Centralgewalt legen, sie stellt vielmehr das Ziel dahin, daß ein nationales Werk mit dieser Verfassung geschaffen wird, welches im liberalen Sinn und in liberaler Richtung entwicklungsfähig ist, dessen Normen diese Entwicklungsfähigkeit nach keiner Seite hin ausschließen. Sie unterscheidet sich durch diesen Gesichtspunkt von den beiden Parteien der Rechten, welche dem Entwurfe in allen Punkten zustimmen bereit sind.

Eine der Cardinalfragen lag darin, ob die Centralisation über die Linie

hinaus ausgedehnt werden solle, welche die preussische Regierung vertragsmäßig den verbündeten Regierungen bereits in dem Entwurfe abgewonnen hatte. Man mußte sich sagen, daß die Uebermacht Preußens den Bund gegründet, daß er auf dieser, auf der militärischen und wirthschaftlichen Einheit, welche vertragsmäßig festgestellt waren, weit sicherer ruhe als auf jenen verfassungsmäßigen Rechten, die die Frankfurter und Erfurter Verfassung der Krone Preußen zugebilligt hatten. Ging man in der Richtung der Centralisation über die Linie des Entwurfs hinaus, so unternahm man es damit, Preußen aus vertragsmäßig übernommenen Pflichten heraus zu drängen, so stellte man den verbündeten Staaten die völlige Aufzehrung in Aussicht und erleichterte damit den Südstaaten, namentlich Baiern, den Eintritt in keiner Weise.

Es handelte sich zunächst um die Grundrechte. Die Linke verlangte deren Aufnahme, wie sie in der Frankfurter Verfassung festgestellt waren. Die national-liberale Partei wollte nur, daß im Wege der Bundesgesetzgebung das Minimum an Grundrechten festgestellt werden solle, welches kein Bundesstaat seinen Angehörigen vorenthalten dürfe; es war das wesentlich ein Wunsch der mecklenburgischen Abgeordneten, welche mit solcher Verfügung den Erblandesvergleich und ihre Junkerherrschaft aus den Angeln zu heben hofften. Die Rücksicht auf einen Ausnahmefall konnte die altliberale Partei nicht bestimmen, für einen immerhin gemäßigten Antrag zu votiren, der aber dennoch ein Gebiet der Gesetzgebung centralisirt hätte, das in allen übrigen Bundesstaaten genügend geregelt ist, und mit vollstem Grunde den Vertretungen der Einzelstaaten überlassen bleiben kann.

Im Uebrigen haben die Beschlüsse des Reichstags die Kompetenz der Centralgewalt etwas weiter erstreckt als im Entwurfe vorgesehen war. Es scheint uns vollkommen richtig, daß der Kreis der Rechtsseinheit für das Civilrecht und den Civilprozeß weiter ausgedehnt worden ist. Zweifelhafter liegt ein anderer Punkt; der Entwurf beschränkte die Kompetenz der Centralgewalt auf die Zölle und auf die indirekten Steuern; der Reichstag hat auch die direkten Steuern der Kompetenz der Centralgewalt unterworfen. Es ist nicht recht einzusehen, wie es den einzelnen Staaten möglich sein soll, ein geordnetes Budget zu führen, wenn nicht bloß die Zölle und die indirekten Steuern, so wie die ohnehin nicht genau zu übersehenden Matritularbeiträge von demselben abzusetzen sind, wenn dazu auch die Bundesgesetzgebung mit unvorhergesehenen direkten Steuern in das ungleiche Steuersystem der Bundesstaaten eingreift oder bereits bestehende direkte Steuern für sich in Anspruch nimmt.

Es war vielmehr eine Frage des Unitarismus und der Centralisation als des Constitutionalismus, wenn nicht bloß die Linke, sondern auch die national-liberale Partei ein offenes oder verkapptes Reichsministerium mit voller juristischer Verantwortlichkeit verlangte. Man konnte sich schwerlich verbergen, welche Conflitte aus dem Nebeneinanderbestehen der constitutionellen Verfassung mit voller Ministerverantwortlichkeit in allen Einzelstaaten entstehen mußten, wenn daneben zugleich genau dieselbe Form der Verfassung, dieselbe Form der Verantwortlichkeit für den Centralstaat festgestellt wurde. Die volle constitutionelle

Verfassung ist nur möglich entweder in der Centralverfassung oder in der Verfassung der Einzelstaaten, nicht in beiden zugleich.

Graf Bismarck betonte, wie uns scheint, mit Recht, daß eine einheitliche Leitung der Bundesangelegenheiten unmöglich sei durch ein preussisches verantwortliches Ministerium und ein deutsches verantwortliches Ministerium, deren Mitglieder sich gegenseitig, die Einen auf ihre preussische, die Anderen auf ihre deutsche Verantwortlichkeit zurückziehen würden. Wäre auch diese unleugbar große Schwierigkeit zu beseitigen — Niemand kann leugnen, daß die Creirung eines verantwortlichen Bundesministeriums nichts anderes bedeutet als die Aufhebung der Ministerien der Einzelstaaten, als die Aufhebung der Regierungen der Einzelstaaten in die Centralregierung. Der Bundesminister des Handels, der Bundesminister der Finanzen, würde, auf seine Verantwortlichkeit dem Reichstag gegenüber gestützt, in allen Zweigen der Bundescompetenz seine Maßregeln zur Geltung zu bringen wissen, womit dann die Herbeiführung des Einheitsstaats bundesverfassungsmäßig eingeleitet wäre. Graf Bismarck bemerkte, daß die Einführung eines Bundesministeriums eine *capitis deminutio* für die verbündeten Regierungen sein würde. In der That wären nicht bloß die einzelnen Regierungen in ihrer lokalen Verwaltung und Competenz damit erheblich herabgedrückt, es wäre auch die Stellung des Bundesrathes, der nach dem Entwurf nicht bloß den Gesamtsouverain, sondern auch die oberste Verwaltungsbehörde des Bundes bildet, entschieden alterirt. Auf seine Verantwortlichkeit gestützt könnte das Bundesministerium die Ausführung der vom Bundesrathe gefaßten Beschlüsse einfach ablehnen. Soll das Bundesministerium anderen Falls gezwungen sein, die Beschlüsse des Bundesrathes auszuführen, so kann es nicht verantwortlich sein für Beschlüsse, die nicht von ihm selbst sondern von Anderen gefaßt sind. Man weiß zudem, welche Bedeutung die juristische Ministerverantwortlichkeit hat. Der berühmte Kenner der englischen Verfassung im Reichstage hat darüber die besten Aufschlüsse gegeben. Auch sonst ist es schwerlich einem von denen, die sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigt haben, verborgen, daß die juristische Verantwortlichkeit keine, daß die wahre Verantwortlichkeit die moralische und politische ist. Diese liegt in der Discussion der Presse, im Votum des Reichstags, in den Wahlen zum Reichstag. Ist der Reichstag stark, so wird es der Verantwortlichkeit nicht an gebührendem Nachdruck fehlen. Es genügt deshalb, daß diese Verantwortlichkeit für den Beamten festgestellt wurde, welcher den Vorsitz im Bundesrathe führt und den Bundesrath dem Reichstag gegenüber zu vertreten hat: für den Bundeskanzler. Dieser Antrag der altliberalen Partei ist angenommen worden, eben so wie der andere, der die Competenz des Reichstages auf die Annahme und Ueberweisung von Beschwerden und Petitionen an den Bundesrath ausdehnt.

Neben der Competenz der Centralgewalt und des Reichstages liegt der Schwerpunkt der Verfassung offenbar in der Zusammensetzung des Reichstages. Auf dessen tüchtigem oder untüchtigem Bestande beruht der Gang der Entwicklung, die Zukunft des deutschen Staats, des deutschen Volks. Die ver-

bündeten Regierungen hatten weit ausgegriffen, indem sie das allgemeine unterschiedslose Wahlrecht für den ersten Reichstag in Anwendung gebracht hatten und dasselbe durch den Verfassungsentwurf für so lange in Wirksamkeit erklärten, als ein anderes Wahlgesetz nicht vereinbart sein würde. Als Gegengewicht, als Sicherung gegen voraussichtliche Mißstände des allgemeinen Wahlrechts, in der Absicht, den neuen Bundesstaat nicht alle drei Jahre den unberechenbarsten Zufällen auszusetzen, verlangten die Regierungen die Ausschließung der Beamten und den Wegfall der Diäten. Die erste Bestimmung ist gewiß von zweifelhaftem Werthe. Man huldigt überwiegend der Meinung, daß es der deutschen Vertretung an der erforderlichen Intelligenz fehlen würde, wenn die Beamten ausgeschlossen würden, womit beiläufig gesagt dem deutschen Volke kein besonderes Compliment gemacht wird. Man ist ferner wenig geneigt und kann bei dem Standpunkte, den das öffentliche Urtheil über politische Dinge bei uns gewonnen hat, wenig geneigt sein, darauf Rücksicht zu nehmen, welche Störungen und Erschütterungen für die Verwaltung, für die gesammte Haltung der Beamtenschaft, daraus hervorgehen, wenn die Beamten abwechselnd die Funktionen des Volksvertreters und eines Gliedes der Exekutivgewalt auszuüben sich berufen finden. Der Reichstag verstand sich nicht einmal dazu, die richterlichen Beamten außerhalb des politischen Parteikampfs zu lassen. Schwerer wiegt, daß die national-liberale Partei die Diäten in die Verfassung votirt hat. Sie ließ sich offenbar durch die Besorgniß leiten, daß der Kreis der Wählbarkeit zu eng gezogen werden könnte; sie ließ sich durch die Deklamationen der Linken insluiren, daß dieser indirekte Census der Wählbarkeit schlimmer sei als jeder andere, daß das allgemeine Wahlrecht nicht existire, wenn nicht wie Jeder wähle, auch Jeder gewählt werden könne, daß die Volksvertretung in Deutschland nun und nimmer das Privilegium der Reichen werden dürfe. Jeder politisch erfahrene Mann weiß, was es mit allgemeinen Sätzen dieser Art auf sich hat. Für unsere Anschauung wiegt der Vortheil der größeren Unabhängigkeit, in welcher sich Vertreter, welche keine Diäten empfangen, sowohl der Bevölkerung als insbesondere der Landesregierung gegenüber befinden, schwerer als diese Bedenken. Uns scheint ferner gegenwärtig der Wohlstand in Deutschland hinlänglich verbreitet zu sein, um einen sehr großen Kreis zur Auswahl für die Vertretung auch beim Wegfall der Diäten übrig zu lassen und wir glauben nicht, daß der Umstand übersehen werden darf, daß die Vertretung Deutschlands nur aus einer Kammer bestehen wird. Die Stimme der Volksvertretung wird mithin nicht durch ein Oberhaus gebrochen, das für sich die Interessen des großen Besitzes vertritt. Das Hauptgewicht legen wir indeß darauf, daß ein Wahlgesetz hergestellt wird, welches, bei möglichst weitgehender Ausdehnung des Wahlrechts, die Resultate der Wahl insoweit sichert, daß die Geschicke des Staats nicht alle drei Jahre einem reinen Experiment überlassen werden, und wir finden hiergegen wenigstens eine gewisse Gewähr darin, daß nur Solche in den Reichstag gelangen können, welche sowohl das Vertrauen der Wähler erworben haben als durch ihre sociale Stellung für die Erhaltung des Bestehenden doch nicht ohne einiges Interesse

sind. Gewiß wird es hier und da auch minder Wohlhabende geben, welche ein nicht leicht wiegendes materielles Opfer zu bringen bereit sind, um der Vertretung ihrer Mitbürger obliegen zu können und welche durch dieses Opfer ihren Wählern nicht weniger bedeuten werden; während andererseits bei der Zahlung von Diäten ein der Sache durchaus fremdes Motiv zuweilen für die Kandidatur entscheidet oder wenigstens von einem Theil der Wähler den Kandidaten — wahrlich nicht zum Frommen des Ansehens der Vertretung — untergelegt wird. Der Kern dieser Diätenfrage liegt aber darin, ob Deutschland zu einem politischen Stande, welcher die Vertretung der Interessen einer großen Nation zu seiner Lebensaufgabe macht, gelangen will, gelangen kann oder nicht. Von dieser Entscheidung hängt unseres Ermessens die ganze Zukunft des constitutionellen Lebens in Deutschland ab. Die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, wohin das constitutionelle System mit unbezahlten Vertretern in England, wohin es mit bezahlten Vertretern in Frankreich geführt hat; und wenn Herr Twetten im Reichstage bemerkte, daß das allgemeine Wahlrecht und die Militärgewalt in Frankreich zum Cäsarismus geführt hat, so hat er vergessen den dritten Stützpunkt des Cäsarismus, die reichlichen Diäten für die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, zu erwähnen.

Unsere Ansichten über die Bestimmungen des Entwurfs, die sich auf das Bundeskriegswesen beziehen, haben wir bereits vor vier Wochen offen ausgesprochen: wir halten an denselben fest. Uns erscheint es als ein wesentlicher Fortschritt, daß die Contingentirung des Bundesheeres und damit auch die der preussischen Armee in der Verfassung festgestellt, daß die Grundzüge des Wehrgesetzes, welche die Dienstpflicht des Einzelnen regeln, präcis ausgesprochen werden, daß die Beiträge der verbündeten Staaten für jeden kämpfenden Kopf, die ihren Regierungen durch mühsame Verhandlungen abgerungen worden sind, nun ein für allemal bestimmt werden sollen. Sie bleiben vertragsmäßige Leistungen, wenn der Reichstag diese Bestimmungen nicht zurückweist. Es liegt auf der Hand, daß eine jährliche oder periodisch wiederkehrende Bewilligung der Einnahmen für das Bundeskriegswesen Seitens des Reichstages die Bundesarmee jedes Mal in Frage stellen würde. Mit dem Ablauf jeder Periode wäre die vertragsmäßige Verpflichtung der verbündeten Regierungen sowohl für die Zahl der Mannschaften als die bezügliche Geldquote aufgehoben, wären zwei und zwanzig Regierungen im Besitze des freien Beschlusses darüber, wie hoch sie im Einverständniß mit ihren Landständen das Contingent an Mannschaft und die Quote bemessen wollten. Die Armee wäre mithin nicht bloß den wechselnden Stimmungen des Reichstages, sondern auch dem beliebigen Ermessen von zwei und zwanzig Regierungen Preis gegeben. Ein solcher Zustand ist unmöglich. Wenn es für jeden constitutionellen Staat unerlässlich ist, — die Opposition des preussischen Landtages hat dies oft und laut genug gefordert —, daß die Einnahmen der Kriegsverwaltung durch permanente Gesetze, welche die Dienstpflicht des Einzelnen und die Höhe des Contingents d. h. der Friedensstärke normiren, gesichert sind, so ist dies für den Bundesstaat in dreifachem Maße ge-

boten. Der Verfassungsentwurf sichert die Einnahmen der Kriegsverwaltung dergestalt, daß dieselben vertragsmäßig feststehen und nur durch eine Verfassungsänderung alterirt werden können. Der Reichstag wird dies mühsam den Bundesregierungen abgerungene Resultat nicht in Frage stellen wollen; er wird seine Garantien, wie wir bereits früher andeuteten und wie es für die Marine bereits durch den auf Antrag der allliberalen Partei gefaßten Beschluß geschehen ist, in dem Artikel über die Finanzen zu suchen haben. Wir wünschen und erwarten für dieses Kapitel dieselbe Nachgiebigkeit der verbündeten Regierungen, welche wir für die Feststellungen über das Bundeskriegswesen dem Reichstage nicht dringend genug empfehlen können. Der Reichstag kann, wie wir früher gezeigt haben, neben dem Feststehen der Einnahmen für das Kriegsheer das Recht der formalen Bewilligung, gewiß aber das Recht der materiellen Cognition über die Ausgaben üben, und was ihm in diesem Punkte entgegen sollte, wird ihm reichlich ersetzt dadurch, daß er für alle anderen Bundesausgaben nicht wie der preussische Landtag bloß das Recht der Ausgabebewilligung, sondern das Recht der wirklichen Bewilligung der Mittel hat, was um so schwerer wiegen wird, als die regelmäßigen Einnahmen des Bundes aus Zöllen und indirekten Steuern nicht einmal den Bedarf der Armee decken. Endlich wird der Reichstag nicht außer Acht lassen dürfen, daß die Durchführung des Organisationsplanes mindestens sieben, im Grunde zwölf Jahre erfordert. Und wenn wir im Beginne des Konflikts über die Reorganisation in Preußen unermüßlich darauf hingewiesen haben, daß es die dringendste Aufgabe der liberalen Partei sei, die preussische Armee für den Verfassungsstaat zu gewinnen, so können wir uns nicht denken, daß der Reichstag es gerathen finden sollte, die deutsche Armee dadurch für die Bundesverfassung zu begeistern, daß er Beschlüsse faßt, welche deren Existenz nach Ablauf von drei, vier oder fünf Jahren vollkommen in Frage stellen würden.

N o t i z e n .

Die bei S. Hirzel erscheinende „Staatsgeschichte der neuesten Zeit“ hat durch die kürzlich veröffentlichte „Geschichte der Türkei von Dr. G. Rosen, 2 Theile, eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren. Der Herr Verfasser, lange Zeit in Constantinopel und Syrien in amtlicher Wirksamkeit — das Vorwort zu seinem Werk aus dem Herbst des verflossenen Jahres ist von Jerusalem datirt — war theils durch seine persönliche Vertrautheit mit den Verhältnissen des Orients, theils durch die archivalischen Quellen, die ihm zu Gebote standen, zu der schwierigen, durch Vorarbeiten Anderer bisher nur wenig erleichterten Aufgabe besonders berufen. Er hat für die Jahre 1826—39 das Berliner Staatsarchiv, für die spätere Zeit die Acten der preussischen Gesandtschaft in Constantinopel benutzen dürfen; und wenn seine Darstellung hiermit eine sichere, obwohl noch der Vergleichung mit den Archiven anderer Cabinette

bedürftige Unterlage erhielt, so hat ihm das Leben an verschiedenen Punkten der Türkei, insbesondere auch in den von dem Glanz der Hauptstadt entfernten Provinzen zugleich befähigt, Staat und Volk mit nüchternem Urtheil zu betrachten und sich nicht durch den Pomp theoretischer Reformen über den wirklichen Culturzustand und dessen geringe reelle Fortschritte täuschen zu lassen.

Seine Arbeit umfaßt die drei Jahrzehnte von der Vernichtung der Janitscharen durch Mahmud II., 1826, bis zum Abschluß des Pariser Friedens, 1856. Der späte Anfangspunkt ist dadurch gerechtfertigt, daß erst mit dem Sturz des türkischen Prätorianerthums, das seit Jahrhunderten die Sultane in Abhängigkeit erhalten hatte, die Möglichkeit einer geordneten Regierung gegeben war. Ein nach europäischer Art disciplinirtes Heerwesen mußte dann auch die Anfänge von Reformen in der Besteuerung, Verwaltung und Justizpflege, in der Stellung der Beamten, den Rechtsverhältnissen der Rajahs u. s. w. nach sich ziehen.

Mit der Regierung des Sultans, an welchen jene Umwälzung sich knüpft, Mahmud's II. († 1839), beschäftigt sich der erste Band unseres Werkes. Mahmud war kein glücklicher Reformator. Er hatte nicht die gewaltige Kraft eines Peter des Großen, und wenn er sie gehabt hätte, so würde die Ungunst der inneren und äußeren Verhältnisse ihn schwerlich gleich große Erfolge haben erzielen lassen. Als er den Uebermuth der Janitscharen brach, war Griechenland seit Jahren im Aufstand und lauerte Rußland schon auf die Gelegenheit zum Einbruch in die Donauländer. Es gelang ihm, die alte unbrauchbar gewordene Form eines stehenden Heeres zu zerschlagen, aber es lag außer seiner Macht, zur Abwehr der drohenden Gefahren rasch genug eine reguläre Armee zu schaffen. Nur durch das Zusammenstehen der Westmächte hätte die Pforte damals vor dem Ehrgeiz des Kaisers Nicolaus gedeckt werden können, aber es verging noch ein Vierteljahrhundert, ehe die stets wachsenden Erfolge der russischen Politik endlich jenes Zusammenstehen bewirkten. Die Politik Englands und Frankreichs in den Jahren 1827—29 war das Klüglichsste, Zweckwidrigste, was man denken kann. Vorzugswelse um die griechische Frage Rußland aus den Händen zu winden, nahmen sie sich des hellenischen Aufstandes an, aber es gelang ihnen weder, die Pforte zur Nachgiebigkeit, noch Rußland aus dem Spiel zu bringen. Sie schlossen zu Gunsten der griechischen Autonomie eine Tripelallianz mit Rußland ab, um es an ihre Schritte zu fesseln und seine Action auf eigene Hand zu durchkreuzen, und das Ende dieser Berechnungen war, daß sie bei Navarin für Rußland die türkische Flotte zerstören halfen, und daß sie damit dem Kaiser Nicolaus den Weg über den Balkan bahnten. Denn nur, weil die russischen Kriegsschiffe nunmehr die Küsten des schwarzen Meeres beherrschten, die türkischen Häfen besetzen, Lebensmittel, Munition und Verstärkungen zuführen konnten, durfte der General Diebitsch 1828—29 es wagen, ohne Rücksicht auf die noch unbezwungene Festung Schumla bis Adrianopel vorzudringen.

Mit dem Friedenstractat von Adrianopel war das Uebergewicht des russischen Einflusses bei der Pforte für lange Zeit begründet. Rußland war die

Schutzmacht der rumänischen Fürstenthümer, es hielt die Hand über Serbien, es besaß die Mündungen des Donaustromes, es hatte die Pforte durch eine ihr auferlegte unbezahlbare Kriegsschuld in seiner Gewalt. Diese beherrschende Stellung wurde noch verstärkt, als mit den dreißiger Jahren Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim Pascha auf dem Schauplatz der orientalischen Geschichte hervortraten. In glänzenden Kriegsthaten dehnte der Pascha von Aegypten seine Macht über Arabien, dann über Syrien und Kleinasien aus. Sein Ziel war die Losreißung dieser reichen Länder von dem Reiche des Sultans. Auch hier neutralisirten sich die Bestrebungen Englands und Frankreichs. Jenes arbeitete dem Sultankönig entgegen, weil es fürchtete, daß aus seinem Triumph der Heimfall Constantinopels an den Czaren hervorgehen werde, dieses träumte von einer Wiedergeburt der Türkei durch die kräftige Dynastie Mehemed Ali's und wollte den Einfluß nicht preisgeben, den es durch die Begünstigung desselben in Aegypten gewonnen hatte. Die Früchte dieser Rivalität aber erntete Rußland. Ihm warf sich die Pforte in die Arme, so oft ihre ungeliebten Truppen der überlegenen Strategie Ibrahim's in Kleinasien unterlagen. Russische Regimenter landeten im Bosphorus, durch demüthigende Schutzbündnisse wurde das ohnmächtige Reich zum Vasallenstaat seines nordischen Nachbarn.

Diese traurigen Verhältnisse dauerten bis über den Tod Mahmud's hinaus. Erst unter seinem schwachen Sohne Abdul-Medjid besserte sich, ohne sein Verdienst, die Lage der Türkei dadurch, daß Rußland sich in der ägyptischen Frage England annäherte. Es gelang der Großsprecherei des Herrn Thiers, eine Coalition der vier europäischen Großmächte gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Die Quadrupelallianz vom Juli 1840 machte Herrn Thiers sowie seinen Schützling, den Sultankönig, unschädlich.

Die revolutionären Erschütterungen von 1848—49 berührten die Türkei nur wenig, weil ihre Bevölkerungen sich größtentheils noch nicht auf der Bildungsstufe befanden, auf welcher die socialen und politischen Fragen des Occidents hätten auftauchen können. Wenn aber die türkischen Staatsmänner hofften, daß die Revolution neue Staaten schaffen werde, welche gegen Rußland und Oesterreich sich auf die türkische Freundschaft stützten, so wurden diese Illusionen bald zerstreut. Vielmehr die Revolution steigerte das gebietende Ansehen des Kaisers Nicolaus. Oesterreich dankte ihm die Existenz, Preußen hatte sich ihm unterworfen, und der neue Präsident von Frankreich war mit der Befestigung seiner Autorität im Innern beschäftigt. Nur England war aus der Welterschütterung mit unversehrtter Kraft gleich Rußland hervorgegangen. Es war die einzige Macht, die in Constantinopel, seit ihrem energischen Auftreten gegen Mehemed Ali, Ansehen genug besaß, um Rußland entgegenwirken zu können, die einzige daher, die Kaiser Nicolaus, als er im Frühjahr 1853 den „kranken Mann“ zu beerben sich vornahm, durch das Anerbieten von Aegypten und Candien auf seine Seite zu locken suchte. Es ist bekannt, daß der Czar zum Bewande des Krieges den Streitpunkt wegen der heiligen Stätten nahm, der zunächst durch Ansprüche Frankreichs entstanden war. Aber seine Hoffnung,

die Westmächte getrennt zu halten, scheiterte an der Klugheit Louis Napoleon's. Je maßloser jener seine Forderungen bis zur Prätenfion eines Schutzrechtes über die 10 Millionen griechisch-orthodoxer Christen steigerte, desto bescheidener zog dieser seine Ansprüche zurück. Die Allianz zwischen Frankreich und England, von der die Orleansisten nur geschwagt hatten, Louis Napoleon wußte sie zu machen. Unbestreitbar hat er das Verdienst, die Tendenzen des Kaisers Nicolaus am frühesten erkannt, und im Bunde mit der öffentlichen Meinung Westeuropas am kräftigsten bekämpft zu haben. Unbestreitbar war er die Seele des Krieges, der 1853 begann und der den großen Erfolg hatte, das Uebergewicht Rußlands im Orient zu brechen, den Donaustrom zu befreien, die rumänischen Fürstenthümer seinem einseitigen Schutzrecht zu entreißen, die Entwicklung der russischen Marine im schwarzen Meere zu vernichten, und die Integrität der Türkei unter europäische Garantie zu stellen.

Die Frage ist nur, ob der Pariser Frieden die Türkei zu einem lebensfähigen Gliede des europäischen Staatensystems gemacht oder ob er nur den Zeitpunkt ihres Unterganges hinausgeschoben hat. Unser Verfasser neigt sich offenbar zu der letzteren Ansicht. Er beschreibt den grellen Widerspruch zwischen den Reformverheißungen des Hatti-Humajun und den thatsächlichen Zuständen. Er weist nach, wie das mit so großem Lärm in die Welt gesetzte Dokument ein Stück Papier geblieben sei, welches weder die Türken von den Prätenfionen einer herrschenden Rasse geheilt, noch die Rajah's mit ihrer neuen Lage versöhnt habe. Er fragt, wie Sklaverei und Haremwesen, Polygamie und Eunuchenthum, wie die unbedingte Abhängigkeit sämtlicher Verwaltungsposten von der Herrscherlaune sich mit den Grundbedingungen eines gestitteten europäischen Staatslebens vertragen sollen. Er findet nicht, daß es bis jetzt gelungen sei, den Unterthanen Sicherheit von Leben und Eigenthum, eine vertrauenswürdigte Justizpflege, überhaupt einen tüchtigen, uneigennütigen Beamtenstand zu schaffen, oder ihre materiellen Interessen durch Straßen und Brücken, Eisenbahnen, Kanal- und Hafengebauten zu fördern. Er fürchtet, daß während Rußland unter Alexander II. den Weg zur Genesung geht, die Pforte den zum Marasmus eingeschlagen habe, und kullpst daran die sehr berechtigte Folgerung, daß der Zeitpunkt kommen werde, wo die heute der Pforte zu ihrer Regeneration gegönnte Muße ein Ende hat, und wo die Mächte, welche sie bisher in Schutz nahmen, der gebrachten Opfer müde ihrem Untergang als einem unabwendbaren Ereigniß gleichgültig zuschauen werden.

Von der Universität Greifswald geht uns Folgendes zur Veröffentlichung zu:

Preis-Aufgaben der Rubenow-Stiftung.

Da die von uns auf Grund der bei hiesiger Königl. Universität bestehenden Rubenow-Stiftung unter dem 6. Dezember 1861 ausgeschriebenen beiden Preis-Aufgaben ohne Beantwortung geblieben sind, wir dieselben aber auch jetzt

noch als der Bearbeitung werth und zeitgemäß erachten, so wiederholen wir sie in Folgendem für die bevorstehende fünfjährige Periode.

I. Geschichte der Staatswirthschaft des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Es wird bei dieser Aufgabe zunächst eine altentworfene Geschichte der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung des großen Kurfürsten gefordert. Es wird aber ferner gewünscht, daß hiermit eine kritische Darstellung der volkswirtschaftlichen Grundsätze, Einrichtungen und Erfolge dieses Fürsten verbunden werde, unter Berücksichtigung der volks- und staatswirthschaftlichen Ansichten seiner Zeit, so wie der betreffenden Politik der maßgebenden Staaten Europas.

II. Geschichte der Umwandlung der älteren deutschen Gerichte in gelehrte Gerichte.

Unter den entscheidenden Momenten, welche zur Reception des römischen Rechts in Deutschland geführt haben, nimmt das Eindringen des gelehrten Richterstandes in die deutschen Gerichte die erste Stelle ein. Eine eingehende Darstellung dieses wichtigen Umwandlungs-Processes ist der Zweck der gestellten Aufgabe. Außer den allgemeinen Gesichtspunkten sind folgende Verhältnisse noch besonders zu berücksichtigen:

1. Die Ausbreitung des Studiums der deutschen Juristen auf fremden wie auf einheimischen Universitäten ist nach den verschiedenen Ständen näher als bisher gesehen in's Auge zu fassen. Die Beschaffung statistischen Materials erscheint zu diesem Zwecke besonders wünschenswerth.

2. Es ist nachzuweisen das Aufkommen der Altenverfendung und der Rechtsprechung der deutschen juristischen Facultäten.

3. Es wird gewünscht, daß der Verfasser diese Umwandlung schließlich an einem einzelnen deutschen Lande speciell nachweist.

Die um die Preise sich bewerbenden Schriften sind in deutscher oder französischer Sprache abzufassen und, bis spätestens am 1. März 1871, an den Rector und Senat hiesiger Königl. Universität adressirt hierher einzusenden. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht offen enthalten, sondern sie sind mit einem Wahlspruche und einem versiegelten Briefe zu versehen, in welchem der Name geschrieben und auf welchem derselbe Wahlspruch zu lesen sein muß. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. October 1871.

Als Preise setzen wir nunmehr für die würdig befundene Arbeit je 600 Thlr. Gold oder 680 Thlr. preuß. Courant fest, jedoch mit der Maßgabe, daß, wenn Eine der Aufgaben gar nicht oder nicht genügend, die Andere aber in vorzüglichem Grade gelöst werden sollte, der Preis für diese Andere bis auf 1000 Thlr. Gold oder 1133 1/2 Thlr. preuß. Courant gesteigert werden kann.

Greifswald, im Januar 1867.

Rector und Senat
hiesiger königlicher Universität.

Leonardo da Vinci.

„Die ungeheuren Umriffe von Leonardo's Wesen wird man ewig nur von ferne ahnen können.“
Burkhardt.

Charakter des Zeitalters.

Museinanderliegende Bestrebungen des vorausgehenden Zeitabschnitts zusammenfassen — ihn gleichsam krönend beschließen, oder der nachfolgenden Zeit den Anstoß zum Betreten neuer Bahnen geben — einen Zeitabschnitt gleichsam grundlegend beginnen: das ist es, was historische Größe ausmacht. Resultate ziehen oder Aufgaben stellen, das ist ihr Beruf. Ihr Wirken ist den Zeitgenossen entweder Bestätigung und wird reichlich bewundert und verehrt, oder Räthsel und wird meisthin verachtet und gehäßt.

Christus — um den Größten der Großen zu nennen — allen nachfolgenden Geschlechtern die unwälzendste Entwicklung verkündend, welche es giebt, bleibt von den Zeitgenossen unverstanden, wird gekreuzigt, und heute feiern Millionen seinen Tod in stiller Trauer. Huf, Galiläi und viele andere prophetische Gemüther sehen sich verachtet, verfolgt, und hauchen im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen ihr Leben aus, als Märtyrer einer Wahrheit, die den spätgeborenen Enkeln erst begreiflich ist. Und selbst wo das Neue nicht mit dem Anspruch auftritt, die Anschauungen der Menschen, ihr Leben selbst umzugestalten; wo es nur neue Seiten des Lebens leise erschließen, nur dem Geschmack ungeahnte Richtungen geben will —: wie unverstanden bleibt es meist für lange Zeit, wie lange angegriffen und mißachtet. Der große Musiker, dessen Werke heute entzücken, die studirt und nachgeahmt werden, starb in ärmlicher Einsamkeit unverstanden, und sein Hymnus an die Freude blieb ein Räthsel für seine Zeit.

Glücklicher meisthin sind jene anderen Sterne der Menschheit, die in sich zusammenfassend, was ihre Zeit bewegt, von ihr schon verstanden und bewundert werden, indem sie dem bis dahin unklaren Ringen der Zeitgenossen zum ersten Mal eine bestimmte, plastische Form geben.

Für die Nachgeborenen üben solche Gestalten vornehmlich den Reiz des Geheimnißvollen, und man müht sich ab, das Wesen in seiner inner-

sten Tiefe zu ergründen, dem es möglich war, Auseinanderliegendstes zusammenzufassen.

Leonardo da Vinci gehört zu ihnen. Er ist der Vertreter, die Personification jenes Abschnittes italienischer Geschichte, die durch eine reiche Entfaltung jedes Zweiges des geistigen Lebens berühmt geblieben ist. Er ist der Repräsentant des Humanismus.

Die vollendete vielseitige Bildung wurde bis auf ihn oftmals angestrebt, nie erreicht; umfassende Begabung besaß mancher Italiener des Humanismus vor ihm; aber das Alles-Können blieb meist hinter dem Alles-Wollen zurück, und die Virtuosität bis auf ihn war einseitig oder dilettantisch.

Da trat er auf. Mit erstaunlicher Vielseitigkeit des Forschens verband er Leichtigkeit des Schaffens. Wie er forschte, handelte, schuf, schon die Art, auf die er sich im Leben gab, war die Vollendung dessen, was damals für wünschenswerth, für möglich, — was für modern gehalten wurde.

Von ihm an ging es abwärts. Ein größerer Maler mag Raphael gewesen sein, kühneren Sinn für plastische Darstellung mag Michelangelo gehabt haben: aber worin selbst sie Leonardo voranstehen, sind nur einzelne Seiten dieser einen in dem Reichthum ihrer Begabung harmonisch ausgebildeten Natur.

Während Leonardo's Zeitgenossen, die vor Vasari über ihn schrieben, meisthin nur beiläufig seiner Malereien Erwähnung thun, hat man sich seit Vasari je länger um so mehr gewöhnt, ihn als Maler zu betrachten. Es ist das fast nicht anders zu erwarten, da von allen künstlerischen Hervorbringungen dieses vielseitigen Mannes nur einige wenige Gemälde auf uns gekommen sind, bei wissenschaftlichen Hervorbringungen aber die Nachwelt undankbar zu sein pflegt, und leicht vergißt, was Vorgänger ihr vorangearbeitet haben.

Damals schrieb — am 16. Dec. 1506 — Chaumont, der Statthalter von Mailand, an die Signorie von Florenz folgende Worte, die als Beispiel eines zeitgenössischen Urtheils über Leonardo hier stehen mögen: Alle, die seine Werke gesehen, hätten eine große Meinung von ihm gefaßt; so auch er, der Schreiber des Briefes. Aber nachdem er hier zu Mailand mit ihm verkehrt, und durch eigene Erfahrung seine mannichfaltigen Talente erprobt, habe er wirklich gesehen, daß der Ruhm, den er in der Malerei erlangt habe, dunkel sei im Vergleich zu dem, den er wegen der andern ihm inwohnenden Talente verdiene.

Um Leonardo in seinem Wesen zu verstehen, genügt es nicht die Reihe von Interessen und Fähigkeiten, die er besaß, verbunden darzustellen. Wenn

es Einen giebt, der aus seiner Zeit verstanden werden will, so ist er es. Wir tragen zu einem Bilde Leonardo's bei, indem wir ein Bild des Humanismus zu geben versuchen.

Mit dem Namen Humanismus bezeichnen wir eine der großen Culturperioden in der Geschichte der Menschheit, die mit fast vorherzubestimmender Nothwendigkeit einander folgen, und von denen das Wesen der vorangehenden den Inhalt der nachfolgenden bedingt. Nicht wie Fortsetzungen sondern wie Gegensätze schließen sich diese Perioden aneinander an. Jede geschichtliche Entwicklung, noch so leise beginnend, steigert sich bis zu einem Extrem, auf dem sie unwahr, unmöglich wird. Die Opposition zu diesem Extrem ist der Anfang der neuen Periode. Der Gegensatz der Entwicklungsperioden, das ist der Charakter der geschichtlichen Entwicklung.

Als das Alterthum, die classische Anschauung sich von der Anerkennung der Natur und des Menschen zur Vergötterung beider, von der Freiheit des Geistes zu seiner vollen Schrankenlosigkeit gesteigert hatte, trat an die Hand einer neuen, der christlichen Glaubenslehre eine neue Richtung ein: die Anschauung des Mittelalters, die als ihre erste Aufgabe erkannte, gegen die Vergötterung der Natur und des Menschen, gegen die geistige Schrankenlosigkeit Front zu machen. Es begann in dem ausgebreiteten Institut des Mönchtums das Fasten und Kasteien des Körpers, die Weltentfagung. Die Kirche bildete sich je länger um so mehr aus, nahm mehr und mehr an Macht zu, wurde allmächtig. Die Nationalität, die nationalen Staaten verschwanden, ein Staat der Kirche entwickelte sich. Und wie die Kirche alle Verhältnisse, Staat, Gesellschaft, Familie in sich aufnahm, so begann nun jede wissenschaftliche Richtung, jede Wissenschaft, jede Geistesbewegung der Einen Wissenschaft zuzuströmen, welche allein die Kirche duldete: der Theologie. Die mittelalterliche Theologie war ein Schwamm, der alles Eigenartige auffog, sich vollschwemmte, aber schließlich doch nur mehr aufgedunsen erschien als früher.

Auch diese Richtung kam zu einem Extrem. Wie die classische Anschauung zur Vergötterung der Natur und des Menschen gekommen war, so kam die mittelalterliche Anschauung in ihrem schroffsten Erzeugniß, in dem lateinischen Katholicismus, zur Verdammung der Natur, zur Vernichtung des Menschen. Der Mensch soll sterben um zu leben. Nach der berühmten Person konnte die Ansicht aussprechen, daß Selbstmord freilich Sünde wäre, aber daß es Tugend wäre, sein Leben durch Entfagungen abzukürzen. *) Die Aufgabe des Katholicismus war, den Menschen von

*) Er sagt: „Est mala tentatio se velle occidere; sed bene potest quis abbreviare vitam suam per abstinentias discretas.“

der Erde loszulösen, ihn in den Himmel zu erheben, alle menschlichen Interessen aus dem Diesseit in das Jenseit zu verlegen.

Damit trat diese Richtung in einen Widerspruch, in einen directen Gegensatz zum Leben. Dieses ideale Element konnte nicht die einzige Basis der realen Existenz der Menschheit sein. Es war das Extrem der mittelalterlichen Anschauung, durch welches sie unmöglich wurde.

Aber wie da einlenken? Wie aus diesen unwahren, heillosen Zuständen den Rückweg zu lebensvollen finden?

Es gab nur Einen Weg. Man mußte aus der schwindelnden Höhe des Jenseit wieder herab auf die Erde steigen. Man mußte die Berechtigung, die Sanction der irdischen Verhältnisse nicht mehr aus dem Jenseit erklären wollen, d. h. sie verwerfen. Man mußte sie hinstellen als berechtigt durch sich selbst; als berechtigt insofern sie sittlich waren. Sie bestanden, und „das Bestehende hat Recht.“

Aber wie diese Wandelung durchführen?

Es handelte sich um ein doppeltes: der unwahr gewordene Zustand mußte abgeschafft, es mußte tabula rasa gemacht, dann mußte auf ihr ein neuer lebensvoller Zustand aufgebaut werden.

Opposition gegen die mittelalterliche Anschauung und Gründung eines neuen Zustandes, einer neuen Weltordnung, das sind die zwei Aufgaben der neuen Zeit.

Die Opposition gegen die mittelalterliche Anschauung mußte zugleich, mußte vornehmlich eine Opposition gegen die mittelalterliche Kirchenlehre, gegen den lateinischen Katholicismus sein. Hielt diese Richtung den Geist gefangen, so mußte die Opposition von der Befreiung des Geistes ausgehen.

Wie wunderbar das doch ist, daß in eben dem Lande, in welchem die mittelalterliche Anschauung am stärksten ausgebildet schien, in welchem sie am mächtigsten vertreten war, da wo der päpstliche Stuhl stand, wo der unmittelbare Einfluß des Papstes alle Verhältnisse durchzog —: daß in Italien die erste große Opposition gegen die mittelalterliche Anschauung einsetzt.

Und der Name mit dem wir sie bezeichnen ist Humanismus.

Der Humanismus wandte sich rückwärts der classischen Anschauung zu. Er befreite an der Hand der classischen Anschauung den Geist, den der Katholicismus in Banden gelegt hatte; er setzte an ihrer Hand den Körper wieder ein in sein Recht, das ihm durch die mittelalterliche Kirchenlehre genommen worden war. Er anerkannte wieder das Individuum. Und sofort begann nun auch das individuelle Leben in Wissenschaften, Künsten, in der ganzen Existenz.

Davon haben wir mit einem Worte ausführlicher zu reden. *)

Mit Dante hebt das Zeitalter des Humanismus an. Er steht auf der Grenzscheide zweier Culturperioden. Man hat seine göttliche Comödie den Schwanengesang des ersterbenden Mittelalters genannt. Wir nennen sie zugleich die erste Blume eines erwachenden Frühlings. Befangenheit in mittelalterlichen Anschauungen ist in ihr wunderbar vermischt mit lebensvollen Beobachtungen einer durchaus individuellen Existenz. Daß er das Papstthum energisch angreift, daß er statt in vergilbtem Mönchs-latein in seiner lieben Muttersprache denkt und dichtet, daß es ihn dann wieder drängt seine *vita nuova*, und in ihr nicht sowohl die Reihenfolge seiner äußern Erlebnisse, als die Fülle seines innern Seelenlebens zu schreiben, das ist das Neue, was er bringt.

Andere folgen. Die Bedeutung der großen Literaten Italiens, vornehmlich Petrarca's, beruht durchaus nicht in ihren Poesien, sondern durchaus in dem engen Verhältniß, in welches sie alle sich zum classischen Alterthum, in dem Gegensatz, in welchen sie sich zur mittelalterlichen Anschauung setzten. Die Literatur schlug die Brücke von der Gegenwart über die Zeiten des Mittelalters hinüber in jene längstvergangenen.

Eine bildende Kunst, von der bisher in Italien nicht zu reden gewesen war, machte sich die Errungenschaft der Poesie zu Nuzge. Die geistige Voraussetzung der ersten italienischen Maler, der Giotto, Orcagna und wie sie heißen, ist durchaus die göttliche Comödie Dante's. Schon daß der Drang zur Kunst bildlicher Darstellung sich wie plötzlich zu regen begann, ist bezeichnend. Denn die erste Bedingung der bildenden Kunst ist Beobachtung, Berücksichtigung des Körpers. Der Körper aber, der Leib, der irdische Theil am Menschen, war nach der mittelalterlichen Kirchenlehre grade dasjenige, was überwunden werden sollte. Ihr Ideal — wir sagten es — war grade die Entkörperung des Geistes. Die bildenden Künste des Mittelalters, da ihnen nun einmal ein anderer Beruf als der Dienst der Alles beherrschenden Kirche undenkbar war, hatten sich bestrebt und begnügt, diese Anschauung bildlich darzustellen, d. h. durch Körper die Idee der Entkörperung, der Körperlosigkeit darzustellen, sie malte Körper ohne Körper, jene träumerischen, unbeweglichen, nüchternen, „himmelnnden“ Gestalten, die in ihrer thatenlosen Ergebenheit das große tiefe Auge sehnsüchtig nach oben wendend dastehen und in ihrer mageren Langenweile das Mitleiden des Beschauers erstehen; sie hatten aufgehört Künste zu sein, sie waren so zu sagen bildlich dargestellte Glaubensbekenntnisse geworden.

*) Benutzt sind die Arbeiten von Roscoe, Ranke, Voigt, Burkhart u. A.

Jetzt sehen wir diese Künste mit dem Bemühen beginnen, reale Gestalten, wirkliche Körper zu schaffen, Ideen nur so weit darzustellen, als sie durch körperliche Erscheinungen, durch Nachbildung individuellen Lebens darstellbar sind. Wie von Dante ab die italienische Literatur in einen Gegensatz zu der mittelalterlichen kirchlichen Anschauung tritt, so treten von Giotto ab die bildenden Künste in einen Gegensatz zu ihr. Unter der Voraussetzung dieses Gegensatzes beginnen sie ihre Entwicklung, und gelangen zu einer Blüthe, von der wir gleich hernach zu reden haben werden.

Der Gegensatz blieb bei diesen Dingen nicht stehen. Der Drang der Menschen, ihr „Ich“ wieder in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen, entwickelte sich mit der Entfaltung der Literatur und Kunst gleichmäßig. Freude am Dasein, Ausarbeitung der individuellen Existenz, Beobachtung der umgebenden Natur als des gemeinsamen Lebenselements, das waren Dinge, um die es sich sofort zu handeln begann. Gegenüber der allgemeinen Kirche, welche mit Rücksicht auf das Jenseit gegründet die Umrisse der einzelnen Persönlichkeit verwischte, entstanden staatliche Gebilde, welche irdische Interessen verfolgten, und den Angehörigen individuelle Ausbildung erleichterten.

Wie oft ist es gesagt worden, daß in jenen kleinen Herrschaften Italiens das erste moderne Staatensystem zu erkennen sei. Es waren die ersten staatlichen Individualitäten der neuen Zeit, nicht unähnlich jenen hellenischen des classischen Alterthums.

Ein ganz neues Streben zu herrschen, Einfluß zu haben beginnt. Welche Reihe von Herrschern, die als plastische Individualitäten bemüht sind, ihrem Staat die schärfste Ausbildung seiner Eigenartigkeit zu geben: die Medicäer in Florenz, die Visconti in Mailand, die Este in Ferrara, und wie sie alle heißen. Und sie alle umgeben von einer Reihe einsichtiger Persönlichkeiten, die ihnen bei den Geschäften der Regierung mit Rath und That an die Hand gehen, Staatsmännern, die würdige Vorgänger Machiavelli's sind: staatsmännischen Individualitäten. Andere Persönlichkeiten, nicht im Besitz der Herrschaft, aber bemüht, sie zu erlangen, treten dazu, sie verstehen für sich zu gewinnen; es wiederholt sich das Ringen um die Lenkung des Staats. Oft tragen solche Condottieren den Sieg davon, den Siegern hängt man an, denn nicht hergebrachte Tradition sondern persönlicher Werth entscheidet.

Dem Drange nach allseitiger Entwicklung der Persönlichkeit, nach Ausbildung aller Interessen des Lebens kamen diese Machthaber eifrig entgegen. Denn solches Entgegenkommen war ihnen eine Garantie für ihre Beliebtheit, für die Festigkeit ihrer Stellung.

Für den Nutzen wie für den Genuß der Unterthanen sorgten sie gleich-

mäßig, und — wunderbar, — je despotischer ihr Herrschertum seiner Entstehung nach war, desto liberaler war es in sorgfältiger Hingabe an die Wünsche des Landes. Daß von solchen Herrschern große Bauten ausgeführt, Canalisirungen vorbereitet und in Angriff genommen, Befestigungen angeordnet wurden, das war am Ende nicht zum mindesten zu ihrem eigenen Nutzen und ihrer eigenen Sicherheit. Aber die opulenten Gelage, Festspiele, Schaugepränge und dgl., die sie ihren Untertanen gaben, hatten den Grund nicht. Es hatten die Herrscher aus ihren Classikern gelernt, daß man im alten Rom zu Spielen und Fechterkämpfen seine Zuflucht genommen hatte, um die Plebs bei guter Laune zu erhalten, um des müßigen Hausens Gedanken vom gemeinen Wesen abzulenken. Wer panem et circenses gab, der war damals der Held des Tages gewesen.

Den veränderten Zeiten entsprechend verfahren jetzt in Italien die Leiter der jungen Staaten. Ohnehin war nunmehr der Sinn der Italiener auf den Schmuck des Lebens, auf die Pracht der umgebenden Natur, auf die Anmuth und die Fähigkeiten des menschlichen Körpers gerichtet. Jene roheren Ergänzungen wie im Alterthum hätten dem Geschmack der Zeit so wenig zugesagt, wie in ihrer langweilenden Wiederholung die eintönigen Prozessionen und frömmelnden Ceremonien, durch welche die Kirche auf ihre Angehörigen hatte wirken wollen.

Jetzt nahm man all' die vielseitigen Interessen des modernen Lebens; von jedem etwas: ein bißchen Poesie mit classischen Reminiscenzen, naturgeschichtlichen Raritätenkränzen und Wunderwerke verbunden mit experimental-physikalischen Räthseln, vielleicht ein Restchen katholischen Weihrauches versetzt durch eine große Quantität olympischer Allegorie, Ernst und Scherz, gravitätische Ehrbarkeit und ironisirender Humor bunt vermischt, und das Alles gefällig überzuckert durch einen künstlerisch-genialischen Anstrich.

Denn originell mußte man sein, sonst langweilte man statt zu zerstreuen. Niemals sind originellere Feste, Aufzüge, Maskeraden, Schauspiele, Ballets, Triumphe, Fackelzüge und wie die Dinge alle heißen, gefeiert worden, als damals, wo dem ohnehin zu diesen Dingen aufgelegten Sinn der Menschen Fürsten entgegen kamen, die sich durch ihren Geist und Geschmack bekannter Künstler zur Ausführung derselben bedienten. Was durch solche Dinge damals zu erreichen, auch auf dem Gebiet der Politik zu erreichen war, zeigt als einer der Ersten Rienzi, der kein anderes Mittel in dem Maße und mit dem Erfolge anwandte, um zum römischen Tribunal zu gelangen, als lockend geistvolle Allegorien, prunkende Festzüge und überraschende Phantastereien aller Art. Für solche Geschichten wurde dann immer Neues erfunden. Schwebemaschinen, die dem Zuschauer Ah und Oh entlockten, wenn sie glückten, und glückten sie

nicht, Spotten und Hohnlachen, gab es schon im vierzehnten Jahrhundert. Eine neue solche Maschinerie, die alles bisher dagewesene überbot, erfand Brunellesco: „einen überaus kunstreichen Apparat, der eine von zwei Engelnkreisen umschwebte Himmelskugel darstellte, von welcher Gabriel in einer mandelförmigen Maschine niederflog.“

Das nun war — neben der Bedeutung und dem Zauber ihrer eigenen Persönlichkeit — ein Hauptmittel, dessen sich die Herrschsüchtigen in Italien damals bedienten, um zur Herrschaft zu gelangen, die Herrscher, um sie sich zu erhalten.

Wie der Sinn derer, die sie beherrschen wollten, beschaffen war, das haben wir nunmehr zu sagen; wir wollen ausführen, wie neben staatlichen Individualitäten, durch Beobachtung des umgebenden Lebens, die Menschen zu Individuen wurden.

Burkhardt weist in seinem ausgezeichneten Werk über die Cultur der Renaissance nach, wie auch die Beobachtung der Natur von Dante ausgegangen sei, in dessen göttlicher Comödie überreiche Beobachtungen der äußeren Welt sich finden. Die astronomische Orientirung ist eine der auffälligsten Eigenthümlichkeiten dieses Werks.

Es giebt fast keinen Zweig der Naturwissenschaft, welchem nicht von da ab eine Aufmerksamkeit und Pflege zugewandt wird, der man von allen Seiten bereitwilligst entgegenkommt. Bereits um 1468 hatte Paul Toscanelli in der Hauptkirche zu Florenz seinen großen Gnomon errichtet. Und bis zu den Zeiten des Papst Julius II. hatten sich die astronomischen Beobachtungen so weit gesteigert, daß Johann von Novara als der Erste es wagte, die Fehler in der gäng und gäben Zeitrechnung nachzuweisen, und dieses Resultat seiner Forschungen zugleich mit Verbesserungsvorschlägen dem Papst überreichte. Und Leo X., auf die Sache mit demselben Eifer wie sein Vorgänger eingehend, wandte sich an Akademien wie an einzelne Gelehrte, sie ersuchend, diesen wichtigen Gegenstand in Erwägung zu ziehen, und ihm die Resultate ihrer Untersuchungen schriftlich mitzutheilen. So entstand eine förmliche Literatur über diese wichtige Frage, die dann später — nach fast drei Menschenaltern — ihre Erlebigung fand.

Wir dürfen vermuthen, daß der Beobachtung der Erdkugel die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wurde wie der Beobachtung des Firmaments. Derselbe Toscanelli entwickelte seine Ansichten über die Möglichkeit, zur See nach Ostindien zu kommen, und construirte eine Seekarte. Und als am Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts wie plötzlich die großen Entdeckungsreisen begannen, sehen wir unter den Ersten und Bedeutendsten solcher Reisenden Italiener — freilich meist in Diensten fremder Mächte,

die dem offenen Meere näher liegend, mehr unmittelbaren Vortheil von solchen Entdeckungen zu erwarten hatten, als die von einem Binnenmeer umspülten Staaten Italiens. Vor Allen den Genueser Columbus, nichts weniger als ein Abenteuerer, sondern durch lange Ueberlegung und durch seinen wissenschaftlichen Verkehr mit Toscanelli vorbereitet; den Florentiner Amerigo Vespucci, der dem neuen Continent den Namen gab; seinen Landsmann Johann Verazzini, der für die französische Krone seine westindischen Entdeckungen machte; die Brüder Johann und Sebastian Cabot, einer venetianischen Familie angehörig.

Nicht erst angeregt wurde das Interesse der Italiener an Naturwissenschaften durch diese Entdeckungen. Schon vorher waren Akademiker in diesen Dingen schriftstellerisch thätig. Abhandlungen über die Jagd, über den Vogelfang, *) und dergleichen Dinge, die den Menschen in ein näheres Verhältniß zur ihn umgebenden Natur bringen, finden wir schon früher. Lorenzo von Medici legte zu Careggi einen ersten botanischen Garten an. Und der vorher erwähnte Pontanus betrieb, wie viele Bemerkungen in seinem Gedicht *de hortis Hesperidum* — in welchem von der Pflege der Lemonien, Pomeranzen und Citronen gehandelt wird**) — zeigen, bereits wissenschaftlich zugleich und praktisch die Botanik. Von Anderen wurden, gegen Ende des Jahrhunderts, die Werke der Alten über diesen Gegenstand, die Schriften eines Theophrast und Dioscorides übersetzt und commentirt, und befanden sich bald in Aller Händen.

Auch die ersten Thiergärten und Menagerien finden wir zu eben dieser Zeit. Gestüte werden, als die ersten in Europa, angelegt.

Dieselbe Aufmerksamkeit, die man der umgebenden Natur schenkte, schenkte man sich, der Pflege von Geist und Körper, dem genußreichen, erfreulichen Dasein.

Den Geist bildete man durch reges Interesse an den gelehrten Forschungen und Fragen, an den literarischen Erscheinungen, an den künstlerischen Hervorbringungen seiner Zeit. Vor allen Dingen die laienhafteste Kunst, die Musik, kam in Schwung. Nicht allein, daß der Reichthum an neuen Instrumenten, wie wir sie unter anderen von Gemälden der Zeitgenossen her kennen, ihren Zusammentritt zum Orchester herbeiführte, (wie denn z. B. König Alphons von Neapel einst in einem Hofkonzert, bei welchem er den Livius las, mitten in der Aufführung eines Musikstücks innehalten ließ, um ungestörter eine schwierige Stelle dieses Schriftstellers

*) Ich erinnere an Belisar von Aquaviva, Mitglied der Akademie zu Neapel, mit seiner Schrift „de venatione et de aucupio.“

**) Man lese z. B. seine Anmerkung über das Sculiren bei Roscoe Leben Leo's X. III. S. 272 Anm.

zu überlesen); sondern, wie es heut zu Tage als fein gilt, Klavier zu spielen — wie man sagt, musikalisch zu sein —, so gehörte es damals zum guten Ton, die Viola in der Hand, gefällig improvisiren zu können.

Ein häufiger Wechsel der Moden schon belehrt uns über die Sorgfalt, mit der man über die dem Körper bequemste zugleich und gefälligste Tracht nachdachte. In der Erfindung immer neuer Haartouren waren die italienischen Schönen unermüdblich. Unter dem männlichen Geschlecht kommt die Gattung der Stutzer, der patenten Herren à la mode auf, die sich das Haar kräufeln, die Augenbrauen abhaaren, die in sanfter Anmuth, als ginge der Athem ihnen aus, mit Vornehmern sprechen, die ihren Kopf nicht bewegen aus Furcht, ihr Haar in Unordnung zu bringen, die unter ihrem Barret einen Spiegel, im Aermel einen Kamm tragen. Wo man Geschmackvolles sah, ahmte man es nach. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, da spanischer und französischer Einfluß in politischen Dingen über Italien herrschend wurde, fand man einen Genuß darin, auch französischen und spanischen Moden und Sitten Einfluß über sich zu gewähren. Den Einen imponirte die Lebendigkeit des französischen Charakters, und sie waren bemüht, wenn sie sprachen, unablässig den Kopf zu bewegen, und auf der Straße die Füße so schnell zu setzen, daß ihnen ihre Diener kaum folgen konnten. Anderen imponirte die spanische Grandezza, die wie eine aufgehende Sonne sich langsam vom Horizonte an hoch empor richtete; die auch das Gleichgültigste mit Wichtigkeit betrieb, und auch bei dem Schwersten nicht die Schwierigkeit zeigte. Sie ahmten diesen Spaniern nach, die sich an das Schachbrett setzten, und meisterhaft spielten, während sie sich anderweitig unterhielten und mit ihren Gedanken ganz wo anders zu sein schienen. Ein unschätzbares Buch belehrt uns über all diese Dinge: der „Libro del Cortegiano“ vom Grafen Balthasar Castiglione, ein geistvolles Pendant zu Knigge, Alberti, und all den Receptsammlungen in vier und zwanzig Stunden ein vollendeter Gesellschafter zu werden. Der uomo singulare, uomo unico, uomo universale wurden ebenso technische Begriffe für bestimmte Klassen von Individuen, wie z. B. heut zu Tage das Original, der Hansnarr, der gute Gesellschafter und derartige Worte sind.

Zum Ideal eines Menschen von damals gehörte allseitige und harmonische Ausbildung von Körper und Geist. Ein Mann, wie Leon Battista Alberti ist die Verkörperung dieses Ideals; *) er, der von frühesten Jugend an durch alle Arten gymnastischer Uebungen seinen Körper ausbildete, so daß er es dahin brachte, mit geschlossenen Füßen Anderen

*) Die Schilderung nach Burkhart.

über die Schulter zu springen, der bis hoch oben an die Decke des Doms ein Goldstück empor zu werfen vermochte, der mit gelenker Hand das wildeste Pferd bändigte; der selbst sagte, in drei Dingen, im Gehen, im Reiten und im Neben den Menschen untadelhaft erscheinen zu wollen; der als Autodidakt die Musik betrieb, und in seinen Compositionen das bewundernde Lob von Fachmännern einernbete; der sich in den Werkstätten von Handwerkern, in Ateliers von Künstlern, in den Studirstuben von Gelehrten einfand, jeden um Belehrung in seinem Fach angehend; der von dem Studium der Jurisprudenz zu dem der mathematischen Wissenschaft überging, und mit phantastischem Geschmac wunderfame Constructionen machte und poetische Spielereien ersann, vor Allem einen mysteriösen Guckkasten, in welchem er bald die Gestirne und den nächtlichen Mondaufgang über Felsgebirgen erscheinen ließ, bald weite Landschaften mit Bergen und Meerbuchten bis in dustige Fernen hinein, mit heransahrenden Flotten, im Sonnenglanz wie im Wolkenschatten. Denn eine schwärmerische und hingebende Liebe zur Natur, ein förmliches Aufgehen in ihr war ihm eigen. Ein blühendes, wogendes Aehrenfeld brachte ihn zu Thränen, ein schöngebautes Thier war sein Entzücken. Seine Feder diente ihm heute dazu, einen anmuthigen Spazierweg auszumalen, morgen, eine Leichenrede auf seinen treuen Hund zu schreiben.

Diese neue, scharf ausgeprägte Lebensrichtung übte große Nachwirkung auf die Schriftstellerei und die Künste aus. Sie hinderte, daß in diesen Zweigen der Cultur eine einseitige Beobachtung der Ueberreste des classischen Alterthums, die Befolgung der aus ihr abstrahirten Regeln und Gesetze das einzig Dominirende wurde. Mit der socialen Herausbildung des Individuum, der fortschreitenden Erkenntniß der umgebenden Natur ihrer Erscheinungen und ihrer Gesetze hielt die wachsende Einführung von der täglichen Umgebung entlehnten Beobachtungen in Kunst und Literatur gleichen Schritt. Ein Schriftsteller, wie Aeneas Sylvius — der nachmalige Papst Pius II. — ist literargeschichtlich vor allen Dingen deshalb so bedeutend, weil er in seinen Schriften eine Vielseitigkeit der Beobachtung offenbart, die wir in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts anderorts vergebens suchen. An die Geschichtserzählung reiht er statistische Bemerkungen, geographische Schilderungen an. Da finden sich detaillirte Beschreibungen von Landschaften und Städten, von Gewerben und Sitten, von politischen Angelegenheiten und Verfassungen, und das Alles um so ausführlicher und lebendiger, je weniger er es aus Büchern, je mehr er es der eigenen Anschauung entlehnt. Er hat — wie Burthardt sagt — den Drang, all seine tausendfältigen Beobachtungen in Ein Bild zusammen zu fassen.

Die Beobachtung seiner selbst, die Dante bereits zur Aufzeichnung seiner *vita nuova* getrieben, führte später zu Selbstbiographien. Jene von Benvenuto Cellini ist bis heute ein Muster dafür geblieben, wie man auch den unbedeutenden Vorkommnissen des persönlichsten Daseins allgemeine Bedeutung giebt, indem man sie in ihrem psychologischen Zusammenhang verbunden darstellt.

Auch die Kunst *) modernisirt sich in dieser Weise. Den Charakter der Malerei zu Beginn des Humanismus hat man angegeben, wenn man den Charakter der Kunst Giotto's angegeben hat. Während bis auf Giotto in den bildenden Künsten nach Rumohr's vortrefflichem Ausdruck „große Einseitigkeit des Wollens und der Manier“ geherrscht hatte; während man sich früher mit typischen Darstellungen der Patriarchen, Propheten, Apostel oder des Heilandes selbst und der bedeutenderen Ereignisse der Evangelien begnügt hatte, beginnt er Mannichfaltiges und Lebensreiches, die vielfältigste Auffassung des Lebens zum Vorwurf der Malerei zu erheben: „frühere Weltlichkeit, plötzliches Erwachen des Bewußtseins des Heiligen, Eintritt in's Leben der Frommen und Abgeschiedenen, Wunder im Leben, wie besonders nach dem Tode, in deren Darstellung, wie es in den äußeren Bedingungen der Kunst liegt, der Ausdruck des Affects der Lebenden die Andeutung der unsichtbaren Wunderkraft überwog. Auch die Lebensbegebenheiten des Erlösers wurden zur Traulichkeit des Familienlebens herabgezogen.“ Während frühere Maler nicht zum Mindesten aus kirchlich-religiösen Bedenken solche Vorwürfe gemieden hatten, malte man jetzt die Geburt des Heilands, Scenen aus seiner Kindheit und seinem Jugendleben; die Madonnen und heiligen Familien beginnen modern zu sein.

Bei Giotto finden wir bereits ein gewisses Verständniß für die Bedeutung der Formen, vor Allem der Gesichtsbildung, und den Drang sich mit „den allgemeinen Gesetzen des sich Gestaltens und Erscheinens“ vertraut zu machen.

Wenn dann freilich die bildende Kunst Italiens zunächst so langsame Fortschritte machte, so kommt das daher, daß die Künstler, befangen von dem reformatorischen Wirken Giotto's, sich mehr begnügten seinen Stil nachzuahmen, als die Prinzipien nach denen er schuf zu studiren und zu befolgen. Schon auf die Zeitgenossen machte diese mechanische Nachahmung der Giottesken Manier den Eindruck des Verfalls, und der bekannte Taddeo Gaddi sagt (bei Franco Sacchetti nov. 196): „Gewiß hat es sehr

*) Es sind im Wesentlichen die Ansichten Rumohr's, des größten deutschen Kunstforschers, die ich mittheile.

große Künstler gegeben, welche das Unerreichbare geleistet haben; indefs ist diese Kunst in Abnahme gerathen und noch immer im Sinken."

Wir müssen sagen, daß noch durch die ganze erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hin — wenige vereinzelt Ausnahmen abgerechnet — nicht sowohl aus Mangel an Talent, als aus Befangenheit in dem Stil des Giotto, die Künstler nicht dazu kamen, ihre Anregungen und Vorbilder statt in schon vorhandenen Kunstwerken in dem sie umgebenden Leben zu suchen.

Im Vergleich zur Natur, und zum Leben selbst aber litt die Kunst Giotto's wesentlich an zwei Mängeln, die um so mehr hervortreten mußten, je mehr der Sinn der italienischen Menschheit sich mit dem Leben und der Natur vertraut machte.

Seine Bilder erschienen flach, ihnen fehlte die Rundung, die Auseinanderfegung der Gestalten, das Hellbunzel, plastische Vertheilung der Licht- und Schattenmassen.

Sobann fehlte seinen Figuren physiognomische Feinheit und Schärfe.

Bekanntlich war es zwei Malern vorbehalten, um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts diesen beiden Mängeln abzuhelfen. Den Masaccio drängt die Wucht seines mehr auf das Großartige wie auf das Anmuthige gerichteten Geistes zu plastischem Vortrage; er als der Erste rundet und vertieft seine Darstellungen, er gruppirt in Massen die eine der anderen unterordnend. Er wagt schärfere Beleuchtung, mächtigeren Schatten.

Fiesole sodann in seiner beschaulich frommen Weise ist bemüht, den Gesichtsformen sprechenden Ausdruck zu geben. Und wenn schon es ihn, seiner Natur gemäß, mehr trieb den Ausdruck der Frömmigkeit und gläubigen Hingebung zur Darstellung zu bringen (wie auf seiner Krönung der Maria), so wagte er sich doch auch in lebendigeren Vorwürfen wie in dem Bethlehemitischen Kindermord, an die Darstellung leidenschaftlichen Gesichtsausdrucks. Das Gemisch zwischen Schmerz und Wuth in den Gesichtern der Mütter, deren Kinder vor ihren Augen hingeschlachtet werden, ist von ergreifender Wahrheit. Aber in der Anordnung des Ganzen, in der Steifheit der Figuren zeigt sich noch Befangenheit in der Giottesken Manier.

Die nächste große Aufgabe der Kunst hätte sein müssen, diese beiden Richtungen zu verbinden. Manah einen gab es, der diese Verbindung versuchte, und namentlich Cosimo Roselli, von der Nachahmung des Masaccio ausgehend, und einlenkend in die Richtung des Masaccio begann in dieser Weise, bis er in eine widerwärtige Manier verfiel.

Aber was anfangs die italienische Kunst neu erweckt hatte, das schien

ihr eben jetzt im Wege zu stehen. Jene vorhin geschilderte Richtung des humanistischen Italien: die auf das classische Alterthum gewandten Studien, die auf die Einzelheiten der umgebenden Natur gerichteten Beobachtungen, der Genuß an der eigenen Existenz, das Alles raubte die Begeisterung, und bald gar den Sinn für die christlichen Kunstaufgaben; und die Kunst, indem sie sich an das umgebende Leben zu halten begann, drohte von ihrer Höhe herab in die Nachbildung dieser Umgebungen zu sinken, und sich mit der Darstellung „des Reizes der natürlichen Erscheinungen“ zu begnügen. Angeregt durch das bunte Getümmel eines fröhlichen Volkslebens, durch den geschmackvollen Reichtum rasch wechselnder Trachten und Moden, durch die liebenswürdige Anmuth blühender Landschaften, und die reinliche Behaglichkeit wohlhabender Städte, war sie in Gefahr sich darauf zu beschränken, den Geschmack an dem Allen mit dem Pinsel zu bekennen. Sie drohte genrehast zu werden. Einem Maler wie Domenico Ghirlandajo, einem Mann „von mäßigem Geiste, doch treuem ernstlichen Streben,“ gelang es nicht, seinen Sinn für wirklich bedeutende Vorwürfe Andern mitzutheilen.

Wenn einer aufgestanden wäre, die durch Masaccio und Giesole nach ihren beiden Seiten hin verbesserte Richtung Giotto's mit der naturalistischen Richtung der jüngsten Malerei zu verbinden! Ein solcher hätte epochemachend sein müssen in der Geschichte der Kunst.

Wenn wir Leonardo da Vinci an dieser Stelle nennen, als denjenigen, der das große Problem der italienischen Kunst löste, so geschieht das nicht, weil damit die wesentlichste Seite seines Charakters angegeben wäre, sondern nur weil auf diesem Gebiet sein Einfluß und sein Zusammenhang mit seiner Zeit sich am unmittelbarsten bemerkbar macht.

Vergleicht man die großen Anlagen des vielseitigen Mannes unter sich, so muß man sagen, daß seine Begabung zur Malerei weder die bedeutendste noch die dominirende war, und daß am wenigsten er selber sie mit besonderer Vorliebe gepflegt hat. Man bleibt an der Oberfläche seines Wesens stehen, wenn man ihn als bildenden Künstler verehrt; und nur wenig trägt dazu bei, ihn in der Tiefe seines Wesens zu verstehen, wenn man die Einwirkungen seiner Zeit auf seine Kunst nachzuempfinden versucht. Seine Kunst ward bewundert, seine Bethätigung im Leben willkommen geheißt, liebenswürdig und groß haben ihn die Zeitgenossen genannt —: aber die allseitig treibende Kraft seines schöpferischen Genies, der nur der losen Anknüpfung an seine Zeit bedurfte, um sich weit über sie zu erheben, ahnte keiner: unergründlich hat ihn keiner genannt, der mit ihm lebte. Wie er sich giebt, erscheint er ein Kind seiner Zeit, was er schafft, heißt sie willkommen und nutzt es aus —: in die geheime

Werkstatt seiner Gedanken ist keiner hinabgestiegen. Nach ihrer Weise verstanden ihn die Zeitgenossen; und Talente, die in seiner Nähe lebten, glaubten ihm nachzukommen, wenn sie die äußere Erscheinung seiner Schöpfungen wahrnahmen.

Dürfen wir Spätgeborne hoffen, aus geringen Ueberresten das herauszuwahren, was jenen, die unter demselben Himmel mit ihm lebend, in dieselbe geistige Atmosphäre hineingeboren, im täglichen Umgang mit ihm, in ununterbrochener Beobachtung seines Schaffens nicht geahnt haben?

Leonardo's Leben.

Wunderbar schon war sein Leben. Ein schönes Land ist seine Heimath, ein aufmerksam beobachtendes, lebendig gewecktes, lebenslustig fröhliches Geschlecht ist das seiner Landsleute, reges frisches Staatsleben mit politischen Interessen, Reibungen und Kämpfen bewegt sie. Da beginnen neue große Kriege, fremde Nationen überziehen das Land, wer heute siegt ist morgen der Besiegte, es ebbt und fluthet von fremdem Einfluß. Der schweizer Söldling, der Bogenschütze aus der Gascogne, Landsknechte aus Deutschland, spanisches Militär wogt abwechselnd durch die Straßen der italienischen Städte. Heute wehen die französischen Lilien, morgen weht des Reiches Adler, oder spanische Fahnen von den Zinnen der Mauer. Dazwischen auf kurze Zeit das Wappen des italienischen Herrn, bis er vertrieben wird. Friede und Krieg in buntem Wechsel neben einander, und dieselben Menschen, die heute in träumendem Genuß über lachende Landschaften schauen, spähen morgen ängstlich nach dem heranziehenden Feinde in die Ferne.

Als Leonardo, des Ser Pietro natürlicher Sohn, auf dem Schlosse Vinci im schönen Arnothale im Jahr 1452 das Licht der Welt erblickte, wußte man noch nichts von fremden Feinden. Friede war es, auf den Fluren ruhte üppiger Segen, die Menschen pflegten Künste und Handwerke, und berühmt wurde, wer es im Frieden zu werden verstand.

Schön war er bereits als Knabe, und wer ihn sah, wie er sinnenden Geistes auf Alles achtete, wie er in Anmuth und Kraft zugleich den Körper bewegte, hatte seine Freude.

Er wollte die Malerei erlernen. Der Vater bringt ihn in das Atelier des Meisters Verocchio. Das war ein Mann, recht auf der Höhe der Zeit. Es gab kaum etwas den Geist Bildendes, wofür er nicht Sinn hatte, und worin er sich nicht versuchte. Sein etwas schwerfälliges Talent war für die Bildnerei größer als für die Malerei, in welcher er ebenfalls eine plastische Darstellung anstrebte. Studium der Anatomie des Menschen und des Pferdes beschäftigte ihn eifrig. Er arbeitete in Silber

und Gold wie in Erz und Marmor. Daneben betrieb er geometrische Studien und liebte leidenschaftlich die Musik.

Wie und was Leonardo hier lernte, besprechen wir hernach, wo wir von seiner Kunst zu reden haben.

Der Ort, wohin er sich von Florenz wandte, war Mailand; und hier brachte er die schönste und fruchtbarste Zeit seines Lebens zu.

Mailand war damals von den Städten Italiens eine der glücklichsten und blühendsten. Wie vordem das herzogliche Geschlecht der Visconti, so sorgte nach seinem Ausgange das der Sforza für den Nutzen wie für die Schönheit der Stadt.

Da trat, als der junge Giangaleazzo Herzog war, sein Oheim, der Condottiere Ludovico Sforza, den man den Mohren nennt, von dem Zauber des Herrschens erfaßt, hervor. Seiner Begierde nach Herrschaft kam sein Talent zu ihr zu gelangen gleich. Er schaffte des Herzogs treueste Umgebung bei Seite, und gewann von Tag zu Tage mehr Einfluß über ihn. Bald gab es Münzen in Mailand, auf denen das Bild Ludovico's neben dem Giangaleazzo's geprägt war. Des jungen Herzogs schöne und muthige Gemahlin Isabella klagt: in den Händen des Oheims liegt die Entscheidung über Leben und Tod; des Landes Verwaltung ist ihm allein kund, und fremde Gesandte richten ihr Wort an ihn, wie an den Herrn des Landes. Ehre und Ansehen ist uns genommen, und gleich Gefangenen hüten uns spähende Augen.

Ludovico Moro hatte die Macht, Giangaleazzo den Namen des Herrschers.

Und jetzt beeilte sich der mächtige Mann, die Gemüther von des Landes Bewohnern sich zu gewinnen. Er knüpfte mit den zwei mächtigsten italienischen Herrschaften, mit Venedig und Neapel, freundschaftliche Beziehungen an, zugleich um in der Zeit der Gründung seiner Macht vor äußeren Feinden sicher zu sein, und um den Mailändern als der Bringer und Erhalter des Friedens zu erscheinen. Aus den reichen Einkünften des Landes gewann er Söldner und besetzte Burgen. Mehr aber und eifriger ließ er erkennen, daß er für das Volk zu sorgen wünsche, als daß er vor ihm besorgt sei. Er ließ Lazarethe bauen, Canäle graben, Klöster und Klöster gründen. Unwirthsame Gegenden verwandelte er in fette Weiden und Ackerland; Forsten mit einem eingehetzten Wildstand legte er an. Er sorgte für die Cultur des Maulbeerbaums; Musterwirthschaften, Meiereien, Gestüte wurden gegründet. Er war bemüht, das Land vor Mangel und Räubereien zu schützen. Sicherheit, Behaglichkeit, Vergnügen, geistige Anregung, das Alles wünschte er dem Volk zu verschaffen. Gegen Jedermann war er herablassend und freundlich; leutselig;

im Zorn aufwallend nie. Er wohnte den Gerichtsverhandlungen von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit bei.

Doch nicht zufrieden, *) Mailand mit Ruhm, Reichthum, Tempeln und prachtvollen Gebäuden ausgeschmückt zu haben, wollte er es auch mit ausgezeichneten und seltenen Geistern bereichern, deren dürftige Lage seine Freigebigkeit verbesserte. Künstler und Gelehrte wurden in das Land gezogen, wer nur geistig bedeutend war, fand Zutritt bei Hofe; eifrig wurde dafür gesorgt, daß jedes geistige Interesse reichliche Pflege fände. In Pavia hielt Jason de Maino, einer der größten Juristen seiner Zeit, vor 3000 Schülern Vorlesungen; die mathematischen Studien wurden durch an seinen Hof berufene Gelehrte gepflegt. Er zuerst ließ öffentlich Musik lehren. Dichter verkehrten von nun ab am mailändischen Hofe; nicht solche, die mühsam lange Werke zu Tage fördern, sondern Meister in jener flüchtigen Form der improvisirenden Gelegenheitspoesie, die mit anmuthigen Reimen den Moment umspannen, und die Stimmung des Augenblicks zierlich wiederklingen lassen. Unter ihnen vor Allen der Florentiner Bellincioni, dessen Verse gefällig, dessen Reime geschmeidig waren, und dessen reinere florentinische Sprache zugleich den herberen mailändischen Dialekt veredeln sollte.

So war, nach dieses Dichters Ausspruch, Ludovico bemüht, Mailand zu einem neuen Athen zu machen. **)

Leonardo ist einer von denen, die in diesen von Ludovico sorgfältig gepflegten Zustand einer fast berausenden Friedlichkeit hineingezogen werden. Als fertiger Mensch von etwa dreißig Jahren***) langt er in diesem Utopien an; nicht sowohl um zu empfangen, als um mitzutheilen.

Das offenbart schon der Brief, welchen er an Ludovico auf dessen Einladung hin zuschickt, und dessen Wortlaut, da er eine Art von Selbstbekenntniß Leonardo's aus dieser Zeit ist, hier wiederholt werden mag, so oft er auch schon an anderen Orten mitgetheilt worden ist.

„Da ich, mein erlauchtester Herr! zur Genüge die Leistungen aller derer gesehen und geprüft habe, die als Meister und Erfinder von Kriegsinstrumenten betrachtet werden, und da die Erfindung und Thätigkeit vorgenannter Instrumente durchaus nicht von denen, welche man gewöhnlich braucht, abweichen, so werde ich mich bemühen, ohne irgend Jemand Anderem Abbruch zu thun, mich Ew. Excellenz verständlich zu machen, in-

*) Worte von Lanzi in seinem Vorwort zu den Gedichten Bellincioni's.

**) „Sonetto in laude de Sr. Lodovico, il quale vuole che Milano in Scienza sia una nuova Athena.“

***) Bafari setzt bekanntlich die Ankunft Leonardo's zu Mailand um vieles zu spät (1494) an.

dem ich derselben meine Geheimnisse mittheile, und während ich dieselben bei gelegener Zeit deren Belieben zu Gebote stelle, hoffe ich auf den guten Erfolg aller jener Dinge, die hier kurz aufgeführt werden:

1) Habe ich Mittel, sehr leichte Brücken anzufertigen, die sich sehr bequem transportiren lassen, und mit denen man die Feinde verfolgen, so wie auch denselben nach Gelegenheit entfliehen kann. Und andere, die gegen Feuer gesichert, und von der Schlacht unverlegbar sind, so wie auch leicht und bequem wegzunehmen und wieder aufzuschlagen. Nicht minder auch Mittel die Brücken der Feinde in Brand zu stecken und zu zerstören.

2) Bei der Belagerung eines Orts verstehe ich das Wasser der Gräben abzuschneiden, und unendlich viele Brücken mit Stufen (Pontigatti a scale), so wie andere Instrumente zu verfertigen, die zu einem solchen Unternehmen gehören.

3) Ebenso, wenn wegen der Höhe eines Walles oder wegen der Stärke eines Orts und dessen Lage bei einer Belagerung die Thätigkeit der Bombarden nicht angewendet werden kann, so habe ich Mittel, jeden Thurm oder andere Befestigung zu zerstören, es sei denn, daß dieselbe auf Felsboden gegründet wäre.

4) Noch weiß ich eine Art von Bombarden, die sehr bequem und leicht zu tragen, und mit denen man kleine Ungewitter (minuti di tempesta) schleudern kann. Und mit dem daraus entstandenen Rauche verursachen sie den Feinden großes Entsetzen, zu dessen großer Beschädigung und Verwirrung.

5) Ebenso weiß ich unter der Erde Höhlen und enge gewundene Gänge anzulegen, die ohne Geräusch gemacht werden können, und mit denen man zu einem bestimmten Ziel gelangen kann, wenn man auch unter Gräben oder einem Fluß hinweg passiren müßte.

6) Auch mache ich sichere und unverlegliche bedeckte Wagen, welche, mit ihrem Geschütz unter die Feinde gerathend, auch die allergrößten Heeresmassen zum Weichen bringen können, und hinterher kann die Infanterie ganz sicher und ohne irgend ein Hinderniß nachfolgen.

7) item, wenn es nöthig ist, mache ich Bombarden, Mörser und anderes Feldgeschütz, Passavolante genannt, von sehr schöner und zweckmäßiger Form, und gar nicht im gemeinen Gebrauche bekannt.

8) Wo die Thätigkeit der Bombarden nicht angewendet werden kann, werde ich Steinwurfmaschinen zusammensetzen, so wie Schleudern, Ballisten und andere Instrumente von wunderbarer Wirkung und ganz außergewöhnlicher Art; mit Einem Worte, je nach der Verschiedenheit der Fälle werde ich verschiedene Angriffswaffen machen.

9) Und bei vorkommenden Fällen weiß ich zum Gebrauch auf dem Meere viele Instrumente, die zum Angriff wie zur Verteidigung sehr geeignet sind, und Schiffe, die der Gewalt jeder, auch der größten Bombarde Widerstand leisten können, so wie auch Staub und Rauch hervorbringen geeignet sind.

10) In Friedenszeiten glaube ich in Vergleich mit jedem Anderen sehr gut in der Baukunst Genüge zu leisten, sowohl in der Errichtung von öffentlichen und Privatgebäuden, als auch in der Leitung des Wassers von einem Orte zum anderen.

item werde ich in der Marmor-, Bronze- und Thon-Sculptur arbeiten, und ebenso in der Malerei alles das leisten, was nur im Vergleich mit jedem Anderen, wer es auch sei, geleistet werden kann.

Noch werde ich auf das Broncepsferd meine Arbeit verwenden können, welches ein unsterblicher Ruhm und ewiges Ehrendenkmal des gesegneten Angebens des Eures Herrn Vaters und des berühmten Hauses Sforza sein wird.

Und wenn Jemandem einige der vorbenannten Dinge unmöglich oder unausführbar erscheinen sollten, so erbiere ich mich mit der größten Bereitwilligkeit, die Probe davon in Eurem Park oder an jedem anderen Orte zu machen, der Ew. Excellenz genehm ist, welcher ich mich mit der größtmöglichen Ergebenheit empfehle."

Während frühere Biographen Leonardo's, dem Vasari folgend, erzählen, er sei um seines Lautenspiels willen, und wegen seiner Geschicklichkeit zu improvisiren nach Mailand gerufen worden, geht Guhl, der Herausgeber dieser, und einiger anderer von Leonardo herrührender oder ihn betreffender Schriftstücke (die fast ausnahmslos schon früher bekannt waren), von der durchaus willkürlichen Ansicht aus, daß es der Maler-ruhm war, dem Leonardo seine Berufung an den mailändischen Hof verdanke. Leonardo habe, so meint der Herausgeber des Briefes, nur zuletzt und gleichsam beiläufig seiner Kunstfertigkeit Erwähnung zu thun brauchen, und Erwähnung gethan, weil er als Künstler damals bereits hinlänglich bekannt gewesen sei. Dem unbefangenen Leser jenes Briefes wird solche Erklärung gesucht erscheinen. Ihm wird die in dem Brief nur beiläufig erwähnte Kunstfertigkeit vielmehr als ein Beweis dafür gelten, daß diese Kunstfertigkeit Leonardo selbst im Verhältniß zu seinen anderen Fähigkeiten nur als etwas Beiläufiges erschien, und daß — wenn man Schorn's Ansicht, nach welcher diese Schrift ein auf mündliche Aeußerungen Bezug nehmendes Memoire wäre, acceptirt — auch Ludovico die anderen Fähigkeiten Leonardo's für wichtiger oder doch für verwendbarer schätzte, als sein Malertalent.

Leonardo, der sich als ein Lernender hielt, bis er Vollendetes zu leisten vermöchte, hatte, ehe er nach Mailand kam, nur Weniges gemalt, und schätzte dieses Wenige, so vollendet und neu es durch die tief sinnige Wiedergabe der Natur Andern erscheinen mochte, für nichts mehr als für Studien, zu denen ihn seine vielfältigen Beobachtungen angeregt hatten; für praktische Versuche, die seinen wissenschaftlichen Forschungen zur Seite gingen. Andere mochten ihn schon einen Apelles nennen, *) er selber sah sich nach jenen ersten Bildern noch nicht als Maler an.

Man kann die Bemerkung machen, daß, wenn geistvolle und für auseinanderliegende Dinge begabte Menschen sich gleichsam plötzlich zu einander in naher Beziehung sehen, die Schöpferkraft des Einzelnen zunächst wie brach gelegt erscheint. Die Aufmerksamkeit wendet sich ganz auf die Beobachtung der bedeutenden Umgebung, und der Einzelne scheint in ihr aufzugehen, bis er sie zu übersehen und sich selber in seiner Eigenartigkeit gleichsam wiederzufinden beginnt. Dann wird das Fremdartige, vor dem die eigene Produktionskraft anfangs zurückschreckte, zur Anregung, und der eigene Geist erscheint um all' die Fähigkeiten der Anderen bereichert.

Noch bis zum Tode des jungen Herzogs Giangaleazzo sehen wir Leonardo wenig als Maler hervortreten. Zu weit anderen Dingen trieb es ihn zunächst. Wie viel Wasser gebraucht das Bette des Weltmeers, um sich zu füllen! Was nicht nimmt der Genius eines unergründlichen Menschen in sich auf, bis er aus reichster Fülle schaffend überströmt!

Leonardo, unablässig mit der Fortsetzung seines Studiums der Natur, ihrer Erscheinungen und Gesetze beschäftigt, erhält am mailändischen Hofe Gelegenheit, sich auch um das Wissen und Können der Besten die es damals gab zu bereichern. Wir erfahren von gelehrten Zusammenkünften, an denen Leonardo Theil nahm: wie anregend mußte die Vielseitigkeit des hier zur Sprache Kommenden auf einen Menschen wirken, den es drängte Alles vollendet zu wissen und zu können.

Eine besondere Aufgabe ward ihm, so scheint es, sobald er in Mailand war: die Aufgabe, eine Akademie zu gründen. Leider sind wir über diese Akademie sehr im Dunkeln. Daß sie seinen Namen erhielt, geht aus ein paar Kupferstichen hervor, in deren Mitte, von geistreichen Schnörkeln und Ziffern umgeben, die Worte stehen:

ACADEMIA. LEONARDI. VINCI.

und die vielleicht eine Art von Diplom für die Mitglieder der Akademie

*) Bellincioni singt von Leonardo's Ankunft in Mailand:
 Qui corne l'ape al mel viene ogni dotto,
 Di virtuosi ha la sua corte piena:
 Da Fiorenza un Apelle ha qui condotto.

waren. Möglich, daß es eine Malerakademie war; jedenfalls, ein bloßes, jungen Talenten zum Eintritt geöffnetes Atelier war es nicht.

Eine große Zahl von wissenschaftlichen Werken, die von ihm erhalten, oder dem Titel nach aufbewahrt sind, eine Fülle loser Bemerkungen von seiner Hand sind offenbar mit Rücksicht auf diese Akademie verfaßt. Der durchgehende gleichmäßige Charakter derselben, so weit sie auf uns gekommen sind, ist beachtenswerth. Sein „Tractat über die Malerei,“ der in erster Linie zu nennen ist, kann nur von solchen, die über ihn urtheilen, ohne ihn gelesen zu haben, als eine Theorie der Malerkunst bezeichnet werden. Er enthält in vielen, zum Theil sehr kurzen Kapiteln verschiedenartigste Bemerkungen über alles nur Mögliche, was von einem Maler gewußt zu werden verdient. Aber ohne Ordnung und in keiner Reihenfolge. Neben gelehrten Auseinandersetzungen aus dem Gebiet der Optik, der Perspective, der Anatomie, gehen Fingerzeige für kleine Hülfsmittel und Kunstgriffe beim Erfinden und Darstellen her. Häufig werden in späteren Kapiteln früher bereits gemachte Bemerkungen wiederholt; mehrfach gar mit denselben Worten (wie in Kap. 90 und 95); eine vorher begonnene Betrachtung wird an späterer Stelle weitergeführt, ohne daß auf das bereits Gesagte zurückgewiesen wird. Ebenso finden sich in jenen kleinen Taschenbüchern, die er im Gürtel bei sich zu tragen pflegte, um hinein zu schreiben oder hinein zu zeichnen, was ihm von ungefähr einfiel oder begegnete, Notizen über ähnliche Gegenstände wie in dem Tractat über die Malerei.

Neben diesem Tractat sind andere Schriften — zum Theil leider nur dem Namen nach — auf uns gekommen, die er in dem Werk über die Malerei als solche erwähnt, die er bereits zu schreiben begonnen, oder als solche, die er zu schreiben die Absicht habe; so Abhandlungen über die Anatomie; über die Geseze der Beugung und Drehung des menschlichen Körpers; über den Schwerpunkt des Menschen im Zustand der Ruhe wie der Bewegung; über die Maaße des menschlichen Körpers; über die Muskeln. Auch ein Werk über die Anatomie des Pferdes; ein anderes über Farbenmischung, der er mit besonderer Sorgfalt nachsann; dazu besondere Abhandlungen über die Perspective und über die Beleuchtung.

Alles Schriften, deren Gesamttinhalt einen Gegenstand betrifft, welcher in einer leichten und wenig systematischen Art auch in dem Tractat über die Malerei gelegentliche Behandlung findet. Als ob dieser Tractat in populärerer bis zur Willkürlichkeit bequemer Form und Fassung das mittheilen sollte, wofür Leonardo die wissenschaftliche Begründung anderorts gegeben, oder zu geben versprochen hätte. Als ob er in demselben von Ungefähr auf die Dinge zu sprechen käme, welche das ausdrückliche

Thema anderer seiner Schriften bildeten. Nicht um künstlerische Heranbildung von Malern allein handelte es sich in dieser Akademie Leonardo's, sondern zugleich und vor Allem um wissenschaftliche Begründung der Malerkunst.

Für Leonardo's Alles umspannende Kraft war das Können vom Wissen unzertrennlich. Von theoretischen Dingen zu reden, ohne die praktische Verwendung derselben zugleich im Auge zu haben, war ihm ebenso unmöglich wie umgekehrt praktische Ausübung ohne vollständige Beherrschung der theoretischen Voraussetzungen. Unternimmt er in dem Tractat über die Malerei einen Punkt der Theorie zu erörtern, so strömen ihm von allen Seiten her Anschauungen zu; verschiedenartige Möglichkeiten der praktischen Verwendung des behandelten Punktes; demselben verwandte und ähnliche Dinge, die der Mühe werth erscheinen, ebenfalls mit ein paar Worte erwähnt zu sein —: und so schreibt er — wir meinen eine der lebhaften Episteln eines Petrarca zu lesen —, aus einer unermesslichen Fülle von Gelehrsamkeit und Beobachtung, von Erfahrung und Ueberlegung.

Man verzeihe diese Abschweifung über eines der Werke Leonardo's in dem Abschnitt, der von seinem Leben handeln soll. Wir wollten einen Eindruck davon hervorrufen, daß seine wissenschaftliche Arbeit und Wirksamkeit auch hier in Mailand der künstlerischen Production und dem, was man in der Malerkunst Schuleilden nennt, vorhergeht.

Freilich auch mit künstlerischen Productionen sehen wir ihn sofort in Mailand beschäftigt. Aber mit Productionen eigenthümlicher Art. Immerhin mag er erste und immer neue Entwürfe, eingehende Studien zu der bei ihm bestellten Reiterstatue Franz Sforza's gemacht, dieses und jenes Bild gemalt haben; aber davon kam meist nur die Kunde unter die Menschen: diese Entwürfe blieben die Geheimnisse des Ateliers.

Schon früher haben wir von der Leidenschaft für Festlichkeiten bei den Menschen Italiens gesprochen, und angemerkt wie sich die Machthaber dieser allgemeinen Leidenschaft, indem sie ihr entgegen kamen, bedienten, um die öffentliche Meinung wie durch eine Art ästhetischer Bestechung für sich zu gewinnen. Ludovico, aufmerksam auf Alles, was dazu dienen konnte, trotz des Herzogs, ihn in den Mittelpunkt der Herrschaft zu stellen, ließ es sich in besonderem Maße angelegen sein, keine passende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne das Volk von Neuem und jedes neue Mal mehr zu elektrisiren.

Das war das Feld, auf welchem Leonardo sich künstlerisch zu bethätigen hatte. Ein weites Feld! Eine bunte Landschaft, die prachtvolle Stadt, der blaue Himmel darüber, wogende Menschenmassen mit gehobener Feierstimmung, da hatte er ein reiches Material; ein Stück Natur

und Leben, das er in seine Composition hineinverweben durfte. Wie die mächtig einschlagende Rede vor einer Versammlung sich zu einer bei der Studierlampe gefeiltten Abhandlung verhält, so verhielten sich diese für die gesteigerte Stimmung des Moments concipirten Schöpfungen zu den sorgsamem Hervorbringungen im Atelier. Den Augenblick sollten sie wie epigrammatisch verkörpern; einschlagen, zünden sollten sie.

Leonardo hat sich diesen Aufgaben willig und mit großem Eifer unterzogen. Seine tiefsinnigsten Studien, seine besten künstlerischen Leistungen waren ihm nicht zu gut, bei solchen Schöpfungen zu dienen. Er verwandte sie praktisch, indem er sie in sein kunstvolles Festarrangement verwebte, und übertraf selbst die gespanntesten Erwartungen. Von Brunellesco's Geschicklichkeit und Erfindungsgabe haben wir in der Einleitung gesprochen. Wie weit doch blieb sie hinter dem zurück, was Leonardo leistete. Da finden wir, bei der von ihm geleiteten Feierlichkeit, *) der 1489 stattfindenden Vermählung Giangaleazzo's mit Isabella von Aragonien, eine von ihm der staunenden Menge vorgesehrte Maschine, die er Paradies nannte, und welche die Planeten darstellte, wie sie kreisförmig in ihren Bahnen dahinziehen, bis sie vor dem hohen Brautpaar stillhalten, um einen Sänger im Costüm der dem Planeten zuertheilten Gottheit hervortreten zu lassen, der anmuthige, von Bellincioni verfaßte Verse in anmuthiger Composition zu ihrem Ruhme singt.

Ein paar Jahre hernach — 1492 — sehen wir ihn als Dirigenten der Feierlichkeit bei der Vermählung des Kaisers Max mit Bianca Maria Sforza. Da giebt es auf dem Plage vor dem Schlosse Triumphbogen, und das Modell zu der colossalen Reiterstatue des großen Anverwandten der gefeierten Braut, hineincomponirt in den prächtigen Schmuck des Plazes, wird von Leonardo zum ersten Male den erstaunten Mailändern gezeigt.

Und zwei Jahre später dann, der Einzug von Ludovico's Verbündeten gegen Neapel, dem König Karl VIII. von Frankreich, der mit neuen Festlichkeiten begangen wird.

Daneben Aufsätze und Spiele mannichfacher Art. Eines maskirten Turniers, auf dem einige Diener des Hauses „als wilde Männer,“ wie es das Fest verlangte, costümirte waren, erwähnt Leonardo selbst.

Mailand war der That nach schon Ludovico's, als Ende 1494 Giangaleazzo starb, und Ludovico nun auch den Titel eines Herzogs erhielt.

Wäre es möglich gewesen, er hätte Mailand jetzt noch mehr bezaubert und berauscht.

*) „col grande ingegno ed arte di Maestro Lionardo“ sagt Bellincioni von Leonardo's Leitung dieses Festes.

Neue Künstler und Gelehrte werden von dem neuen Herzoge in das Land gezogen. Auf Leonardo's Rath lud er den Frate Luca Pacciolo, einen der größten Mathematiker seiner Zeit, zu kommen ein; und der folgte der Einladung. Reichliche Belohnungen erleichterten es all' diesen ausgezeichneten Geistern Vollenbetes in ihren Fächern zu leisten. Luca Pacciolo scheint eben damals sein Werk *de divina proportione*, zu dem Leonardo die erläuternden Bilder zeichnete, in der Handschrift vollendet, und Ludovico überreicht zu haben. *) Von Franchino Gaforio wurde zu eben jener Zeit ein Werk über Musik (die *Pratica musica* von 1496) publicirt.

Auch für Leonardo, der, von Haus aus unbegütert, sich durch die Vorsorge seines Maecen in Reichthum und Sorglosigkeit befand, **) begann jetzt die wahre Zeit des Schaffens: die Zeit, in der sein Abendmahl entstand.

Zugleich als Beweis seines Schaffensdranges, und als Beweis, in welchem Maß er diesen Drang der Anregung Ludovico's verdanke, unternahm er damals die Ausführung eines Bildes, dessen Sujet er selbst beschrieben hat: „Der Mohr in der Gestalt der Zukunft, Haare, Kleider und Hände vorwärts gerichtet; Messer Gualtieri ***) erfasst mit ehrfurchtsvoller Miene den unteren Theil seiner Kleidung, indem er ihm entgegen kommt. Die Armuth als eine Schrecken erregende Gestalt läuft einem Jünglinge nach; Merco hingegen bedeckt ihn mit dem Saumen des Kleides und droht der Ungehalt mit goldener Ruthe.“

Wie Leonardo in ein Bild, so fasste der zeitgenössische Dichter Vazzaroni den segensreichen Einfluß Ludovico's und den Dank, den man ihm dafür schulde, in die Worte zusammen: der Mohr habe ein runzeliges, altes Weib in ein blühendes und anmuthiges Mädchen verwandelt.

Mailand strahlte in Wahrheit in der Anmuth eines blühenden Mädchens. Allgemein empfand man das. Und allgemein war der Dank gegen den Herrscher, der solche Blüthe hervorgehockt hatte. Einen Rosenzweig sah man hie und da abgebildet, und dabei geschrieben das Wort „mit Zeit;“ oder einen Malerpinsel und dabei „mit Verdienst und Zeit;“ auch wohl einen Maulbeerbaum, der dann erst Blätter bringt, wenn der Frühling sicher ist, als Sinnbild der Klugheit des geliebten Landesvaters. Und wie fühlte er sich als der Herr des gesegneten und blühenden Landes. Glückbringend war er für die Heimath geworden; der unbeugsame Stolz seines Wesens machte es ihm leicht, den Fremden zu imponiren. Als

*) „libellum, cui de Divina proportione titulus est, Ludovico Sforciae Duci Mediolanensi nuncupavi.“ Herausgegeben wurde es 1509.

**) Im Jahr 1499 schenkte Ludovico an Leonardo 16 Ruthen Weinberg. Die Schenkungsacte vom 26. April 1499. Bei Guhl Künstlerbriefe I. S. 102.

***) ein wegen seiner Freigebigkeit damals berühmter Mailänder.

der päpstliche Ceremonienmeister ihn einst über die Art, wie er einem Cardinal zu begegnen habe, belehren wollte, hat Ludovico ihm in stolzem Selbstgefühl erwidert: „Habt Ihr einen Herzog von Mailand gesehen, welcher gethan, was ich gethan? So werde ich auch wissen, was hier zu thun ist.“

Das wurde zum tragischen Verhängniß dieses seltenen Herrschers, daß der Durst nach Macht in ihm unerfättlich war. Die Pflege von Kunst und Wissenschaft, das Streben nach Beglückung seines Volks, der verschwenderische Glanz, in den er Mailand hüllte, all die Anlagen, die er zum Nutzen oder Vergnügen seines Volks und Staats ausführte —: all das war ihm nichts weiter als Blumen, hingestreut auf den schroffen Pfad zu immer größerer Macht, den zu wandeln er sich von Anfang her vorgesetzt hatte. Wir bewundern die geniale Virtuosität, mit welcher dieser aufgeklärte Despot des Humanismus Volksbeglückung und Herrschbegierde verband. Es war das Talent eines Humanisten in Diadem und Purpur. Wie er verschwenderisch in jener Richtung gewesen war, so wurde er grandios in dieser. Nicht bei den Beziehungen zu anderen Mächten Italiens und bei Benutzung der einen gegen die andere zu seinem eigenen Vortheil ließ er es sein Bewenden haben. Weiter griff er um sich: Frankreich rief er gegen Neapel; durch die Vermählung des Kaisers Maximilian mit Bianca Maria knüpfte er das Kaiserhaus an sein Geschlecht. Mit dem Kaiser war er hernach gegen Frankreich im Bunde; bis er endlich, nachdem er Alle getäuscht hatte, von Allen verlassen, vor den am 6. October 1499 als Feinden in demselben Mailand einziehenden Franzosen, das sie vor ein paar Jahren als einziehende Verbündete festlich empfangen hatte, flieht. In das Kloster della Gracia, wo Leonardo's vor Kurzem erst vollendetes Abendmahl, zum ewigen Zeichen der Blüthe Mailands unter Ludovico, prangte, wo des Herzogs Gemahlin Beatrice, „die Gefährtin seines Wohlergehens,“ begraben lag, führte ihn der letzte Gang. Die Strahlen der untergehenden Sonne beschienen ihn, wie er lange in stummer Trauer an ihrem Grabe stand. Dann, als er endlich ging, brachen ihm die vollen Thränen hervor. Immer wieder wandte er sich um nach der geliebten Stätte, und blieb stehen mit zur Erde geneigtem Kopf, in tiefen Gedanken, regungslos. Im Schloßgarten ward es inzwischen lebendig vom Lärmen der Pferde und Menschen, die ihn geleiten sollten. Da riß er sich los und als den anderen Morgen das Frühlicht zu leuchten begann, war er ein Flüchtling auf der nach Como führenden Straße.

Wie die Stadt hinter ihm lag, so lag Mailands goldene Zeit in der Vergangenheit, die nichts zurückführt.

Es begann ein großes Auswandern von solchen, die unter Ludovico glücklich gewesen waren und die Zierde seines Hofes ausgemacht hatten. Frate Pacciolo ging nach Florenz. Leonardo mußte erleben, wie gascognische Bogenschützen sein Modell für die Reiterstatue Franz Sforza's zur Zielscheibe nahmen und zerschossen. Er folgte dem Freunde und schlug in Florenz seinen Wohnsitz auf. Unter abgerissenen Aufzeichnungen von ihm aus dieser Zeit findet sich, wie eine lakonische Reichenrede auf den in's Elend gerathenen Herrn und Gönner, und wie eine stille Klage über sein großes, für immer zerstörtes Kunstwerk, die kurze Bemerkung:

„Der Herzog hat den Staat, sein Vermögen und seine Freiheit eingebüßt, und keines seiner von ihm bestellten Werke wurde für ihn vollendet.“

Leonardo, an reichliches Leben, wie es seine Natur forderte, gewöhnt, scheint in Florenz seine verschiedensten Fähigkeiten als Erwerbquelle angewendet zu haben. Hier entstanden jetzt mehrere seiner uns erhaltenen Porträts, die er zum Theil um Geld gemalt haben mag; er begann für die Stadt mit Canalisirungsarbeiten; er erhielt eine monatliche Besoldung von 15 Goldgulden, um den großen Rathssaal künstlerisch auszuschnüden.

Aber die kriegerischen Ereignisse, die Italien erfüllten und den heiteren, der Pflege von Wissenschaften und Künsten holden Himmel wie Sturmesgewölk umzogen hatten, beanspruchten Leonardo's Fähigkeiten nach einer anderen Seite hin.

Cäsar Borgia, seit Ludovico's Tod der hervorragendste und begabteste Staatsmann Italiens, ein Genie der Verschlagenheit und Intrigue, ehrgeizig und herrschsüchtig wie Ludovico, nur daß er vor keinem Mittel, auch vor Morden nicht, zurückbebt; er, der mit Frankreich und dem Papst im Bunde den Krieg begann, der gegen Neapel unternommen zu sein schien, für seine eigene Machterweiterung unternommen war: er war es, der Leonardo in seinen Dienst nahm. Unter den Strahlen der mailändischen Sonne hatte Leonardo die Künste des Friedens gepflegt; unter dem flammenden Schwert Cäsar's sollte er dem Kriege seine Fähigkeiten widmen.

„Wir Cäsar Borgia von Francia — so lautet die Vollmacht, die er ihm ausstellte — von Gottes Gnaden Herzog von Romaniola und Valentia, Fürst von Habria, Herr von Piombino u. s. w., der heiligen römischen Kirche Gonfaloniere und Generalcapitän, übertragen und befehlen allen Unseren Statthaltern, Castellanen, Capitänen, Befehlshabern, Officieren, Soldaten und Unterthanen, welchen diese Bekanntmachung zukommen wird, daß sie Unserem trefflichen und geschätzten Hofarchitekten und General-Ingenieur Leonardo da Vinci, dem Vorzeiger dieses, welcher

Kraft Unseres Auftrags die Orte und Festungen der Staaten zu untersuchen hat, damit Wir sie nach Unserem Bedarf und nach seinem Gutdünken beseitigen können, überall für sich und seine Genossen freien Eintritt ohne alle Bezahlung gestatten, und ihn Alles sehen, ausmessen und, wie es ihm beliebt, untersuchen lassen. Zu diesem Ende sollen sie ferner Männer nach seinem Bedarf beauftragen, ihm jede Beihilfe, Unterstützung und Begünstigung, die er etwa verlangt, zukommen lassen. Endlich wollen Wir, daß jeder Ingenieur bei den Arbeiten, die man etwa in Unseren Landen ausführen wird, verpflichtet sei, ihn zu Rathe zu ziehen, und daß er selbst auch nach seinem Gutdünken zu Werke gehen solle.

Gegeben zu Pavia 1502.

Unseres Herzogthums Romaniola u. s. w."

Leonardo da Vinci als General-Ingenieur des Oberbefehlshabers der päpstlichen Truppen! Wie er vordem in Ludovico's Dienst mit dem ausgefuchtesten Kreise der ersten Größen auf allen Gebieten des Geistes verkehrt hatte, so wirkte er nunmehr, im Dienste Cäsar's, gemeinsam mit einer auserlesenen Schaar der ersten militärischen Größen der Zeit. Denn der Feldherrnrühm des siegenden Vorgia lockte die berühmtesten italienischen Hauptleute zu seinen Fahnen; den Vitellozzo Vitelli, Franz Orsino, Pandolfo Petrucci und Andere. Er, der früher Feste des Friedens arrangirt hatte, hatte jetzt die oberste Leitung über die Anlage und Ausführung kriegerischer Befestigungen.

Auch hierin ist er Meister. Mit seiner Vollmacht durchreist er einen großen Theil Italiens. Ueber seine Beobachtungen auf dieser Reise ist uns ein Stück Tagebuch von seiner Hand erhalten, aus dem ersichtlich ist, wie ernsthaft er es mit seiner Stellung nahm, und wie er doch zugleich das Auge für alles andere Wichtige offen behielt. Hier zeichnet er eine Festung, einen Hafen ab und notirt die Distanzen verschiedener Ortschaften von einander, dort beschreibt er einen Taubenschlag, oder die Art, auf welche die Einwohner von Cesena herabhängende Trauben tragen. Daneben befinden sich Anmerkungen über die Bewegung der Wellen, und über die Harmonie des Wassers, das aus dem öffentlichen Brunnen in Rimini hervorrauschte.

Die zunehmenden Kriegswirren in Italien machen für die Folgezeit die Nachrichten über Leonardo dürftig und unbestimmt. Wir sehen ihn im Jahre 1508, also zu der Zeit des großen Bundes gegen Venedig (der sogenannten Liga von Cambray), wieder in Mailand, ohne genau den Grund seines erneuten Aufenthalts in der alten Heimath angeben zu können. Nur daß es vornehmlich bauliche Angelegenheiten waren, mit denen er sich jetzt hier beschäftigte, können wir sagen. Er scheint an der Ausfüh-

rung jener alten, unter Ludovico's Herrschaft gefaßten Canalisirungspläne gearbeitet zu haben. Ein handschriftlicher Aufsatz von ihm handelt „vom Canale der Martegiana oder Martesana.“ Er entwirft eine Skizze zu einem Schleusenwerk und einem Stapelplatz, der in der Nähe von San Cristoforo zu Mailand am 3. März 1509 vollendet wurde.

Die Schlacht bei Agnabello verschaffte dem König Ludwig XII. von Frankreich den Besitz von Mailand. Wie verschieden waren die Umstände, unter welchen Leonardo für seinen Einzug die Festlichkeit anordnete, von denen vor 14 Jahren bei dem Einzug von seinem Vorfahren Karl VIII. Aber so war ja das politische Leben in dem humanistischen Italien, daß das Legitimitätsprincip um seiner selbst willen wenig Sympathien für sich hatte; des raschen Wechsels der Herrschaft war man gewohnt; wer die Herrschaft nicht behaupten konnte, fiel unbemitleidet; der siegreichen Macht folgte die theilnehmende Hingabe. Die Mailänder mögen Ludwig XII. nicht minder aus vollem Herzen das *Cooiva* entgegen gerufen haben, wie vordem Karl VIII., wie in den Tagen des Glücks so oft Ludovico Moro, und ehe man diesen zum Herrn hatte, dem Herzog Giangaleazzo.

Im weißen wehenden Mantel zog der französische König durch Triumphbogen in die Stadt. Seine Thaten, sein Rath, sein Zug, seine Schlachten waren auf ihm abgebildet, und auch die Nobili von Venedig waren auf ihm angebracht. „In ihren weiten Kleidern, die Hand im Busen, von Gesicht ernst und nachdenkend, sah man sie, als hätten sie nicht allein sich zu vertheidigen, sondern auch den Schaden gut zu machen, ja die Untreuen zu bestrafen vor.“

Bald ist Leonardo in König Ludwig's Diensten. Wir finden ihn mit dem Titel und Gehalt eines königlichen Hofmalers. *Peintre du Roy* wird er genannt. Einen Theil des Gehalts machte der Antheil aus, der ihm an jenen von ihm gefertigten Wasserbauten gegeben wurde. *)

Ein paar Jahre behaglichen Lebens für ihn folgen auf's Neue. Er scheint die Sorglosigkeit mehr angewandt zu haben, um zu genießen, als um zu schaffen. Eine handschriftliche Notiz belehrt uns über die ausgedehnte Lectüre, mit der er sich damals beschäftigte. Er habe entliehen, so bemerkt er sich — „vom Messer Octavian Pallavicino den Vitruv; vom Bertuccio Martiano's von der Berechnung; von Fra Vernabigio Alberto vom Himmel und Erde; von Alessandro Benedetto die Anatomie; vom Nicolaus della Croce den Dante.“

Die Schlacht bei Novara (1512), die für König Ludwig unglücklich

*) Er erhielt 12 Unzen (d. i. ein mailändisches Längenmaß) Wassers in der Nähe von San Cristoforo zu unbeschränkter Nutznießung. Vgl. *Guhl Künstlerbriefe* Nr. 35 und 36.

ausfiel, trieb Leonardo, von Neuem mittellos, aus Mailand hinweg. Umgeben von einer Schaar von Schülern begab er sich nach Rom:

„Ich reiste mit Giovanni, Francesco Melzi, Salai, Lorenz und Janfoja den 24. September von Mailand nach Rom ab.“

Es war das Rom Leo's X., das er betrat, die Stadt der Welt, der Wirkungsort Raphael's und Michelangelo's. Hier herrschte Pflege der Wissenschaft, Sinn für die Kunst, Lebenslust, Reichthum, Geist. Ein Leben, ein Schaffen war hier, wie es in Mailand zur Zeit des Mohren gewesen war. Wem aber entginge die Verschiedenartigkeit der Blüthe dieser beiden Städte. Mailand ein Städtchen in der Lombardei zu plötzlicher Bedeutung erwachsen, durch die umsichtige Sorge Eines Fürsten; Rom die Hauptstadt des Christenthums, groß schon durch eine große Vergangenheit. Hier wie dort gewaltige Leistungen auf allen Gebieten des Geistes; aber hier schon aus Gewohnheit des Genusses, dort aus Streben nach Glanz. Das eine Mal eine weltliche Herrschaft, die sorgsam den allgemeinen Wünschen entgegenkam; das andere Mal der Fürst der Kirche, dessen Autorität in geistlichen Dingen sich jeder vorurtheilolos unterwarf. Und eben diese kirchliche Richtung, durchaus modernisirt zwar, die allem römischen Leben den besonderen Stempel aufdrückte. Die größte Aufgabe des größten Malers wurde die Ausschmückung der Zimmer des Vatican, ihr durchgehendes Thema die Verherrlichung des Glaubens, der Kirche, des Papstthums. Und zu beachten ist es, daß selbst jene, anderorts meist neben den kirchlichen Interessen hergehende Richtung der Lebenslust und ihrer Verherrlichung hier in Rom, seit Poggio, den herben Beigeschmack der frivolen Ironisirung alles kirchlichen Wesens erhielt. Leichtigkeit der gefälligen Production und das Neue, das vor allen Dingen forderte in ächter Hauptstadtweise das Volk von Rom.

Michelangelo, in der Wucht seiner Einwirkung auf Schaffende wie Genießende, und darin ein römischer Kaulbach, vor Allen er entzückte. Was nicht Alles schuf er: und wie rasch, wie überraschend. Raphael schon konnte sich von seinem Einfluß nicht mehr frei halten. Er huldigte dem römischen Geschmack, indem er an die Stelle einer anspruchlos-unmittelbaren Beschaulichkeit, dem Erbe der umbrischen Richtung, und der Folge seines eigenen Wesens — auf den Effect zu malen begann. Die Transfiguration, sein letztes Werk, erscheint in der Composition wie ein Verrath an sich selbst.

Der leuchtendste Stern des mailändischen Himmels verirrt sich in dieses fremdartige Sonnensystem. Er, der in Gedanken schuf und vollendet hatte, wenn er zu verkörpern begann, sieht sich inmitten der raschlebigen Hauptstadt, unter einer Bevölkerung, die in Bewunderung vor dem

aufgeht, dessen Kunst der seinen so sehr entgegengesetzt war; dessen Kunst man (zu Florenz) der seinen einmal bereits vorgezogen hatte. Vasari erzählt eine Geschichte, die vielleicht erfunden, jedenfalls höchst bezeichnend ist. Leo X. habe bei dem großen Fremden, dieser mailändischen Berühmtheit, ein Bild bestellt, und hernach, als man ihm hinterbrachte, Leonardo habe sofort nach erhaltenem Auftrage Del und Kräuter zu destilliren angefangen, um den Firniß zu bereiten, ausgerufen: „O Weh! der Mann ist zu nichts zu brauchen, da er früher an das Ende, als an den Anfang denkt.“

Und das sagte von diesem Manne der geistvollste der Römer, der Vertreter jener Geistesrichtung, der er den Namen gab!

Es ist begreiflich, daß es den Mailänder in diesem Rom nicht lange hielt.

Das Glück war den Franzosen auf's neue günstig gewesen. Ludwig's XII. Nachfolger, Franz I., hatte bei Legnano gesiegt. Leonardo eilte gen Norden. Wir finden ihn bei Franz' Einzug in Pavia zum dritten Mal für den festlichen Empfang eines französischen Königs in einer italischen Stadt thätig. Jener Löwe, der dem einziehenden Herrn entgegenschreitend die Brust sich öffnet, aus der Lilien hervorsprossen, ist sein Werk.

Franz I. ist berühmt geblieben als der Fürst, der bemüht war den vielseitigen Geist des humanistischen Italiens nach Frankreich zu verpflanzen. Ludwig XII. bereits war — angehaucht vielleicht von dem italienischen Geist, den er in seinen Kriegen in Italien kennen gelernt hatte — bemüht gewesen, seinem Lande eine ähnliche Geistesrichtung zu geben. Mit besonderer Sorgfalt hatte er sich angelegen sein lassen die königliche Bibliothek zu vermehren; keine Opfer hatte er gescheut, geistige Größen in seine Nähe zu ziehen; so Paul Emil als Reichshistoriographen, den Griechen Johann Lascaris zu diplomatischen und literarischen Geschäften, Hieronymus Alexander zum Unterricht in den beiden classischen und der hebräischen Sprache. Gilles Gourmont war der erste Buchdrucker in Paris, Franz Tissard verfaßte die erste hebräische Grammatik u. s. w.

Weit großartiger aber erscheint als Beförderer der Wissenschaften zugleich und der Künste Franz I., der Bruder der begabten Margarethe von Valois, jener geistvollen und gelehrten Dame, die das Lateinische, Griechische und Hebräische verstand, in ihrer Muttersprache dichtete,*) die Künste liebte; deren Hof (sie war zuerst an den Herzog Alençon, hernach an König Heinrich von Navarra vermählt) der Sammelplatz der Gelehrten ihres Landes war. Franz war gleichmäßig bemüht, italienische Kunstwerke zu

*) L'Heptaméron, ou l'histoire des amants fortunés.

erwerben, die Kunst in allen ihren Verzweigungen nach Frankreich zu verpflanzen und jedes Mittel zu benutzen, auch die Wissenschaften in Frankreich zur höchsten Blüthe zu erheben. Als er nach der Schlacht bei Regnano nach Mailand kam, ließ er Anstalten treffen, Leonardo's Abendmahl abzuschlagen, um es nach Frankreich hinüber zu führen, und wir bedauern, um des spätern Schicksals dieses Werkes willen, daß ihn die Schwierigkeiten diesen Vorfaß aufgeben ließen. Er bestellte bei Raphael den St. Michael, und zahlte ihm als Preis für das Gemälde doppelt so viel, als jener gefordert hatte, wofür Raphael, um hinter solcher Großmuth nicht zurückzubleiben, dem Könige eine heilige Familie (1518) zum Präsent machte. Hernach malte er auf Franz' Bestellung die St. Margarethe. Aber auf Franz' Wunsch, nach Frankreich überzusiedeln, ging Raphael nicht ein. Bekannt ist, daß auf seine Einladung (1518) Andrea del Sarto nach Fontainebleau kam, später (1530) Rosso, und daß diesem hernach andere folgten. Auch Benvenuto Cellini erzählt uns viel von seinem Aufenthalt in Frankreich.

Leonardo war der erste, den Franz nach Frankreich hinüberzukommen einlud; und der dem Rufe folgte*): er war der erste italische Künstler, der sich in Frankreich niederließ. Sein Titel zwar, unter welchem er ein Jahrgehalt von 700 Scudi bezog — war der eines königlichen Hofmalers. Aber er malte wenig mehr, und wir haben ihn uns öfters und länger vor dem Bildniß der Mona Lisa in Träumerei versunken sitzend zu denken, das er in dem Sturme jüngerer Jahre gemalt hatte, und das er — ihm werthvoller vielleicht als Erinnerung an ein Stück vergangener Zeit, denn als ein vollendetes Bild — in die neue Heimath mit hinüber genommen; als sitzend an der Staffelei und über Entwürfen zu neuen Gemälden sinnend. Wir wissen mit Sicherheit von keinem Bilde, das er während seines französischen Aufenthalts erfunden und ausgeführt hat. Sein Geist lebte mehr in der Erinnerung des Vergangenen, als im Drange Neues zu schaffen. Es war der Geist eines Sechzigers.

Franz I. scheint auch, als er den Leonardo in sein Reich einlud, weniger auf die Productivität seines Pinsels, als auf die Universalität seines Geistes gerechnet zu haben. Denn wir sehen ihn in Amboise mit der Gründung einer Akademie beschäftigt, von der wir voraussetzen dürfen, daß sie jener vor einem Menschenalter in Mailand von ihm gegründeten ähnlich war. So geschah es, daß diesem vielseitigen und großen Geiste die Gelegenheit ward zwei Nationen als seine Zöglinge ansehen zu dürfen, sich als ihren Lehrer.

*) Ende 1515 in Fontainebleau nach Laborde, bekanntlich im Gegensatz zur früheren Annahme (Jan. 1516).

Wie bekannt, ist Leonardo nach kurzem Aufenthalt in der neuen Heimath gestorben. Als ein ächter Humanist im Sinn des Dante'schen Ausspruchs: „Meine Heimath ist die Welt,“ und jenes Ausspruchs des Ghiberti, der fast wie eine Prophezeiung auf Leonardo erscheint: „Nur wer Alles gelernt hat, ist draussen nirgends ein Fremdling.“ Sein Hinscheiden ist sagenhaft ausgeschmückt. Die Ueberlebenden pflanzen gern Blumen auf die Gräber ihrer großen Todten. Weil er, der unumschränkter Herrscher gewesen auf allen Gebieten des Geistes, der gekrönte Häupter mächtig machen helfen, der zur Blüthe und zum Glanz ganzer Staaten Unermessliches beigetragen hatte —: weil er werth war in eines Königs Armen zu verschwinden, so wird erzählt, in Franz' I. Armen habe er seine Seele ausgehaucht.

Die Wahrheit ist, daß er — fern von Franz I. — auf dem Schlosse St. Cloud, im fünfundsechzigsten Jahr seines Lebens, den 2. Mai 1519 starb.

Wirken und Werke.

Nach den bisher angestellten Betrachtungen kann Eins keinem Zweifel unterworfen sein: daß durchaus nicht die Begabung für Malerei die Grundlage für das Wesen dieses außergewöhnlichen Geistes ausmacht. Und wenn wir nach der Art fragen, auf welche er am häufigsten seinen Geist bethätigte, so können wir nicht einmal sagen, daß er vor allen Dingen Maler war.

Wer erkennt an der breiten Mündung des Stromes seine verborgenen Quellen und alle Zuflüsse während der Dauer seines Laufs? Wer ahnt die unermeßliche Tiefe der spiegelglatten Oberfläche? Es ist nur Weniges, was wir gewahren, und oft fesselt von dem Wenigen nur ein Punkt das entzückte Auge.

Leibniz nennen, und glauben die Tiefe seines Geistes zu umspannen, wenn man in ihm den Philosophen verehrt, bei Göthe sich mit der Bewunderung vor der dichterischen Begabung begnügen —: das heißt sich mit der greifbarsten Seite, auf welche diese Geister sich bethätigten, zufrieden geben, heißt bei der Oberfläche stehen bleiben, und des Wesens Tiefe nicht ahnen.

Wenn Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können Vollendetes hervorbringt, sind Leonardo's Bilder vollendete Malerwerke. Aber gleich vollendet ist Alles, was er sonst hervorbrachte.

Und zu was nicht trieb ihn der Schaffensdrang!

Hier, am Eingang der Untersuchung über das Schaffen dieses Genies siehe, als wundervolles Selbstbekenntniß, jenes kunstvolle Sonett,

der einzig übrig gebliebene Beweis dafür, wie groß er auch als Dichter war:

Kannst was du willst nicht, was du kannst das wolle,
Denn thöricht ist das Wollen ohne Können;
Drum ist ein weiser Mann nur der zu nennen,
Der, wo er nicht kann, auch nicht sagt, er wolle.

Das ist für uns das Lust- und Leidenvolle,
Zu wissen ob, ob nicht wir wollen können;
Drum kann nur der, der nimmer trennen
Sein Wollen mag vom Wissen, was er solle.

Nicht immer ist zu wollen, was wir können;
Oft deuchte süß, was sich in bitter lehrte,
Wie ich beweint, besaß ich, was ich wollte.

Drum mög', o Leser, meinen Rath erkennen:
Willst du der Gute sein, der Andern Werthe,
Woll' immerdar nur können das Gesollte.

Was seiner Zeit als das Ideal vorschwebte, strebte er an: Verständniß der umgebenden Natur, Herrschaft über sie.

Bei seinem Körper fing er an. Es gab keine körperliche Übung, in welcher er es nicht von früh auf Anderen zuvor gethan. Wie der berühmte Humanist Leonbattista Alberti war er ein Virtuose in der Gewandtheit, Anmuth und Kraft. Hufeisen soll er zum Kreise gebogen, Glockenschwengel zur Schraube gedreht haben. Selber schön, liebte er es sich schön zu kleiden; er suchte die Pracht. Es gab keinen Genuß des Lebens, den er sich versagen mochte. Reiche Dienerschaft, ein ausgesuchter Marstall, gute Weine, Verkehr in den feinsten Zirkeln, ohne allebem konnte er nicht leben, auch dann nicht, wenn seine Einkünfte ihm solchen Aufwand nicht gestatteten. Denn von Haus aus war er nicht eben reich, und bedurfte des Mäcen.

Auch in dem was „Gunst bringt,“ in allen Künsten wollte er ausgezeichnet sein. Wir dürfen schon an dieser Stelle erwähnen, daß er ein großer Musiker war, wie er denn nach dem Urtheil von Zeitgenossen im Lautenspiel Alle übertraf, und, eine Guitarre in der Hand, auf dem Titelblatt einer damals geschriebenen Abhandlung über Musik abgebildet ist; wie er Instrumente construirte, so — nach des Vasari Mittheilung — eine Leier aus der reich mit Silber besetzten Hirnschaale eines Pferdes; wie er neue Instrumente, eine Violine mit neuer Besaitung, erfand. Von seiner dichterischen Begabung giebt das vorhin angeführte Sonett Zeugniß, welches, auf das sorgfältigste gefeilt, dieselbe Verbindung von genialem Tieffinn und technischer Sauberkeit zeigt, die wir an all' seinen Werken

anstaunen. Von Bewunderung seiner Bildhauerarbeiten sind die Zeitgenossen voll; von ihm als Maler weiß alle Welt.

Von Anfang an drängt es ihn, die Geheimnisse der Natur, die Gesetze ihres Lebens, die Formeln ihres Seins zu finden. Er wirft sich auf die auseinanderlegendsten Wissenschaften, die sie zu ergründen suchen, zu gleicher Zeit und mit gleichem Eifer. Er beginnt das Studium der Astronomie und der Mathematik; er sucht durch physikalische und chemische Experimente ihre Gesetze; er forscht dem Bau von Menschen und Thieren, dem Organismus der Pflanzen nach; er beobachtet das Werden und die Veränderungen der Erde, und den Einfluß der Gestirne auf sie.

Und dann, ausgerüstet mit einer wahrhaft staunenerregenden Allseitigkeit der Kenntnisse, beginnt er, dieselbe zu betheiligen. Der Drang und die Vielseitigkeit seines Schaffens ist ebenso wunderbar als die Universalität seines Wissens.

Alle seine Schöpfungen gehen aus der unmittelbarsten Verfenkung in die Natur hervor; sie sind die Folge ihrer detaillirtesten Kenntniß. Sie alle haben den Zweck, die Herrschaft über sie zu befestigen; die gewonnene Herrschaft praktisch zu verwerten. Die Natur in ihrem ganzen Umfange, die man bisher in ihren einzelnen Theilen kennen zu lernen bemüht gewesen war, soll ihm unterwürfig sein.

Von diesem Standpunkt aus beurtheilen wir alle Schöpfungen seines umfassenden Geistes, mögen sie nun überraschende Experimente, neue technische Constructionen, wissenschaftliche Untersuchungen über Theile der Erscheinungswelt, oder Werke aus den verschiedenen Gebieten der Künste sein.

„Ich werde — so sagt er einmal (hundert Jahre vor Vaco!) — einen beliebigen Gegenstand behandeln. Vorerst aber werde ich einige Versuche vorausschicken, weil es mein Grundsatz erheischt, zuvor die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, um hernach zeigen zu können, warum die Körper gezwungen sind, nach diesem oder jenem Gesetze auf einander zu wirken. Denn dieses ist die Art und Weise, die man bei der Untersuchung von Naturerscheinungen zu beobachten hat. Wahr ist es; die Natur beginnt mit dem Grund und endet mit der Erfahrung. Aber was liegt daran? Uns scheint es angemessener, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen: Wir müssen, wie gesagt, mit der Erfahrung beginnen, und mittelst dieser die Ursache davon ergründen.“

Es kann unsere Meinung nicht sein, all' die uns bekannt gebliebenen Erfindungen und Entdeckungen, welche er auf wissenschaftlichem Gebiet gemacht hat, aufzuzählen und nach ihrem bleibenden Werth zu würdigen. Dazu gehört viel Raum, und mehr gelehrte Kenntniß in diesen Dingen, als wir haben.

Wie bedeutend aber die Stellung Leonardo's in diesen Dingen war, zeigt — um nur einiges Wenige zu nennen — sein um ein Menschenalter vor Copernicus, ein Jahrhundert vor Galiläi geführter wissenschaftlicher Beweis von der doppelten Drehung der Erde um ihre Achse sowohl als um die Sonne. Ausführlich entwickelt der große Vorgänger der Copernicus, Kepler, Galiläi und Newton als der erste, die damals in der That noch neue Ansicht, daß die Erde nichts sei als ein Planet in dem großen Planetensystem, deren jeder seine regelmäßige Bahn habe, jeder nicht aus sich selber leuchte, sondern sein Licht von der Sonne empfangt; und giebt in Folge dieser Entdeckung eine neue Erklärung der Mondphasen. Ebenso umfassend und erfolgreich wie seine Beobachtungen über das Planetensystem und die Stellung und Bedeutung der Erde in ihm, sind seine Forschungen über die gegenwärtige Gestalt des Erdkörpers, und die Veränderungen an seiner Oberfläche. Da erklärt er die Versteinerungen von Seepflanzen und Schalthieren, und folgert aus diesen Versteinerungen, daß die Bergeshöhen ursprünglich Meeresgrund gewesen seien, der anfangs flach und eben, allmählich sich gehoben habe; da weist er nach, wie Ströme ihn durchfurchend erst Risse, hernach Thäler bildeten; wie Gießbäche Bergeshänge schufen, Regengüsse Berge kahlwuschen. Dann wieder betrachtet er, wie die Flüsse einen feinen Schlamm mit sich führen, ihn an der Mündung ablagern, die Ufergewächse und Seethiere mit ihm umhüllend, und wie auf solche Weise Abdrücke oder Versteinerungen gebildet werden. Immer neue Schichten lagern sich dann über dieser ersten, bis endlich ein Damm stets wachsend aufsteigt, den neue Bäche neu durchbrechen.

Und auch das alles Betrachtungen, die unbeachtet blieben, bis sie zwei Jahrhunderte später von Leibnitz aufgenommen — oder vielmehr von neuem begonnen wurden.

Auch über den Grund der von dem Aequator nach den Polen abfließenden Meeresströmungen hat Leonardo nachgedacht und gefunden, daß der Grund für dieses Abfließen in der höheren Erwärmung des Meeres durch die Sonne in den Aequatorialgegenden liege; durch diese Erwärmung würde das Wasser ausgedehnt, so daß es nach den niedrigeren Wassermassen, d. h. nach den Polen zu abflösse, um das Gleichgewicht herzustellen, gleichwie bei dem auf Kohlen siedenden Wasser dasjenige, welches den Mittelpunkt des Siedens umgiebt, in runden Wogen nach den Seiten abfällt.

Er kennt die Zusammensetzung der uns umgebenden Luft, und lehrt, daß man durch Feuer prüfen könne, ob diese Zusammensetzung heilsam sei, oder nicht. Er beweist, daß in Luft, in welcher die Flamme verlischt, kein lebendes Wesen zu athmen vermöchte. Er kennt also bereits „die Iden-

tät der Brenn- und Lebensluft.“ Luft ist der Nahrungstoff des Menschen wie des Feuers.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigt er sich mit der Auffindung physikalischer Gesetze in der Natur. Er entwickelt die Theorie von der schiefen Ebene, vom Fall, vom Hebel. Vor Allem macht er optische Untersuchungen, und man vermuthet, daß er bereits verschiedene optische Instrumente (Fernröhre, die camera optica u. a.) construirt habe.

Uuzählig sind die von ihm auf Grund all' dieser gefundenen Naturgesetze gemachten Constructionen, deren einige bei jenen früher erwähnten Festvorstellungen, oder zu privaten Spielereien, andere zur Unterstützung seiner Forschungen dienen, andere seine gefundenen Resultate beweisen oder praktisch anwenden sollten.

Wenigstens Einiges mag angeführt sein, um die erstaunliche Productivität und die Leichtigkeit zu zeigen, mit der er auch hierin (um einen von ihm schon gern angewandten Ausdruck zu gebrauchen) Theorie und Praxis verband.

Um die Beschaffenheit und Dichtigkeit der Luft zu messen, construirt er eine Art von Barometer höchst einfach zwar, aber höchst brauchbar: eine Waage mit zwei Schaaalen, in deren einer Wachs sich befand, in der andern Baumwolle, Stoffe also, von denen dieser die Luft anzieht, jener nicht. Auf der von ihm enthaltenen Zeichnung zu diesem Instrument finden sich die Worte: „Art zu prüfen, ob das Wetter schlecht wird.“

Wie er die Kraft des Feuers zu verwerthen verstand, zeigt die Zeichnung zu einem Bratenbreher, der durch die Hitze des Feuers in Bewegung gesetzt wird. „Das ist die wahre Art zu braten — bemerkt er zu dieser Zeichnung — da, je nachdem das Feuer gemäßiget oder verstärkt wird, er sich langsamer oder geschwinder dreht.“

Besonders merkwürdig sind seine Bemühungen, den Menschen durch künstliche Nachhülsen fähig zu machen, sich wie auf der Erde, so im Wasser und in der Luft frei zu bewegen, und damit diese Elemente sich gleichsam unterwürfig zu machen. Tauchapparate, auch ein paar Zeichnungen von seiner Hand, die eine mit der Unterschrift „Art und Weise auf dem Wasser zu gehen“ die andere mit der Unterschrift „Ring zum Schwimmen,“ sind auf uns gekommen. Als ob er wünschte, es soll dem Menschen gleich möglich sein, ganz auf der Oberfläche des Wassers, und auf seinem untersten Grunde sich zu bewegen. Dann wieder unternimmt er, nach genauer Beobachtung des Vogelfluges, die Anfertigung eines Apparates zum Fliegen; denn warum auch sollte es dem Menschen versagt sein, dem Vogel gleich in den Lüften zu leben? Er bildet Fledermausflügel, die er als die einzigen zu diesem Zweck brauchbaren befunden hat,

in vergrößertem Maßstabe nach, das Geäder macht er von Rohr, und verbindet es durch seine Schnüre und kleine Räder, durch welche leichteres Ausspannen und Zusammenziehen der Flügel bewirkt werden sollte. Seine eigenhändige Zeichnung existirt noch, die lehrt, wie man diese Flügel zu gebrauchen hätte. Er schreibt vor, „wohin der Mensch die Brust zu legen, die Flügel zu drehen, die Füße zu bewegen habe, und daß er wechselseitig den einen heben und den andern sinken lassen solle; wie man die ausgespannten Flügel zusammenzuziehen, oder vielmehr gegen die Füße abwärts zu senken habe.“ Er hat sogar nicht nur einen geflügelten Menschen, sondern auch ein geflügeltes Schiff, an welchem die Flügel die Stelle der Ruder vertraten, gezeichnet.

Dazu kamen andere Apparate verschiedenster Art. Für das Wichtigste, wie für das Gleichgültigste wünscht er möglichst große Ersparniß von Zeit und Kraft. Die mühselige Arbeit des Schiffers, sein Fahrzeug dem Strom entgegen zu rudern, erleichtert er durch die Construction von Räder Schiffen; unablässig probirt er neue Brunnenconstructions — deren viele in Zeichnungen erhalten sind; er macht den Entwurf zu einer Oel- presse, dem er die Worte beifügt: „ich verspreche dir, die Oliven werden so zusammengebrückt, daß Alles fast trocken zurückbleibt. Doch wisse, daß die Presse um Vieles stärker sein müßte.“ Eine Vorrichtung um Zwirn zu drehen, einen Weberstuhl um Tressen zu verfertigen, ein Werkzeug um Feilen zu machen, Wasseruhren mit Wecker, Compasse und unzählige dergleichen Dinge, die wir unerwähnt lassen, ersann er, zeichnete sie auf, oder führte sie gar aus.

Von besonderer Wichtigkeit aber wurde die erfinderische Kraft seines Schaffens in den verschiedenen Arten der Architektur, jener gelehrtesten zugleich und handwerksmäßigsten Kunst, die ein Vater der Neuzeit geistvoll und bezeichnend zugleich mit dem Schurzfell und vom Hauch des Genius inspirirt dargestellt hat. Rücksicht auf Nützlichkeit leitet Leonardo bei seinen architektonischen Entwürfen in gleichem Maß wie Streben nach Schönheit. Auch hier läßt er es sich vor Allem angelegen sein, die aufgefundenen Naturgesetze praktisch zu verwerthen, und in einer neuen und vollkommeneren Art, als es bisher geschehen war, zu schaffen.

In einem früheren Abschnitt haben wir den berühmten Empfehlungsbrief an Ludovico Moro mitgetheilt, in welchem Leonardo selbst mit Ausführllichkeit seine Fähigkeiten in diesem Fache aufzählt, und haben berichtet, wie er später unter Cäsar Borgia Gelegenheit erhielt, die Wahrheit jener Versicherungen zu beweisen.

Die Militärarchitektur mußte in einem Lande und in einem Zeitalter, in welchem unaufhörlicher Krieg zur Umgestaltung der Machtverhältnisse

in vorzüglichem Grade beitrug, und wo zugleich die erste massenhaftere Verwendung von Feuerwaffen die früheren Befestigungen unbrauchbar machte, von besonderer Wichtigkeit werden. Wir finden eine ganze Reihe Militärarchitekten damals in Italien, vor Allem (um nur Einen zu nennen) den im Dienst des Herzog Friedrich von Urbino befindlichen Francesco di Giorgio, *) der als einer der Begründer der neueren Befestigungskunst anzusehen ist. In Deutschland war es insbesondere Dürer, der, überhaupt dem Leonardo im Kleinen ähnlich, ihm gleich auch diesem Fache sein Talent besonders eifrig zuwandte. Leonardo that es auch auf diesem Gebiete allen seinen Zeitgenossen zuvor. Man hat ihn, und nicht mit Unrecht, als den eigentlichen Reformator der Festungsbaukunst genannt. „Weil heut zu Tage — so sagt er selbst — die Artillerie um drei Viertel an Kraft und Stärke zugenommen hat, ist es nöthig, daß die Mauern der besetzten Plätze auch ihren Widerstand um drei Viertel verstärken.“ Um die Mauern gegen Kanonenschüsse widerstandsfähiger zu machen, verlangt er, daß von 10 zu 10 Schritt Gegenpeiler angebracht werden. Auf's genaueste beschreibt er ihre Construction. Er giebt ferner detaillierte Regeln über die Anfertigung der Glacis, über die Anlage von Ravelins, und lehrt, wie die letzteren sein müßten, um zugleich die Position zu beherrschen, und den Feind von der Festung selbst abzuhalten. Eingehend bespricht er das Unterminiren von Festungen, und die Anlage von Contreminen, ihre Tiefe, Richtung u. dgl. Auch über die Ladung der Geschütze und ähnliche Dinge finden sich Bemerkungen von ihm.

Mit nicht minderem Eifer aber als den Festungsbau betrieb er die übrigen Fächer der Architektur. Im Kirchen- wie im Profanbau war er gleich ausgezeichnet. Und zwar reizte ihn auch hier wieder — zumal im Kirchenbau — weniger die, so zu sagen, repräsentative als die constructive Seite. Mehr die Ueberwindung von Schwierigkeiten, als die Entfaltung des Schönen zog ihn an. Verühmt geblieben ist jener Plan von ihm, die alte Taufkirche S. Giovanni zu Florenz über den Boden zu heben, um ihr einen neuen, freieren Unterbau zu geben. Auch einen Plan zu der doppelten Kirche S. Sepolcro, deren eine Hälfte über, die andere unter der Erde war, entwarf er; besonderes Studium verwandte er auf die schwierige Construction von Kuppeln.

Dann wieder sehen wir ihn mit dem Plane zu einem Amphitheater für Pavia oder mit dem Plane zu einem prachtvollen Stall beschäftigt, zu dem ihm Ludovico Moro Auftrag gegeben. Von den Canalisirungen und den Vauten von Stapelplätzen, die er leitete, haben wir früher schon

*) Vgl. über ihn Rumohr, Ital. Forschungen II. S. 182 ff. Rumohr ist es, der diesen Künstler in seiner Bedeutung erst gleichsam entdeckt hat.

gesprochen. Um 1492 führte er im Park des Mailändischen Schlosses für die Herzogin Beatrice ein prachtvolles Bad aus. Es existirt noch der Entwurf von seiner Hand mit der Unterschrift „Pavillon im Garten der Herzogin;“ und ein Grundriß mit der Unterschrift: „Der Grundriß des Pavillons, der sich in der Mitte des Labyrinths des Herzogs von Mailand befindet.“ Auch seine Entwürfe von einzelnen Theilen dieses Bades sind uns erhalten, so von der, wie er es nennt, „Anschließung des Bades der Herzogin“ (sciavona del bagno della duchessa), einer Röhre und einem Hahn, durch welchen man kaltes oder warmes Wasser in das Bad strömen ließ, mit beigegefügter Gebrauchsanweisung: „um das Wasser des Bades im Zimmer der Herzogin zu erwärmen, mußt du drei Theile warmes und vier Theile kaltes Wasser nehmen.“

Er der zu Allem Begabung hatte; den es unablässig drängte, die Natur in ihrem Wesen zu erforschen, ihre Regeln und Kräfte zu verwerthen —: sollte den es nicht locken, sie auch in ihrer äußern Erscheinung nachzuahmen?

Daß es sein Wunsch war, malen zu lernen, ist das erste, was wir von dem Orange seines Geistes wissen. Nun lernt er, noch ein Knabe, das Malen bei einem damals bewunderten Künstler, aber der Eifer, den er auf diesem Gebiete zeigt, hält ihn nicht ab, gleichzeitig in eine Fülle anderer Studien sich zu versenken. Er sieht den Meister Verocchio über die Sätze der Mathematik, über die Anatomie des Menschen und des Pferdes nachsinnen, er sieht ihn oft den Pinsel mit dem Meißel vertauschen; Leonardo, der Lehrling, macht es dem Meister nach. Schon überdenkt er mathematische Probleme, und versenkt sich in die Wunder der Natur, da er noch über der Ausführung seiner ersten Bilder sibt.

Und was nun für Vorwürfe behandelten sie? Nicht solche, zu denen ihn die Kunst Masaccio's mit ihrem Bestreben nach Rundung und Fülle anregt, oder solche, die er der Anregung von Giesole's Kunst mit ihrem Bestreben nach physiognomischer Feinheit verdankte; nicht einmal solche, die er von seinem Lehrer — der ernstest Sinnes bemüht war, jene beiden Richtungen zu verschmelzen — entlehnte. Halb noch ein Knabe treibt es ihn von den bereits vorhandenen Schöpfungen der Kunst hinweg und hinein in die Natur, in das mysteriöse Räthsel ihres Schaffens, in die großartige Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen. Es drängt ihn sie, nur sie nachzuahmen; nachahmend ihre Geheimnisse zu ergründen, in freier Phantasie ihr gleich Räthsel zu schaffen, die zugleich neu und doch nicht unmöglich sind. Die Vorschrift, welche er später in seinem Tractat über die Malerei Andern gab (Cap. 24), befolgte er selber von Anfang an; die

Vorschrift, daß ein Maler nie sich slavisch der Manier anderer Maler anschließen soll, weil er nicht die Werke von Menschen sondern die der Natur darzustellen habe. Und die Natur sei so unerschöpflich und tief in ihren Hervorbringungen, daß man zu ihr zurückgehen müsse, und nicht auf andere Maler, die alle ihre Schüler seien, und immer die Ideen der Natur minder schön, minder lebhaft, minder wechselnd wiedergäben, als sie dieselben in der Natur vor Augen sähen.

Als der große Dramatiker Englands, im Wettstreit mit der Natur, seinen Kaliban schuf, war er ein Mann, und hatte ausgelernt. Leonardo war noch ein lernender Jüngling, da er auf die Scheibe von Feigenholz jenes Ungethüm malte, das, zusammengesetzt aus allem Grausigen, was in den Reichen der Thiere gefunden wird, so daß es der Schrecken aller Beschauer war, die Natur um ein Wunder bereichert haben würde, wenn er ihm den Lebenshauch einzublasen vermocht hätte. Er war noch im Werden, als er jenen entsetzlichen schlangenbehaarten Nebusenkopf malte, der in fahler Leichenfarbe abgeschlagen auf dem Boden liegt, gläsernen, stieren, im Todeskampf erlöschenden Auges, den Mund halbgeöffnet, in dampfigen Qualen das Leben aushauchend: ein Bild, durch welches er gleichsam den Todeskampf auf die Leinwand zu fixiren gesucht. Einen Neptun, umgeben von allen Zeichen seiner Herrschaft, wild heulenden Winden, gepeitschten Wolken, sturmbewegtem Meer, und lieblich schauenden Nymphen und Meeresgöttern, malte er, als einen Versuch das wunderbare Durcheinander von Anmuth und Grausen in der Natur nachzubilden. *) Auch den Sündenfall hat er dargestellt, auf welchem die paradisische Fülle der neugeschaffnen Natur in hingebender Sorgfalt nachgeschaffen war.

Und das waren die Werke seiner Lehrjahre. Welche Vollendung auch in diesem Zweige des Schaffens er schon früh erreicht hat, erkennt man aus der, vielleicht zwar erfundenen, Erzählung bei Vasari von jenem Engel auf Verocchio's Bild der Taufe Christi, welchen er den Leonardo malen ließ, und der diesem so wohl gelang, daß der Meister abgeschreckt wurde fernerhin den Pinsel anzurühren.

Gereifteren Sinn als die Auffassung der übrigen Schöpfungen der Natur, erfordert die Auffassung des Menschen. Darin hatten alle italienischen Künstler bisher die Vollendung nur angestrebt, aber nie erreicht.

*) Das von Johann Gatti unter dieses Gemälde geschriebene Epigramm ist geschmackvoll, und werth angeführt zu sein: Es lautet:

Pinxit Virgilius Neptunum, pinxit Homerus,
Dum maris undisoni per vada flectit equos.
Mente quidem vates illum conspexit uterque,
Vincius astoculis jureque vincit eos.

Sie empfanden wohl die Lieblichkeit, die Anmuth, die Kraft der menschlichen Körperformen, sie bemühten sich wohl den Reichthum der Physiognomie und des Gesichtsausdrucks zur Darstellung zu bringen; aber all' diese Versuche und Empfindungen hatten etwas Zufälliges und Empirisches. Die Gewißheit der Erkenntniß, die Sicherheit der Darstellung fehlte; wie Rumohr es einmal bezeichnet, es fehlte: „Gründlichkeit und Feinheit in der Auffassung der Form, Sicherheit und Zartheit in ihrer Anwendung auf malerische Darstellungen.“ Von den Beobachtungen im Einzelnen war man nicht zu allgemeinen zu Grunde liegenden Gesetzen und Regeln durchgedrungen.

Leonardo trieb nicht sowohl — wie alle seine Vorgänger — der Drang Bilder zu malen, als auch hier wiederum der Drang durchgehende Regeln, allgemeine Gesetze kennen zu lernen, um sie hernach unter andern auch in der Form von Kunstwerken darzustellen.

Vor dem Genuß des Schaffens her ging ihm auch auf diesem Gebiet der Genuß des Studiums und der Beobachtung.

An dieser Stelle haben wir zunächst an seine anatomischen Studien zu erinnern. Seit er seinen Wohnsitz in Mailand aufgeschlagen hatte — weit eher als wir ihn mit Figurenbildern, oder bedeutenden statuarischen Kunstwerken hervortreten sehen, finden wir ihn mit der Anatomie des Menschen beschäftigt. Der Umgang mit gelehrten Anatomen am Hof Ludovico's ist ihm förderlich. Er fertigt die Zeichnungen zu der Anatomie Marcantonio della Torre's an, indem er mit dem Rothstift in der Hand dessen Sectionen beiwohnt. Er sagt einmal: „Es ist eine nothwendige Sache für den Maler, um in der Bewegung und den Geberden, die man etwa machen kann, gut und unterscheidend die Glieder darzustellen, die Anatomie der Nerven, der Muskeln, der Sehnen vollkommen zu verstehen, damit man bei den verschiedenartigen Bewegungen und dem Kraftaufwande erkennen könne, welcher Nerv oder welche Muskel die Ursache einer solchen Bewegung sei, und jene allein sichtbar und kräftiger darstelle, nicht aber alle zugleich, wie diejenigen zu thun pflegen, welche, um als große Zeichner zu scheinen, ihre nackten Körper hölzern und ohne alle Grazie und so versinnlichen, daß sie eher Ruffsäcke als menschlichen Körpern, eher einem Bunde Rietliche als dem muskulösen Nackten ähnlich sehen.“

Er war ein Genie, drum wurde er über solchen Studien nicht zum Bedanten. „Es ist etwas Wunderbares in der Natur — bemerkt er bei solchen sorgfältigen Forschungen freien Blicks — daß unter allen Gegenständen, welche ihr das Dasein verdanken, keiner zu finden ist, der für sich betrachtet dem andern ähnlich wäre.“

Zu diesen Studien des menschlichen Körpers, die er oft als für den Maler unentbehrlich erklärte, obschon er sie nicht allein zum Zweck des Malens, sondern ebenso sehr aus allgemeinem Wissensdrang anstellte, ging die sorgsamste Beobachtung der Erscheinung, des Charakters des Menschen her. Mit Vorliebe findet man in Kunstgeschichten erzählt, wie er Verbrechern auf den Richtplatz folgte, um ihren Gesichtsausdruck zu beobachten; wie er auffälligen Persönlichkeiten lange nachging, sie beobachtete und sich ihre Sonderbarkeit einprägte; wie er Bauern zu sich einlud, sie durch schnurrige Erzählungen lustig, und durch Wein trunken machte, um das allmähliche Durchbrechen der Natur durch die plumpe Verlegenheit zu verfolgen. Und tausend derartige Geschichten mehr.

Wichtiger als solche Geschichten aber sind einige jener abgerissenen Bemerkungen in seinem Tractat über die Malerei, in denen er selber über die Art, wie er solche Beobachtungen anstellte, Rechenschaft giebt, indem er Anderen räth, wie sie dieselben am Vortheilhaftesten anstellen würden. Wenn der Maler Perspective und Anatomie und die Form jedes Körpers durchaus kennt, soll er keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, die Stellungen und Bewegungen der Menschen zu beobachten. Geht er auf der Promenade, so beachte er, wie hier ein Paar sich freundschaftlich begegnen, dort ein Paar sich streiten oder gar handgemein werden. Er beachte die Umstehenden, jene die nur die Zuschauer machen, wie sie sich an dem Anblick ergötzen, diese die sich an dem Streit betheiligen, und die Parteien zu trennen suchen. Und was ihm bemerkenswerth erscheint, zeichne er sofort auf. Es empfiehlt sich, zu dem Zweck stets Büchelchen mit Blättern, die man ohne sie zu zerreißen abtrennen kann, bei sich zu tragen. Die so entstehende Sammlung von Studien ist sorgfältig aufzuheben, um bei Gelegenheit von Nutzen zu sein. Denn das Gedächtniß kann nicht die Bilder von der Unendlichkeit von Dingen, die zum Object der Malerei dienen, behalten (Cap. 90).

Modelle — sagt er ein andermal (Cap. 95) helfen nichts zum Studium des menschlichen Körpers. Man muß Menschen im Zorn, im Staunen, in Freude, Furcht u. s. w. beobachten, um wahren Zorn, wahres Staunen, wahre Freude und Furcht darzustellen. All' diese Beobachtungen zeichne man auf Blättchen. Als besonders vortheilhaft findet er es, Stumme zu beobachten, die wie die Figuren auf Gemälden angewiesen sind, durch die Sprache der Augen, der Hände und des ganzen Körpers ihre Gedanken auszudrücken.

Unzählige Stellen in seinem Tractat über die Malerei beweisen, wie sorgfältig er selber das befolgt hat, was er selbst als Regel für Andere aufstellte. So schildert er im Capitel 254 die Art, „wie man eine zu

mehreren anderen redende Person darstellt.“ Er fordert, daß man zunächst die Materie, von der sie redet, überlege, um ihr die entsprechende Haltung zu geben. „Soll sie überreden, so mache man das durch ihre Gesten bemerklich; handelt es sich um die Entwicklung verschiedener Gründe, lasse man sie mit zwei Fingern der Rechten Einen der Linken anfassen, und die anderen geschlossen halten. Das Gesicht sei gegen die Versammlung gewandt, der Mund halb geöffnet, so daß man sieht, sie spricht. Sitzt sie, so muß sie den Kopf etwas vorstrecken, als ob sie sich erheben will; steht sie, so stehe sie etwas gebogen, Körper und Gesicht den Versammelten zugewandt, die aufmerksam und in tiefem Schweigen erscheinen. Alle wenden sie die Augen auf den Sprechenden, und scheinen ihn zu bewundern. Man kann einen Greis einmischen, der seine Bewunderung über das Gehörte zu erkennen giebt. Er hat den Mund geschlossen, die Lippen zusammengepreßt, mit Falten an den Mundwinkeln, an den unteren Partien der Backen, und auf der Stirn; die Augenbrauen hochgezogen. Andere wieder sitzen da, und umfassen mit verschlungenen Händen ihr linkes Knie. Ein Alter sitzt da, mit übereinander geschlagenen Beinen, den Ellenbogen auf ein Knie stemmend, die Hand das von ehrwürdigem Bart bedeckte Kinn stützend.“

Und auf ähnliche Art entwirft er in Worten auf detaillirteste Beobachtungen gestützte Gemälde von Naturerscheinungen, von Landschaften, malt er ganze Schlachtenbilder. Berühmt geblieben bis auf den heutigen Tag ist seine Beschreibung eines Sturmes, die man im 66. Capitel des Tractats über die Malerei findet, noch berühmter wohl die Schlachtenbeschreibungen, sowohl jene im 67. Capitel dieses Werks, als auch jene, die den Inhalt seiner „Denkschrift über die Malerei im Rathssaal zu Florenz“ ausmacht. Beschreibungen von so unmittelbar plastischer Lebendigkeit, daß sie verdienten, als Muster der Darstellung immer von Neuem angeführt zu werden.

Wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren. Wir wiederholen — und damit lehren wir zu dem leitenden Gesichtspunkt für die künstlerische Seite Leonardo's zurück — durchaus der gleiche Drang der Nachahmung dessen, was er aus der umgebenden Natur erkannt hatte, leitet ihn bei seinen künstlerischen Darstellungen. Zuvor sie erkennen, dann erst sie nachahmen, das ist's, was er immer und immer wieder in seinem Tractat fordert: Studirt die Theorie vor der Praxis. Das Können folgt dem Wissen, ruft er in dem Tractat seinen Lesern zu (Cap. 7). Gewiß — sagt er ein andermal — ist Abwechslung von Licht und Schatten auf einem Gemälde nöthig. Aber man muß die Gründe für diese Abwechslung kennen, damit sie wahr sei (Cap. 10). Diejenigen, welche sich in

die Praxis wagen, ehe sie die Theorie gelernt haben, gleichen Matrosen, die sich auf einem Boote, dem Steuer und Compaß fehlen, in's Meer wagen. Sie wissen nicht, welche Richtung sie einschlagen sollen. Die Praxis muß stets auf eine gute Theorie gegründet sein (Cap. 23).

Hat man die theoretische Seite der Kunst gründlich und in ihrem ganzen Umfang inne, so ist man zugleich über die große Gefahr hinweg, einseitig zu werden. Denn das ist nichts Besonderes (Cap. 5), daß ein Maler sich in Einer Sache auszeichnet, daß er Wolken oder Köpfe oder Drapperie oder Thiere, Landschaften und andere Einzelheiten gut malt. Es giebt keinen noch so plumpen Geist, der nicht mit der Zeit, wenn er sich nur auf Ein Ding wirft, und bei unausgesetzter Übung dahin kommt, das Eine gut zu machen. Vielmehr (Cap. 8) muß der Maler, wie er seine Kenntnisse allseitig bereichern soll, auch Alles, was ihm begegnet, aufmerksam beobachten, und durch ernstes Nachdenken die Gründe dessen, was er sieht, aufsuchen. Und gleiche Aufmerksamkeit hat er dabei dem Vortrefflichen und Vollkommenen, wie dem minder Vortrefflichen und Unvollkommenen zuzuwenden. Auf solche Weise wird die Phantasie des Künstlers dem Spiegel gleich alle Gegenstände in ihrem Wesen wiederzugeben im Stande sein. Auf solche Weise wird geschehen, was Leonardo als wesentliches Erforderniß jedes wahren Künstlers verlangt —: so wird er universell werden. Geht der Künstler dann an das Schaffen, so schafft er aus sich selber und braucht keine äußere Anregung mehr.

Erst wenn die Phantasie sich von dem darzustellenden Gegenstande ganz vollgesaugt hat, beginne man mit der Ausführung. Langsam und sorgfältig soll diese Ausführung geschehen; gleichsam mit stetem Zaudern und Zweifeln. Denn nur derjenige, der sich unausgesetzt aller Schwierigkeit bewußt ist, und unausgesetzt sie zu überwinden arbeitet —: nur der kann wirkliche Kunstwerke schaffen. Dann soll man, was man den Tag über an der Staffelei geschaffen, sich in der Stille der Nacht in seinem Bette noch einmal durch den Sinn gehen lassen, noch einmal Alles überlegen, durchmustern gleichsam; und die Schwierigkeiten im Geiste noch einmal, Linie für Linie, durchgehen und nachzeichnen (Cap. 17).

Wie soll man es abweisen, fordert Leonardo mit der Bescheidenheit wahrer Größe, verschiedene Ansichten über seine entstehende Schöpfung zu hören. Denn man braucht nicht immer erst Maler zu sein, um die Formen des menschlichen Körpers zu kennen. Und warum sollte man ein zu langes Bein, eine zu große Hand und all' diese Dinge, die in der Natur jeder bemerkt, nicht auch an Kunstwerken bemerken können (Cap. 19). So lange aber Andere, oder der Künstler selbst Fehler an seinem Werk bemerken, gebe man es nicht in die Doffentlichkeit, sich mit jener beliebten

Phraſe: ich werd's das nächſte Mal beſſer machen, tröſtend. Denn in der Malerei iſt es nicht, wie in der Muſik, die im Moment vorüber iſt, und die ſo zu ſagen, im Entſtehen ſtirbt (Cap. 14). Vollends ſoll man ſich nicht mit ſeiner Armuth entſchuldigen, welche die nöthigen Studien nicht erlaube. Das Studium der Tugend dient zur Ernährung des Körpers wie des Geiſtes. Wie oft hat man Philoſophen geſehen, die Schätze verlaſſen haben, aus Furcht, daß dieſelben ſie von dem Studium der Tugend abziehen möchten.

Anfangs zeigte Leonardo in ſeiner künſtleriſchen Nachahmung der ungebenden Natur den Hang, ſie in ihren Ausſchreitungen nachzuahmen. Den Jüngling lockte das Wunderbare der Schöpfung. Die Wahl der Bormürfe in einer ſpäteren Zeit, da er ein Mann und in ſich beſchloſſenen Geiſtes war, offenbart, daß er bemüht war, ſie in ihrer „edlen Einfachheit und ſtillen Größe“ nachzubilden. Der Genuß an ſchlangehaarigen Meduſen und ungeheuerlichen Drachen war ihm dahin, die unbewußte Anmuth des Kindes, die gefällige Grazie in der Haltung eines empfindungsvollen Mädchens, die Würde des Mannes, der Ernſt des Greiſes, und all' die leiſeren oder ſtärkeren Ausdrücke, wie ſie ſich bei gleichen Stimmungen der Seele wiederholen, das zog ihn an; das ſuchte er in ſorgfältigen Nachbildungen auf die Leinwand zu feſſeln. Die größte Natürlichkeit ſtrebte er in dieſen Dingen an; zugleich wahr und wirklich ſollten ſie erſcheinen. Ueber dem Streben nach phyſiognomiſcher Feinheit in ſeinen Figuren unterließ er es nicht, wie Ficſole es unterlaſſen hatte, auf den Ausdruck und die Bewegung des ganzen Körpers ſorgſam zu achten. Rundung der Figuren, maſſigere Vertheilung von Licht und Schatten, Beleuchtung, Farbengebung, Sanftheit in den Farbenübergängen („wie die Sonnenſtrahlen auf Wolken thun, wenn ſie den Regenbogen bilden, ſo thue der Pinſel des Malers,“ Cap. 99) finden wir in ſeinen Bildern unausgeſetzt und mit beſonderer Sorgfalt angeſtrebt, in ſeinen Schriften häufig als Gegenſtand eingehender Betrachtungen. Von Thon modellirte er Figuren, behing ſie mit Zeug, und ſtudirte ſo Licht- und Schattenvertheilung. Und wenn wir annehmen dürfen, daß er die im Tractat über die Malerei gegebenen Angaben ſelbſt befolgte, ſo ſehen wir ihn peinlich in der Wahl des Ateliers, und in der Art ſeiner Erhellung. Wenn es nicht — wie es das Wünſchenswertheſte ſei — nach Norden lag, ſo ſtellte er gedölte Rahmen in's Fenſter; er richtete die Beleuchtung ſtets ſo ein, daß die Länge des Schattens auf der Erde der Höhe ſeines Gegenſtands gleich (Cap. 27). Hinwieder mußte, um ein Portrait zu malen, das Zimmer offen und der Luft ausgeſetzt ſein. Die Zimmerwände mußten die Fleiſchfarbe haben. Als paſſendſte Zeit galt ihm der Sommer, und

zwar Stunden, in denen die Sonne von leichten Wolken bedeckt war. Stand zu befürchten, daß sie sich enthüllen werde, so mußte die südliche Zimmerwand so erhoben werden, daß die Sonnenstrahlen nicht auf die nördliche Wand fallen konnten, da sie durch ihren Reflex falsche Lichter gegeben, und die Schatten verderben hätten (Cap. 26). Ist es nicht als sähen wir ihn, wie er das Portrait der Mona Lisa malte, voll ängstlicher Sorgfalt, nichts zu unterlassen, was die Nachbildung eines theueren Gegenstandes vollendeter zu machen im Stande wäre.

Nach diesen Betrachtungen halten wir unser Urtheil über das berühmteste Werk seines Pinsels nicht länger zurück. Und um so lieber verweilen wir ausführlicher bei seiner Darstellung des Abendmahls, als wir dadurch diejenigen Leser zum Schlusse zu versöhnen glauben, die bereits unwillig geworden sind, daß sie bei einer ausgebehnten Betrachtung über den Schöpfer des Abendmahls, von dieser Schöpfung nichts erfahren haben.

Leonardo unausgesetzt bemüht, die Natur nachzubilden, wählt einen historischen Vorwurf, indem er das Abendmahl darzustellen unternimmt. Seine gesammte Geistesrichtung — ich sage nicht seine Kunstrichtung allein — verbietet ihm außerhalb der natürlichen Möglichkeit liegende Mittel anzuwenden, verbietet ihm so zu sagen Wahrheiten auf Kosten der Wirklichkeit zu malen; verbietet ihm, nicht ein Realist zu sein.

Die Frage ist, ob der biblisch-heilige Vorgang in seiner ganzen Bedeutung durch die Mittel der Kunst Leonardo's darzustellen ist; oder ob Leonardo, um ihn würdig darzustellen, von der ihm eigenthümlichen Kunstrichtung lassen mußte.

Kaum einen anderen malerischen Vorwurf giebt es, den in seiner kunstgeschichtlichen Entwicklung zu verfolgen mit dem Abendmahl gleiches Interesse böte. Vielleicht nur die Geschichte der Darstellung des Christuskopfs mag lehrreicher sein.

Bereits am Eingange der Epoche der modernen Malerei — oder wollen wir es mit seinem wahren Namen bezeichnen — bereits von dem Ersten Maler der christlichen Malerkunst, von Giotto, haben wir eine Darstellung des Abendmahls. Er hat es im Refectorium von S. Croce zu Florenz *) gemalt. An der Rückseite des langen Tisches, dessen Vorderseite nur durch Judas besetzt ist, sitzen als Mittelgruppe Christus, auf den niebergebeugt Johannes ruht, zu beiden Seiten je eine Gruppe von fünf Jüngern. Große Ruhe auf allen Gesichtern, und die Bewegungen der Einzelnen wohl erkennbar, aber verhalten und gleichsam ge-

*) Ost abgebildet. In dem Werk v. Rambour in drei Theilen, doch unter dem Namen Taddeo Gaddi's.

dämpft. Der Eindruck der Ruhe überwiegt; das Außergewöhnliche macht sich energisch geltend. Der Mangel an Bewegung erscheint unnatürlich, und die Versammlung wie in Stein verwandelt, ehe sie noch über die ersten Ansätze der Aufregung hinweggekommen. Dieser lapidare Charakter des Bildes entstammt sowohl der Art und dem Grad der Befähigung Giotto's, als vor Allem den Anschauungen der Zeit, in der er malte. Noch war die freie Verfügung über die Anwendung der nachzunehmenden Natur in kirchlichen Darstellungen nicht eingeführt. Hätte man sie auch schon nachzuahmen vermocht, für verwerflich würde man es angesehen haben, sie in heiligen Dingen nachzuahmen. Daß die heilige Zwölfszahl in plastischer Ruhe entgegentrete, ist wichtiger, als die Vorführung von Stimmungen, in welchen der Künstler die Zwölf sich denkt. Daß Judas gesondert sitzend als der Ausgestoßene erscheint, ist wichtiger, als daß man ihn in die übrige Composition, zu deren Belebung hereinzieht. Und dem Herrn und Heiland muß der Jünger, den er lieb hat, im Schooß liegen, mag solche Anordnung nun dem Ganzen von Nutzen oder Nachtheil sein.*) Um ein Jahrhundert später malte ebenfalls in Florenz, und zwar in der Zelle eines seiner Klosterbrüder in S. Marco, Fiesole ein Abendmahl.***) In der Art der Composition offenbart sich durchaus der fromme Sinn des heiligen Bruders. Nicht sowohl das historische Motiv, als den kirchlichen Act wählt er zur Darstellung. Nicht das durch die Entlarvung des Verräthers gestörte letzte Mahl Christi mit seinen Jüngern bringt er zur Darstellung, sondern die friedliche Stimmung, welche das Gedächtniß an jenen Einsetzungssact bei jedem hervorruft, der zum Tisch des Herrn geht. An zwei im Winkel gegen einander stehenden Tischen sitzen auf den Rückseiten je vier Männer. Vier, welche an dem Tisch in der Mitte die Vorderplätze einnehmen, dem Beschauer also den Rücken zuwenden würden, sind von ihren Sesseln, die leer stehend, die Eintönigkeit des lang herabhängenden Tischtuches unterbrechen — aufgestanden, und knien an der rechten Seite des Bildes. Christus aber geht herum, jedem das heilige Mahl reichend. Die vier an dem Einen Tisch, die es bereits genossen haben, sitzen in sanfter Verklärung da; die vier an dem mittleren Tisch, an den der Heiland eben herantritt, in leise schauernder Erwartung, der zunächst Sitzende ihm am meisten zugeneigt, hungernd und dürstend nach der dargebotenen Speise. In geringerer Neigung des Körpers jeder folgende; und die vier letzten knien wie in Anbetung ver-

*) Das etwa zu derselben Zeit von Duccio Buoninsegna im Dome zu Siena ausgeführte Abendmahl übergebe ich, da es uns nur auf die in Florenz entstandenen Darstellungen dieses Vorwurfs ankommt.

**) Abgebildet bei D. Schütz und bei E. Förster.

sunken und harren sehnuchtsvoll. *) Wir wissen, die zwölf Männer sind die Jünger Christi, aber sie gleichen mehr frommen Communicanten; wir wissen, Christus ist es, der das Mahl vertheilt, aber er gleicht mehr dem Priester, der die heilige Handlung vollzieht. Vergebens suchen wir die arglistige Gestalt des Judas in dieser mehr gläubigen als heiligen Versammlung; und daß im Vordergrund links eine Frauengestalt kniet, in der wir Maria vermuthen, nimmt uns bei solcher Auffassung des Gegenstands nicht Wunder. Fiesole glaubte die große Bedeutung der Einsetzung des Abendmahls nicht anders darstellen zu können, als durch die Darstellung der bedeutsamen Feier, die täglich zum Gedächtniß dieser Einsetzung begangen wird. Nicht sowohl, indem er versuchte, den historischen Act dem Beschauer bewältigend darzustellen, als lediglich indem er sich der Darstellung jenes plastischen Mittels bediente, durch welches die Kirche an den großen Act erinnert, glaubte er in dem Beschauer die Empfindung von der Größe der Einsetzung selbst rege machen zu können. **)

Diese eingestandene Unzulänglichkeit seiner Kunst hat etwas Rührendes. Aber eine Unzulänglichkeit bleibt es. Es war die Frage, ob jener historische Act nicht doch bedeutend an und durch sich darzustellen sei?

Ghirlandajo, der sich ebenfalls zu Florenz (in dem Kloster Ognisanti) an die Darstellung des Abendmahls (***) wagte, und sie zu einer Zeit beendete (um 1480), da Leonardo sich noch in dieser Stadt aufhielt, wandte sich zu jener Auffassung Giotto's zurück, die Fiesole's ignorirend. Aus dem Vergleich jener ersten bedeutenden Darstellung des Abendmahls in Florenz mit dieser dritten erkennt man die verwandelte Kunst. In einem früheren Abschnitt ist an den mit der Zeit in der Florentiner Kunst einreißenden Hang zum Naturalisiren erinnert worden. Die klösterliche Einsamkeit hatte den Geist des Bruders Angelico vor zu großem und allseitigem Eingehen in diese Richtung bewahrt. Sinnige Beschaulichkeit überwog bei ihm das sinnlich Anschauliche. Mit großer Wucht bricht dieser Hang bei Ghirlandajo hervor. Und indem er sich an die Darstellung des Abendmahls macht, geräth er in einen merkwürdigen Widerspruch. Das gleichsam versteinerte Leben der Giottesken Auffassung von diesem Gegenstande behält er bei. Gruppierung und Abwechselung der Figuren fehlt nicht;

*) E. Förster nimmt an, daß von den vier Knienden der am weitesten von dem Beschauer Entfernte Judas ist, dessen Kopf durch die Köpfe der Andern verdeckt ist, damit man durch seine Physiognomie nicht 'gehört' werde. Eine willkürliche Annahme.

**) Ich bemerke, daß Fiesole das Abendmahl noch einmal in ähnlicher Weise dargestellt hat. Und zwar in dem Leben Christi in der Gallerie delle belle arti zu Florenz (Ed. G. B. Nocchi. Firenze 1843. No. XX.)

***) Abgebildet u. a. bei G. Rosini storia della pittura italiana Taf. CCXLVII. Neuerdings durch den Farbendruck der Arundel Society allgemeiner verbreitet.

eine gewisse inwendige Bewegung zittert durch sie hindurch. Aber der Lapidarstil der Composition Giotto's tritt als das Bemerkenswertheste hervor. Rumohr sagt, es rausche eine leise, durch die bekanntesten Worte Christi veranlaßte Bewegung über die Versammlung hin, welche ein ganz erfreuliches Formenspiel hervorrust. Ich finde diese Bewegung bereits — nur noch „leiser“ — beim Giotto. Die Darstellung Ghirlandajo's, so weit sie die Figuren betrifft, erscheint durchaus nur als eine der veränderten Florentinischen Kunstrichtung entsprechende Modernisirung der Giotto'sten Darstellung. Diese Modernisirung aber macht sich besonders in den Zuthaten, in dem ganzen Arrangement, in der reichen Architektur und verschwenderischen Ausschmückung bemerkbar. „In der Mitte des Bildes — so schildert Rumohr in seiner kurzen und treffenden Art — befindet sich ein Tragstein, welcher dem Gewölbe der Decke zum Ansätze dient, und in halber Höhe zwei Halbrundungen hervorbringt; diese benutzte der Künstler, den Hintergrund in zwei seitwärts laufende Gewölbe abzutheilen, in deren Grunde zwei Fensteröffnungen, durch welche ein heiterer Himmel und trefflich behandelte Stechpalmen und Orangenbäume hervorblicken.“

Diese Zuthaten, hervorgehend aus genauen Beobachtungen der umgebenden Natur, ziehen die außergewöhnliche Handlung einigermaßen in den Bereich des gewöhnlichen Lebens herab. Neben dem idealen historischen Moment wird dem Auge eine Situation aufgebrängt, in welcher derselbe sich ereignete. Die bis zur Spielerei angehäuften Fülle von Einzelheiten, die sich in der Natur verstreut finden, läßt die Situation wohl natürlicher, zugleich aber läßt sie sie unbedeutender erscheinen. Die einfache Erhabenheit des eigentlichen Vorwurfs vermischt sich mit der reichen Anmuth liebenswürdiger Veigaben. Der Lapidarstil erscheint wie umrankt mit Blumen. Doch sind es nur Nebendinge, welche auf Ghirlandajo's Bild den Vorwurf in solcher Weise beeinflussen.

Leonardo kannte — so dürfen wir annehmen — jene drei wichtigsten Florentinischen Darstellungen des Abendmahls, als er in dem Kloster della Gracie zu Mailand denselben Gegenstand darzustellen unternahm.

Sein Bild ist weltbekannt, und durch Göthe's auf des Ritter Vossi ausführliches Werk gestützte Abhandlung hat jeder sowohl die Kenntniß von den Schicksalen dieses berühmten Kunstwerks, als auch eine Ansicht über dasselbe, zu der jedoch ich mich nicht bekennen kann. Göthe hat weder von der italienischen Kunst, noch von dem Leben Leonardo's und dem Charakter jenes Zeitalters genügende Kenntniß, um ein Urtheil zu fällen, das sich auf anderes als auf seinen eigenartigen Geschmack an Bildwerken stützt. Und ähnlich voreingenommen wie durch Göthe's Darstellung ist das Urtheil des Kunstfreundes durch Raphael Morghen's Nachbildung, die durch

eine Copie seines Stiches von F. Wagner noch verbreiteter ist. *) Ein Studienkopf zum Christus, der neuerdings nach dem Original in Mailand durch die Photographie vervielfältigt ist (derselbe, wie es scheint, von welchem in Göthe's Kunst und Alterthum III. 2. S. 162 ff. gehandelt wird), und die im Besitz der Großherzogin von Sachsen-Weimar befindlichen farbigen Zeichnungen zu den Köpfen, soeben nach vortrefflichen Zeichnungen von F. Nissen photographirt —: schon sie zeigen die verflachende Kunst dieses Kupferstechers, der virtuos in der Technik seiner Kunst wie kaum je ein zweiter, diese Virtuosität nur zu oft auf Kosten der nachbildenden Treue anwendet, ohne dafür, wie ein Mark Anton oder Christ. Friedrich Müller, individuelle Stimmung und selbständige Schöpferkraft zu setzen.

Von der Nachbildung der Natur geht Leonardo's Kunst aus. Ihre unausgesetzte Beobachtung hatte ihn die Mängel erkennen lassen, die in der künstlerischen Darstellung des Menschen vereint bisher niemals überwunden worden waren: Mangel an Rundung und Gruppierung, d. h. an richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, und an Auseinanderhaltung der einzelnen Theile des Bildes auf der einen Seite; auf der anderen Seite Mangel an individuellem Leben, wie es sich sowohl in Physiognomie, wie in Bewegung ausdrückt. Es ist unverkennbar, daß er es sich, seinem Geist durchaus angemessen, vor allen Dingen angelegen sein ließ, der Kunst über diese Klippen hinweg zu helfen. In seinen theoretischen Betrachtungen verweilt er bei eben diesem Punkte mit besonderer Vorliebe, und nimmt jede Gelegenheit wahr, auf ihn zurückzukommen.

Und bei jedem seiner Bilder sehen wir besonders die größte Sorgfalt in eben diesem Punkte beobachtet. Sein Abendmahl ist in dieser Beziehung gradezu unerreicht, und wenn man solche Behauptungen aufstellen darf: unerreichbar. Energische Beleuchtung, großer ruhiger Faltenwurf, scharfe Sonderung der Gruppen, jede plastisch ausgearbeitet und durch Vertheilung des Lichts in sich gerundet. Dabei größte Lebendigkeit der Bewegung, jeder Kopf individuell ausgebildet. Neben der Physiognomie der Gesichter eine förmliche Physiognomie der Hände. Dieser letzte Vorzug des Bildes wie oft ist er nicht Veranlassung zu geistvollen Auseinandersetzungen gewesen, von Nachweisungen der Uebereinstimmung jeder einzelnen Persönlichkeit wie sie uns geschichtlich überliefert ist, mit ihrer Darstellung auf dem Bilde. **) In der That, es ist verlockend das dramatische Leben dieses Gemäldes in Worte umzusetzen, und die Vollenbung zu beobachten,

*) Ich gehe hier auf die einzelnen Nachbildungen des Abendmahls nicht ein. Aufgezählt finden sie sich in den einschlägigen Büchern, so bei Heinrich, Schulen von Toscana.

**) Vor Allen Göthe (vgl. Guillon, le cénacle de Leonard de Vinci 1811).

mit welcher Leonardo ein praktisches Beispiel von seiner Anweisung über die Art eine Versammlung zu malen, in der Einer redet und die Anderen zuhören, giebt. Wir dürfen es unterlassen, solche Bemerkungen zu wiederholen.

Wenn wir sodann bemerken, daß manche Einzelheiten auf Leonardo's Bild bereits in der Darstellung des Giotto sich finden, so berühren wir diesen beachtenswerthen Punkt weniger Leonardo zum Schaden als Giotto zum Ruhm. Den dritten der Jünger links vom Heilande (vom Beschauer aus) sehen wir dieselbe abwehrende Handbewegung machen, wie beim Leonardo den Andreas, und ebenso stimmt die Bewegung der Hände bei den beiden an der äußersten Rechten des Tisches sitzenden Jüngern überein. Ein Beweis dafür, daß Giotto bereits eine gewisse dramatische Bewegung suchte, und ein paarmal durch ein solches Mittel zur Darstellung brachte, wie es auch Leonardo benutzte. Neuerdings ist in der englischen Zeitschrift *The fine arts* (Januar 1867 No. III.) ein früherer Entwurf Leonardo's zum Abendmahl veröffentlicht worden. Wenn er ächt ist — und für die Richtigkeit sprechen mehrere Gründe — so ist er ein höchst merkwürdiges Beispiel für die Art, auf welche Leonardo sich von der damals noch herrschenden Darstellungsweise des Abendmahls losrang. Denn noch sitzt auf diesem Entwurf Judas dem Heiland ganz in der alten Weise gegenüber; und der Johannes liegt, wenn auch nicht in dem Schooß des Heilands, so doch in auffälliger Weise hart auf dem Tische neben ihm. Daneben aber, als offenbare Hauptabsicht schon dieser Skizze, selbständige Bewegung und individueller Ausdruck jeder einzelnen Figur mit ihrer besonderen Stimmung, unbekümmert um die Zusammenordnung in Gruppen; ein paar Figuren ungefähr schon so, wie Leonardo sie später beibehielt, vor allen der zweite Jünger rechts (vom Beschauer aus), der als Taddeus gilt, hier aber Philippus heißt, und Jacobus Major, der heute Philippus genannt wird. Die ganze Composition jedenfalls weniger aus der biblischen Anregung hervorgegangen, wie aus dem Wunsch, eine Reihe leidenschaftlicher Stimmungen und Bewegungen in prägnanter Weise zu entwerfen.

Gegen dieses Meisterwerk Leonardo's nun, das so vollendet erscheint, daß Tadel für geschmacklos gelten könnte, haben wir gleichwohl eine Bemerkung zu machen. Sie betrifft einen Umstand, der bei der üblichen Beurtheilung nicht sowohl außer Acht gelassen, als vielmehr nicht voraussetzungslos erwähnt zu werden pflegt. Wenn wir auch nicht tadeln wollen, so wollen wir doch dem Bilde ein Lob nehmen, das ihm von allen Seiten zuströmt, und das ihm nicht gebührt.

Leonardo malt einen historischen Vorwurf. Ein solcher läßt sich befriedigend nicht malen, ohne daß man ihn in seiner ganzen Bedeutung

malt. D. h. der Maler hat, indem er ihn malt, auf das schärfste die Mittel, deren er sich zur Darstellung desselben bedient, und den Inhalt, der zum Ausdruck kommen soll, auseinander zu halten. Raphael's Transfiguration ist deshalb in der Composition minder glücklich, weil die Mittel, die er anwendet, um die Verklärung Christi zur Anschauung zu bringen, mit der Thatsache dieser Verklärung nicht in Uebereinstimmung stehen. Sie überwiegen, und sind die Hauptsache. Raphael malt den Christus in den Lüften nicht für uns, sondern für die Versammlung am Fuß des Berges. Das Factum, statt in seiner unmittelbaren Größe und Schönheit zu wirken, wirkt gleichsam durch die Vermittlung eines dramatischen Acts. Als ob der Vorwurf nicht mehr allein durch den großen ihm innewohnenden Charakter wirkend wäre, sondern Spitzfindigkeiten des Verstandes seine Wirkung vergrößern helfen müßten. Die Unmittelbarkeit, die Naivität der Auffassung fehlt.

Das letzte Mahl des Heilandes mit seinen Jüngern unterscheidet sich von allen Mahlzeiten, die jemals gehalten worden sind, durch die Bedeutung, die es für alle Zeiten hat. Jedes Motiv, welches der Darsteller des Abendmahls einer gewöhnlichen Mahlzeit entlehnt, die Uebertragung von Einzelheiten, die man an geselligen Zusammenkünften gewahrt, auf diese zu geweihtem Zweck vereinte Versammlung beeinträchtigt die Größe der Situation, macht sie wohl wirklicher aber unwahrer. Man nimmt dem Vorwurf seinen individuellen Charakter in dem Maß, als man ihn aus individuellen Einzelheiten zusammensetzt. Giotto's Abendmahl mag künstlerisch niedrig stehen, aber es macht in der anspruchslosen Großheit, mit der es dasteht, den Eindruck des Außergewöhnlichen. Wir vermissen naturalistische Feinheit, Individualisirung des Detail, Gewandtheit der Formgebung und dgl. Aber wir empfinden etwas von der symbolischen Bedeutung des Gegenstandes.

Leonardo ist auf das Eifrigste und Erfolgreichste bemüht, Alles auf seinem Abendmahl zu individualisiren. Mit großer Strenge verfährt er nach den von ihm selbst (Tractat Cap. 97) aufgestellten Regeln für historische Compositionen, Wiederholung zu meiden, Menschen mit verschiedenem Aussehen zu untermischen, und wenn man ein ernstes und heiliges Sujet darstellt, bei dem es sich um wichtige Dinge handelt, mehr ältere als jüngere Personen in die Darstellung aufzunehmen (Cap. 254): mit wahrer Penibilität sind die Giottefken Gemeinplätze gemieden; bis in die Fingerspitzen hinein Leben gehaucht. Mit einem staunenswerthen Raffinement des Verstandes und mit nicht minder staunenswerther Sicherheit der Beobachtung sind die einzelnen Persönlichkeiten dargestellt, wie sie ihrem biblischen Charakter gemäß die schmerzliche Offenbarung ihres Meisters auffassen.

Leonardo hat das Bild ganz aus individueller Einzelheit zusammengesetzt.

Und das eben ist, wie wir sagten, die Weise, auf welche in seiner welthistorischen Größe dieser Gegenstand nicht dargestellt werden kann. Was Leonardo gemalt hat, ist nichts als Ein Nebenber, und 12 Hörende; Christus mit seinem „Einer unter Euch wird mich verrathen,“ und die Jünger mit ihrer Stufenleiter daraus hervorgehender Stimmungen. Aber giebt dieses Verhältniß die welthistorische Bedeutung des Abendmahls wieder?

Ist die welthistorische Bedeutung dieses Ereignisses nicht weit mehr in dem unmittelbar auf den Beschauer berechneten Einfluß des Bildes von Giotto angedeutet, in welchem die Heiligkeit der Situation durchaus den dramatischen Vorgang zurückdrängt; als auf dem Bild Leonardo's, auf welchem vielmehr eine heilige Situation nur gewählt zu sein scheint, um als Thema für eine dramatische Scene zu dienen. Giotto ging von der religiösen Idee des heiligen Mahles aus, er nahm in seine Darstellung auf, nur was ihm zur Verkörperung dieser Idee dienlich schien; Leonardo geht von der malerischen Idee einer reich bewegten Unterhaltung aus, die er anlehnt an eine kirchliche Ueberlieferung, ohne ihr weiter zu folgen, als es seine Kunst erlaubt.

Darin liegt das — wenn man es so nennen darf — Bedenkliche dieses Bildes, daß es durchaus nur naturalistischer Mittel sich bedient, um einen Vorwurf zu malen, der nur durch diese Mittel nicht zu malen ist. Der Christus des Abendmahls ist ein Mensch voller Trauer, voller Schmerz, mit einem Antlitz „mehr des Leidens als des Jorns,“ — aber doch nur ein Mensch. Die Bewegungen, die Geberden der Jünger, so schön, so groß, so charakteristisch sie sind, sind doch eben nur Bewegungen und Geberden zuhörender Menschen. Dasselbe Entsetzen würden wir uns denken müssen, wenn es sich um einen andern Menschen handelte, der in rührender Resignation und geweihtem Ernst inmitten seiner Getreuen eine ähnliche Offenbarung macht, wie Christus seinen Jüngern.

Das Abendmahl Leonardo's ist ein vollendetes Bild, aber nicht wegen seiner religiösen Stimmung, sondern wegen seiner realistischen Behandlung; nicht weil es den historischen Moment in seiner Größe wiedergiebt, sondern weil es eine dramatische Action in ihrer hundertfältigen Lebhaftigkeit ausführt. Es ist ein vollendetes Bild, denn was Leonardo hat darstellen wollen, das hat er dargestellt: nicht sowohl einen kirchlichen, christlichen, als einen natürlichen, so zu sagen, socialen Act.

Halle im Mai.

G. Droysen.

Die Entwicklung der europäischen Staatsterritorien und das Nationalitätsprincip.

Eine Studie im Gebiete der vergleichenden Anneixions- und Nationalitätsstatistik.

Erster Artikel.

1.

Das Jahr 1866 wird mit goldenen Lettern in die Bücher deutscher Geschichte eingetragen werden. Nach mehr denn einem halben Jahrtausend des Zwischenreiches ist wieder ein mächtiger, wahrhaft deutscher Staat entstanden. Aus den bescheidenen, aber von jeher soliden Anfängen des brandenburg-preussischen Staatswesens hatte sich fortschreitend und wachsend an innerer und äußerer Kraft im Laufe von zwei Jahrhunderten dieser Staat rasch entwickelt, und war seit lange von jedem Unbefangenen als der Krystallisationskern für die neue Staatsbildung des deutschen Volks erkannt worden. Aber erst das Jahr 1866, erst der Tag der Abrechnung bei Königgrätz sollte auch dem Verblendeten und Uebelwollenden den unerschütterlichen Beweis liefern, wem die Palme gebühre, wer von den beiden Rivalen in den Ostmarken des alten Reiches mit Recht den Anspruch erhebe, Mittelpunkt der deutschen Neugestaltung zu werden. Der Pflanzstaat des kernigsten der deutschen Stämme, des sächsischen, welcher rastlos germanisirend nach Osten vorgebrungen ist, siegte über den bairischen Pflanzstaat, der fast seit den Karolingischen Zeiten der deutschen Nation und Kultur kaum einen Fußbreit neuen Bodens gewonnen hat.

Die erste und wichtigste Thatsache, welche die Ereignisse des vorigen Jahres herbeiführten, ist die, daß Oesterreich nunmehr auch nach formellem Recht geworden ist, was es nach dem Geiste seiner Bevölkerung und der Hauspolitik seiner Dynastie freilich seit lange war: es ist Ausland geworden. Wohl hat diese Thatsache nicht nur für Oesterreich, welches in ihrer Anerkennung das Lösegeld des Besiegten zahlte, sondern auch für Preußen und Deutschland ihre bedenkliche Seite. Die „Freiheit der Allianzen“ ist nun vorhanden. Oesterreich kann sich rücksichtslos mit dem Erbfeind der deutschen Nation verbinden, um freilich nur um so mehr gegen sein eigenes Interesse zu wüthen, d. h. gegen den Nationalstaat der Deutschen, von welchem es schließlich allein eine Förderung seiner so gern betonten östlichen Kulturmission erwarten kann. Ueber sechs Millio-

nen Deutsche sind mit Deutsch-Oesterreich aus jedem formellen politischen Zusammenhang mit ihrer Nation getreten, und Niemand leugnet, daß diese Abtrennung ihr Schmerzliches hat. Aber sie braucht nicht ewig zu währen und gerade die durch die zeitweise Ablösung Deutsch-Oesterreichs geschaffene Möglichkeit, vorerst in engerem Rahmen die politische Consolidirung der großen Mehrzahl des deutschen Volks zu verwirklichen, verspricht für die Zukunft einen Zustand, in welchem es dem staatlich organisirten deutschen Volke möglich sein wird, die abgelösten Theile organisch seinem gesunden Staatskörper wieder einzufügen. Noch wundern wir uns oftmals und schmähen darüber, daß die abgetrennten Theile des deutschen Volks, die Schweizer, die Elsäßer und Lothringer, die Flamländer und Holländer, daß Grenzprovinzler wie die Luxemburger so wenig deutschen Sinn zeigen und eine engere Verbindung mit Deutschland scheuen. Aber wie konnte das bisher anders sein? War die Erbärmlichkeit der Staatszustände einladend für diese Abtrünnigen? Erinnern wir uns daran, daß selbst die Venetianer noch im Jahre 1848 eingeleistete Particularisten waren. Ein paar Jahrzehente großartigen deutschen Staatslebens und das Bild wird sich geändert haben.

Die einstweilige vollständige Trennung von Deutsch-Oesterreich ist ein einschneidendes, schmerzhaftes Heilmittel, aber das einzige, das mit Sicherheit Genesung von der Jahrhunderte alten Staatskrankheit des deutschen Volks verheißt. Ja, diese Trennung führt sofort und für beide Theile mehr Gutes als Bedenkliches mit sich. Eine bezeichnende Aeußerung eines russischen Staatsmanns von deutscher Abstammung, der sich sein deutsches Nationalgefühl wenigstens in diesem Punkte noch erhalten hatte, stellt das bisherige Verhältniß in Deutschland in das richtige Licht. Diesem Politiker war es als Deutschem immer noch beschämend, daß in großen politischen Fragen zwei mächtige Staaten wie Preußen und Oesterreich eigentlich gar nicht in Betracht kamen. „Im Nothfall wirft man ihnen wie zwei knurrigen Hunden einen Knochen hin, um den sie sich in die Haare fahren, und ist sicher, nun ruhig seines Weges gehen zu können.“ Das derbe Gleichniß paßt vollkommen. So lange Oesterreich und Preußen, das äußerlich mächtige, innerlich todtkranke, und das äußerlich unscheinbare, aber seiner inneren Gesundheit und Stärke bewußte, stets auf derselben Arena der deutschen Frage ihre Kräfte maßen, reducirte sich Deutschlands politische Bedeutung naturgemäß auf Null. Und nach Außen konnte kein großes Interesse gewahrt werden. Bertraget Euch, einiget Euch, liebet Euch, predigten die braven Leute und schlechten Muscanten, die den ersten Grundsatz alles individuellen Lebens auf jedem Gebiete der Einzel- und der Staatsexistenz nicht kannten, daß Personen

— und Staaten sind ja Personen — mit durchweg entgegengesetzten Interessen sich abstoßen wie feindliche Elemente. Der Prager Friede hat die Herrschaftesphären abgegrenzt und dadurch die bisher gebundenen Kräfte beider Staaten für die getrennten politischen Aufgaben eines jeden entfesselt. Das ist wahrlich für Oesterreich ein großer Gewinn. Noch wirkt die Verstimmung über die verdiente Demüthigung nach in Oesterreich. Der alte Groll der wenig fähigen Dynastie ist nicht so rasch überwunden. Aber Oesterreichs Geschick wird nur davon abhängen, daß es endlich neidlos lernt, Preußen als den deutschen Staat zu betrachten und die Vortheile der veränderten Lage mit Verständniß für seine wahren politischen Aufgaben verwerthet. Auch Oesterreich hat keinen Fehler zu begehen mehr übrig.

Die zweite Errungenschaft des Kriegssommers 1866 liegt für Deutschland in den Veränderungen der inneren politischen Verhältnisse. Exact statistisch läßt sich der immense Fortschritt hier nachweisen. Die Kleinstaaterei ist auf einen Umfang und auf eine Stellung beschränkt worden, welche nicht mehr die Gefahr in sich bergen, einen großen Theil der Kräfte der Nation durch die völlige politische Desorganisation, durch eine wahre Auflösung des Staats der Deutschen in Staatsatome gänzlich verschwinden zu sehen, und das noch schädlichere, weit gefährlichere Mittelstaatenenthum ist gebrochen.

So vielen unserer gelehrtesten deutschen Staats- und Rechtshistoriker ist freilich leider ob der Beschäftigung mit den tausenderlei Rechten der deutschen Reichsstände und Territorien der Sinn für das Recht der deutschen Nation auf einen Staat, in dem man leben und athmen, sich bewegen und gedeihen kann, verloren gegangen. Die rein theoretischen Speculationen über Politik, die privatrechtliche Anschauung, die Vorliebe für das praktisch Unhaltbare, Unnatürliche; die Sucht, überall organisch, langsam, stetig fortzubilden, wo doch notorisch in der Natur, im Menschen-, im Staatsleben oftmals Krisen das einzige Mittel sind, das Verrottete wegzuräumen und klare Bahn für den Neubau zu schaffen; das ehrfurchtsvolle Staunen ob der Altehrwürdigkeit des deutschen Reichs selbst zu einer Zeit, als dieses Reich zu einem vielleicht niemals ganz zu löschenden Schandfleck der deutschen Geschichte und zu einem eclatanten Armuthszeugniß für die politischen Fähigkeiten unserer Nation geworden war; die noch in unser Aller frischem Gedächtniß stehenden Grübeleien über Staatenbund und Bundesstaat, über Föderativprincip innerhalb eines Volks, das so geringe Unterschiede in seinen verschiedenen Bestandtheilen aufweist wie kaum ein anderes Hauptvolk Europas, über Triasidee und ähnliche Phantasmen; Grübeleien, welche keinen anderen Zweck verfolgt zu ha-

ben scheinen, als im Moment, wo man im Sumpfwasser unterzugehen droht, nur jede Feuersgefahr abzuwenden, im Augenblick, wo die politische Decentralisation das größte vorhandene Uebel war, das Zukunftschreckgespenst französischer Centralisation an die Wand zu malen, in dem Zeitpunkte, wo den concentrirten nationalen Einheitsstaaten gegenüber nichts nothwendiger war, als sich ebenfalls zusammen zu raffen, nur um Gottes willen Staatsformen zu wählen, welche die colossalen Kräfte der deutschen Nation abermals nur zum Scheine verbänden, damit ja das Ausland nicht erschrecke über des deutschen Volkes Macht, — wahrlich es ist eine Summe von Beschränktheit, Kleinlichkeit, Mikrologie und Unverstand, die selbst bei sonst ausgezeichneten Männern, tüchtigen Gelehrten, gefinnungsvollen Leuten, die auf manchen unserer berühmtesten Hochschulen den Blick für das wahre Wesen der inneren deutschen Zustände völlig getrübt hat. Die verwickelten Rechte und Rechtsverhältnisse von den Kurfürstenthümern bis herab zu den Reichsdörfern, Reichsritterkreisen und Cantonen, den Herrlichkeiten und Ganerbschaften sind uns alle treulich aufgezählt worden, wenn durch dieses tolle Gewirr auch die Berichterstatter selbst sich schließlich kaum mehr hindurchfinden konnten. Anziehend blieb der Gegenstand dennoch, denn „ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.“ Der einzige einheitliche Gesichtspunkt in diesem Gewirre von Rechtsverhältnissen, daß nämlich Alles darauf einmüthig hinauslief, Deutschland politisch möglichst verkommen zu lassen, wurde kaum nebenbei betont. Auch die eigentlich statistische Seite der Sache wurde kaum beachtet, das quantitative Moment, die reelle Bedeutung des deutschen Staatengetrümmer's im Ganzen und in dessen einzelnen Bestandtheilen, welche mit der imaginären Bedeutung nach den Reichsgesetzen und Reichseinrichtungen und den spätern Bundesgesetzen blutwenig zu thun hatte, kam in den wissenschaftlichen Betrachtungen nicht zur Geltung. Die Statistik des vorigen Jahrhunderts, die auch heute noch ihre Verehrer hat, die berühmte Conring-Achenwall-Schlözer'sche Staatskunde war ja eine Zwillingeschwester jener unglücklichen Reichs- und Rechtshistorie, jenes hypergelehrten Staatsrechts, das den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, erzeugt in demselben Geiste, empfangen von derselben mikrologischen Gelehrsamkeit, geboren an denselben Stätten, aufgezogen unter den gleichen Einflüssen — die Geschwister sahen sich verzweifelt ähnlich. Den großen Stolz der Deutschen auf die Erfindung dieser Statistik, die den beschränkten Horizont der Reichshistoriker und Staatsrechtslehrer wiederum nicht erweiterte, haben wir niemals recht begreifen können. Eine statistische Analyse der deutschen Staatszustände im Sinne der Statistik unseres alten neben Achenwall oft kaum erwähnten Süßmilch oder seines

modernen Nachfolgers Quételet legt die verrotteten Verhältnisse des alten und des bisherigen Deutschlands auf den ersten Blick dar.

Wir heben schon hier wenigstens ein paar Schlagziffern hervor. Bei einer Gruppierung der deutschen Staaten in Größenklassen der Gebiete ergibt sich, daß von den vielgepriesenen Culturcentren, den Kleinstaaten der kleinsten Sorte, um das Jahr 1792 nicht weniger als 304 vorhanden waren, mit einer Durchschnittsgröße von 6,⁰² Quadratmeilen! Diesen schlossen sich drei größere Kleinstaaten à 84 und 11 kleinere Mittelstaaten à 136 Quadratmeilen an. Für die großen politischen Zwecke der Nation, für ein Staatsleben, das auch bei den mäßigsten Ansprüchen diesen Namen verdient, waren diese Quasistaaten völlig verloren. Sie umfaßten aber im Ganzen doch ein großes, in vieler Beziehung das von Natur günstigste Gebiet, nicht weniger als resp. 1830, 253 und 1497, zusammen 3580 Quadratmeilen oder beziehungsweise 15,³, 2,¹ und 12,⁶, zusammen 30 Procent des damaligen schon stark gegen ehemals reducirten, aber den burgundischen Kreis (Belgien) noch einschließenden Staatsgebiets von Deutschland (Preußisch-Schlesien mit eingerechnet). Selbst wenn die anderen Staaten einig gewesen wären, der dritte Theil Deutschlands kam also gegen Außen gar nicht in Betracht. Die Staatskräfte von 318 Duodezstaaten konnten, selbst wenn dazu der beste Wille bei Herrschern und Beherrschten vorhanden gewesen wäre, nicht auf einen Zweck concentrirt werden. Dabei lassen wir die Exclaven- und Enclavenwirtschaft, die „Parcellirung“ der Staatsgebiete ganz unberücksichtigt, obgleich sie in ihrer entsetzlichen Uebertreibung für die Staatskultur so nachtheilig, als für die Bodencultur die übermäßige Bodenzerpflünderung ist. Gottlob, wie ein reinigender Sturmwind segte die französische Revolution und die Kriegszeit auf in diesem unnützen Staatsgetrümmer. Die Herrschaft der Immermann'schen Freiherrn von Schnud-Muckelich-Pumpel-Erbfenscheucher und alle mit ihr verwandten Staatsformen, Vopfingen und Conf., schwanden auf immer dahin. Leider, daß unsere Nation der demüthigende Verwurf trifft, diese Wohlthat erst feindlicher Gewalt zu verdanken. Aber von den größeren Kleinstaaten und kleineren Mittelstaaten blieben doch einige bestehen und nährten sich selbst von Annexionen der Kleinen, und sogar von diesen letzteren überlebten manche die Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses, den Rheinbund und gingen in den neuen deutschen Bund über. Ja einige wurden da sogar aus der wohlverdienten Grabesruhe von Neuem hervorgeholt und unter dem Bundestage fristeten sie nun natürlich als kostbare Reliquien und Staatsmerkwürdigkeiten in noch viel wörtlicherem Sinne als dem Achenwall'schen ihre nützliche Existenz. Immer bestanden beim Kriegsausbruch im Jahre 1866 noch 17 kleine von 19,³, 4 größere Klein-

staaten von 83 und 6 kleinere Mittelstaaten von 183 Quadratmeilen Durchschnittsgröße. Im Durchschnitte waren sie gewachsen — natürlich durch Annektion, welche sie jetzt nicht genug als Teufelswerk brandmarken können. Noch immer waren 1755 Quadratmeilen oder 15,³ Procent des deutschen Bundesgebiets staatlich atomisirt. Hätte sich nicht Preußen schon vordem der Wehrkraft einiger dieser Zwergstaaten erbarmt, sie wären für politische Zwecke der Nation kaum mehr als ehedem der schwäbische Kreis in Betracht gekommen. Was einige von ihnen, wie Nassau, selbst in Verbindung mit den größeren Mittelstaaten leisteten, das erweist die Geschichte der Reichsarmee von 1866. Jetzt sind erst Dank den preussischen Erfolgen die Kräfte auch dieser kleinsten und kleinen durch die Einfügung in den preussischen Staat und den norddeutschen Bund und die vernünftige Beschränkung der Souveränität für die Nation wieder gewonnen worden. Es ist, als ob uns eine Insel von ein paar tausend Quadratmeilen Flächeninhalt mit blühender Cultur und Wirthschaft, von Millionen tüchtiger Landleute bewohnt, wie aus dem Boden der See emporgestiegen und Deutschland zugewachsen wäre.

Und wahrlich, nicht allein die Macht der Nation ist größer geworden, wie die aus jedem Schlupfwinkel vertriebenen Particularisten jetzt räsonniren, indem sie den Machtcultus verdammen. Auch um die staatliche Macht und Größe ist es freilich ein schön und edel Ding, das nach allen Seiten seine culturliche Bedeutung hat. Leider scheint das in der Heimath noch immer nicht gebührend gewürdigt zu werden. Wir draußen in Ost und West, in Rußland und Frankreich, in England und Nordamerika fern von der Heimath lebenden Deutschen wissen das besser zu schätzen. Denn wir fühlen die bisherige Ohnmacht der Deutschen demüthigend und erkennen an unserer Umgebung, was es heißt, einem großen Staate anzugehören. Darum tönt es denn jetzt aus New-York und Petersburg, aus Paris und London einmüthig von den Deutschen aller bisherigen 33 Vaterländer, aller Parteien, aller Berufe und Stände: helft, helft, was an Euch ist, das großartig begonnene Werk der Neugestaltung Deutschlands durch Preußens herrlichen Staat fortführen und vollenden! Aber auch von der „Macht“ abgesehen: ein großes Staatsleben hat auch sonst seine weittragende, befruchtende Wirkung. Alles gewinnt dadurch, Gewerbe und Handel, Kunst und Literatur, nicht zum Wenigsten auch viele Wissenschaften, der ganze Mensch wird ein anderer, größerer. Namentlich die Wissenschaften vom praktischen Leben, die Staatswissenschaften, die Volkswirtschaftslehre, die Finanzwissenschaft, die Statistik, die Politik, die Staatengeschichte ziehen ihren reichen Nutzen, die Anschauungen werden erweitert, die Cathedertheorien modificirt, der Ge-

ruß der nächtlichen Lampe, der Dunst der bloßen Stubengelehrsamkeit verzieht sich. Und dabei brauchen wahrlich die soliden Seiten deutscher Gelehrsamkeit auch in diesem Kreise von Wissenschaften nicht dahin zu schwinden. —

Und noch einen anderen Vortheil neben der Beseitigung und Unschädlichmachung der Kleinstaaterie hat das Jahr 1866 gebracht, ja noch einen größeren. Die Kleinstaaterie legte die vorhandenen Kräfte der Nation nur lahm; das Mittelstaatenthum dagegen gab einem bedeutenden Theil dieser Kräfte sogar eine Richtung direct gegen das Interesse des deutschen Volkes, eine feindliche Richtung gegen jedes heilsame Bestreben, die gesunde politische Neugestaltung der Nation anzubahnen. Dieses Mittelstaatenthum war schon in den letzten Jahrhunderten des Reichs vielleicht die größte aller politischen Calamitäten. Denn in seinen Asterstaatsbildungen gab es einen scheinbaren Ersatz für den Mangel eines großen Staatelbens. Es hatte die äußere Einrichtung und Technik des Großstaats angenommen, dem es getreulich abgesehen, „wie er sich räuspert und wie er spuckt.“ Ewig bezeichnend für diese Art Staaten ist der herrliche Ausdruck „das Reich der Welfen“ für — das Königreich Hannover, diesen Theil des einstmaligen niedersächsischen Reichskreises mit den Bruchtheilen des westfälischen Kreises! In Erinnerung wird das classische Wort bleiben, mit dem der arme verblendete und bethörte blinde König, der Christ, Monarch und Welf, von seiner Hauptstadt Abschied nehmend, ihr ankündigte, er begeben sich in die südlichen Provinzen seines Landes. Südliche Provinzen! Göttingen und Grubenhagen! Vierundvierzig Quadratmeilen, 200,000 Einwohner! Liegt in den zwei Worten nicht das beste Urtheil über Hannovers Politif, über die ganze Misère des Mittelstaatenthums!

Aber auch sonst war dieses Mittelstaatenthum schon zu des Reiches Zeiten eine gefährliche politische Institution des deutschen Volks. Zu ohnmächtig für eine selbständige politische Rolle, war es doch schon damals mächtig genug, da und dort, durch Anschluß an das Ausland mit den Ausschlag zu geben oder durch Anlehnung an eine der beiden rivalisirenden deutschen Mächte den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen in seinem Interesse bis zur völligen Paralyisirung jedweden Fortschritts in den deutschen politischen Dingen zu steigern. Jetzt erst ist es endlich durch Preußens mannhafsten Sieg, im Augenblicke als dieser gefürchtete Gegner durch das ränkevolle Spiel Oesterreichs und seiner Schützlinge am Bundestage, wie diese hofften, dem Untergang entgegen zu eilen schien, herabgestoßen worden von der bevorzugten Stelle, welche gerade ihm durch die politischen Ereignisse im Anfang des Jahrhunderts zu Theil geworden

war. Denn darin lag ja der große Nachtheil der damaligen Territorialvertheilung, daß die Mediatifirung der kleinen und die Säkularifirung der geistlichen Staaten vornehmlich das Mittelstaatenthum vergrößerte. Wie hätte es auch anders sein können in dem von fremden Mächten dictirten Entschädigungsmodus von 1803 und in der Rheinbundszeit, wo Napoleon mit richtigem Verständniß das ausländische Interesse an der Territorialvertheilung Deutschlands zur Richtschnur nahm, oder auf dem Wiener Congreß, wo die Schöpfungen des Rheinbunds, in ihrem Bestand durch voreilige Verträge garantirt, so mächtige Protection genossen, und die Eifersucht der anderen europäischen Mächte auf das verdienstvolle Preußen selbst jetzt keine gesunde Machtvertheilung zuließ? Der schlimmste von diesen Staaten von Napoleon's Gnaden, der einzige, welcher noch heute weder in seiner Dynastie, noch in seiner Bevölkerung eine wirklich deutsche Gesinnung zeigt, Württemberg, hat noch heute genau die Grenzen, welche ihm sein Schöpfer gegeben, denselben mehr als doppelten Umfang wie am Ende des vorigen Jahrhunderts (354 gegen 166 Quadratmeilen)!

Was ist charakteristischer für die Rheinbundszeit, als daß die vier Mittelkönigthümer, Bayern, Württemberg, Sachsen und Westfalen, welches damals gewissermaßen die leere Stelle von Hannover einnahm, um 1812 3529 Quadratmeilen oder 37,2 Procent des deutschen Bodens in Besitz hatten, zu diesem Boden das ehemalige Reichsland Oesterreich und Preußens, nicht aber das im französischen Reiche einverleibte, mitgerechnet? Zusammen mit den sieben anderen kleineren Mittelstaaten umfaßte das Gebiet dieser Staatenkategorie um 1812 4816 Quadratmeilen oder 50,8 Procent, über die Hälfte des noch unter deutschen Regierungen stehenden Deutschlands. Im alten Reiche hatten diese Mittelstaaten um 1792 nur 3622 Quadratmeilen oder 30,4 des Reichsterritoriums inne gehabt, darunter einige größere geistliche Staaten inbegriffen. Die Regulirung von 1815 ersetzte Westfalen durch das beinahe ebenso große Hannover. Die vier kleinen Königreiche umfaßten noch immer 2715 Quadratmeilen auch nach der Theilung Sachsens und der mehr an Land als an Leuten erheblichen Verkleinerung Bayerns. Fast ein Viertel des Bundesgebiets (23,7 %) und mit Inbegriff der sechs kleineren Mittelstaaten Baden, beide Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Holstein-Lauenburg, Luxemburg, ein volles Drittel (33,8 %) oder 3848 Quadratmeilen war mittelstaatlich, hintermächtig. Fast nichts hat sich daran bis Anfang 1866 geändert. Die so gut wie vollständige Souveränität, über welche so eifersüchtig gewacht wurde, kam Allen und Jedem, gewiß auch manchem Guten, aber nicht weniger Schlechtem, sicherlich nur nicht den großen nationalen Aufgaben zu Statten. Auch hier hat Gottlob das Jahr 1866 aufgeräumt. Zerstückt ist einer

der schlimmsten größeren, zerstört sind zwei kleinere, unschädlich gemacht ist einer der übrigen größeren Mittelstaaten und ihrer aller in der Vereinigung bedeutenden Kräfte sind verfügbar und verwendbar geworden zum Heile Deutschlands. Das Gebiet der Mittelstaaten ist auf 2754 Quadratmeilen, wovon 2006 Quadratmeilen auf dasjenige der bestehen gebliebenen drei Königreiche kommen, auf 23,⁷ und resp. 17,³ % des bisherigen Bundesterritoriums reducirt worden. Damit ist das Mittelstaatenthum seinem Gesamtumfang nach unter das Verhältniß von 1792 endlich wieder hinunter gedrückt worden. Preußen und der norddeutsche Bund haben entsprechend gewonnen. Ein gedeihliches Verhältniß und eine vielversprechende Entwicklung der Territorialverhältnisse ist wieder angebahnt worden. —

Die Gründung des norddeutschen Bundes und die noch erfreulichere Vergrößerung und Kräftigung seines Kerns, des deutschen Zukunftstaates Preußen, ist gelungen. Dreißig Millionen, fast lauter kerndeutschen Stämmen angehörig, sind für die großen politischen und Culturaufgaben der Nation wieder geeinigt. Vierundzwanzig Millionen davon erfreuen sich bereits der unmittelbaren Angehörigkeit an Preußen und der Möglichkeit, den Unterschied zwischen Großstaat und Kleinstaat, Vormacht und Hintermacht zu erkennen und den Stolz des Franzosen, Briten, Russen nachzufühlen. Mehr als acht Millionen anderer Deutscher harren des Augenblicks, wo ihnen der engere Anschluß an den norddeutschen Bund ermöglicht wird. Die staatliche Consolidirung von achtunddreißig Millionen Deutscher ist in sicherer Aussicht. Wehe dem, der an diesen Staat des deutschen Volkes rührt! Der erste Kanonenschuß des raubgierigen und neidischen westlichen Nachbarn wird Alles unter Preußens Fahnen schaaren. Noch rafft zwar auch im Inneren der Particularismus seine letzten Kräfte zusammen, aber er kann das große Einigungsgewerk nicht mehr gefährden, nicht einmal mehr ernstlich aufhalten. Der Angriff der Fremden auf die nämliche staatliche Gestaltung der deutschen Nation, welche ein jedes unserer großen Nachbarvölker nur schon viel früher zu erreichen so glücklich war, wird die Redlichen unter den Particularisten ebenfalls unter das nationale Banner führen, wird sie die heilige Sache des Vaterlandes mit vertheidigen lassen. Den Verrotteten und Unverbessertlichen gegenüber wird aber doch endlich auch in Deutschland dasselbe Gefühl der Verachtung erwachen, das in den länger geeinten Staaten, in Frankreich, Spanien, England, Rußland, ja zu seiner Ehre sei es gesagt, auch schon in Italien Jedem begegnet, der dem nationalen Einheitsgedanken feindlich ist und sein Vaterland in politische Atome aufgelöst zur politischen Ohnmacht und damit zum Untergange verdammt sehen will.

Preußen und der norddeutsche Bund sind uns zu klein, so rufen

heute viele Deutsche, denen noch vor Kurzem ihr Siebenhundert-Quadratmeilenland Hannover, durch welfische Brillen betrachtet, groß genug war, ja als „Reich“ erschien. So ruft gar der Würtemberger, der Holsteiner, der Frankfurter. Auch uns und keinem im Norden ist der neue Staat bereits groß genug. Aber immerhin ist schon etwas erreicht, wenn jetzt König Wilhelm die Vertreter einer größeren Anzahl Deutscher um sich versammelt, als jemals der stolzesten und mächtigsten Kaiser Einer, Karl den Großen selbst nicht ausgenommen. Denn das Karolingische Reich war nur größer an Land, nicht an Bewohnern. Und dieses Dreißig-Millionenreich mit seinen achtehalb tausend Quadratmeilen verspricht der Ausgangspunkt und der Kern eines der größten und mächtigsten Reiche der Welt zu werden. Und damit berühren wir die dritte der großen Errungenschaften des Jahres 1866. Es ist das Fundament gelegt worden zur Wiederherstellung des durch unsere Zersplitterung so furchtbar zu der Deutschen Ungunst verschobenen politischen Gleichgewichts. Nicht ein Conglomeratreich aus Bruchtheilen verschiedenster Völker wird dieses neue deutsche Reich werden, wie es, von anderen antiken Reichen zu schweigen, das altrömische, später das Karolingische, das heilige römische Reich deutscher Nation in der Zeit seiner höchsten Blüthe und seiner größten territorialen Ausdehnung war, wie es neuerdings der erste Napoleon als ephemere Schöpfung in's Leben rief, wie noch heute etwa das britische und russische Weltreich dastehen. Auch nicht ein Schwarzenberg'sches Siebzigmillionenreich wird entstehen, in welchem das ganze wüste Völkerchaos jenseit March und Leitha Platz finden sollte. Nein, ein wesentlich nationales Reich steht uns in Aussicht, ein Reich, das seine Gesundheit und Naturgemäßheit dadurch kundgibt, daß es ein Staat ist, in welchem die ungeheure Mehrheit Eine Sprache, wenn auch in mancherlei Mundarten, spricht, Eine Literatur, Eine Wissenschaft besitzt, die religiösen Gegensätze nicht zerstörend sind, die confessionellen Unterschiede nicht die politische und culturliche Gemeinschaft aufheben, ein Staat mit einem Worte, der den Namen des deutschen mit vollstem Rechte, wenn er auch nicht ausschließlich deutschnationale Angehörige umfaßt, und mit ungleich größerem Rechte als das alte deutsche Reich in der Periode seines Glanzes führen darf. Auf der Grundlage des Nationalitätsprincips, wie jeder gesunde Staat, nicht auf derjenigen des Stammesprincips oder gar einer beliebig herausgerissenen Volks- und Landmasse, wie die bisherigen Territorien und sogenannten Staaten Deutschlands, wird sich dieser deutsche Staat entwickeln. In echt deutscher Weise wird dabei das Nationalitätsprincip mit Recht die leitende Richtschnur sein, aber das andere Princip, nach welchem die Staatsangehörigkeit ge-

nügt, um das Staatsvolk zu bilden, wird damit passend vereinigt werden. Die deutsche Nation ist groß genug und hat, im Gegensatz zu den Franzosen, hinlängliche innere Vermehrungskraft, um nicht die Größe ihres Staats erst durch die immer leicht drückende, immer leicht Herrscher und Beherrschte entsittlichende Beherrschung fremder Lebens- und entwicklungsfähiger Völker oder größerer Bruchtheile derselben zu erlangen. Wir brauchen die verrückte und ungerechte Theorie der „natürlichen Grenzen“ nicht und haben nicht nöthig, überall nach aneignungsfähigen Abspalten fremder Nationalitäten und Staaten uns umzu-
thun, die Profanen gierig sammelnd, die vom Tische der Territorialregulirung fremder Völker abfallen. Die Deutschen werden auch wie jedes großartig colonisirende Volk niemals beanspruchen, ihre jetzt schon fast über die ganze Erde, über Osteuropa, Nord- und Südamerika, Australien verbreiteten Colonien als Theile ihres Reiches zu betrachten, wenn sich auch der mächtige Nationalstaat seiner verstreuten Landsleute besser als es bisher geschehen in Nothlagen annehmen wird. Die deutsche Nation ist aber auch mächtig und werthvoll genug, um nicht da, wo bei einer politischen Trennung wegen der geographischen Lage der Wohnsitze eine Mehrzahl Deutscher unter fremde oder Fremde unter deutsche Herrschaft gebracht werden müssen, ihr gutes Vorrecht zu behaupten, wie an den deutschen Ostgrenzen gegenüber Polen und Litthauen. —

Das sind die Ergebnisse, welche die preussischen Thaten von 1866 gebracht, die Hoffnungen, welche sich an diese großen Ergebnisse anknüpfen. Sie sind eine Folge zufälligen Waffenglücks, sagen die Feinde der deutschen Sache drinnen und draußen, ein künstliches Machwerk, das wieder zerfallen kann, zerrieben muß, rufen particularistische Verräther, mit Sehnsucht nach Westen blickend. Und von dort scheint ihnen Hülfe kommen zu sollen. Der kleinliche Neid jener Nation, die sich die erste dünkt, scheint eine ruhige Entwicklung des Regenerationsprocesses Deutschlands nicht dulden zu wollen. Nun, wohlun, sei es denn. Ein gerechterer Krieg begann noch nicht. Denn was ist Preußens und Deutschlands Verbrechen, als daß sie sich schaffen wollen, was die Franzosen längst besitzen, den großen nationalen Einheitsstaat. Nein, kein Kunstprodukt sind die politischen Gestaltungen Deutschlands, die wir Preußen verdanken, sie sind nur ein nothwendiges Resultat langer Entwicklung, ein nur später, aber ebenso wie überall bei den Hauptvölkern Europas eintretender Proceß der staatlichen Consolidirung des deutschen Volks. Mit gutem Muth und festem Vertrauen auf seine Kraft könnte Deutschland wenn jemals, so heute, in den Kampf gehen. Wenn nicht noch andere, so würde es wenigstens Rußland, das mit Deutschland fast keine entgegengesetzten und sehr viel

gleiche Interessen hat, unter seinen Verbündeten oder doch unter seinen Freunden finden.

Betrachten wir nun die deutsche Staatsentwicklung im Zusammenhang mit derjenigen der anderen europäischen Staaten, um näher nachzuweisen, daß wir überall demselben Entwicklungsgezet bezeugen: dem Siege des Nationalitätsprincips.

2.

Unser Jahrhundert wird oftmals als die Epoche der Großstaaten bezeichnet. In dieser Allgemeinheit ist dieser Ausdruck nicht berechtigt. Die europäischen Staaten haben sich weder der Zahl nach allgemein vermindert, noch die Großstaaten sich allgemein vergrößert. Die Mittel- und Kleinstaaten sind nicht durchaus verschwunden, noch auch alle kleiner geworden. Die Kriegsperiode im Anfang des Jahrhunderts schloß mit dem Siege der kleineren Großstaaten gegen das übertriebene Großstaatenthum der Universalmonarchie. Seitdem beschränken sich die bedeutenderen Territorialänderungen fast ausschließlich auf drei große Länder- und Völkerguppen, auf Italien, Deutschland und Südosteuropa. In den beiden ersteren vermindert sich in den fünfzig Jahren von 1816 bis Ende 1866, als Fortsetzung eines bereits früher begonnenen Entwicklungsgangs, die Staatenzahl allerdings nicht unerheblich und in der That endlich auch hier zu Gunsten des Großstaatenthums, in Italien von 10 auf 4, in Deutschland von 39 auf 28, Luxemburg-Limburg noch eingerechnet. Umgekehrt vermehrt sich in Südosteuropa die Zahl der Staaten von 1 auf 5, da man die drei türkischen Schutzstaaten Rumänien, Serbien und Montenegro jetzt wohl schon als selbständige Staaten, fast wie Griechenland, ansehen darf. Im übrigen Europa ist die Zahl der Staaten gleich geblieben: sie beträgt 11. Zwar verschwand Krakau (1846) und mit ihm der letzte Rest eines selbständigen Polen, aber Belgien kam neu hinzu (1830). Die Gesamtzahl aller europäischen Staaten hat sich demnach von 59 auf 47 vermindert. Holland mit Luxemburg-Limburg und im Jahre 1816 auch Dänemark mit Holstein-Lauenburg, ferner Schweden und Norwegen und auch bereits die frühere Schweiz vor ihrer Umbildung zum Bundesstaat sind hier je als ein Staat gerechnet. Auch die meistens vergessene kleine Pyrenäenrepublik Andorra wurde in den obigen Zahlen berücksichtigt.

Die Verminderung der Staatenzahl auf dem gleichen Territorium, den 181,000 Quadratmeilen Europas, bedeutet natürlich eine durchschnittliche Vergrößerung jedes Staats, statistisch berechnet. Aber da sich die Territorialänderungen fast ganz auf die genannten Ländergruppen beschrän-

ten, so ergibt sich als Resultat nur eine bedeutende Vergrößerung der Durchschnittsgröße eines italienischen und deutschen Staats und die Verkleinerung eines südoeuropäischen. Im übrigen Europa ist mit Ausnahme von Holland und Belgien fast Alles gleichgeblieben. Die Zahl der italienischen und vollends der deutschen Staaten ist schon vor dem Jahre 1816 viel kleiner geworden, also auch damals die Durchschnittsgröße gewachsen. Aber die neuere Veränderung erfolgte weit mehr als die frühere im Interesse Italiens und Deutschlands, weil die Vergrößerung nicht mehr zu Gunsten der Mittel- und der anderen Kleinstaaten oder gar des Auslands, sondern zu Gunsten des nationalen Einheitsstaats vor sich ging. Genua und Venedig, wie schon früher Mantua, Montserrat, von älteren Zeiten zu schweigen, waren schon 1816 aus der Zahl der selbständigen Staaten verschwunden. Aber ihr Gebiet, wie später dasjenige von Massa-Carrara und Lucca, vergrößerte zum Theil nur das Herrschaftsgebiet der fremden Macht oder des heimischen Particularismus. Wie in Italien so ging es in Deutschland. Die Revolutionskriege, der Reichsdeputationshauptschluß, der Rheinbund, die Friedensschlüsse und Verträge von 1814—16 haben freilich die Staatenzahl von 324 auf 39 reducirt. Aber zum großen Theil profitirten davon, wie wir sahen, die Mittel- und Kleinstaaten, welche das Geschick noch bestehen ließ, oder fremde Staaten, wie Belgien, halbfremde wie Oesterreich, selbst noch Frankreich und die Schweiz. Bis zum Kriege von 1866 verminderte sich die deutsche Staatenzahl nur von 39 auf 33. Zwei verzichteten freiwillig auf ihre Souveränität, beide Hohenzollern (1849), und nur ihr kleines Gebiet wuchs dem Einheitsstaate zu. Die Herrscherhäuser von vier anderen Staaten starben aus, aber Land und Volk vergrößerte die Klein- und Mittelstaaten. Gotha (1825) ward von den jetzigen Staaten Coburg-Gotha, Meiningen-Hildburghausen und Altenburg beerbt. Durch das Aussterben von Röhren (1847) und Vernburg (1863) vermochte Dessau wieder eine Gesamtmonarchie Anhalt zu bilden. Hessen-Homburg fiel an Darmstadt (1866). Es gab und giebt vielleicht noch brave deutsche Patrioten, die da meinten, die deutsche Einheit werde nach unseres Herrgotts Rathschluß schon durch das allmähliche Aussterben der Dynastien herbeigeführt werden!

Erst die Jahre 1859 und 1866 brachten nach langer Pause in Italien und Deutschland eine gesunde Weiterentwicklung der Territorialbildung auf Kosten fremder Staaten und des Particularismus zuwege. In der immer noch großen Zahl der Staaten tritt diese günstige Entwicklung nicht einmal so vollständig zu Tage, wie es der Wirklichkeit entspricht. Aus Sardinien ist Italien geworden, der neue Einheitsstaat hat fast sein ganzes Nationalgebiet errungen. Zwar noch besteht der Kirchenstaat neben ihm,

aber schon ist der größte Theil des Gebiets des ersteren mit Italien vereinigt. Von 753 Quadratmeilen mit 3,¹² Millionen Einwohnern sind dem päpstlichen Staate nur noch 214 Quadratmeilen mit 0,7 Million Einwohnern verblieben, — und auf wie lange noch! Die zwei anderen Staaten San Marino (1,¹² Quadratmeilen mit 7080 Einwohnern) und Monaco ($\frac{1}{4}$ Quadratmeile mit noch nicht 2000 Einwohnern) können bei ihrer verschwindenden Kleinheit ohne Schaden für das Ganze ihre Existenz fortführen oder ganz ignorirt werden. So giebt es eigentlich nur noch zwei italienische Staaten. Freilich noch haben fremde Mächte italienischen Boden und italienisches Nationalgebiet inne, Frankreich Corsica und nunmehr auch Nizza, um von dem in nationaler Beziehung streitigeren Savoyen und von dem abgekauften Theil Monaco's nicht zu reden, England immer noch Malta und zwischen Italien und Oesterreich ist der Streit um Südtirol, Triest und das Küstenland, vielleicht selbst um Istrien und Theile von Dalmatien noch nicht definitiv ausgetragen. Aber in der Hauptsache doch zum nationalen Einheitsstaate erwachsen und in innerer Consolidirung begriffen, kann Italien allgemach daran denken, auch die übrigen Gebiete seiner Nationalität und Cultur, welche noch unter Fremdherrschaft stehen, wieder zu erlangen.

Nicht so weit ist Deutschland bereits gekommen, aber doch befindet es sich auf dem besten Wege, das Ziel vielleicht noch früher als sein vorausgeklärter Leidensgenosse, Italien, zu erreichen. Groß genug ist die Zahl der deutschen Staaten immer noch, noch immer größer als die aller anderen europäischen Staaten zusammen genommen. Aber glücklicher Weise sieht sie schlimmer aus als sie ist. Der norddeutsche Bund mit seinen 21 Staaten kann jetzt für die wichtigsten politischen Fragen als ein mit Preußen identischer Staat gelten, so gut wie die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dann vermindert sich die Zahl der deutschen Staaten bereits auf 8 oder auf den vierzigsten Theil der Zahl von 324, welche vor den Revolutionskriegen 1792 zwar das eine deutsche Reich bildeten, aber damals viel selbständiger waren, als sie es jetzt innerhalb des norddeutschen Bundes sind. Zur Zahl 8 gehört das minimale Liechtenstein (2,⁹ Quadratmeilen mit 8000 Einwohnern), welches auch hier wohl ohne Schaden ignorirt werden kann. Die süddeutschen Staaten, selbst das schwäbische Württemberg, haben mit Preußen Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen, durch welche auch ihre Kräfte der nationalen Sache, also dem Einheitsstaatszweck, zu Gute kommen. So bleibt neben dem neuen Deutschland nur noch Luxemburg-Limburg und Deutsch-Oesterreich stehen. Sollten diese auf immer verloren sein und abgetrennt bleiben? Wahrlich, Deutschlands politische Gestaltung hat Dank Preußen einen ge-

waltigen Fortschritt zum Besseren und Besten gemacht. „Was seiner Fürsien Trug zerklaut, vom Kaiser und vom Reich geraubt“ hat Deutschland durch Preußen mannhast wieder zusammen zu bringen begonnen.

Diese einfache Gruppierung bekannter Thatfachen zeigt, daß der Charakter der Epoche in der Umbildung des deutschen und italienischen Staatengetrümmer zu nationalen Einheitsstaaten liegt. Vergebens rebet Napoleon III. seinen Unterthanen ein, umsonst schmeicheln sich diese, daß unser Jahrhundert die allgemeine Tendenz zur Großstaatenbildung kundgebe. Vergebens werden die Franzosen hoffen, daß nun wieder an sie die Reihe komme, sich auf Kosten der Kleinen zu vergrößern, nachdem es Preußen und Italien gethan. Umgekehrt, an letztere kam die Reihe eben erst später. Die deutsche und italienische Nationalität haben nun nachgeholt, was Großbritannien und Spanien, Frankreich und Rußland bereits vor Jahrhunderten bewerkstelligt hatten: auch sie schaffen sich endlich den nationalen Einheitsstaat und werden zu Großstaaten, weil ihre Völker numerisch und kulturell stark sind. Nicht auf Kosten fremder Völker erfolgt diese Entwicklung, wie es nothwendig wenigstens zum Theil die Ausdehnung Frankreichs thun würde, weil in den von ihm erstrebten Ländern auf dem linken Rheinufer weit mehr Rhein-Deutsche und Deutsche flämischen und holländischen Dialekts als Franzosen (Wallonen) wohnen.

Faßt man die politischen Concentrirungen, welche sich bei den genannten vier größeren Völkern Europas bereits früher vollzogen haben, in ihrem Zusammenhang mit der jetzigen analogen Entwicklung in Deutschland und Italien auf, und stellt man daneben den Auflösungsproceß der Türkei und vielleicht der österreichischen Monarchie, so erweist sich das neunzehnte Jahrhundert nicht als die Epoche der Großstaaten, sondern als diejenige der Nationalstaaten. Unter diesen aber behaupten natürlich diejenigen den Vorrang, welche große Völker zusammenschaffen, und insofern wird man von der Epoche der großen Nationalstaaten sprechen dürfen. Zur maßgebenden Bedeutung, nicht nothwendig — und hoffentlich nicht — zur unmittelbaren Herrschaft über lebens- und entwicklungsfähige kleine Völker, gelangen damit die Hauptvölker und in dem Maße, als sie dieses sind. Ist das nicht in jeder Hinsicht eine natürlichere, gesündere, sittlichere Entwicklung, als sie die früheren Zeiten kannten? Nein, nicht gewaltthätig ist unser Jahrhundert, wie es sogar die Franzosen jetzt gern nennen und wie die kleinen Nebenvölker klagen. Es vertheilt nur die Macht endlich wieder an diejenigen, welchen sie von Gott-, Natur- und Rechtswegen gebührt, an die Hauptvölker!

Es giebt in Europa kein einzelnes Volk, welches an Zahl und an körperlicher und geistiger, sittlicher und wirtschaftlicher Stärke die anderen

so überragte, um den alleinigen Vorrang zu behaupten. Wie sich auch Frankreich immer gebehrt, es kommt über die Thatsache nicht hinweg, daß die drei anderen großen Nationalstaaten des Continents, Preußen, Italien und zuletzt vor diesen Rußland, den Vorsprung wieder eingeholt haben, um welchen ihnen Frankreich in der einheitsstaatlichen Entwicklung voraus war. Was geschieht damit auch Frankreich für ein Unrecht? Hatte dieser Staat nicht bereits am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts erreicht, was er jetzt anderen zu erlangen mißgönnt? Umfaßte er nicht damals schon sein National- und Culturgebiet und griff sogar nach einer Seite darüber hinaus? Zieht Frankreich z. B. Deutschland gegenüber nicht noch heute seinen Vortheil aus dieser früheren Staatsentwicklung, die ihm bei gesunden inneren Zuständen ermögliehen würde, Culturaufgaben zu lösen, mit denen sich Deutschland gerade wegen der Sorge um seine staatliche Consolidirung noch nicht einmal beschäftigen kann? Oder ist es ein Unrecht, daß Deutsche und Italiener große Völker sind? Wahrlich, der nüchterne Franzose müßte sich endlich einmal sagen, daß sein Volk ein, aber nicht das Hauptvolk Europas ist. Ja es könnte den westlichen Nachbarn nur frommen, wenn sie nicht übersähen, daß ihre Nation nach Zahl und nach politischen und geistigen Eigenschaften nicht einmal *primus inter pares* ist. Das wird nur zu ihrem eigenen Schaden bei dem eiteln Gerede vom „legitimen Uebergewicht“ und vom tambourartigen Marschiren à la tête de la civilisation vergessen. Die Franzosen können unter den Hauptvölkern im günstigsten Falle nur ein Gleichgewicht beanspruchen. Sein zeitweiliges Uebergewicht verdankte Frankreich, wie gelegentlich Rußland, nicht so sehr der Zahl und den Eigenschaften seines Volks, diesen dauernden Grundlagen der Staatsmacht, als der Zersplitterung und deshalb der Kraftlosigkeit der anderen großen Nationen Europas, vor Allem dem politischen Zustande Deutschlands. Auch ohne Annexionen, welche seine Nachbarn und Rivalen stärkten, muß ein Volk, das wie das französische fast keine innere Vermehrungskraft mehr zu haben scheint, nothwendig mit der Zeit an Kraft und Macht von anderen überholt werden, welche sich stark vermehren und doch gleichzeitig ihre wirthschaftlichen und Culturmittel mit dieser Vermehrung Schritt halten zu lassen wissen. Eine solche Nation wächst an Quantität und Qualität. Soll die daraus hervorgehende Verschiebung der nationalen Machtverhältnisse, wenn sie auch der renomnistische Gegner in seiner Straßenpolitik gern übersieht, sich auch niemals praktisch geltend machen dürfen? Mochten die Franzosen beachten, worauf erst neuerdings gelegentlich Prediger in ihrer Wüste einen Blick warfen, daß schon bisher Deutschland oder der deutsche Bund und vollends Preußen und Norddeutschland an Volkszahl

Frankreich immer mehr den Vorsprung abgewannen. Die Herren Duval, Mandot und Andere haben jüngst betont, welche Consequenzen die langsamere Volksvermehrung Frankreichs im Vergleich zu anderen Ländern in der Zukunft haben könnte. Höchstens das Großbritannien gegenüber schon gegenwärtig geänderte Verhältniß wird dabei in Betracht gezogen. Denn immer noch lieben es ja diese Westvölker vornehmlich nur mit einander sich zu vergleichen, als gäbe es außer ihnen nichts Ebenbürtiges. Will man damit vielleicht über die unangenehme Thatsache hinwegkommen, weil man sie sich selbst im Augenblicke, wo man den Landsleuten die Gefahr vorhält, noch nicht offen zu gestehen wagt, daß nämlich die verschiedene Volksvermehrung bereits die Machtverhältnisse zwischen Deutschland, Preußen und Frankreich stark verändert hat?

Nun, hier die berechneten Zahlen! Frankreich ohne seine italienischen, Preußen ohne seine deutschen Annexionen verglichen, der norddeutsche und der deutsche Bund daneben gestellt, ohne Einrechnung der leider bereits 1839 an Belgien abgetretenen zwei Drittheile von Luxemburg und ohne Berücksichtigung des für diesen Verlust in Limburg nur scheinbar gegebenen Ersatzes. Auf diesem also gleichgebliebenen Territorium vermehrte sich die Bevölkerung Frankreichs von 1821—61 von 30,⁴⁰ auf 36,⁸⁰ Millionen. Für die Zeit von 1806—21 liegt keine Zählung vor. Im Jahre 1816 wird die Bevölkerung ziemlich genau auf 30 Millionen angenommen werden können. Die Einwohnerzahl des Deutschen Bundes betrug 1816 30,⁰⁰, also fast genau so viel, 1864 dagegen 46,⁵⁵ Millionen Einwohner, also fast 10 Millionen mehr, als die Frankreichs. Es ist dabei die rechnungsweise Vermehrung der Bevölkerung in Deutsch-Oesterreich von 1857, wo die letzte Zählung stattfand, bis 1863 nach der amtlichen Angabe, ferner die durch die erste ordentliche Volkszählung — ebenfalls eine Errungenschaft des norddeutschen Bundes, zu der es die Kirchturmsinteressen unter dem deutschen Bunde nicht kommen ließen — in Hamburg im Jahre 1866 constatirte stärkere Bevölkerung dieses kleinen Staats berücksichtigt worden. 1816 lebten in Frankreich 3110, in Deutschland (deutscher Bund) 2630, 1861 resp. 1864 dagegen 3820 und 4100 Menschen auf der Quadratmeile, damals in Frankreich fast 500 mehr, jetzt fast 300 weniger. Dieser große Fortschritt Deutschlands, Symptom und Folge und wiederum Ursache der verbesserten und noch stärker als in Frankreich verbesserten wirtschaftlichen Zustände und der zu unseren Gunsten verschobenen Machtverhältnisse, ist in höherem Maße auf Rechnung des Nordens und namentlich Preußens und Sachsens zu setzen. Darin tritt ein ebenfalls oft übersehener Punkt, die im Laufe dieser fünfzig Jahre allmählich veränderte natürliche Machtstellung der deutschen Staaten unter

einander, soweit diese von der Größe der Bevölkerung abhängt, hervor. Preußens Bevölkerung, einschließlich Ost- und Westpreußen und Posen, aber ohne Hohenzollern, stieg von 1816 — 64 von 10,³⁶ Millionen auf 19,¹⁰ Millionen Einwohner. In diesem Zeitraume ist nur das coburgische Fürstenthum Lichtenberg im Jahre 1834 mit damals 22,000 Einwohnern zum preussischen Territorium hinzugekommen. Am Schluß der napoleonischen Aera dreimal so stark an Volkszahl als das auch damals durch die Eifersucht der Mächte kleingehaltene Preußen, war Frankreich auch dem Preußen vor dem Kriege von 1866 nicht mehr um das Doppelte überlegen. Auf dem zum Theil so stiefmütterlich ausgestatteten Boden Preußens wohnen jetzt fast genau so viel Menschen, auch mit Einbeziehung der nordöstlichen Provinzen, als auf dem gesegneten Boden Frankreichs, 3800 pro Q.-Meile, ehemals, 1816, dagegen 1050 weniger (2050)! Nach der Bundesmatrikel von 1816 zählte Deutsch-Oesterreich 1,⁴ Million Einwohner mehr, 1864 aber 1,²⁶ Million weniger als die im deutschen Bunde stehenden Provinzen Preußens. Bayern hatte 1816 etwas mehr als den dritten Theil, 1864 nur noch den vierten Theil der Volkszahl Preußens (resp. 3,⁵⁶ und 4,⁸¹ Millionen), Hannovers Bevölkerung betrug damals mindestens 12,⁶, vermuthlich 13—14 Procent der preussischen, jetzt nur noch ein wenig über 10 Procent. Im Gebiete des norddeutschen Bundes (ohne Schleswig) wohnen jetzt 28,⁸⁵, 1816 nur 16,⁴⁸ Millionen, in den südwestdeutschen vier Staaten damals c. 6,⁴, heute 8,⁵² Millionen Einwohner. Welch verschiedenes Tempo in allen diesen Fortschritten und welch günstiges Bild Norddeutschlands und voran Preußens im Vergleich mit Süddeutschland und Oesterreich, und ganz Deutschlands im Vergleich mit Frankreich! Und dieses viel stärkere Wachsthum der Bevölkerung trotz und neben der viel stärkeren Auswanderung! Daran ändert es auch nichts, wenn das günstigere Verhältniß Deutschlands und besonders des Nordens in Wirklichkeit vielleicht um ein Weniges zurücktreten würde, wenn die älteren Volkszählungen nicht alle von gleichem Werthe und namentlich die französischen schon genauer gewesen sein sollten, als die deutschen, so daß die reelle Zunahme ein wenig kleiner wäre. Ohnehin ist dieses nicht sicher zu behaupten. Auch in den letzten 30 Jahren, wo auf alle Zählungen fortwährend mehr Verlaß ist, läßt sich die geschilderte Ungleichheit im Tempo der Entwicklung zwischen den genannten Staaten fast von einer Zählungsperiode zur anderen wahrnehmen.

Die praktische politische Bedeutung der veränderten Bevölkerungsverhältnisse liegt auf der Hand. Es ist möglich geworden, Deutsch-Oesterreich mit fast 13½ Mill. Einwohnern — hoffentlich nur zeitweise — aus dem neuen politischen Verband Deutschlands ausscheiden zu lassen und doch in

dem mit dem Südwesten vereinten preußisch-deutschen Bundesstaate einen Frankreich in jeder Beziehung und namentlich auch an Volkszahl ebenbürtigen Staat an die Seite zu setzen. Dieses Neu-Deutschland enthält 37,⁷⁷ (1864), Frankreich selbst mit seinen italienischen Annexionen, welche eine unedle Politik als Trinkgeld dem Verbündeten abrang, nur 37,⁴⁷ Millionen Einwohner (1861). Im Jahre 1816 mußte Oesterreich noch 9,⁵ Millionen Einwohner stellen, um dem deutschen Bunde die gleiche numerische Stärke wie Frankreich zu geben. Noch einige Jahrzehnte einer in dieser Weise fortdauernden Entwicklung und Frankreich ist auch von dem unter Preußen geeinten Deutschland allein wieder weit überflügelt, ohne daß dazu Oesterreich oder den anderen Nachbarn, welche so viel Angst vor Neu-Deutschland heucheln, ein Fußbreit Land genommen zu sein brauchte. Das ist freilich, naturwissenschaftlich betrachtet, auch eine Art Annexion, Naturstoffe werden dabei in Fleisch und Bein verwandelt und neue Menschengeister erstehen. Großt Frankreich auch darob? Fast möchte man es meinen! Es ist doch der äußerste Grad politischer Naivetät der in diesem Genre großen Franzosen, wenn im Journal des Débats Stimmen ertönen, wie die des Herrn Duval. Dieser Herr nimmt Act davon, daß das schnellere Wachstum der Bevölkerung in vielen Staaten Europas Frankreich mit einer allgemeinen Ueberflügelung bedrohe und betont die Nothwendigkeit der Abhülfe. Mehr und mehr zerfalle auch dadurch das im Jahre 1815 zwischen den Organen des europäischen Staatensystems begründete Gleichgewicht der Kräfte und darin liege ein Grund mehr für die Herstellung desselben auf neuen Basen. Hätte Frankreich hierbei nur auf die Ziffer seiner Bevölkerung hinzuweisen, welche, ohne ganz still zu stehen, doch hinter der allgemeinen Bewegung zurückbleibt, so würde es zu kurz kommen. Ja freilich! Oder verlangt der Herr eine periodische Revision der Karte von Europa zu Gunsten des zurückbleibenden Frankreichs?! Sollen zur Herstellung des Gleichgewichts etwa Annexionen Statt finden, zur Ausgleichung der langsamen Volksvermehrung, vielleicht als Prämie für das berufene Zweikindersystem?! Hat Frankreich an seiner deutschen Bevölkerung im Elsaß- und Moseldepartement nicht mehr gesundes Blut genug zur Auffrischung seiner Kräfte und braucht es schon neue deutsche Länder für diesen Zweck! Bei Gott, es thäte Noth, daß dieses erste Volk der Civilisation allmählich ganz Deutschland annektirte, nur um seine in natürlicher Vermehrung zurückbleibende Volksmenge wieder in's Gleichgewicht mit derjenigen anderer Staaten zu setzen!

Aber nicht allein die Franzosen verzehren sich in Neid über den politischen Regenerationsproceß des italienischen und vollends des deutschen Volks. Auch die kleinen Völker um uns herum schwellen jetzt ob ihres

auf immer dahin geschwundenen Einflusses und Klagen über die Gewaltthätigkeiten, welche sie vermeintlich von den großen nationalen Einheitsstaaten und etwa gar von Deutschland bereits erleiden sollen oder doch zu befürchten hätten, vergessend, was gerade sie so oft einst im Uebermuthе gefrevelt. So manche von ihnen haben zwar ohne der Deutschen Zuthun gerade von Frankreich oder von Rußland zu leiden gehabt, von denen sie schon früher in die gebührenden Schranken zurückgewiesen wurden. Aber sie ahnen doch nicht so ganz mit Unrecht, daß ihre Zeit der Herrschaft über Andere erst mit der Wiedergeburt Deutschlands für immer dahin ist. Nur die Zersplitterung der Kräfte dieses deutschen Volks, des an sich mächtigsten in Europa, ermöglichte ja sogar numerisch so schwachen Völkern wie Türken, Polen, Schweden, Dänen, oder vollends bloßen abgefallenen kleinen Bruchtheilen großer Nationen, wie den Holländern oder den Schweizern, eine Zeitlang eine bedeutendere Rolle zu spielen und einigen von ihnen, selbst den Hauptvölkern, Befehle zu dictiren. Wie wurde gar erst das arme Deutschland in seiner unwürdigen Zersplitterung der Spielball selbst dieser Nebenvölker, mußte sogar ihnen Provinzen überlassen! Gottlob, das hat sich geändert. Der Deutsche tritt wieder als Hauptvolk hervor. Wenn Einer, so er, nicht der Franzose oder Brite, wird der Erste unter den Gleichen sein. Wenn der Pole oder Schwede, der Holländer oder Däne folgerichtig denken kann, so muß er die jetzige politische Bedeutung seines Staats oder seiner Nation als die immerhin viel natürlichere und wichtigere, die einstige dagegen als den Gipfel der Unnatur betrachten. Damals war die Ausnahme, jetzt ist die Regel in der Entwicklungsgeschichte der Völker und Staaten eingetreten. Beklagen kann der Angehörige der Nebenvölker höchstens, daß sein Volk kein Hauptvolk ist. Fast nirgends herrschen bisher die großen Völker über die für ein selbständiges Staatsleben fähigen kleinen Völker. Schweden, Norweger und Dänen, Türken und Ungarn, Holländer, Belgier und Schweizer, Portugiesen haben ihre unabhängigen kleinen Nationalstaaten erhalten, obgleich die Berechtigung mancher von ihnen dazu zweifelhaft genug ist aus dem Standpunkte des Nationalitäts- (nicht des particularistischen Stammes-) Princip. Aber der Gefahr, daß diese Kleinen wieder die Großen zerstückeln möchten, ist allerdings durch das System der großen Nationalstaaten, welches seinen Abschluß in der politischen Consolidirung der Russen, Italiener und Deutschen findet, wohl dauernd vorgebeugt. Das kann nur bedauern und ändern wollen, wer jene ehemals herrschenden kleinen Völker so zahlreich und tüchtig wie die großen zu machen vermöchte.

3.

Ein seltsamer Vorwurf, in welchem sich französische Chauvinisten wie Thiers und Consorten, österreichische und großdeutsche und manche Politiker jener kleinen Nebenvölker jetzt begegnen, wird unserem Zeitalter daraus gemacht, daß in ihm das Nationalitätsprincip die vornehmste Grundlage der Staaten und der leitende Grundsatz der Politik geworden sei. Welch höheres Lob könnte es für unser Jahrhundert geben, wäre dieser „Vorwurf“ begründet! Denn giebt es eine natürlichere und sittlichere Grundlage der Staatsbildung? Wo anders sind die größten Thaten der Geschichte bei den alten und neuen Völkern verzeichnet, von den Perserkämpfen der Athener bis zu den Thaten der Schweizer und Holländer und den Befreiungskriegen der Preußen und Deutschen, als da wo das nationale Gemeinwesen vertheidigt wurde? Wo ist mehr Schwungkraft gewesen, als eben in den Nationalstaaten? Wo fühlte sich jemals ein lebensfähiges Volk von Ehr- und Selbstgefühl oder ein Bruchtheil eines solchen wirklich auf die Dauer wohl unter der Fremdherrschaft oder in der erzwungenen, wenn vielleicht auch vielfach wohlthätigen Verbindung mit einem anderen? Zeigt nicht gerade die Geschichte der meisten der vorerwähnten Nebenvölker des neueren Europa, daß hier der Mangel materieller Kraft so oft durch glühenden Patriotismus für den Nationalstaat ersetzt und alle Fähigkeiten des Individuums bis zum Aeußersten angespannt wurden? Sind diese Staaten nicht lebendige Zeugen für die Wahrheit und Berechtigung des Nationalitätsprincips in kleinen Verhältnissen? Warum soll nicht dasselbe in größeren gelten? Nein, nur deutlicher erkannt, theoretisch erfaßt und auf diese Weise von Neuem mit vermehrter Kraft in die praktische Politik eingedrungen ist das Nationalitätsprincip. Aber das belebende Element im Staate war es von jeher, war es namentlich in den letzten Jahrhunderten seit der zweiten Hälfte des Mittelalters. Es hat sich bei den großen Völkern lange Zeit nach Außen gegenüber den von Fremden beherrschten Nationalitätsbruchtheilen nicht so stark geltend gemacht, weil zuvor im Innern das aus der Stammesverschiedenheit hervorgegangene Trennungsgefühl durch das Gefühl der höheren nationalen Zusammengehörigkeit überwunden sein mußte. Auch die durch den Feudalismus bewirkte Zersplitterung der Volks- und Staatskräfte mußte erst durch den Einheitsstaat bis zu einem gewissen Umfang beseitigt sein. Alsdann aber hat sofort die Reaction nach Außen begonnen und der erstarkte Nationalstaat sucht sich der ihm abgerissenen oder seit lange getrennten stammverwandten Grenzlande zu bemächtigen.

In zwei einfachen statistischen Thatfachen tritt die Wahrheit dieser Behauptungen hervor: seit 3—400 Jahren hat sich in Europa, von Ita-

lien, Deutschland und der Türkei abgesehen, die Zahl der Staaten kaum verändert, um so mehr sind die Größen- und Machtverhältnisse verschoben worden. Lebens-, wir möchten sagen, staatsfähige, auch kleine Culturvölker erhielten ihren Nationalstaat selbst im Kampf mit den großen, aber sie verloren freilich die Gebiete, welche ihnen als Nation nicht gehörten. Die großen Völker rangen mit einander in heißen langen Kämpfen, aber sie behaupteten auf die Dauer selten, was sie vom Nationalgebiet anderer Culturvölker zeitweilig erworben hatten, auch wenn sie im Ganzen siegreich waren. Sie verloren dagegen umgekehrt auch selten von ihrem eigenen Nationalgebiete Erhebliches, auch wenn sie an Macht und Größe zurückkamen.

Es bleibe nur einmal der Blick nicht immer an den leitenden Personen, den Fürsten, Staatsmännern und Feldherrn hängen, welche Alles spontan zu machen, nicht an den zufälligen Umständen, unter welchen die historischen Vorgänge sich zu entwickeln scheinen. Man betrachte nur den Gang der Geschichte im Großen, wie er wohl in der allmählichen Veränderung und Entwicklung der Staatsgebiete am Deutlichsten zum Vorschein kommt. Mindestens die neuere Geschichte Europas in den letzten 600 Jahren ist ein glänzender Sieg des Nationalitätsprincips fast in allen Staaten. Vergebens rangen die mächtigsten und größten deutschen Kaiser, um die Idee des heiligen römischen Reichs Culturvölkern gegenüber in Geltung zu erhalten. Des deutschen Volkes Blut, des deutschen Staates Macht zerrann im Kampf wider das Nationalitätsprincip. Deutschlands Herrschaft über fremdes endete mit der Herrschaft Fremder über deutsches Nationalitätsgebiet. Der lange Streit Frankreichs mit Deutschland, was war er in seinen ersten Stadien anders, als eine berechtigte Reaction des durch Deutschland gegenüber den Franzosen verletzten Nationalitätsprincips? Und ähnlich im übrigen Europa, bei kleinen und großen Völkern und Staaten. Ja, die stärkste Verletzung, welche gerade in der neuesten Zeit das Nationalitätsprincip erfahren zu haben scheint, die Theilung und Zerstörung Polens, — auch sie ist eine freilich zu weit getriebene Sühne, welche dem zuerst von den Polen in kaum dagewesener Weise verletzten Nationalitätsprincip besonders gegenüber den Russen und den deutschen Colonien im Osten zu Theil geworden ist. Alle die politischen Zuckungen, welche im mittleren und südlichen Osteuropa das Staatsleben, wie Erdbeben den Boden, durchfahren, gehen noch heute in Polen, Oesterreich, der Türkei von dem verletzten Nationalitätsprincip aus.

In Großbritannien und in Spanien ist von den großen Staaten der Sieg des Nationalitätsprincips und die Ausdehnung des Nationalstaats auf die ganze Nation am Frühesten erreicht worden. Die insulare

und peninsulare Lage ist beiden Ländern auch hier zu Gute gekommen. England und Schottland endlich durch Erbgang vereinigt, gingen friedlich zur Realunion über. Stammverwandt war die Bevölkerung beider Königreiche, denn der ursprüngliche gälische Stamm, in einzelnen Gegenden selbst bis in die Neuzeit und die Gegenwart seine Sprache behauptend, saß in Wales, Cumberland, Cornwallis so gut wie in den schottischen Hochlanden und dem platten Lande von Mittelschottland, wenn auch in verschiedene Glieder zerfallend. Das germanische Element beschränkte sich seit der Einwanderung der Angelsachsen und Dänen nicht auf England, sondern umfaßte auch Südschottland, Gaithness, Inverness. Das neu entstehende Mischvolk, mit normannischen Bestandtheilen nur schwach versetzt, war in Schottland und England nahe verwandt. Die Vereinigung beider Länder ist eine dauernde und zufriedenstellende geblieben. Irland, was so oft vergessen wird, war doch seit Jahrhunderten die wichtigste englische Colonie, in welcher das englische Element auch nach Blut und Abstammung, nicht nur nach der heutigen Sprache der keltischen Abkömmlinge, stark vertreten ist, namentlich im Osten und Norden der grünen Insel. Die politische Behauptung Irlands durch Großbritannien ist eben deshalb so berechtigt, wie diejenige der ehemals slawischen, polnischen Provinzen Preußens durch Deutschland. Sprachen doch schon im Jahre 1851, allerdings nach der ersten großen Massenauswanderung, welche immer besonders aus dem irischen Stamme hervorgegangen ist, in Irland bloß noch 4,⁸⁸ % der Bevölkerung ausschließlich, bloß noch 18,³⁸ % derselben neben dem Englischen irisch (Minimum Leinster mit 0,⁰¹ und 3,⁵³, Maximum Connaught mit 13,⁵¹ und 37,¹⁸ %, also doch noch die Hälfte). Eine gewisse Verletzung der anderen Nationalität ist freilich bei einer solchen Colonisation niemals ganz zu vermeiden. Eine wunde Stelle im britischen Staatswesen bildet ja auch Irland heute noch. Aber zur Bedeutung vermag die Fenierbewegung doch nur durch die Unterstützung feindlicher Staaten zu kommen. Im jetzigen Stand der Dinge würde der Sieg des Fenierthums in Irland ein Sieg über das Nationalitätsprincip sein, so gut wie ein Sieg der Polen in Westpreußen und im größten Theil der Provinz Posen oder in der Mehrzahl der westlichen Gouvernements Rußlands. Sein Nationalgebiet in Europa umfassend hat der britische Staat keine ernstliche Beunruhigung in dessen ausschließlicher Beherrschung erfahren. Wo er dagegen selbst im Sinne der alten dynastischen und feudalistischen Erb- und Kriegspolitik über das nationale Gebiet hinausging, wie in den langen Kriegen mit Frankreich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, endete der Kampf schließlich mit dem völligen Siege des Nationalitätsprinzips zu Gunsten Frankreichs. Eine staatliche Verbindung mit dem deutschen

Lande Hannover, dessen Dynastie Großbritannien auf seinen Thron rief, wurde nicht einmal erstrebt. Nur militärische und maritime Posten wußte England im Nationalitätsgebiet anderer europäischer Staaten zu behaupten, wie Helgoland, die normannischen Inseln, Gibraltar, Malta. Aber auch einzelne solcher Posten, wie z. B. den letzten Rest seiner Continentalbesitzungen, Calais (1558) oder Minorca (vom Frieden von Utrecht bis zu dem von Versailles besessen 1713—1763) mußte England doch bereits wieder abtreten. Die Ueberlassung der Ionischen Inseln an Griechenland war ein freiwilliges Zugeständniß an das Nationalitätsprincip (1864). Werden richtiges Verständniß und Willigkeit oder Gewalt einst den Verzicht Großbritanniens auf die Drohposten bewirken, welche dieser Staat im natürlichen Nationalitäts- und Machtgebiet Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens noch inne hat?

Die kaum vereinigte spanische Monarchie beendet die langen nationalen und Glaubenskämpfe der einzelnen Königreiche wider maurische Herrschaft und Muhamedanismus mit der Zerstörung des letzten kleinen arabischen Reiches in Granada (1497). Die hartnäckigen Kriege Frankreichs, welche für Spanien später so oft schimpflich enden, rauben dem spanischen Volke, dem numerisch schwächsten der sechs europäischen Hauptvölker, doch von seinem nationalen Staatsgebiet nichts Wesentliches. Die Pyrenäengrenze hat das alte kleine Königreich Navarra fast ganz bei Spanien gelassen und verbleibt letzterem als Schutzmauer auch nach dem Verlust von Perpignan (1633) und Roussillon (1659). Seit Jahrhunderten ist die Unabhängigkeit des spanischen Nationalstaats trotz seiner wachsenden Schwäche nicht ernstlich gefährdet, das nationale Gebiet keiner Verminderung ausgesetzt gewesen, — abgesehen von der ephemeren Epoche des ersten Napoleon, dessen Pläne und Macht hier wie anderswo doch an dem von ihm zertretenen Nationalitätsprincip mit scheitern sollten. Dagegen haben alle Macht, Glanz und Ruhm zweier Welten, welche die große spanische Monarchie des sechszehnten Jahrhunderts in sich vereinigte, auch nicht einen Fußbreit deutschen, französischen und italienischen Bodens unter spanischer Herrschaft dauernd zu erhalten vermocht. Ist daran, wie die Gegner des Nationalitätsprincips behaupten, nur die gepriesene Gleichgewichtspolitik der letzten Jahrhunderte, nur der Fanatismus und Stumpfsinn der Regenten, die Bigotterie, Trägheit, der Hochmuth des spanischen Volks schuld? Gewiß hat dies Alles dazu beigetragen, aber der letzte Grund war doch, daß in dieser durch Heirathen und Kriege zufällig zusammen gebrachten Ländermasse das nationale Gemeinschaftsgefühl als Träger der Staatsidee fehlte. Selbst das so mannichfach verwandte Portugal, ohnehin ein natürlicher Theil Spaniens, wenn jemals der Grund-

satz der natürlichen Grenzen berechtigt sein soll, ließ sich nur kurze Zeit mit Spanien unter einem Scepter vereinigt erhalten (1580—1640). Die Grenzen beider Staaten haben sich seit mehr denn 600 Jahren mit Ausnahme des kleinen Gebiets von Olivenza auf dem linken Guadianaufer (8 Quadratmeilen), welches Spanien im Frieden von Badajoz (1801) erlangt und gegen die Bestimmung des ersten Pariser Friedens von 1814 behalten hat, auch nicht im Geringsten verändert. Man spricht heute mitunter wieder von einer Union der beiden Staaten, welche sogar die Braganza's vom Thron des kleineren auf den des größeren Staats führen soll. Im Interesse der numerisch schwachen und in der Cultur zurückgebliebenen Völker der iberischen Halbinsel und in demjenigen des europäischen Gleichgewichts wäre eine solche Union, welche einen Staat von 10,987 Quadratmeilen mit 20,⁶⁵ Millionen Einwohner, etwa von den Machtverhältnissen Italiens, schüfe, wohl zu wünschen. Aber die furchtbare Verkommenheit der spanischen Bourbonen ist noch keine genügende Bürgschaft für die dauernde Einigung beider Staaten. Bei der geringen wirtschaftlichen Entwicklung beider Völker, dem geographischen Charakter der Halbinsel fragt sich doch noch, ob eine innere Verschmelzung der stammverwandten und ziemlich gleichmäßig gemischten Nationen bereits möglich ist. Eine starke Annäherung, welche spätere Trennungsgelüste nicht wieder aufkommen läßt, scheint jetzt wenigstens noch nicht erfolgt zu sein.

Deutschlands große Nachbarvölker im Westen und Osten hatten bereits bedeutendere Schwierigkeiten, als Engländer und Spanier zu überwinden, und brauchten längere Zeit, um die nationale Einheit und das von fremden Staaten ihnen abgerissene Nationalgebiet zu erringen. Frankreich hatte die großen Vasallengebiete, Rußland die Theilsfürstenthümer wieder zu vereinigen, dieses die Herrschaft der Mongolen, jenes diejenige der Engländer wie die Spanier die der Araber abzuschütteln. Große Gebiete Frankreichs befanden sich Jahrhunderte lang in mehr oder weniger engem Verband mit dem deutschen Reiche. Gebiete, in welchen die französische Nationalität, wie sie sich unter dem numerischen Vorherrschen gallischer, allmählich durch die Mischung mit romanischen, später mit germanischen, fränkischen, burgundischen u. s. w. Elementen gebildet hatte, durchaus die herrschende war. Ähnliches galt von den westlichen und südwestlichen Theilen Rußlands, welche von Russen bewohnt unter die lang dauernde Herrschaft Litthauens und Polens gerathen waren. Kaum war für das französische und russische Volk der Kern zum nationalen Einheitsstaat geschaffen, als die langwierige Arbeit beginnt, die abgerissenen Theile der Nation und des Nationalgebiets wieder zu erlangen. Regentenehrgeiz, Uebermuth des Siegers, die Idee des europäischen Gleich-

gewichts leiteten Frankreichs Könige und Rußlands Czaren, die Erbärmlichkeit der deutschen und polnischen Staatszustände erleichterte die Arbeit und der Erfolg verlockte zu immer weiteren Schritten, welche selbst wieder zu Verletzungen des Nationalitätsprincips auf Kosten der ehemaligen Herrscher führten. Das Berechtigte der ersten Bewegung der Franzosen nach Osten und der Russen nach Westen darf trotzdem vollständig anerkannt werden. Die gänzliche Zerstörung Polens, und die Erwerbung des Elsaß und ganz Lothringens ist mehr eine Schmach für Polen und Deutschland, denn sie ging aus deren Zuständen nothwendig hervor, als ein Vorwurf für Rußland und Frankreich.

4.

Wir Deutschen sind nur zu geneigt, in der östlichen Ausbreitung Frankreichs von Anfang an einen unberechtigten Angriff auf das deutsche Reich zu sehen. Die Idee des heil. römischen Reichs deutscher Nation und des weltlichen Schwerts auf Erden, welches unsere Kaiser schwingen sollten, schwebt uns immer noch vor, selbst wenn wir erkannt haben, daß dieser trübe Traum uns so lange den nationalen Staat gekostet hat. Freilich war ja ein Viertel des heutigen Frankreichs ehemals deutsches Reichsland, wie ein großer Theil von Italien, wurde von den Kaisern zu Lehen gegeben an deutsche und welsche Fürsten und Bischöfe, welche dadurch Reichsfürsten wurden. Aber kann man den Verlust fast aller dieser Länder, welche zum Theil ja noch am Schluß des vorigen Jahrhunderts in Lehensverband mit dem deutschen Reiche standen, ernstlich bedauern? Mit demselben, ja mit mehr Recht wie die Erwerbung der meisten Länder südlich vom Elsaß durch Frankreich müßten wir noch heute die Bildung eines sardinischen Staats anfechten, dessen festländisches Gebiet ein Jahrtausend lang zum deutschen Reiche gehörte. War doch Savoyen selbst noch im vorigen Jahrhundert actives Mitglied des Reichsfürstenrathes, sandte noch 1773 seinen Gesandten nach Regensburg. Gegenüber Italien giebt die neuere deutsche Geschichtschreibung und die politische öffentliche Meinung bereitwillig zu, daß die alte Reichs- und Kaiserpolitik an diesem herrlichen Land und Volk fast so viel verschuldet hat, als an Deutschland selbst. Auch Frankreich hat uns eine Gegenrechnung für die frühere Zeit zu machen, wenn wir ihm seine neuere Raubpolitik vorhalten.

Den uralten Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich bis zum jüngsten Streit um Luxemburg bildet das Reich Lothar's (843). Dieses alte Lotharingen und seine späteren Haupttheile, welche nach einander und neben einander den Namen Burgund führen, treten in der Periode der aufsteigenden Macht des deutschen Volks und Staats alle in Verbindung

mit und in Abhängigkeit von dem deutschen Reiche. So das alte Königreich Burgund oder Arelat und seine wichtigeren mit der Zeit sich selbstständiger stellenden einzelnen Bestandtheile, die Provence, das Delphinat (Dauphiné, Vienne), Savoyen, Klein-Burgund (Schweiz), Hoch-Burgund (Franche-Comté), ferner das alte Moselherzogthum und spätere eigentliche Lothringen und Elfaß, endlich das ripuarische und friesische Gebiet, Luxemburg, Brabant, Hennegau u. s. w., das heutige Belgien östlich der Schelde und Holland. Zeitweise traten selbst noch westlich außerhalb des alten Lothar'schen Reiches liegende Länder, Westflandern, Artois, Theile von Bourgogne (Dijon), in Beziehung zum deutschen Reiche. Alt-Lotharingien umfaßt die Grenzländer gemischt germanischen und gallisch-romanischen Stammes, aber als ungetheilte Masse betrachtet mit überwiegend französischer Bevölkerung, welche namentlich im ganzen Süden und im Westen dieses Gebiets sitzt, während der kleinere Theil im Norden und Osten den Deutschen gehört. Auch diese Deutschen in der Schweiz, Belgien, Holland haben frühzeitig in loserer Verbindung mit dem Reiche gestanden. Noch heute wirkt die Theilung von Verdun auf Deutschland ein! Sobald Frankreich dazu innerlich erstarkt war, was war natürlicher und berechtigter, als daß es die Länder Lotharingiens, welche nach der Nationalität und geographischen Lage mit weit mehr Fug und Recht zum französischen als zum deutschen Staate gehörten, aus dem deutschen Lehensverband abzulösen und für sich zu erwerben suchte? Nur eine falsche patriotische Parteilichkeit kann das verkennen.

Frankreichs Erwerbungen im lotharingischen Gebiet zerfallen geographisch in drei Gruppen. Im Ganzen hat jede dieser drei Gruppen auch in verschieden nahem Verbande mit Deutschland gestanden und ist in einer verschiedenen Periode der Geschichte von Frankreich erworben worden. Die Länder südlich vom Breitengrade des Genfersees, welche im Allgemeinen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bereits vollständig theils direct vom Reiche, theils von dessen Lehensträgern erlangt sind, machen den Anfang. Sie gehören in geographischer und nationaler Beziehung am Wenigsten zu Deutschland, am Meisten zu Frankreich. Durch die Abtretungen von Seiten Savoyens (Vresse, Vugey, Guy 1601), Spaniens (außer Roussillon auch die burgundische Grafschaft Charolles 1659 im Pyrenäer Frieden), Preußens (Fürstenthum Orange an der unteren Rhone 1713) und noch zuletzt des Kirchenstaats (Avignon und Venaisin 1796), endlich jüngst durch die Annexion Nizzas und Savoyens (1860) wurde dieser südliche Erwerb vervollständigt und abgerundet. Ueber die Rhone erstreckte sich ehemals das deutsche Reichsgebiet hinaus: auf dem rechten Ufer dieses Flusses gehörten Theile der heutigen französischen De-

partements Loire, Rhone, Ardèche, Gard und die Stadt Lyon zum Reiche, der Erzbischof von Lyon war noch im vierzehnten Jahrhundert Reichsfürst. Das Gebiet von 14—15 heutigen Departements, ungefähr 1350 Quadratmeilen mit heute 4,7 Millionen Einwohnern, war dazumal mit dem deutschen Reiche verbunden. Dieser Herrschaftswechsel zwischen Deutschen und Franzosen entsprach den nationalen und geographischen Verhältnissen des Gebiets durchaus. Nur Italien hätte das Recht sich in Betreff kleiner Grenzländer über Frankreich zu beschweren.

Die zweite Gruppe der Erwerbungen liegt im Norden. Der Erwerb wird vorbereitet und erleichtert durch die Eroberungen in der Mitte, mit denen er ungefähr gleichzeitig, vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert, erfolgt. Nachdem schon früher aus dem Zerfall des neuburgundischen Staats die picardische Grafschaft Amiens wieder erlangt war, folgten Artois (1659) und die Grenzstreifen von Flandern, Hennegau und Luxemburg, welche Frankreich den damaligen spanischen Niederlanden in den Pyrenäer, Racherer und Rymwegener Friedensschlüssen (1659, 1668, 1678) nach und nach abzureißen mußte. Uralte Reichstheile, wie z. B. Kammerich (Cambrai) gingen hierbei verloren, — aber, schon nach Maßgabe der damaligen historischen Entwicklung, war dieser französische Erwerb eigentlich kein Verlust des deutschen Reiches, so wenig wie er im Ganzen ein solcher der deutschen Nation war. Es war ein Verlust fast ganz auf Kosten des heutigen Belgiens, der ehemaligen spanischen, späteren österreichischen Niederlande, welcher für Deutschland verhältnißmäßig gleichgültig war. Will man gleichwohl den Gewinnst Frankreichs auf das Verlustkonto Deutschlands setzen, so hätte man eigentlich zu berücksichtigen, daß die alte französisch-belgische Grenze von der Theilung zu Verbund an südlich von Gent aus durch die Schelde gebildet wird. Erst mit der burgundischen Erbschaft der Habsburger kommt die heutige belgische Provinz Westflandern nebst einem kleinen Theil von Ostflandern, ferner Artois wieder in nähere Verbindung mit dem deutschen Reiche, jedoch bei der baldigen Theilung der Monarchie Karl's V. auch nur auf kurze Zeit. Erst vom Utrechter Frieden an bis zu dem von Campoformio (1713 bis 1797) gehört Flandern jenseits der Schelde, welches allerdings nördlich Courtrai (Courtray) durchaus flämisch-deutsch ist, mit den übrigen österreichischen Niederlanden als burgundischer Kreis zum deutschen Reiche. Man weiß, wie lose die Verbindung gerade dieses Kreises mit Deutschland schon damals war. Frankreichs Gewinn im siebzehnten Jahrhundert besteht in dem Boden des heutigen Dep. Nord und in zwei Drittheilen von Pas-de-Calais, — dem Vinnengebiet dieses letzteren. Dazu kommen, wenn man den heutigen Besitzstand zu Grund legt, einige kleinere Theile

des Dep. Ardennen, auf dem rechten Maasufer (Givet, Viréux, auf dem linken, mit ihrem Gebiet auf dem rechten Ufer, ferner Sedan u. s. w.), welche Frankreich von Luxemburg und Lüttich an sich gebracht hatte. Vouillon, Philippeville und Marienburg, welche gleichfalls schon damals erworben worden — und noch nach dem ersten Pariser Frieden bei Frankreich geblieben waren, wurden das erstere an Luxemburg, die beiden anderen an Belgien im Jahre 1815 zurückgegeben. Vouillon ging für Deutschland erst durch die Abtretung des größeren Theils von Luxemburg an Belgien (1831 resp. 1839) verloren. Die bei Frankreich verbliebenen Theile des ehemaligen burgundischen und westfälischen Kreises — zum letzteren gehörte das lüttichische Gebiet — betragen ungefähr 190 Quadratmeilen mit heute circa 1,800,000 Einwohnern, die bevölkertste und industriellste Provinz Frankreichs, das sog. französische Flandern und ein Theil der Picardie. Frankreich könnte unter Hinweisung auf die alte Scheldegrenze Belgien eine Gegenrechnung über circa 80 Quadratmeilen und circa 950,000 Einwohner machen. Uebrigens ist dieses von Ludwig XIV. eroberte Gebiet größtentheils wallonisch und gehört somit eher zu Frankreich als zu Deutschland, wenn auch das Flämische in einzelnen Strichen noch stark verbreitet ist.

Die dritte Gruppe der französischen Erwerbungen liegt in der Mitte des Westens. An sie knüpfen sich die traurigsten und schmachvollsten Momente der deutschen Geschichte. Zwar der Verlust der Franche-Comté, welche ohnehin schon in den Händen der spanischen Habsburger war, 1679 im Rymwegener Frieden, wäre mit Rücksicht auf Nationalität und Lage dieser Provinz noch neben den Verlust der heutigen südöstlichen Theile Frankreichs zu stellen und eher zu verschmerzen. Die Deutschen trifft dabei nur noch der besondere Vorwurf und die Schande, daß die Abtretung des Elsaß auch die der Franche-Comté so gut wie die Lothringens mit anbahnte. Frankreich hat sich aus dieser alten burgundischen Freigravenschaft, nebst dem Gebiete von Mämpelgart, welches ihm erst in der Revolutionszeit und selbst in den Pariser Friedensschlüssen von 1814 und 1815 ohne Entschädigung überlassen wurde, die drei Departements Doubs, Haute-Saone und Jura gebildet, 283 Quadratmeilen mit heute 911,000 Einwohnern. Zusammen mit den obigen südlichen und nördlichen Erwerbungen wäre dies ein Gebiet von circa 1823 Quadratmeilen mit heute 7,11 Millionen Einwohnern, das Frankreich zwar vom deutschen Reiche abgerissen, aber doch ohne größere Verletzung des Nationalitätsprinzips. Hier ließe sich die Theorie von den „natürlichen Grenzen“ noch allenfalls hören.

Der flagrante Uebergriß Frankreichs und die offenkundige Schmach

Deutschlands tritt erst in dem anderen Theile dieser dritten Gruppe von Erwerbungen deutlich hervor, in Elsaß und Lothringen. Hier kann auch die Thatsache, daß das Nationalitätsprincip selbst bei diesem Raube Frankreichs nicht so stark verletzt worden ist, als man deutscher Seits oft annimmt, nichts beschönigen, wenn sie auch den Verlust etwas leichter ertragen läßt. Welchem Deutschen ruft der Name Elsaß, Straßburg, Lothringen nicht die Röthe der Scham in's Gesicht! Schlimmer fast noch als der wirkliche Verlust war die Art, wie derselbe vor sich ging, wie ein mächtiges, auch damals sicher das zahlreichste Volk Europas sich Dank seiner Zersplitterung in Staatentrümmer diesen Raub gefallen ließ. Wie da Anfangs in den Reformationswirren die Bisthümer Metz, Toul und Verdun dem Reichsfeind überlassen (1552), dann in den Friedensschlüssen und noch zuletzt definitiv im westfälischen Frieden abgetreten wurden; wie diese Lande vollends den territorialen Zusammenhang des ausgesetzten und seit lange halbfranzösischen Herzogthums Lothringen zerreißen; wie der Erwerb des Herzogthums Bar (1633) Frankreich noch weiter den Weg zum Rhein eröffnet, bis endlich der böse Friede von 1648 die norddeutschen Lande des Elsaß und des Sundgau an den Reichsfeind überliefert, — es ist eine ewig schmachvolle Geschichte, nur überboten an Schande von der Fortsetzung, welche sie bald fand. Schlaun genug war erst das Elsaß erworben, bevor das übrige Lothringen in Frankreichs Händen sich befand. Elsaß war einstweilen noch eine französische Enclave in Deutschland, ohne territorialen Zusammenhang mit dem übrigen Frankreich, weshalb bald eine breite Militärstraße durch Lothringen erzwungen wurde. Das Besatzungerecht und die Landvogtei über die elsäß'schen Reichsstädte besaß Frankreich nach dem westfälischen Frieden gleichfalls. Der Erwerb Straßburgs und der anderen Städte, der reichsständischen Enclaven im Elsaß, ja derjenige Lothringens und der Franche-Comté war vom Jahr 1648 an schon fast zur geographischen und politischen Nothwendigkeit geworden. Bis er erfolgt war, konnte Frankreich nicht ohne Grund von dem Erforderniß „natürlicher Grenzen“ sprechen. Denn in der That von jedem anderen als von dem leider rein deutschen Standpunkt der unnatürlichsten und lächerlichsten Enclaven- und Exclavenwirthschaft aus war ein Territorialzustand wie der damalige im Westen des Oberrheins unerträglich. Es sah da so bunt fast wie heute in Thüringen aus. Dieser Territorialzustand erklärt mit die Reunionen, die Occupation der Reichsstädte, den Raub Straßburgs, wenn er sie auch nicht beschönigt und am Wenigsten dem deutschen Reich die Schande abnimmt, sich dieses Alles ruhig gefallen lassen zu haben. Dieses herrliche Staatswesen führte die Reichsstädte ja dafür noch über ein Jahrhundert lang in der Reichsmatrikel auf,

und ließ sie bei Reichsdeliberationen im Reichsstädtischen Collegium noch immer aufrufen! Factisch geht Lothringen zeitweise bereits in den Kriegsläufen verloren, schwer wird es im Ryswicker Frieden (1699) wieder freigegeben, aber nur um ein Menschenalter später durch die österreichische Hauspolitik abermals und nunmehr definitiv an den Reichseind verhandelt zu werden (1735 resp. 1766). Kam es doch schon damals so weit wie später in der napoleonischen Zeit, daß deutsche Lande an fremde Exfürsten als Allentheil vergeben wurden. Das alte deutsche Herzogthum Lothringen mußte erst durch die Hände des vertriebenen Polenkönigs gehen, bevor es sich der unmittelbaren Herrschaft der Bourbonen erfreuen sollte! Von Luxemburg war gleichzeitig mit den flandrischen Grenzstreifen Diederhofen (Thionville) und Montmédy abgerissen und so das Gebiet von Var (Lengwy) und von Metz abgerundet (1659) und auch hier im Osten die französische Grenze zur Vervollständigung der westlicheren Erwerbungen vorgeschoben worden.

So war denn südlich von Weissenburg und Lauterburg der Rhein bis Basel zur Grenze geworden. Die Grenze gegen die Pfalz und das heutige Rheinpreußen lief sogar für Frankreich günstiger als heute. Denn Landau war ja französisch und das französische Gebiet erstreckte sich über die Saar nördlich von dem dem Reiche verbleibenden Saarbrücken bis in die Gegend von St. Wendel und Birkenfeld. An der Saar baute Vauban die Festung Saarlouis. Doch noch besaß das deutsche Reich selbst nach den Reunionen, abgesehen von mancherlei mittelbaren Gebieten, deren Souveränität von den Fürsten, Grafen und Herren bereits auf Frankreich übergegangen war, im Elsaß und Lothringen eine Reihe kleinerer Enclaven. Württemberg hatte hier seit 400 Jahren die burgundische gefürstete Grafschaft Mömpelgart (Montbeillard), der Bischof von Basel, bis zuletzt Reichsstand, das an Mömpelgart grenzende Gebiet von Pruntrut (Porrentrup), Hessen-Darmstadt den südlich von Bitsch gelegenen Theil der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Nassau Saarwerden, Wied-Runkel die Grafschaft Krichingen inne, die Salm'schen Lande lagen zum Theil hier und kleinere Gebiete anderer Reichsstände. Fast alle diese Gebiete, zusammen noch 30—40 Quadratmeilen, blieben Frankreich selbst noch im zweiten Pariser Frieden ohne entsprechende Entschädigung an Deutschland, so daß also in dieser Beziehung zu Gunsten Frankreichs die Grenzen von 1792 nicht ganz wiederhergestellt wurden. Entriß man doch 1814 sogar das neuerdings so wichtig gewordene Saarbrücken, welches vor der Revolution niemals französisch gewesen war und noch dazu ganz im Zusammenhang mit dem deutschen Gebiet stand, ferner einen Landstrich um Landau Deutschland und gab ihn Frankreich. Erst der zweite Pariser Frieden, in welchem

die Eifersucht der Mächte ja die Rückgabe des Elsaß und wenigstens des deutschen Theils von Lothringen abermals verhinderte, fügte durch die Grenzberichtigung an der Saar Saarbrücken und Saarlouis, ferner Landau zu den deutschen linksrheinischen Landen hinzu, welche Frankreich 1814 wieder hatte herausgeben müssen. Aber trotzdem besitzt Frankreich selbst heute noch 10—15 Quadratmeilen deutschen Landes in Elsaß, Lothringen und der Freigravschast mehr, als vor 1792. Das ist die unerträgliche, mitteleidlose Territorialvertheilung, welche die Franzosen den Verträgen von 1815 vorwerfen, der Mißbrauch der Gewalt, welchen das besiegte Frankreich sich von seinen unbarmherzigen Siegern gefallen lassen mußte! Deutschland wurde damals großmüthig behandelt! Selbst die Schweiz erhielt auf Kosten Deutschlands, ohne eine Entschädigung geben zu müssen, fast das ganze bischöflich basel'sche Gebiet.

Sechs seiner schönsten Departements hat Frankreich aus Lothringen und Elsaß gebildet, Maas, Mosel, Meurthe, Vogesen, dann Ober- und Unterrhein. Das Gebiet dieser sechs Departements ist fast genau dasjenige der beiden alten deutschen Lande, wie es mit Einschluß der drei Bisthümer und der kleinen Reichslande im Wesentlichen seit dem elften Jahrhundert begrenzt war. Die Außengrenzen laufen mit sehr geringen Abweichungen so wie damals. Im Norden sind nur die kleinen ehemals luxemburgischen Districte von Montmédy und Thionville zum Maas-Departement hinzugekommen. Im Süden gehört der größte Theil von Mompelgart, wie schon bemerkt, bei der heutigen Eintheilung zu den Departements Doubs und Haute-Saone. Jene sechs elsässisch-lothringischen Departements umfassen 589 Quadratmeilen mit 2,689,000 Einwohnern im Jahre 1861. Das ist die Maximalziffer, welche man für den Betrag der eigentlichen Veraubung Frankreichs an Deutschland aufstellen kann. Sie ist groß genug, ein schönes deutsches Königreich von den bisherigen Proportionen der Mittelstaatskönigthümer!

Den heutigen Deutschen kann bei dem Gedanken an Elsaß und Lothringen nur das Eine trösten, daß vom Standpunkte des Nationalitätsprincips aus, welches doch einmal der vornehmste politische Grundsatz für die Abgrenzung der Staatsgebiete großer Völker ist, selbst der Verlust von Lothringen-Elsaß nicht so empfindlich ist, als es oft ohne Weiteres angenommen wird. Freilich hat in den 100—200 Jahren französischer Herrschaft das Deutschtum in diesem Gebiete Rückschritte gemacht, während es unter der Herrschaft eines ordentlichen deutschen Staats wohl vorgeschritten wäre. Aber trotz aller Anstrengungen, neuerdings besonders mit Hülfe des französischen Volksschulwesens, ist wenigstens auf dem platten Lande die Sprachgrenze, und das ist in statistischer und politischer Be-

ziehung, wie Böckh mit Recht betont, im Wesentlichen die Nationalitätsgrenze, doch weniger zu Ungunsten des deutschen Elements verdrängt worden, als man öfters meint. Der Rücken der Vogesen und etwa die Linie in der Breite von Straßburg westlich von Saarbürg nach Metz und zur heutigen belgisch-luxemburgischen Grenze bildet heute so ziemlich die Sprachscheide. Von Lothringen kann daher nur der größere nordöstliche Theil des Mosel-, ein kleiner Theil des Meurthe-Departements, dagegen freilich fast der ganze Elsaß, vielleicht mit Ausnahme einzelner Gegenden im Südwesten, als sprachlich deutsch bezeichnet werden. Schwerlich ist zur Zeit der französischen Erwerbung die deutsche Sprache noch viel weiter gegangen. Stärker abgenommen hat dieselbe aber in den Städten jenes deutschen Gebiets, theils durch Einwanderung von Nationalfranzosen, theils durch Französisirung der Deutschen. Aber die städtische Bevölkerung unterliegt vollends heut zu Tage einem raschen Wechsel durch Ein- und Auswanderung. Unter günstigen Umständen könnte das französische Element gewiß auch hier rasch wieder durch das deutsche ersetzt und verdrängt werden. Auch im übrigen Lothringen existirt sicherlich viel deutsches Blut, aber französisirt waren die Bewohner wohl auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bereits in der Hauptsache, ähnlich wie in den südlichen burgundischen Landen. Das oben bezeichnete sprachlich deutsche Gebiet umfaßt höchstens 240 Quadratmeilen, 30—40 weniger als Baden oder Sachsen, ungefähr so viel als Mecklenburg-Schwerin, und enthält heute circa 1,400,000 Einwohner. Es beträgt also dem Umfang nach ungefähr den zehnten, der Bevölkerung nach fast den siebenten Theil des gesammten alten Reichsterritoriums von circa 2412 Quadratmeilen mit 10,° Mill. Einwohnern, welches gegenwärtig Frankreich gehört. Die Verletzung des Nationalitätsprinzips zu Ungunsten Deutschlands durch Frankreich ist also immerhin, so schmerzlich sie uns fällt, verhältnißmäßig unerheblich. Eine Grenzberichtigung nach dem stricten Nationalitätsprincip ließe heute z. B. Metz sicherlich bei Frankreich. Aber gewiß wäre die Vogesenlinie und die Linie Zabern, Pfalzburg oder Saarbürg auf Thionville und Longwy viel mehr die „natürliche“ Grenze beider Staaten und auch in geographischer Beziehung viel berechtigter und zweckmäßiger als der Rhein, welchen die französischen Chauvinisten in ihrer tollen Theorie von den natürlichen Grenzen noch heute zu verlangen sich nicht scheuen, das Conto der Territorialabrechnung zwischen Deutschland und Frankreich schließt heute immerhin schon ganz anders ab, als vor 55 Jahren, und auch jetzt noch billiger für uns, als ehemals für Frankreich. Wäre doch ein Frankreich in den alten Grenzen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, selbst die übrigen zeitweise spanischen und englischen Besitzungen inbegriffen, heute

nur ein Staat von 7438 Quadratmeilen mit 27,⁴ Mill. Einwohnern statt von 9850 Quadratmeilen mit 37,⁵ Mill. Einwohnern.

Eine genaue Sprach- und Nationalitätsstatistik Frankreichs, auf Censusaufnahmen oder sonstige zuverlässige Beobachtungen gegründet, fehlt zur Zeit noch. Lepoit, der Chef der französischen amtlichen Statistik, hat sich sogar nicht entblödet, die Erspriesslichkeit oder gar die Nothwendigkeit einer solchen in dem nur von „Franzosen“ bewohnten Frankreich auf dem Londoner internationalen statistischen Congreß zu bestreiten. Hier siegte einmal wieder politische und kirchliche Befangenheit jener beiden Völker, welche sich so gern die ersten der Civilisation nennen. Es wurde der Beschluß gefaßt, die Aufnahme der Sprache und des Glaubensbekenntnisses nicht unter die unbedingt nothwendigen, sondern nur unter die facultativen Punkte der modernen Volkszählung zu stellen. Auf diese Weise bleiben zwei der wichtigsten und interessantesten Seiten des Volkslebens im Dunkel. Ist es nach diesem Vorgehen von Engländern und Franzosen ein Wunder, wenn auf dem Berliner statistischen Congreß ein russischer Statistiker, von Buschen, ausdrücklich vor der Hereinziehung solcher Punkte in das Volkszählungswesen warnte? Die neueren Sprachaufnahmen bei den Volkszählungen in Belgien, Irland, der Schweiz, Preußen, jüngst auch in den Städten Livlands haben die Möglichkeit und die Nützlichkeit der Sprachstatistik erwiesen. Die so höchst interessanten österreichischen ethnographischen Daten wurden auf andere Weise gewonnen, sind aber deshalb nicht immer zuverlässig. In Livland kommen 4—5 Sprachen und Nationalitäten in ziemlicher numerischer Stärke und außerdem kleinere Bruchtheile von anderen Sprachen neben einander in denselben Orten vor. Die Aufnahme der Sprache ist um so schwieriger, weil die Kenntniß der Volkssprache, des Estnischen und Lettischen, nur bei wenigen Gebildeten verbreitet ist. Trotzdem ist das Werk gut gelungen. Und in Frankreich schent man sich aus kleinlichen politischen Rücksichten davor! Natürlich kann die Unmöglichkeit, die genaue Zahl und Verbreitung der Deutschen in Frankreich anzugeben, nichts leichter als eine Ueberschätzung dieser Zahl und der räumlichen Ausdehnung der deutschen Sprache bewirken, wie es z. B. lange Zeit auch in Betreff der Zahl der französischen Protestanten geschah.

Auch die mangelhaften Schätzungen genügen indessen, um Frankreich als diejenige unter den Großmächten erscheinen zu lassen, welche in der That das Nationalitätsprincip am Meisten betonen darf, weil sie es am Wenigsten verletzt hat. Außerhalb der französischen Grenzen wohnen noch immer e. 2,⁸³ Millionen Franzosen, nämlich e. 2,¹⁵ Millionen Wallonen in Belgien, 11,000 in Preußen, wozu dann noch eine nicht näher bestimm-

bare Zahl in Luxemburg kommt, ferner e. 580,000 französische Schweizer. Dieses französische Sprachgebiet außerhalb Frankreichs steht im bequemsten, vollständigsten territorialen Zusammenhang mit demjenigen des Hauptlandes, — ein Vorzug, welcher bekanntlich viel weniger von der Vertheilung der Deutschen gilt, und begreiflich genug bei der seßhaften Natur des Franzosen und dem Wanderdrang und der Colonistennatur des Deutschen, welche diesen größere und kleinere Sprachinseln unter den Völkern im östlichen Europa (Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Polen, Ostseeprovinzen, Rußland) hat bilden lassen. Diesen fast 3 Millionen Gleichsprachigen außerhalb stehen heute schwerlich viel mehr als 2 Millionen Fremdsprachige innerhalb Frankreichs gegenüber, nur 6—7 % seiner Bevölkerung. Alle Anderen, Provenzalen, Wallonen inbegriffen, bilden in der Hauptsache eine homogene Nationalität. Es mögen sich darunter vielleicht höchstens noch weitere 2 Millionen erst in den letzten Jahrhunderten französirte Fremde befinden. Von den Fremdsprachigen der Gegenwart gehören aber die Reste der kleinen isolirten Völker der Basken und Bretonen naturgemäß, ähnlich wie überall in gleichen Fällen, in das französische Herrschaftsgebiet. Die Schätzungen über die gegenwärtig noch vorhandenen Basken und Bretonen gehen weit auseinander, z. Th. weil dabei Abstammung und Sprache noch weniger genau wie sonst unterschieden werden. Die Angaben schwanken zwischen 50—160,000 für jene und 150,000 bis 1,1 Million (!) für diese. Wir veranschlagen nach dem jetzigen Sprachverhältniß resp. 100,000 und 250,000. Nur die übrigen e. 1,7 Millionen Fremde können nach dem Nationalitätsprincip als Einwohner gelten, welche nicht von selbst unter französische Herrschaft gehören: es sind Angehörige culturfähiger großer Nationen. Dazu zählen e. 380,000 Italiener, vornehmlich in Corsica, z. Th. in Nizza, einige in Savoyen. Die übrigen sind Deutsche, Reindeutsche in Elsaß und Lothringen, Flamländer in Flandern (Dep. du Nord). Namentlich über letztere fehlt es sehr an zuverlässigen Angaben, welche von $\frac{1}{10}$ bis fast 1 Million schwanken. Die erstere Ziffer wird der Wahrheit viel näher kommen, aber ob 100 oder 200,000, ist schwer zu entscheiden, wenn man auch nach dem allein zuverlässigen Kriterium der Sprache geht. Die Nachrichten über die Verbreitung der Flamländer weichen ebenfalls ab. Nach den einen wäre nur im nordwestlichen Theile des Norddepartement das Flämische verbreitet und die Sprachscheide liefe etwa in der Mitte zwischen Calais und Dünkirchen von Gravelines an nördlich von St. Omer in einem Bogen nach Courtray, von wo sie sich, wie durch Zählung genau constatirt ist, Belgien in einer ziemlich graden Linie durchschneidend etwas südlich von Brüssel und Löwen nördlich nach Lüttich hinzieht. Nach anderen Nachrichten ist

auch in dem übrigen französischen Flandern, z. B. um Lille, das Flämische noch stark verbreitet neben dem Wallonischen, das indessen jedenfalls die Hauptsprache ist. Die Zahl der Deutschen endlich, welche sich in Elsaß und Lothringen noch des Deutschen als Familiensprache bedienen, darf wohl immerhin auf $1\frac{1}{4}$ Million geschätzt werden, ungefähr so viel als schon vor längerer Zeit Schubert annahm. Bloch mit 3—400,000, Hausner mit 900,000 schätzen gewiß zu niedrig, Kolb mit 2 Millionen, allerdings die in Paris lebenden inbegriffen, wohl zu hoch. Jedenfalls wohnen auch diese Deutschen so, daß der territoriale Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande durchaus gewahrt ist, — ein günstiger Fall, welcher politisch nicht unwichtig ist.

Es beweist vielleicht keine Thatsache besser die Macht des Nationalitätsprincips und seine Bedeutung für die Staatenbildung und die Abgrenzung der Staatsterritorien als der Umstand, daß das heutige Frankreich ein so compacter nationaler Einheitsstaat ist, nicht mehr aber auch nicht weniger. Jahrhunderte lange, zeitweise so erfolgreiche Kämpfe mit Deutschland, Oesterreich, Holland, Spanien, Savoyen, die Geschicklichkeit und Energie eines Franz' I., Heinrich's IV., Ludwig's XIV., Napoleon's I., die frühzeitig concentrirte Staatsmacht, der für Kriegsrühm und Eroberung so empfängliche Sinn des Volks — das Alles genügte zwar einen großen Theil des abgetretenen national-französischen Bodens mit Frankreich zu vereinigen, aber doch noch nicht einmal die gesammte französische Nation in den französischen Staat aufzunehmen. Und alle die Anstrengungen, das Nationalitätsprincip auf Kosten anderer Völker zu Gunsten Frankreichs stärker zu verletzen, fügten schließlich nur einige hundert Quadratmeilen fremdnationalen Bodens zu dem französischen Territorium der ersten Capetinger dauernd hinzu: etwa $2\frac{1}{2}$ — 3 Procent des heutigen Frankreich. Und welche elende Gegner standen dabei Jahrhunderte lang der straffen Einheit Frankreichs gegenüber! In diesen wichtigen Thatsachen liegt uns auch die beste Bürgschaft, daß die Rheingrenze für Frankreich immer ein Traum bleiben wird. Aller Kriegsrühm und alle Annexionen der Revolutions- und Kaiserzeit beseitigen diese Thatsachen nicht. Frankreich hat sich seit anderthalb Jahrhunderten nicht wesentlich mehr zu vergrößern vermocht, also seitdem es das Gebiet seiner Nationalität in der Hauptsache in Besitz genommen. Denn die erst etwas später vollständig gewordene Erwerbung Lothringens ist doch bereits durch Ludwig XIV. und früher angebahnt gewesen. Die bedeutenderen übrigen neueren Annexionen, mit welchen zum Theil gegen das Nationalitätsprincip verstoßen wurde, wie die Corsicas (1768), Savoyens und Nizza's (1860) erfolgten auf friedlichem Wege.

Gerade in diese Periode des Stillstands der französischen Territorialausdehnung seit dem spanischen Erbfolgekrieg fällt dagegen die riesige Entwicklung des russischen Reiches in Europa und die großartige staatliche Wiedergeburt Deutschlands durch Preußen und Italiens durch Savoyen-Sardinien: die politische Consolidirung der drei anderen continentalen Hauptvölker. Daß dadurch der politische Schwerpunkt Europas verrückt und das zeitweilige Uebergewicht Frankreichs zu einem Gleichgewicht mit anderen Hauptvölkern herabgedrückt werden mußte, versteht sich von selbst. Die wenigstens im letzten halben Jahrhundert — und wer weiß ob nicht schon früher — relativ raschere Entwicklung besonders Deutschlands, wie sie sich in der stärkeren Volksvermehrung bei wesentlich verbesserter physischer und geistiger Lage der Bevölkerung unverkennbar ausspricht, hat in derselben Richtung gewirkt und deshalb noch mehr dazu beigetragen, das Gewicht Frankreichs zu vermindern. Darin zeigt sich der große politische Fehler der innren und äußeren französischen Politik — bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Alles wäre und käme noch jetzt für Frankreich darauf an, seine wahre innere Kraft zu fördern und namentlich alle Schranken zu beseitigen, welche die materielle Entwicklung und die Volksvermehrung bisher mit derjenigen Deutschlands und Großbritanniens nicht Schritt halten ließen. Denn auf der Grundlage des mit Recht neuerdings nach Außen verfolgten Nationalitätsprincips kann die Macht des französischen Staates nur parallel gehen derjenigen des französischen Volkes. Da letzteres größtentheils seit geraumer Zeit schon im französischen Staat zusammengefaßt ist, so handelte es sich um das quantitative und qualitative Wachstum der Franzosen innerhalb Frankreichs selbst. Und eben da liegt die Vernachlässigung. Ewige chauvinistische, völlig ungerechtfertigte und schließlich gar nicht durchführbar gefundene Eroberungstendenzen nach Außen, ewige innere Staatsumwälzungen haben dieses Gedeihen der Nation nur aufgehalten. Noch um 1815 war nur die russische Nationalität numerisch erheblich stärker als die französische, die deutsche, selbst alle außerhalb des deutschen Bundes befindlichen Bruchtheile eingerechnet, aber ohne die slawische Bevölkerung in diesem Gebiete und ohne Holländer und Flamländer, etwas, die britische, italienische und spanische sehr viel schwächer. Heute hat sich das Verhältniß bedeutend verschoben. Die russische und deutsche Nationalität sind beide viel stärker als die französische, die englische (ohne Galen und Iren) und die italienische sind an die französische näher herangerückt, selbst die Spanier scheinen stärker zugenommen zu haben. Und dazu hat sich vornehmlich aus germanischen, englischen und deutschen Elementen jenseits des Oceans ein Staatswesen von einer Größe und Macht gebildet, welches

balb auch in europäischen Fragen ein gewichtiges Wort mitreden wird und erst jüngst dem kaiserlichen Frankreich in der mexicanischen Frage seine demüthig befolgten Befehle dictirte. Wie Graf Bismarck die komischen Präntensionen der Polen auf ein Reich in den Grenzen von 1772 mit dem Hinweis darauf, daß es zu wenig Polen in der Welt für ein solches Staatswesen gebe, abwies, so kann man ähnlich auch den Franzosen gegenüber argumentiren. Es giebt heut zu Tage nicht mehr genug Franzosen, um gegen andere Völker eine Suprematie jener aufrecht erhalten oder gar neu begründen zu können. Freilich hat die centralisirte französische Staatsmacht selbst noch bis in die jüngste Zeit grade unter dem dritten Napoleon, durch die Verbindung mit Großbritannien gegen Rußland und Dank der Zersplitterung der politischen Kräfte der deutschen Nation und der Paralyisirung des größten Theils dieser Kräfte vermöge des Gegensatzes von Oesterreich und Preußen, diese Suprematie bewahren können. Aber diese beruhte nicht sowohl auf der eigenen Kraft als auf zufälligen günstigen äußeren Umständen. Die neidisch betrachteten Erfolge Preußens im Jahre 1866 haben gerade diese letzteren beseitigt und das Fact aus einer Machtabrechnung gezogen, welche schon seit geraumer Zeit für Frankreich immer ungünstiger abschloß.

Im Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse liegt oft eine wunderbare Bedeutung, welche mitunter erst spät richtig gewürdigt werden kann. Die Herrschsucht und Ländergier Ludwig's XIV. entging im spanischen Erbfolgekriege nur um ein Haar der scharfen Bestrafung. Leicht wäre von Frankreich wieder abzureißen gewesen, was es in langen Kämpfen von fremdnationalen Territorien errungen hatte. Der Utrechter und Rastadter Frieden hat Frankreich sein Nationalitätsgebiet im Wesentlichen gelassen. Wer hat aber nicht schon schmerzlich bedauert, daß der deutsche Raub nun definitiv in Frankreichs Händen blieb? Aber dennoch war mit diesem scheinbar so resultatlosen Kriege die Land- und Machterweiterung Frankreichs so ziemlich abgeschlossen. Außer Lothringen und den deutschen Enclaven (circa 320 Quadratmeilen) betrug die übrigen Erwerbungen seit jener Zeit circa 380 Quadratmeilen schwach bevölkerten Landes (Corsica und die italienischen Annexionen). Das von Ludwig XIV. hinterlassene Frankreich war circa 9100, das heutige ist 9850 Quadratmeilen groß. Wie haben sich dagegen die Staaten der drei anderen großen Continentalvölker ausgebehnt und welche trefflich gelegenen, relativ gutbevölkerten und wirtschaftlich entwickelten Länder sind diesen Staaten zu ihrem Bestande an viel weniger günstig situirten Ländern seit dem Jahre 1700 hinzugewachsen! Rußland hat seitdem die Stellung an beiden Ufern des finnischen Meerbusens, am baltischen und schwarzen Meere und die

polnischen Besitzungen errungen und seinem abgelegenen europäischen Binnengebiet von 76,200 Quadratmeilen nicht weniger als 23,100 Quadratmeilen bestgelegenen Landes in Europa hinzugefügt. In Italien war das Herzogthum Savoyen noch ein kleiner Staat von circa 600 Quadratmeilen, welcher in dem heutigen Königreich Italien zum nationalen Einheitsstaat von 5166 Quadratmeilen angewachsen ist. Und Preußen, der Kern des deutschen Nationalstaats, war ein schwach bevölkerter, aus ganz zusammenhangslosen Stücken bestehender Mittelstaat von 2005 Quadratmeilen und ist heute ein wohl arrondirter, stark bevölkerter Großstaat von 6393 Quadratmeilen, welcher mit dem ihm eng verbundenen Gebiete seiner norddeutschen Bundesgenossen 7542, und mit Hinzufügung des Territoriums seiner ihm durch Schutz- und Trugbündnisse in militärischer Beziehung unterstehenden süddeutschen Verbündeten 9633 Quadratmeilen und 37,⁷⁷ Millionen Einwohner, d. h. fast ebenso viel Land und sogar etwas mehr Einwohner als Frankreich zählt. Wahrlich, Dank Gott und Preußen, die Machtverhältnisse des deutschen Volks, welche das heil. römische Reich deutscher Nation so furchtbar zu der letzteren Ungunsten hatte verschoben lassen, sind nicht nur den Kleinen, welche einst mit Deutschland ihr Spiel trieben, den Schweden und Polen, den Dänen und Holländern, sondern auch den Franzosen gegenüber wieder in entsprechender Weise hergestellt worden. Und das sei ein gutes Omen auch für den neuen Kampf, welchen der raubgierige Erbfeind gegenwärtig wieder so leichtsinnig provociren zu wollen scheint.

Und noch in einer anderen Beziehung sollte der letzte der Raubkriege des vierzehnten Ludwig bedeutsam werden. Er hat indirect Ereignisse mit vorbereitet und ermöglicht, welche die nothwendige Vorbedingung für die spätere Zerschellung der französischen Uebermacht und für die Herstellung eines richtigen Gleichgewichts zwischen den europäischen Mächten gewesen sind. Auch diese Ereignisse sind dem Siege des Nationalitätsprinzips in Europa zu Gute gekommen. Ungeklärt vom mittleren und westlichen Europa, welches durch den französischen Krieg beschäftigt war, vermochte Peter der Große für sein Binnenreich die Stellung am baltischen Meere zu erobern und damit den Grund zur russischen Macht und zur späteren Unterwerfung Polens zu legen. Ein Jahrhundert später war der nordische Czaar der ebenbürtige Rival des großen westlichen Imperators. Der napoleonische Versuch des neuen abendländischen Weltreiches zerfiel im Kampf wider den letzten unbesiegteten Staat des Continents.

Der Habsburger selbst überwand im Rachegefühl gegen Ludwig XIV. die bereits keimende Eifersucht gegen den kleinen Markgrafen von Brandenburg und souveränen Herzog in Preußen, der nur mit seinem wohl-

geordneten Staatswesen, seinem tüchtigen Heere und seinen guten Finanzen auch für den Mächtigen schon ein begehrenswerther Bundesgenosse geworden war. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts, dem sein Staat den politischen Charakter ausprägen sollte, erscheint der neue König in Preußen. Die Anerkennung der Königswürde von Seiten der später so bitter verfeindeten kaiserlichen Dynastie ist der Preis für die unentbehrliche preussische Hülfe im Kampfe gegen Frankreich. Im Utrechter Frieden erkennen auch Frankreich und Spanien den neuen König an, von welchem der stolze Veurban so wenig als der hochmüthige Habsburger ahnen mochten, daß in diesem jungen Königsstaate und seiner wackeren Dynastie der Rächer für die Begehungssünden des einen und die Unterlassungssünden des anderen am deutschen Reiche ihren Nachfolgern erstehen sollte.

Und ein genaues Gegenstück hierzu: ähnliche politische Verhältnisse und Rücksichten während dieses nämlichen habsburg-beurbonischen Kampfs verhalfen dem sardynischen Staat, den aller Ehrgeiz und alle Staatsklugheit seiner Regenten seit 300 Jahren nicht wesentlich zu stärken vermocht hatten, jetzt zur Vergrößerung um das Doppelte und ließen auch ihn zur Königswürde gelangen. Damit war denn auch hier der Grund zu der Macht gelegt, durch welche das unglückliche Italien wieder zur Einheit und damit zu würdigem politischen Leben gelangen sollte. Auch in diesem Staate war somit ein nothwendiges Gegengewicht gegen Frankreich geschaffen.

Wer wagt noch zu sagen, es giebt keine Gerechtigkeit in der Weltgeschichte!

Dorpat.

Adolph Wagner.

Die „unächten Erinnerungen an Möhler,“ oder der „Mythiker“ und der Benedictiner.

Eine Erwiderung von D. F. Strauß.

In der Vorrede zu der Schrift: „Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild von Professor Valthasar Wörner. Mit Briefen und kleineren Schriften Möhler's herausgegeben von Pius Bonifacius Gams, O. S. B. Regensburg 1866“ sagt der Herausgeber S. IV: „Eben in unsern Tagen werden andere, unächte Erinnerungen an Möhler von einem bekannten Mythiker colportirt, welche anschließlich in das Gebiet der Fabel und des Klatsches zu verweisen sind.“

Der bekannte Mythiker soll ich sein. Sehr geschickt ist die Bezeichnung gerade nicht, doch will ich sie mir gefallen lassen. Aber Colporteur, noch dazu unächter Waare, das ist doch stark. Nach einer Anmerkung zu S. 386 des Buchs hat es „der“ (der Artikel vertritt hier die Stelle von drei Kreuzeszeichen) „Doctor D. F. Strauß über sich gebracht, in seiner neuesten Schrift“ (es sind meine kleinen Schriften, neue Folge, Berlin 1866, gemeint) „Erinnerungen an Möhler mitzutheilen, und siehe, er hat nur die schon erwähnten Erinnerungen einer Protestantin aufgewärmt und colportirt. Eine solche Haltung entzieht sich jeder Kritik.“

Im Gegentheil, mein Verhalten in dieser wie in allen andern Sachen entzieht sich so wenig der Kritik, daß ich vielmehr wünschen möchte, der ehrwürdige Pater hätte wenigstens einige Kritik angewendet, ehe er darüber ein Urtheil fällte. Doch was rede ich von Kritik? Pater Bonifaz hat die von ihm für unächt erklärten Erinnerungen nicht einmal gesehen. Er hat nur davon gehört. „Vor einigen Jahren,“ sagt er S. 51 f., „gingen durch Berliner und Stuttgarter Blätter Auszüge aus dem Tagebuch einer verstorbenen Protestantin, die sich mit Möhler, mit seinem Aufenthalt im Bade B. im Jahre 1832 beschäftigten. Ich selbst habe diese Auszüge nicht zu Gesicht bekommen.“ Das stellt sich dar; sonst würde der Pater nicht so confus von der Sache reden. In einer Berliner Zeitschrift, den von Oppenheim herausgegebenen Deutschen Jahrbüchern, waren „die Erinnerungen an Möhler“ ursprünglich von mir veröffentlicht worden; das waren aber keine Auszüge aus einem Tagebuch, sondern eine besondere von der Verfasserin unmittelbar nach Möhler's Tode verfaßte Denkschrift über ihr Zusammensein mit ihm in jenem Bade; wie dies in

der von mir vorangeschickten Einleitung deutlich auseinandergesetzt war. Ein Auszug erschien sodann in einem Stuttgarter Demokratenblatt unter dem Titel: „Der verliebte Jesuit,“ für dessen cynische Plumpheit mich derjenige nicht verantwortlich machen wird, der meine schon erwähnte Einleitung gelesen hat. „Aber,“ fährt der Verfasser fort, „ein junger katholischer Priester sagte mir, daß diese Auszüge ihm eine schlaflose Nacht bereitet haben.“ Schade um den hoffnungsvollen Jüngling; aber sollen die „Erinnerungen an Möhler“ darum unächter sein, weil sie einem jungen katholischen Geistlichen eine schlaflose Nacht verursachen? Wenn das die Logik im Bonifaciuskloster zu München ist, so hat sie hier außen keinen Kurs, und auch die der alten gelehrten Benedictiner ist sie nicht gewesen.

Indeß, der junge Priester setzte den Pater nur von der Wirkung in Kenntniß, welche die „Erinnerungen“ auf ihn gehabt; erst „der inzwischen gestorbene Protestant Bromme aus Stuttgart erzählte ihm das Nähere“ von ihrem Inhalt; „aber aus der einfachen Lesung“ (wer liest? der Pater nicht; der hat ja in seinem Kloster nicht einmal die Auszüge zu Gesicht bekommen; also ist „die Lesung“ des verstorbenen Bromme gemeint, von der ihm dieser Bericht erstattete; — aus der einfachen Lesung also, fügt der Pater bei) „ergiebt sich weiter nichts, als daß Möhler auf jene Person einen tiefen und bleibenden Eindruck machte.“ Und dies findet er ganz in der Ordnung; denn „diesem Eindruck,“ sagt er, „konnte sich nicht leicht entziehen, wer in Möhler's Nähe kam, wenn er nicht selbst geist- und gemüthslos war.“ Also den Eindruck von Möhler's Persönlichkeit stellen jene Erinnerungen, nach dem eigenen Zeugniß unseres Paters, ganz richtig dar: und doch sollen sie „ausschließlich in das Gebiet der Fabel und des Klatsches zu verweisen sein?“ Freilich stellen sie auch noch etwas Anderes dar, das den Herren von dem Schlage des Pater Bonifaz nicht ebenso willkommen ist. Der Eindruck, den Möhler auf „jene Person“ (um in der feinen Sprache des geistlichen Biographen zu reden) machte, ist nur die eine Seite dessen, was sich aus den in Rede stehenden Aufzeichnungen ergiebt; die andere Seite ist der Eindruck, den die junge Dame auf ihn machte. Und das ist es nun eben, warum die „Erinnerungen“ kurzweg für unächt erklärt worden. Daß ein katholischer Priester, geschweige ein Kirchenlicht wie Möhler, für weiblichen Reiz empfänglich sein, ja nur jemals dafür empfänglich gewesen sein soll, das ist es, was dem jungen Kleriker eine schlaflose Nacht bereitet, was von dem ehrwürdigen Pater mittelst eines Nachspruchs in das Gebiet der Fabel und des Klatsches verwiesen wird. Dieser sagt in seiner Vorrede, wenn man seine Biographie Möhler's arm an Ereignissen finde, so möge man beachten, „daß das Leben eines deutschen Professors vorzugsweise in sei-

nen Schriften ruhe.“ Ganz sicher natürlich dann, wenn der Biograph Alles im Leben seines Helden, was über Bücher und Brevier *) hinausgeht, als Fabel von der Hand weist. An Mähler's Persönlichkeit bildet gerade das einen tiefen Reiz, daß er außer dem Priester und Gelehrten auch noch ein Mensch war, wenigstens von Anfang noch war, ehe der Priester den Menschen mehr und mehr in sich aufgezehrt hatte. Eben hierin liegt für jeden außerhalb des Klosters auf gesund natürlichem Boden stehenden der Werth der von mir mitgetheilten Erinnerungen; eben darin aber auch der Grund, warum sie dem Pater ein Dorn im Auge sind, den er auszuziehen eilt, indem er sie für unwahr erklärt.

In der Welt hier außen pflegt man für eine solche Erklärung wenigstens eine Art von Beweis zu verlangen. Des Paters kräftigster Beweis scheint in dem Worte „Mythiker“ zu stecken, womit er mich, den Verbreiter jener Erinnerungen, bezeichnet. Was ein Mythiker mittheilt, kann selbst nur Mythos — und das heißt ja gewissen Leuten nichts als Klatsch und Lüge — sein. Der Schluß ließe sich allenfalls hören, wenn Mythiker soviel als Mythenmacher wäre. Allein auf mich angewendet kann es höchstens soviel als Mythenfucher, Mythenfinder sein. Wer es mit den Evangelien so genau nimmt, daß er einen guten Theil ihrer Erzählungen als Mythen beanstandet, dem ist zuzutrauen, er werde es bei seinen eigenen Erzählungen so wenig genau nehmen, daß man sie zum Voraus als Mythen betrachten darf: — das ist auch wieder ein Stück moderner Benedictinerlogik, das außerhalb St. Bonifaz schwerlich viel Beifall finden wird.

Oder läge etwa in dem „Colporteur,“ zu dem mich der Pater macht, ein Beweis für seine Verdächtigung? Im Gegentheil verräth er damit nur von Neuem, wie wenig er sich von dem Thatbestand unterrichtet hat. Wenn er sagt, ich habe in meiner neuesten Schrift unter der Rubrik: Erinnerungen an Mähler, „nur die schon erwähnten Erinnerungen einer verstorbenen Protestantin aufgewärmt und colportirt,“ so stellt er sich also vor, ich habe diese Aufzeichnungen aus Berliner und Stuttgarter Blättern, wo sie von einem Andern mitgetheilt gewesen, in meine kleinen Schriften aufgenommen. Er weiß also nicht, wovon ihn der erste Blick in diese Schriften unterrichten mußte, daß schon die ursprüngliche Mittheilung in den Deutschen Jahrbüchern von mir ausgegangen, ja daß schon die Aufzeichnung derselben durch die verstorbene Freundin von mir veranlaßt war.

*) „Noch ist nachzutragen,“ lesen wir S. 51, „daß Mähler mit großer Gewissenhaftigkeit sein Breviergebet täglich verrichtete. Er bediente sich, wahrscheinlich wegen seiner vielen Reisen, eines Einlegebreviers.“ Das ist eine von den Wichtigkeiten, die ein biographischer Pater nicht unkommen lassen darf!

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ruht also die Glaubwürdigkeit der fraglichen Mittheilungen über Mähler auf folgenden Gründen. Für's Erste auf dem äußern Grunde meines Zeugnisses, daß sie ausgezeichnet sind von einer glaubhaften Verfasserin aus frischer Erinnerung an Erlebtes und einer Verehrung für Mähler heraus, die sich am wenigsten eine Abweichung von der Wahrheit zu seinen Ungunsten erlauben mochte. Für's Andere auf dem innern Grunde, daß der ganze Ton der Erzählung das Gepräge gewissenhafter Wahrhaftigkeit trägt, ihr Inhalt aber mit Mähler's Persönlichkeit, wie sie dem unbefangenen Menschenbeobachter erschien, durchaus zusammenstimmt. Der Pater beruft sich auf das Urtheil eines Recensenten meiner kleinen Schriften in der Allgemeinen Zeitung (dem ich im Uebrigen für seine verständige Würdigung derselben um so dankbarer bin, als sich manche andere Beurtheiler diesen kleinen Gerichten gegenüber wie der Bauer bei'm Austerneffen angestellt haben), der von sich bekenne, daß ihn diese „Erinnerungen“ angewidert haben. Das ist ein subjectives Geschmacksurtheil, das über ihren historischen Werth nicht entscheiden kann, wohl auch nicht entscheiden will, und dem ich das Urtheil von Männern entgegenstellen darf, die Mähler gekannt, und durch jene Erinnerungen ihn sich vollkommen vergegenwärtigt gefunden haben.

Diese äußern und innern Gründe hätte Mähler's kösterlicher Biograph zu widerlegen gehabt, wenn er meine Mittheilungen von der Hand weisen wollte. Er hat dazu nicht einmal den Versuch gemacht; sein ganzes Verdicht gegen sie beruht vielmehr auf den zwei Schlüssen: Erstens, ein Mythiker kann nur Mythisches, nur Klatsch und Fabeln, verbreiten; zweitens, was einem jungen katholischen Priester eine schlaflose Nacht bereitet, kann nur Blendwerk des Bösen sein. Wo uns denn nichts übrig bleibt, als dem einsichtsvollen Pater im Bonifaziusstift zu München viele recht „wohlschlafende Nächte“ zu wünschen.

Luxemburg und seine Verbindung mit Deutschland.

Hilfsmittel. a) Für die ältere Zeit:

Jean Bertholet, *Histoire Ecclésiastique et Civile du Duché de Luxembourg*, 8 tomes, à Luxembourg 1731—43.

J. P. J. Du Mont, *Histoire de Belgique*, 2 tomes, Anvers 1836.

S. Hirsch, *Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II.*, Bd. 1 (Berlin 1862), Excurs XI.

K. C. Eichhorn, *Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte*, 5. Ausgabe, Göttingen 1843—44.

b) Für die neuere Zeit (seit 1814):

H. F. v. Gagern, *Mein Antheil an der Politik*, Bd. 2 (der Congress zu Wien), Stuttgart 1826, Bd. 5 (der zweite Pariser Friede), Leipzig 1845.

J. L. Klueber, *Acten des Wiener Congresses*, 9 Bde., Erlangen 1815—19 und 1835.

G. F. de Martens, *Nouveau Recueil des Traités*, à Göttingue 1817 et suiv.

Ph. A. G. v. Meyer, *Corpus Juris Confoederationis Germanicae*, 3. Ausg., 3 Bde., Frankfurt a. M. 1858—65.

(3. B.) Rothomb, *Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien*, deutsch von A. Michaelis, Stuttgart 1836. München, *Pasinomie Luxembergeoise*, 1830—54, 2 tomes, Luxembourg 1850—56.

H. A. Zachariae, *Art. Luxemburg und Limburg*, in *Bluntschli's und Brater's Staatswörterbuch*, Bd. 6, Stuttgart und Leipzig 1861.

Abermals steht ein kleines deutsches Grenzland im Vordergrund des politischen Interesses. Selbst die Theilnahme der Nation an der Gründung einer Verfassung für den norddeutschen Bund ist überwogen worden durch das Gewicht der aufsteigenden Luxemburger Frage, und auch die Beratungen und Beschlüsse des Reichstags haben sich dem Einfluß der drohenden Verwickelung nicht entzogen. Es läßt sich nun freilich kaum verkennen, daß der gefährdete Conflict des französischen und deutschen Volkes nicht hervorgerufen ist durch die gegenwärtige Lage des Luxemburger Ländchens, sondern auf umfassenderen und tieferen Motiven beruht; aber jedenfalls ist Luxemburg der Hebel geworden zur Znangriffnahme der auf Verdunkelung der preussischen Siege und Compensation der preussischen Erwerbungen gerichteten französischen Pläne. Demgemäß wird die weitere Gestaltung des Verhältnisses der beiden großen Nachbarnationen voraussichtlich zunächst entschieden werden durch den Erfolg der von der französischen Regierung in Betreff Luxemburgs vorbereiteten Forderungen. Welche Haltung die preussische Regierung und das deutsche Volk diesen Versuchen gegenüber einzunehmen haben, dafür ist, neben den aus der allgemeinen politischen Situation hervorgehenden Erwägungen, ein dreifacher Gesichtspunkt maßgebend: das Recht Deutschlands und speciell Preußens an Gebiet und Festung; der Werth beider für die deutsche Machtstellung; endlich und vor Allem der natio-

nale Zusammenhang der luxemburgischen Bevölkerung mit Deutschland. Das erste Moment wird bestimmt durch die völkerrechtlichen Verträge; das zweite vornehmlich durch militärische Rücksichten; das dritte durch die Gemeinschaft der Sprache, Denkweise, Geschichte. Alle diese Beziehungen in gleichmäßiger Ausführlichkeit zu behandeln, sind wir außer Stande; aber wir glauben, daß eine historische Darstellung der bisherigen Schicksale Luxemburgs mit besonderem Hinblick auf sein wechselndes und doch im Ganzen constantes Verhältniß zu Deutschland nach all jenen Seiten einiges Licht verbreiten wird. Aus dem praktischen Zweck ergibt sich jedoch mit Nothwendigkeit eine gebrängtere Zusammenfassung der älteren, eine eingehendere Betrachtung der neueren Thatfachen.

I.

Luxemburg gehörte zum deutschen Reiche von der Zeit an, wo dasselbe zuerst festen Bestand gewann, bis kurz vor dessen völliger Auflösung. König Heinrich I., der überhaupt als der Begründer einer dauernden politischen Einheit für alle reindeutschen Stämme der großen Karolingischen Monarchie betrachtet werden muß, brachte jene reichen Lande zwischen Rhone, Saone, Rhein und Nordsee, welche nebst der Provence und Italien im Vertrage von Verdun dem ältesten Bruder Lothar zugefallen, aber bald zum Zankapfel zwischen dem west- und ostfränkischen Reiche geworden waren, als Herzogthum Lothringen in dauernde Verbindung mit dem letzteren (925). Wahrscheinlich aus demselben Geschlecht wie jener Gieselbert, welchen Heinrich zum Herzog über Lothringen setzte, stammte der Ahnherr des luxemburgischen Grafenhauses, Siegfried. Reichbegütert in den Gegenden der Saar und Mosel und in den Ardennen, erwarb dieser im Jahre 963 durch Tausch von der Abtei St. Maximin bei Trier castellum Lucilinbure (Lützelburg = kleine Burg) an der Elz mit dem umliegenden Gebiete; ein Tauschvertrag mit dem Erzbisthum Trier diente zur Abrundung des neuen Besitzthums. In die Geschichte des Reichs griffen die nächsten Nachkommen Siegfried's stärker ein seit der Königswahl Heinrich's II., der noch als Herzog von Bayern Siegfried's Tochter Kunigunde geehlicht hatte; der König erhob seinen Schwager Heinrich zum Herzog von Bayern; ein anderer Bruder Kunigundens, Theoderich, erlangte das Bisthum Metz, während ein dritter, Adalbero, durch Usurpation des bischöflichen Stuhles von Trier langwierige Unruhen erregte. Unter Heinrich III. wurden noch einmal zwei Lützelburger, Enkel Siegfried's, mit den Herzogswürden über Bayern und Niederlothringen belehnt; aber beide starben ohne männliche Nachkommen. Während so die Aussicht, eine größere Hausmacht im Reiche zu gründen, verschwand, wurden die Stammgüter, deren Mittelpunkt die Lützelburg bildete, namentlich durch glückliche Heirathen wiederholt erweitert und zu einer erblichen Grafschaft Lützelburg umgebildet. Noch einmal schien dem Hause eine höhere Zukunft beschieden, als im Jahre 1081 Hermann, Bruder des Grafen Konrad von Lützelburg, zum deutschen Könige von den Gegnern Heinrich's IV. gekürt wurde; doch der Gegenkönig, trotz zweier glänzenden Siege, vermochte nicht sich zu behaupten und

starb eines unrlühmlichen Todes. Im Jahre 1136 erlosch das ältere Grafengeschlecht; die Graffschaft ging über auf einen cognatischen Vetter, Heinrich von Namur; dessen Tochter Ermesinde heirathete den Herzog Walram von Limburg; aus dieser Ehe entsproß das jüngere Grafengeschlecht. Zunächst nur in Fehden gegen die benachbarten Fürsten und gegen die Stadt Trier sich auszeichnend, wurde dasselbe im vierzehnten Jahrhundert durch eine überraschende Gunst des Schicksals zu jener Größe erhoben, welche die älteren Grafen kaum vorübergehend erreicht hatten. Nach der Ermordung König Albrecht's I. mußte der Erzbischof von Mainz, Peter Michspalter, ein geborener Luxemburger, die Wahl der Kurfürsten, welche einen Herrscher aus mächtigem Hause scheuten, trotz der österreichischen und französischen Bewerbungen auf den wenig bekannten, aber mit allen ritterlichen Tugenden geschmückten Grafen Heinrich von Luxemburg zu lenken. Nur fünf Jahre, 1308—1313, nahm Heinrich VII. den deutschen Thron ein; den größten Theil seiner kurzen Regierungszeit füllte der vergebliche Versuch einer Ordnung der italienischen Wirren; aber durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit Elisabeth, der Erbin von Böhmen, legte er den Grund einer bedeutenden Hausmacht, welche seinen Nachkommen neunzig Jahre lang (1346—1437) die deutsche Kaiserwürde sicherte. Das luxemburgische Stammland, bald von Seitenverwandten, bald von Gouverneuren regiert, hatte jedoch von dieser Herrlichkeit kaum einen anderen Vortheil, als die Erhebung zu einem Herzogthum durch Karl IV. (1354). Der leichtsinnige König Wenzel verpfändete dasselbe sogar an den Herzog von Brabant für die Mitgift seiner Nichte Elisabeth von Görliß. Nach dem kinderlosen Tode ihres Gatten behauptete sich Elisabeth in dem Besitze Luxemburgs; dann aber bedrängt von dem Herzog Wilhelm von Sachsen, welchem die Tochter und Erbin Kaiser Sigismund's, Elisabeth, ihre Rechte auf dieses Land abgetreten hatte, rief sie den Beistand des Herzogs Philipp des Gütigen von Burgund an und ernannte denselben zum Administrator des Herzogthums. Doch als dieser den deutschredenden Theil der Bewohner zum Gebrauch der französischen Sprache zwingen wollte, brach ein gefährlicher Aufstand aus, der von Truppen des sächsischen Präventen Unterstützung erhielt, aber gegenüber dem Heer Philipp's das Feld nicht behaupten konnte. Nachdem auch die Stadt und das Schloß Luxemburg durch Ueberrumpelung in die Hand Philipp's gefallen waren, verzichtete der Herzog von Sachsen auf seine Ansprüche und Elisabeth überließ das Herzogthum definitiv dem siegreichen Bundesgenossen (1444).

Luxemburg bildete eines der letzten Glieder in jener Kette von Erwerbungen, durch welche fast das gesammte Gebiet der beiden heutigen Königreiche Belgien und Holland nebst den angrenzenden französischen Provinzen dem burgundischen Scepter unterworfen wurde. Mit diesen benachbarten Ländern trat es nunmehr, insbesondere durch das Zusammenwirken in den Generalstaaten, wiederum in ein engeres politisches Verhältniß, welches seit der Beschränkung des Herzogthums Niederlothringen auf das brabantische Territorium zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nicht bestanden hatte. Dagegen lockerte sich die Ver-

bindung mit dem Reiche, dessen Schutz die burgundischen Herrscher entbehren zu können glaubten. Erst Kaiser Maximilian fand es während der Minderjährigkeit seines Enkels Karl für gut, den Zusammenhang der burgundischen Lande mit dem Reiche durch Aufnahme in dessen neue Kreiseintheilung zu stärken (1512). Kaiser Karl V. selbst erfuhr in den wiederholten Kriegen gegen König Franz I. von Frankreich, namentlich in dem vierten, wo vorübergehend das ganze Herzogthum Luxemburg, so wie ein Theil Flanderns und Brabant's in die Hände der Franzosen gefallen war, daß seine niederländischen Besitzungen nicht im Stande seien, sich selbst auf die Dauer gegen den westlichen Nachbar zu sichern; deshalb errichtete er auf dem Reichstag zu Augsburg (1548) mit den Reichsständen einen Vertrag, wodurch dem burgundischen Kreise der Schutz des Reichs verheißen wurde und derselbe dagegen zu den Reichsausgaben einen doppelten churfürstlichen Anschlag übernahm, auch für die Erfüllung dieser Verpflichtung sich der Reichsgerichtsbarkeit unterwarf. Jedoch die zunehmende Schwäche des Reiches und die inneren Wirren, welche bald die Niederlande heimsuchten, beeinträchtigten die Wirksamkeit jener an und für sich zweckmäßigen Festsetzungen in hohem Grade. An dem Aufstande gegen die spanische Herrschaft theilte sich das Herzogthum Luxemburg nicht, sei es weil der Protestantismus dort durchaus keinen Boden gewonnen hatte, oder sei es aus einer unleugbar dort immer vorwiegenden partikularistischen Gesinnung; nicht einmal bei dem Abschluß der Genfer Pacification (1576), welche vorzüglich die Entfernung der spanischen Truppen bezweckte, fand eine Mitwirkung luxemburgischer Abgeordneter statt; vielmehr hahnte sich, wie neun Jahre früher der Herzog von Alba, so jetzt alsbald Don Juan d'Autria von dem sichern Luxemburg aus den Weg nach Brüssel. Als dann gegen Ende seines Lebens (1598) Philipp II. sich entschloß, die Souveränität über die wiedergewonnenen südlichen Provinzen seiner Tochter Isabella und ihrem designirten Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, zu übertragen, erschienen auch die luxemburgischen Abgeordneten zur gemeinschaftlichen Huldigung der Generalstaaten in Brüssel, aber verlangten in deutscher Sprache zu schwören: so leisteten auch später die luxemburgischen Stände in deutscher Sprache dem Könige Karl II. den Eid (1666). Die erneute dynastische Vereinigung mit Spanien, welche in Folge des kinderlosen Todes Albrecht's und Isabellens eintrat, ward übrigens für Luxemburg eine Quelle schwerer Leiden, da die französischen Angriffe auf die spanischen Niederlande sich wiederholt mit großer Macht gegen dieses wichtige Grenzland richteten. Schon im pyrenäischen Frieden (1659) mußten von dem luxemburgischen Gebiete die drei festen Städte Thionville, Montmédy und Dampwillers mit ihren Bezirken an Frankreich abgetreten werden. Ludwig's XIV. Reunionskammer zu Metz sprach ihrem Monarchen sogar das ganze Herzogthum Luxemburg zu; drei Jahre nach einander erschien eine französische Armee vor der festen Hauptstadt, bis dieselbe endlich (1684) durch die von Vauban geleiteten Belagerungsarbeiten zur Capitulation gezwungen wurde. Ein bald darauf abgeschlossener zwanzigjähriger Waffenstillstand ließ dieses Bollwerk in französischen

Händen, und Vauban's Befestigungskunst that das Mögliche in den nächsten Jahren zur Verstärkung der gewonnenen Position; aber im Frieden von Ryswick (1697) sah sich Ludwig durch die allgemeine Lage zur Rückgabe dieser wie fast aller anderen Eroberungen genöthigt. Wenige Jahre später (1701) nahm jedoch Luxemburg wieder französische Besatzung auf im Namen Philipp's V.; während des ganzen spanischen Erbfolgekrieges blieb es in französischen Händen, zuletzt neben Namur der einzige Platz Belgiens, welcher den siegreichen Allirten widerstand. Durch die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastadt (1713 und 1714) kam alsdann das Herzogthum Luxemburg wie die gesammten bisher spanischen Niederlande an Oesterreich; zu den zahlreichen belgischen Festungen, in welchen die Holländer Besatzungsrecht erlangten, gehörte Luxemburg nicht. Das ganze luxemburger Land erfreute sich unter der österreichischen Herrschaft einer fast ungetrübten Ruhe. Das Verhältniß zum deutschen Reiche blieb freilich, wie das aller österreichischen Erblande, schwankend und von politischen Conjunctionen abhängig. An der brabantischen Revolution, welche durch die schlecht bedachten und übereilten Reformmaßregeln Joseph's II. hervorgerufen wurde (1789—90), nahm Luxemburg keinen Theil, und wie früher den spanischen Feldherren, so gelang es jetzt dem österreichischen Feldmarschall Bender, von diesem Stützpunkt aus sämmtliche belgische Provinzen zum Gehorsam zurückzubringen. Zwei Jahre später drangen durch Luxemburg die Preußen in Frankreich ein; nach dem unglücklichen Rückzug aus der Champagne und der Niederlage der Oesterreicher bei Zempapes hielt sich wiederum in Luxemburg allein eine österreichische Besatzung, während die Franzosen ganz Belgien überschwemmten. Aber dieses Mal blieb die luxemburgische Bevölkerung nicht unthätig; das ganze Herzogthum erhob sich gegen die Tyrannei der Jakobiner; ein erbitterter Guerrillakampf in den ausgedehnten Wäldern dauerte fort bis zum Sommer 1794. Noch ein Jahr länger hielt sich die Festung Luxemburg; sie erlag nur dem Hunger (Juni 1795). Bald darauf wurde das Herzogthum Luxemburg von den Siegern bei der vorläufigen Organisation Belgiens in das département des Forêts verwandelt; im Oktober 1795 folgte die förmliche Vereinigung mit Frankreich; der Friede zu Campo-Formio (17. Oktober 1797) gab derselben durch den Verzicht des Kaisers auf seine gesammten Niederlande rechtliche Sanction. Die Erfolge der zweiten Coalition vermochten jedoch noch einmal (Oktober 1799) das Landvolk des östlichen, reindeutschen Theiles von Luxemburg zur Erhebung gegen die fremden Herren; aber die Armee Jesu Christi und die Klöppels-Armee, wie die Franzosen höhrend ob der Führung eines Geistlichen und ob der schlechten Bewaffnung die aufständischen Haufen nannten, von den Städtlern nicht unterstützt, wurden bald durch Cavallerie zersprengt; einige Fülladen stellten die Ruhe vollkommen wieder her. Der Luneviller Friede (9. Februar 1801, genehmigt durch das Reichsgutachten vom 7. März desselben Jahres) löste auch ausdrücklich das bisherige Band zwischen den belgischen Provinzen und dem deutschen Reiche. Seitdem blieb Luxemburg, wie ganz Belgien, in ungestörten Besitze der Franzosen bis zum Jahre 1814; die Hauptstadt

wurde sogar erst in Folge des Pariser Friedens vom 30. Mai den Preußen übergeben.

II.

Der erste Pariser Frieden ließ die politische Zukunft Luxemburgs noch ungewiß, während er über den größten Theil der ehemaligen österreichischen Niederlande bereits zum Vortheil Hollands verfügte. Die persönliche Gunst der englischen und der russischen Regierung für den Prinzen von Oranien und der Wunsch, Holland, welches in seiner Erhebung zu Ende des Jahres 1813 einige nationale Kraft gezeigt hatte, als eine starke Schranke gegen künftige französische Gellüste herzustellen, auf der einen Seite, auf der anderen die Abneigung Oesterreichs, den lästigen und unsicheren Besitz Belgiens wieder anzutreten, waren die leitenden Motive; aber da bei der genaueren Grenzbestimmung zu viele verschiedene Interessen in das Spiel kamen, so begnügte man sich, in das öffentliche Friedensinstrument die Bestimmung zu setzen, daß Holland, unter die Souveränität des Prinzen von Oranien gestellt, eine Gebietsvergrößerung erhalten sollte, und in den geheimen Artikeln das Land zwischen der Nordsee, den französischen Grenzen und der Maas für diesen Zweck zu bestimmen; dagegen die Grenzen auf der rechten Seite der Maas sollten nach den militärischen Bedürfnissen Hollands und seiner Nachbarn geregelt werden, die deutschen Länder auf dem linken Rheinufer überhaupt eben sowohl zur Vergrößerung Hollands, als zu Entschädigungen für Preußen und andere deutsche Staaten dienen. Auf dem Wiener Congreß, wohin die näheren Verhandlungen verwiesen waren, nahmen nun die Instruktionen der oranischen Bevollmächtigten insbesondere Luxemburg unbedingt für Holland in Anspruch, theils aus jener Begehrlichkeit, welche selbst bei den besten Freunden des Prinzen lebhaftes Mißfallen erregte, theils auch im Hinblick auf die frühere politische Verbindung dieses Herzogthums mit den übrigen belgischen Provinzen. Andererseits war namentlich Fürst Metternich, welchem die „Affenliebe“ für „das Schooßkind der Mächte,“ den neuen Staat der Niederlande, wenig zusagte, ernstlich bemüht, Luxemburg, dessen großer Werth in der Wiener Staatskanzlei wohl Erinnerung sein mußte, für Deutschland wieder zu gewinnen, seiner Ansicht, „daß die Niederlande auch noch nicht zuverlässig genug seien, um ihnen ganz sorglos Luxemburg zu überlassen,“ pflichteten sogar die englischen Staatsmänner durchaus bei. Ein wesentliches Element der Ausgleichung für diese verschiedenen Anschauungen lag in dem Bestreben, die Niederlande, sei es durch Wiederherstellung des burgundischen Kreises, wie der erste preußische Plan der Bundesverfassung vorschlug und wie Graf Münster schon im August 1814 als möglich andeutete, oder als „Bundesverwandte,“ wie Metternich wollte, in ein näheres Verhältniß zu dem stammverwandten und durch das gemeinschaftliche Interesse der Vertheidigung gegen Frankreich verbundenen Deutschland zu bringen.

Die Abtretung der nassau-oranischen Stammlande, der Fürstenthümer Diez, Siegen, Dillenburg und Hadamar, an Preußen war ein fernerer Grund,

dem Prinzen von Oranien, der so aufhörte, deutscher Fürst zu sein, durch eine neue Combination diese Eigenschaft zurückzugeben; zugleich konnte, wenn er einen Theil seiner neuen Erwerbungen als Entschädigung für jene Besitzungen erhielt, den auf die letzteren bestehenden eventuellen Erbansprüchen Rechnung getragen werden. Aus allen diesen Erwägungen und Rücksichten ging das verwickelte Arrangement in Betreff Luxemburgs hervor, welches in den Artikeln 3, 4 und 6 des am 31. Mai 1815 zwischen dem nunmehrigen Könige der Niederlande und den vier alliirten Großmächten abgeschlossenen Vertrages einen dann in der Wiener Congressakte (Art. 67—69 und 71) fast wörtlich wiederholten Ausdruck erhielt. Das ehemalige Herzogthum Luxemburg, im Süden vergrößert durch einen Theil des Herzogthums Bouillon, im Osten dagegen verkleinert durch Abtretungen an Preußen, wurde unter die Souveränität des Königs der Niederlande gestellt, aber nicht als ein Theil des neuen Königreichs, sondern als ein besonderes Großherzogthum; dasselbe sollte ein Glied des deutschen Bundes bilden, nach der Bundesakte mit einer Stimme im engeren Rath und drei Stimmen im Plenum der Bundesversammlung; die in dem Nassauischen Erbverein von 1783 enthaltenen Bestimmungen über Successionsrecht und -ordnung wurden auf das Großherzogthum übertragen, jedoch dem Könige der Niederlande das Recht vorbehalten, für seine Söhne die Nachfolge in das Großherzogthum nach den Interessen seiner Monarchie und seinen väterlichen Absichten zu regeln; die Stadt Luxemburg sollte in militärischer Beziehung als Bundesfestung gelten, der Großherzog aber die Befugniß haben, vorbehaltlich der Zustimmung der Bundesversammlung, den Gouverneur und den Commandanten der Festung zu ernennen.

Kaum waren diese Stipulationen abgeschlossen, als das Ungenügende derselben klar hervortrat. Der Einbruch Napoleon's in Belgien, der freilich durch die Schlacht bei Waterloo sein jähes Ende fand, zeigte doch, daß die niederländische Macht nicht hinreiche, auch nur den ersten Stoß eines französischen Angriffs auszuhalten, und daß nur Preußen die unentbehrliche Hilfe gegen den gefährlichen Nachbar zu gewähren vermöge. Es mußte daher bedenklich erscheinen, einen für die Vertheidigung Belgiens und der deutschen Rheinlande so wichtigen Punkt, wie Luxemburg, den schwachen Händen der Niederlande und den künftigen Verfügungen der noch gar nicht zusammengetretenen Bundesversammlung zu überlassen; jene Theorie von der im Interesse der Gleichheit aller Bundesglieder nothwendigen Abwechselung aller in der Besatzung Luxemburgs, die v. Sagem ernstlich und ohne Widerspruch von anderer Seite auf dem Wiener Congress hatte vorbringen können, war gegenüber den jüngsten Ereignissen unhaltbar geworden. Die preussischen Staatsmänner selbst, welche in Wien ihre Anstrengungen allzu einseitig auf den gehofften Erwerb Sachsens und die damit zusammenhängenden polnischen Angelegenheiten concentrirt hatten, faßten jetzt mehr die Interessen der deutschen und preussischen Westgrenzen in das Auge, vor Allem die militärische Schwäche Deutschlands in der Saargegend; sie verlangten wenigstens die Festungen Saarlouis und Thionville, welche im

ersten Pariser Frieden noch den Franzosen geblieben waren, und Luxemburg; sie waren zudem geneigt, das ganze Großherzogthum Luxemburg oder einen Theil desselben durch ein neues territoriales Arrangement zu erwerben. Metternich begünstigte diese preussischen Wünsche, um, wie er offen aussprach, Preußen Frankreich gegenüber durch vielfache Verührungspunkte für die Zukunft zu „compromittiren.“ Der Herzog von Wellington vertrat entschieden die Ansicht, daß Luxemburg naturgemäß nicht zur Bertheidigungslinie der Niederlande gehöre. Rußland unterstützte, wenn auch schwach, die Bestrebungen Preußens. Der König der Niederlande setzte indessen jeder Concession in Bezug auf Luxemburg zähen Widerstand entgegen, wiewohl er andererseits neue Vergrößerungen auf Kosten Frankreichs eifrig suchte und auch theilweise erhielt; sein Bevollmächtigter v. Gagern rieth dieses Mal, da er eine neue Häufung von Unzuträglichkeiten fürchtete, verständigerweise, aber vergeblich, das ganze Großherzogthum gegen Entschädigung an Preußen zu überlassen. Das endliche Arrangement, welches diesen Befürchtungen nur zu sehr Recht gab, scheint dem Kopfe Nesselrode's entsprungen zu sein. In dem zu Paris am 3. November 1815 paragraphirten, am 20. November unterzeichneten Protokoll, welches die neuen Abtretungen Frankreichs, die damit zusammenhängenden Territorialveränderungen und das Defensivsystem des deutschen Bundes zu regeln unternahm, wurde die Erklärung Luxemburgs zur deutschen Bundesfestung wiederholt, zugleich aber versprochen die Monarchen Oesterreichs, Rußlands und Großbritanniens ihre besten Dienste, um dem Könige von Preußen das Recht zu verschaffen, gemeinschaftlich mit dem Könige der Niederlande in der Festung Luxemburg Besatzung zu halten, so wie die Befugniß den Gouverneur dieses Platzes zu ernennen. Der König der Niederlande war nicht in der Lage, diesem in der That außerordentlich rücksichtsvollen Beschlusse der alliirten Großmächte die Ausführung zu verweigern. In dem Supplementarvertrage, welchen er am 8. November 1816 mit Preußen abschloß, erfolgte die nähere Regulirung des neuen Verhältnisses. Die Bestimmung der Wiener Verträge, daß Luxemburg als Bundesfestung angesehen werden sollte, wurde darin „aufrecht gehalten und ausdrücklich bestätigt;“ die Uebereinkunft, in der Festung Luxemburg gemeinschaftliche Besatzung zu halten, begründet durch Hinweis auf den Pariser Traktat vom 20. November 1815 und durch den Willen der beiden Contrahenten, „für die vereinigte Bertheidigung ihrer respectiven Staaten auf die wirksamste Art und Weise Sorge zu tragen;“ die Besatzung sollte zu drei Viertheilen aus preussischen und zu einem Viertel aus niederländischen Truppen bestehen; nicht allein den Gouverneur, sondern auch den Commandanten sollte der König von Preußen ernennen, aber beide dem Bundestag auf dessen Verlangen den Eid leisten; während im Allgemeinen die Souveränität des Königs der Niederlande über Stadt und Festung und die Unabhängigkeit der Civilverwaltung sorgfältig verclaussulirt wurden, sollte doch die Macht des Gouverneurs unumschränkt sein „im Fall eines Krieges, oder wenn eine oder die andere beider Monarchien, der preussischen und der niederländischen, mit einem Kriege bedroht und die Festung in Belagerungszustand er-

klärt würde;" die gänzliche Wiederherstellung der Festung übernahmen die beiden Mächte, die Entscheidung über die künftige Unterhaltung derselben „zur allgemeinen Vertheidigung" wurde dem Bundestage vorbehalten. Diese Vereinbarungen wurden demnächst ihrem wesentlichen Inhalt nach in die Separatverträge zwischen den Niederlanden einerseits und Oesterreich, Rußland, Großbritannien andererseits aufgenommen; wörtlich wurden sie dann wiederholt in den Artt. 35—37 des allgemeinen Frankfurter Territorialrecesses vom 20. Juli 1819. Erst nachdem so das preussische Besatzungsrecht allseitig festgestellt war, beschloß der deutsche Bundestag, auf Grund von Verabredungen der Wiener Ministerialconferenzen, die Uebernahme Luxemburgs wie der beiden anderen „nach den europäischen Verträgen bestehenden Plätze" Mainz und Landau, unter ausdrücklicher Anerkennung der vertragsmäßig hinsichtlich dieser Plätze bestehenden Garnisonsrechte (5. October 1820). Diese „Grundbestimmung" sollte jedoch nur als Basis fernerer Verhandlungen dienen; es vergingen noch fünf Jahre, bis der Bundestag die demnächstige förmliche Uebernahme der drei Festungen und zugleich nähere Bestimmungen über die künftigen Verhältnisse derselben beschloß (28. Juli 1825). In Friedenszeit sollten darnach die Bundesfestungen, insbesondere auch der Dienst der Garnisonen für die Festungszwecke, unter den Befehlen und der Aufsicht der Bundesversammlung stehen, im Kriege deren Rechte auf den Oberfeldherrn des Bundes übergehen; für die Herstellung von Luxemburg und Mainz wie für ihre künftige Unterhaltung aus Bundesmitteln wurde Fürsorge getroffen.

Während der Bundestag mit der ihm eigenthümlichen Langsamkeit die militärischen Verhältnisse der Festung Luxemburg ordnete, ließ er die allgemeine politische Lage des Großherzogthums, obwohl dieselbe mit der Absicht der Verträge von 1815 kaum in Einklang zu bringen war, völlig außer Augen bis zum endlichen Eintritt einer gewaltsamen Katastrophe. König Wilhelm nämlich regierte das Großherzogthum nicht als einen besondern deutschen Bundesstaat, sondern behandelte dasselbe durchaus als einen integrierenden Bestandtheil des Königreichs der Niederlande. Schon zur Notabelnversammlung, welcher im August 1815 das Grundgesetz der Vereinigten Niederlande vorgelegt wurde, war eine große Zahl luxemburgischer Mitglieder berufen; nach Durchführung dieser Verfassung entsandte Luxemburg vier von den 55 Vertretern der südlichen Provinzen in die Generalstaaten; zu den Staatsschulden der Niederlande trug es fortwährend bei, seine Domänialwaldungen wurden zum Vortheil der allgemeinen Staatskasse verkauft; Justiz und Verwaltung wurden auf denselben Fuß gestellt wie in den übrigen Provinzen; in internationalen Verträgen wurde Luxemburg unter der Bezeichnung des Königreichs der Niederlande mitbegriffen; damit endlich diese Vereinigung eine dauernde sei, wurde durch ein Gesetz vom 25. Mai 1816 das dem zweiten Sohn des Königs, dem Prinzen Friedrich, nach dem nassauischen Erbverein von 1783 zustehende Successionsrecht zu Gunsten des Prinzen von Oranien, Thronfolgers der Niederlande, aufgehoben gegen eine Entschädigung durch holländische Domainen. Dieses System mochte zu-

nächst den Interessen des oranischen Hauses entsprechend erscheinen; aber der schließliche Erfolg war ein ganz entgegengesetzter. Die Luxemburger, nunmehr in eine engere Verbindung mit den anderen belgischen Landestheilen, als je zuvor bestanden hatte, gebracht, lernten mehr und mehr sich als Belgier zu fühlen und theilten vor Allem sämtliche Beschwerden der südlichen Provinzen gegen die niederländische Regierung. Als daher im September 1830, nach dem mißlungenen Angriff des Prinzen Friedrich auf das insurgirte Brüssel, ganz Belgien sich erhob, blieb Luxemburg nicht zurück; in wenigen Tagen war das ganze Großherzogthum, mit Ausnahme der Hauptstadt und des unmittelbaren Festungsraums, wo die preussische Besatzung jede Bewegung verhinderte, dem Aufstand gewonnen. Auf Rath eines jungen Luxemburgers, der später in der belgischen Geschichte eine der hervorragendsten Rollen gespielt hat, J. B. Nothomb's, entschloß sich die in Brüssel gebildete provisorische Regierung zur Vestignahme Luxemburgs durch Dekret vom 16. October 1830. Zum Nationalcongreß, der im folgenden Monat zusammentrat, entsandte auch Luxemburg seine Vertreter. Der Nationalcongreß seinerseits, indem er am 18. November die Unabhängigkeit des belgischen Volkes, freilich mit Vorbehalt der Verhältnisse Luxemburgs zum deutschen Bunde, verkündete, ließ doch gerade durch die Fassung des Vorbehalts die Absicht erkennen, Luxemburg in den neuzugründenden belgischen Staat aufzunehmen; demgemäß wurde auch im ersten Artikel der am 7. Februar 1831 beschlossenen Verfassung Luxemburg als Provinz Belgiens aufgeführt unter Wiederholung jener auf den deutschen Bund bezüglichen Clausel. Luxemburg dem deutschen Bunde zu entziehen, lag durchaus nicht in den Intentionen der Belgier; die Fortdauer des, abgesehen von der Festungsbesatzung, fast nur nominellen Verhältnisses erschien ihnen nicht beschwerlich, während sie die bei einem gegentheiligen Verfahren unvermeidlichen Zerwürfnisse mit Deutschland scheuten. Nichts desto weniger war die Luxemburger Frage länger als acht Jahre hindurch ein bedeutendes Hinderniß der endgültigen Constituirung Belgiens und bedrohte während dieser Zeit wiederholt Europa mit den bedenklichsten Verwickelungen.

König Wilhelm hatte sich sofort an die Bundesversammlung in Frankfurt mit dem Gesuch um die ihm als Bundesglied zukommende Hülfe gewandt. Da aber die luxemburger Angelegenheit unverkennbar mit der gesammten Frage der belgischen Unabhängigkeit enge zusammenhing und diese bereits durch den Zusammentritt der Conferenz in London, an welcher auch die beiden deutschen Großmächte Theil nahmen, Gegenstand europäischer Verhandlung geworden war, so fand der Bundesstaat es nicht mit Unrecht angemessen, zunächst die Conferenz um Auskunft anzugehen, ob sie keine Mittel, welche die Intervention Deutschlands überflüssig machten, aufgefunden hätte oder aufzufinden im Begriff sei. Die Conferenz ihrerseits stellte sich in Bezug auf Luxemburg zunächst durchaus auf den Boden der Verträge von 1815 und schien eben damit der Erwartung des Bundestags völlig gerecht zu werden: schon in dem Protokoll vom 20. December 1830, welches die Unabhängigkeit Belgiens im Princip sanktionirte, erklärte sie, daß durch die zu diesem Zweck zu treffenden Arrangements in keiner

Weise die Rechte des Königs der Niederlande und des deutschen Bundes auf das Großherzogthum Luxemburg beeinträchtigt werden dürften; in Uebereinstimmung mit diesem Vorbehalt wies der zweite Artikel der Trennungsgrundlagen vom 20. Januar 1831 dem neuen belgischen Staate alle Gebietstheile des Königreichs der Niederlande zu, welche im Jahre 1790 nicht der Republik der Vereinigten Niederlande gehört hätten, „mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das, unter einem andern Rechtstitel im Besitz der Prinzen des Hauses Nassau, einen Theil des deutschen Bundes ausmacht und fortwährend ausmachen wird.“ Während so die Großmächte den Umstand, daß Luxemburg als Entschädigung für die nassau-oranischen Stammlande dem König Wilhelm gegeben war, und die mindestens theilweise damit zusammenhängende Qualität als Bundesland, welche dem legitimen Besitzer einen besondern Schutz von Seiten aller deutschen Regierungen verbürgte, in den Vordergrund stellten, machten die Belgier die von dem Souverän Luxemburgs selbst unter stillschweigender Zustimmung des Bundes ausgegangene staatsrechtliche Verbindung mit den übrigen südlichen Provinzen, die früher seit der burgundischen Zeit bestandene Gemeinschaft, endlich den unzweifelhaften Willen der luxemburgischen Bevölkerung mit Nachdruck geltend. Ihre hauptsächlich nur durch die Rücksicht auf Luxemburg motivirte Weigerung, die Trennungsgrundlagen anzunehmen, schien, seitdem die Conferenz dem König von Holland gegenüber durch dessen Annahme gebunden war, Belgien mit ganz Europa und vor Allem mit dem deutschen Bunde in Conflict bringen zu müssen. Der König von Holland sandte seinen unternehmendsten General, den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, nach der Festung Luxemburg, um das Großherzogthum wieder in Besitz zu nehmen; der Bundestag beschloß die Mobilisirung eines Corps von 24,000 Mann, um daselbst die Ruhe und die Autorität des Großherzogs wiederherzustellen; die Cabinette der Großmächte erörterten den Plan einer Theilung des widerspenstigen belgischen Landes. Jedoch die Beforgniß vor der in Frankreich herrschenden Gährung, welche namentlich Angesichts einer bewaffneten Einmischung des deutschen Bundes zu einer gewaltsamen Explosion zu führen drohte; der alle Gemüther beschäftigende Verzweigungskampf Polens gegen die russischen Heere; vor Allem endlich der Einfluß des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg bewirkten einen Umschwung zu Gunsten Belgiens, welcher vornehmlich in der Luxemburger Frage sich äußerte. In dem Protokoll vom 21. Mai 1831 erklärten sich die Großmächte für den Fall, daß Belgien die Trennungsgrundlagen annehme, bereit, mit dem Könige der Niederlande Unterhandlungen anzuknüpfen zu dem Zweck, den Besitz Luxemburgs, das übrigens in seinem bisherigen Verhältnisse zum deutschen Bunde bleiben müsse, den Belgiern gegen angemessene Entschädigung zu sichern; der deutsche Bund sollte gleichzeitig eingeladen werden, während der Dauer dieser Unterhandlungen die Ausführung der zur militärischen Besetzung des Großherzogthums getroffenen Maßregeln zu unterlassen. Noch vortheilhafter schien sich die Aussicht der Belgier auf den Erwerb Luxemburgs zu gestalten durch die der Thronbesteigung Leopold's unmittelbar vorhergehenden und

gleichsam ihre Voraussetzung bildenden achtzehn Artikel vom 26. Juni 1831. Jetzt wirt man kaum darüber zweifelhaft sein, daß die Verwirklichung dieser Aussicht, unter Festhaltung des Verhältnisses Luxemburgs zum deutschen Bunde, auch für die deutschen Interessen die erwünschteste Lösung gewesen wäre. Aber im Rathe der Großmächte überwogen bald andere Rücksichten. Die Weigerung des Königs Wilhelm, die achtzehn Artikel an die Stelle der Trennungsgrundlagen treten zu lassen, erhielt durch den siegreichen Augustfeldzug eine tiefwirkende moralische Verstärkung; dagegen die in überraschendem Maße hervorgetretene militärische Schwäche der Belgier ließ es bedenklich erscheinen, ihnen ein gegen Frankreich so wichtiges Grenzland wie Luxemburg anzuvertrauen; auch scheuten sich die beiden deutschen Großmächte, dem Usurpator Leopold Aufnahme in den deutschen Bund zu gewähren. Da die strategischen Gründe aber ebenfalls das Verbleiben der Maaslinie in den Händen Hollands verlangten, man jedoch den Belgiern nicht den Verzicht auf ganz Luxemburg und zugleich auf einen großen Theil Limburgs zumuthen konnte, so schlug man den Ausweg einer Theilung beider Provinzen ein. Daß auf diese Weise dem deutschen Bunde ein Stück seines Gebietes entzogen werden sollte, war von Seiten der beiden deutschen Großmächte, welche der Bund mit der Vertretung seiner Interessen in der Conferenz beauftragt hatte, ein höchst bedenkliches Zugeständniß, wenn auch eine Territorialentschädigung durch limburgische Bezirke in Aussicht gestellt wurde; dagegen zeugte für eine Berücksichtigung nationaler Gesichtspunkte, daß für die Abgrenzung in Luxemburg die Sprachgrenze maßgebend sein sollte, so daß die deutschredenden Theile dem König Wilhelm und folgerweise dem deutschen Bund verbleiben, nur die wallonischredenden an Belgien fallen sollten; doch gelang es der belgischen Regierung noch im letzten Augenblick vor Abfassung des entscheidenden Protokolls vom 14. October eine Abänderung zu erreichen, welche ihr die Stadt Arlon und mehrere Landgemeinden deutscher Zunge verschaffte. Im Ganzen zählte der zur Einverleibung in Belgien bestimmte Theil Luxemburgs gegen 165,000 Seelen, während 170,000 die Souveränität des König-Großherzogs künftighin anerkennen sollten; räumlich war der belgische Antheil weit ausgedehnter, aber weniger fruchtbar und wohlhabend; besonders aber fiel in das Gewicht, daß die Hauptstadt, deren Besiz die deutsche Bundesversammlung als für die Sicherheit des Bundes unerläßlich bezeichnet hatte, dem Großherzogthum blieb.

Als bekannt darf es gelten, daß die belgische Regierung, im Gefühl der kürzlich erlittenen Niederlage und von dem Wunsche nach allseitiger internationaler Anerkennung geleitet, die von den Großmächten vorgeschlagenen vierundzwanzig Artikel durch Vertrag von 15. November 1831 annahm, während König Wilhelm, stolz auf den errungenen Sieg und in der sichern Hoffnung auf eine unausbleibliche Restauration, mit allen möglichen diplomatischen Mitteln den Abschluß hinausshob. Selbst als er in Folge der Einnahme von Antwerpen durch ein französisches Heer und der Blokade der holländischen Häfen sich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah, schloß er zunächst nur einen Waffenstillstand auf

Grund des Statusquo, mit ausdrücklicher Ausdehnung auf das Großherzogthum Luxemburg, bis zum Zustandekommen eines Definitivvertrags, 21. Mai 1833; und in die darauf begonnenen Unterhandlungen über den endlichen Friedensschluß wußte er ein neues Hinderniß zu werfen, indem er verlangte, die ihm für den wallonischen Theil Luxemburgs bestimmten limburgischen Landestheile einfach dem Königreiche der Niederlande einzuverleiben und so dem deutschen Bunde und den nassauischen Agnaten jede Entschädigung zu entziehen, aber durchaus keinen Schritt zur Herbeiführung der Zustimmung dieser beiden Parteien that. Erst im November 1833, nach dem Abbruch der Unterhandlungen in London, wandte sich die niederländische Regierung mit ihrem Begehren an den Bund und an den Herzog von Nassau; der Letztere sprach alsbald seine Weigerung aus, ohne Ersatz auf seine eventuellen Rechte zu verzichten; der Bundestag gelangte erst im August 1836 zu dem Beschluß, daß er seine Einwilligung in die Abtretung eines Theils des Großherzogthums Luxemburg ohne Territorialentschädigung nicht geben könne, und daß die durch Separatunterhandlung festzustellende Entschädigung im Limburgischen, wenn auch nach Areal und Bevölkerung geringer, dagegen in Bezug auf Contiguität und Verteidigungslinie den Interessen des Bundes möglichst zusagen müsse. Nach Empfang dieser Antwort ließ König Wilhelm noch beinahe zwei Jahre ohne Wiederaufnahme der Unterhandlungen verfließen; plötzlich, im April 1838, erklärte er sich bereit zur Unterzeichnung der vierundzwanzig Artikel. Die Nachricht von dieser unerwarteten Wendung rief in Belgien die größte Aufregung und Bestürzung hervor; mit tiefstem Schmerze empfand man vor Allem die drohende Losreißung der luxemburgischen und limburgischen Bevölkerungen, welche durch achtjährige Gemeinschaft völlig mit dem neuen Staate verwachsen waren und die sich auch jetzt in lebhaftester Weise für die Aufrechthaltung dieser Verbindung aussprachen. Aber die belgische Regierung konnte, während ihre Vorstellungen gegen die Belgien angefonnene übermäßige pecuniäre Belastung nicht ohne bedeutenden Erfolg blieben, in der Gebietsfrage keine Concession erlangen. Die deutschen Großmächte drangen um so energischer auf die endgültige Regulirung der Territorialverhältnisse, als zwischen der Bundesbesatzung von Luxemburg und den Behörden und Bewohnern der Umgegend wiederholte Konflikte vorgefallen waren, welche auch das deutsche Nationalgefühl erregten; die französische Regierung trat der einzigen friedlichen Lösung, welche zu Gunsten Belgiens allenfalls möglich war, entgegen durch ihr absolutes Veto wider einen etwaigen Eintritt des Königs der Belgier in den deutschen Bund; die belgischen Wünsche, unter Ausschluß jener Combination, auf die Gefahr eines europäischen Krieges hin zu unterstützen, war sie nur bereit unter Voraussetzung der Bundesgenossenschaft Englands; Lord Palmerston wollte aber kein Zerwürfniß mit den deutschen Mächten, kein aggressives Vorgehen Frankreichs. Somit sah sich König Leopold zur Nachgiebigkeit gezwungen. Am 19. April 1839 wurde zu London der Separations- und Friedensvertrag zwischen Holland und Belgien, mit unveränderter Beibehaltung der in den vierundzwanzig Artikeln aufgestellten Gebietsbestim-

mungen, unterzeichnet; von beiden Staaten wurden an demselben Tage mit den fünf Großmächten Verträge abgeschlossen, nach welchen jener Vertrag als wörtlich wiederholt und damit unter die Garantie der fünf Mächte gestellt gelten sollte; für den deutschen Bund unterzeichneten die Vertreter Oesterreichs und Preußens eine besondere Accessionsakte, welcher der Bundestag durch Beschluß vom 11. Mai desselben Jahres die Ratifikation erteilte. Die in diesem Beschluß vorbehaltene nähere Verständigung wegen des dem Bunde und den nassauischen Agnaten zukommenden Erbes für den aufgegebenen Theil Limburgs erfolgte nunmehr rasch. Das herzogliche Haus Nassau ließ sich durch eine Geldsumme von 750,000 Gulden abfinden; die zu Wiesbaden am 27. Juni 1839 abgeschlossene Uebereinkunft bekräftigte jedoch ausdrücklich „die Rechte der Linie Wagram's vom Hause Nassau auf den bleibenden Theil des Großherzogthums Luxemburg, mit Inbegriff der Stadt und Bundesfestung gleichen Namens.“ Dem Bundestage erklärte König Wilhelm am 16. August 1839 seine Bereitwilligkeit, die ihm überwiesenen limburgischen Landestheile, mit Ausnahme der altniederländischen Städte und Festungen Maastricht und Venloo, als Herzogthum Limburg in den deutschen Bund treten zu lassen; dieses Herzogthum solle freilich unter dieselbe Verfassung und Verwaltung mit dem Königreich der Niederlande gestellt, dadurch aber die Anwendung der deutschen Bundesverfassung auf dasselbe in keiner Weise gehindert werden; indem der Bundestag am 5. September desselben Jahres sich durch diese Entschliesung befriedigt erklärte, konnte er doch nicht vermeiden, auf die Unzulänglichkeiten hinzuweisen, welche aus dem Doppelverhältnisse Limburgs sich möglicherweise ergeben dürften.

Der deutsche Theil Luxemburgs, welcher fortan allein das Großherzogthum bildete, mußte schon wegen der räumlichen Entfernung vom Königreich der Niederlande als besonderer Staat regiert werden. Die Bewohner empfanden in der ersten Zeit bitter ihre völlig isolirte Lage, und die von Hassenpflug geleitete Verwaltung war wenig geeignet, sie mit dem neuen Zustande auszuföhnen. Erst nach der Abdankung König Wilhelms I. (7. Oct. 1840) trat eine Besserung ein: Hassenpflug erhielt seine Entlassung; die Verleihung einer ständischen Verfassung (12. Oct. 1841), die sich freilich in den Grenzen der Bundesbestimmungen hielt, gab der Bevölkerung mindestens einen mäßigen Einfluß auf ihre eigenen Angelegenheiten; der Beitritt zum Zollverein (1. April 1842) stellte die wirthschaftliche Existenz des Landes auf eine sichere Grundlage — so weit die Existenz des Zollvereins selbst eine gesicherte war. Trotz der wachsenden Zufriedenheit blieben die Stürme des Jahres 1848 nicht ohne Einwirkung auf die Haltung der Luxemburger; doch wußte der Großherzog jedem gewaltsamen Ausbruch zuvorzukommen durch Berufung der Ständemitglieder in doppelter Anzahl zum Zweck einer Verfassungsrevision. Bei der damals vorherrschenden politischen Strömung und in Folge des langdauernden Zusammenlebens der Luxemburger mit dem belgischen Staate war es natürlich, daß die belgische Constitution dem neuen Elaborate fast wörtlich zu Grunde gelegt wurde; nichts desto weniger sanktionirte der König-Großherzog dasselbe ohne Anstand am 9. Juli 1848 und beschwor

die so festgestellte Verfassung am folgenden Tage in Gegenwart einer Deputation der luxemburgischen Stände. Glücklicher als die meisten in derselben Periode zu Stande gekommenen Grundgesetze ähnlichen Inhalts schien die luxemburgische Verfassung die nachfolgende Zeit der Reaction zu überstehen, bis ganz unerwarteter Weise im October 1856 die Regierung eine Revision der nun mehr als acht Jahre in Wirksamkeit bestehenden Einrichtungen forderte, um dieselben „mit den gebieterischen und unabweisbaren Anforderungen der deutschen Bundesverfassung in Einklang zu setzen.“ Der entschiedene Widerstand der Abgeordnetenkammer gegen dieses Verlangen wurde mit einer Auflösung beantwortet; und als die in der neugewählten Kammer numerisch schwächere Opposition durch Entfernung von den Sitzungen Beschlußfähigkeit herbeiführte, glaubte sich der König-Großherzog Wilhelm III. „im Gefühl seiner Pflichten gegen seine Unterthanen und seine Bundesgenossen“ zu einer Deroirung befugt, welche, wenn sie auch ein im Ganzen nicht uncreisinniges Werk herstellte, doch wiederum in manchen Beziehungen selbst über das bundesmäßig Erforderliche hinausging. Der Bundestag fand indessen weder aus formellen noch aus materiellen Gründen das Vorgehen der luxemburgischen Regierung tadelnswürth, sondern erklärte vielmehr seine „Befriedigung“ mit demselben (29. Januar 1857). Auch die neue Ständeversammlung erkannte die einseitige Revision der Verfassung an und bekämpfte nur die außerdem in der Zwischenzeit erlassenen provisorischen Gesetze; als die Regierung in der Session von 1859 zu erheblichen Modificationen der letzteren sich entschloß, wurde der innere Friede wiederhergestellt.

Fast nur in Beschränkung der verfassungsmäßigen Freiheit kam das Bundesverhältniß für Luxemburg zur Geltung; in allen übrigen Beziehungen wurde höchstens der unvermeidliche Gehorsam geleistet: bei den Abstimmungen des Bundestags selbst in den wichtigsten Angelegenheiten war die luxemburgische Stimme regelmäßig nicht iustruirt. Auch an den Versuchen einer Reform der deutschen Gesamtverfassung betheiligte sich Luxemburg in sehr schwachem Maße: die Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung von 1848 wurden nur unter den mannichfachen Vorbehalten angeordnet; den preussischen Unionsbestrebungen gegenüber verhielt sich die luxemburgische Regierung durchaus abwartend; auf dem Fürstentag von 1863 nahm der Statthalter Prinz Heinrich alle Beschlüsse „ad referendum;“ als im vorigen Jahre die deutsche Verfassungsfrage der entscheidenden Krisis entgegen ging, war die Thätigkeit des niederländischen Cabinets allein auf die Entlassung Limburgs aus dem Bunde gerichtet. Der zu diesem Zwecke am 19. Mai 1866 in der Bundesversammlung gestellte Antrag verhehlte nicht, daß die Rücksicht auf die exceptionelle Stellung Limburgs den König bisher regelmäßig veranlaßt habe, „seine Zustimmung zu Anträgen und Einrichtungen zu verweigern, deren Annahme vielleicht im Interesse des mit vielen deutschen Verhältnissen und Einrichtungen eng verbundenen Großherzogthums Luxemburg wünschenswerth und vortheilhaft, ja oft nöthig gewesen wäre.“ Der dadurch hervorgerufenen „besonders schwierigen, ja peinlichen und

unhaltbaren Stellung" des Königs der Niederlande als Großherzog von Luxemburg gegenüber dem Bunde machte die in Folge des Bundesbeschlusses vom 14. Juni eingetretene Sprengung des Bundes ein unvorhergesehenes Ende.

III.

Mit der Auflösung des deutschen Bundes ist der Großherzog von Luxemburg frei geworden von allen in der bisherigen Bundesverfassung begründeten Verpflichtungen; seine Souveränität über das Großherzogthum ist jetzt voll und ungehemmt, so weit nicht andere völkerrechtliche Verträge oder die Landesgesetze, insbesondere die revidirte Verfassung, eine Schranke bilden: namentlich ist also hinweggefallen das Erforderniß einer ausdrücklichen Zustimmung der Gesamtheit der Bundesglieder zu einer freiwilligen Abtretung von Souveränitätsrechten an einen Nichtverbündeten (Wiener Schlußakte Art. 6). Daß der König der Niederlande im Jahre 1815 Luxemburg gerade vorzugsweise mit Rücksicht auf das für ihn und dieses Land gleichzeitig festgesetzte Verhältniß zum deutschen Bunde erhalten hat, kann, wie wichtig es auch für politische Erwägungen sein mag, an jenem Resultate juristisch nichts ändern; juristisch standen die Verpflichtungen Luxemburgs gegen den Bund auf derselben Linie wie die aller anderen Bundesstaaten, sie waren nur Beschränkungen, nicht Voraussetzungen der Souveränität (Wiener Congreßakte Art. 67); besonders in Bezug auf die Festung Luxemburg ist dieser Gesichtspunkt wiederholt in den ausdrücklichen Vorbehalten der Souveränität des Großherzogs gegenüber der dem Bunde zustehenden militärischen Servitut ausgesprochen (Pariser Protokoll vom 3. November 1815; Frankfurter Territorialrecess Art. 35, vgl. Art. 37). Aus rechtlichem Gesichtspunkte müssen wir auch, in Uebereinstimmung mit der preussischen Regierung, jede Verpflichtung Luxemburgs, dem norddeutschen Bunde beizutreten, leugnen; denn dieser steht durchaus nicht im Verhältniß eines Rechtsnachfolgers zum deutschen Bunde, vielmehr beruht er nur auf der freiwilligen oder durch Krieg erzwungenen Vereinigung der einzelnen norddeutschen Staaten, an welcher eben Luxemburg sich nicht theilgenommen hat und, da sein theoretisch vielleicht anzunehmender Kriegszustand gegenüber Preußen durchaus keine praktische Folge gehabt, zu theilnehmen auch nicht genöthigt worden ist. Die unbestreitbare nationale Grundlage des norddeutschen Bundes erzeugt für die einzelnen Bestandtheile der Nation keine Rechtspflicht des Anschlusses; denn erst im Staat oder Bund gewinnt die nationale Gesamtheit eine rechtliche Herrschaft über ihre einzelnen Theile, und nur über diejenigen, welche bereits Glieder dieses Gemeinwesens geworden sind.

Dagegen können wir vom rechtlichen Standpunkte aus nicht zugeben, daß mit dem Aufhören des bisherigen Bundesverhältnisses auch das Besatzungsrecht Preußens in der Festung Luxemburg erloschen sei. Die gegentheilige Behauptung wäre nur dann richtig, wenn das preussische Garnisonsrecht einfach ein Ausfluß, eine Institution des Bundesrechtes gewesen wäre: in der That aber beruht dasselbe nicht auf der Bundesakte oder auf späteren Bundesbeschlüssen,

sondern auf besonderen internationalen Verträgen — dem Pariser Protokoll vom 3. November 1815, den 1816 und 17 von den Niederlanden mit Preußen, Oesterreich, England und Rußland abgeschlossenen Separatverträgen endlich dem Frankfurter Territorialrecess vom 20. Juli 1819. Der Zeit nach ging freilich die Bestimmung Luxemburgs zur Bundesfestung dem preussischen Rechte vorher, und dieses letztere mußte sich deshalb, namentlich in Bezug auf die Besetzung des Gouverneurs und des Commandanten und auf Veränderungen in der Zusammensetzung der Garnison, der Bundeskompetenz unterordnen; aber auf der anderen Seite erkannte der Bundestag bei dem Beschluß der Uebernahme der Festung Luxemburg die preussischen und niederländischen Garnisonsrechte als bereits kraft besonderer Verträge bestehend an (5. Oktober 1820). Und wenn schließlich das Protokoll vom 3. November 1815 die Verwendung Oesterreichs, Englands und Rußlands für das dem Könige von Preußen einzuräumende Besatzungsrecht unter die Rubrik des „Verteidigungssystems des deutschen Bundes“ stellte, so bezeichnete der am 8. November 1816 zwischen dem König von Preußen und dem König der Niederlande abgeschlossene Vertrag noch ausdrücklich „die vereinigte Verteidigung ihrer respectiven Staaten“ als Zweck der Uebereinkunft, in Luxemburg gemeinschaftlich Garnison zu halten, und diese Zweckbestimmung erhielt durch ihre Wiederholung in dem Frankfurter Territorialrecess auch die Sanction Oesterreichs, Englands und Rußlands. — Wenn aber demnach das preussische Besatzungsrecht seine Gültigkeit nicht verloren hat, so würde dasselbe doch in mehrfacher Beziehung, z. B. der ferneren Unterhaltung der Festung, der neuerdings (17. November 1856) mit Rücksicht auf die Bundesmilitärpflichten Luxemburgs und deren theilweise Uebernahme durch Preußen vereinbarten Besatzungsverhältnisse, einer neuen vertragsmäßigen Regulirung bedürfen. Sodann läßt sich nicht verkennen, daß das Recht Preußens nur einen einzelnen Theil eines gegen Frankreich gerichteten europäischen Defensivsystems bilden sollte; dieses System aber, schon durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Belgiens und später durch die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich bedeutend modificirt, ist in seinen Fundamenten erschüttert durch die völlige Auflösung des deutschen Bundes; ist also überhaupt eine gemeinschaftliche Sicherung der Nachbarstaaten Frankreichs gegen dessen mögliche Uebergriffe eine europäische Nothwendigkeit, so muß dieselbe auf neuen Grundlagen festgestellt werden. Nach Analogie der am 14. December 1831 über die belgischen Festungen geschlossenen Convention würde der französischen Regierung nicht einmal eine Mitwirkung bei diesen Verhandlungen einzuräumen sein; jedoch die allgemeine politische Lage, die Wichtigkeit der Festung Luxemburg für die auch unter französischer Garantie stehende Neutralität Belgiens, endlich der enge Zusammenhang der Besatzungsfrage mit der künftigen politischen Stellung des Großherzogthums machen eine solche Ausschließung unstatthaft; vielmehr wird eine Conferenz der Unterzeichner der Verträge von 1839 aus allen diesen Gesichtspunkten am räthlichsten sein, wenn gleich jene Verträge das preussische Besatzungsrecht in Luxemburg gar nicht erwähnen.

Die Aufgabe einer solchen Conferenz würde, falls die Fortdauer der preussischen Besatzung in Frage gestellt werden soll, zunächst darin bestehen müssen, für die deutsche Westgrenze und für Belgien gleichwerthige Garantien gegen einen Angriff von französischer Seite zu finden. Diese Garantien müßten aber zudem so beschaffen sein, daß sie das Luxemburger Land selbst gegen eine gewaltsame oder friedliche Einverleibung in Frankreich wirksam sicherten. Denn mag auch das rechtliche Band, welches Luxemburg bisher an Deutschland knüpfte, bis auf den dünnen Faden des preussischen Garnisonsrechts zerrissen sein, Luxemburg ist und bleibt ein deutsches Land, welches der deutschen Nationalität nicht entfremdet werden darf. Seit mehr als neunhundert Jahren bestand, wie wir sahen, mit geringen Unterbrechungen seine politische Verbindung mit Deutschland; seine einheimischen Herrscher haben zu wiederholten Malen die höchsten Stellungen im deutschen Reiche eingenommen; gegen französischen Druck hat die sonst jeder gewaltsamen Erhebung abgeneigte luxemburgische Bevölkerung wiederholt zu den Waffen gegriffen; mehrfach hat in früheren Jahrhunderten die Ueberzeugung sich geltend gemacht, daß die deutsche Sprache die eigentliche Landessprache sei; endlich ist im Jahre 1839 das jetzige Großherzogthum Luxemburg als ein der Volkssprache nach reindeutsches Land ausgeschieden worden, und wenn auch seitdem ein französischer Firniß über einen Theil der gebildeten Klassen sich gelagert hat, die Sprache der Volksschulen, der Kirche, der Steuerzettel ist deutsch geblieben. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Deutschland ist freilich den Bewohnern des Großherzogthums in neuerer Zeit, zumeist wohl in Folge der Mißgriffe des deutschen Bundes, mehr und mehr entschwunden; aber die Zusammengehörigkeit selbst besteht fort und damit die Grundlage jenes Bewußtseins, welches nur neuer Weckung bedarf. Deshalb ist vom nationalen Standpunkte aus jede Lösung verwerflich, welche das Großherzogthum einer fremden Nation Preis gäbe; aus denselben Gründen aber müssen wir wünschen, daß der Anschluß Luxemburgs an ein neues deutsches Gemeinwesen nicht für alle Zeit aufgegeben werde; denn nur durch Eintritt in die politische Gemeinschaft Deutschlands oder zunächst Norddeutschlands kann die deutsche Nationalität Luxemburgs dauernd bewahrt werden und zur vollen Entfaltung und Geltung gelangen.

G. Bric.

Politische Correspondenz.

Berlin, 7. Mai 1867.

„Frankreich trauert über die Erfolge des Krieges von 1866. Sein Nummer ist um so nagender, als dieser Krieg seinen friedlichen Neigungen Gewalt angethan hat. Aber es hat keine kriegerischen Aspirationen, es will keinen Conflict über Luxemburg mit Preußen, es ist nicht die Opposition, die zum Kriege treibt.“

So sagt Herr Forcade in der Revue des deux mondes. Wie überraschend diese Versicherung sein mag, wir nehmen gern Akt von derselben. Freilich ist es schwer, die berühmte Rede des Herrn Thiers über die Fehler der kaiserlichen Politik, die lebhafteste Anerkennung, welche er Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV. und dem ersten Napoleon für ihre deutsche Politik zollte, mit derselben zu reimen. Und es stimmt zu dieser plötzlichen Friedensliebe Frankreichs nicht besser, daß der Lärm gegen Deutschland in der Liberté sowohl als in den imperialistischen Blättern fort dauert, daß sich die Franzosen mit Einschluß der Elssasser — selbst die welche die Friedensadressen unterschreiben — von dem Axiom durchdrungen zeigten: Preußen habe Luxemburg zu räumen, da Frankreich für gut befunden die Räumung zu verlangen. Die Mittheilung, die Herr von Monstier über den Zusammentritt der Conferenz und die friedlichen Hoffnungen, die sich an diese knüpften, am 3. d. M. im Corps législatif machte, fand eine auffallend kühle Aufnahme. Noch weniger freilich spricht das Verfahren der Regierung für den Wunsch nach Frieden. Gewiß, die officiösen Blätter verheißten ihn, aber inzwischen werden die Rüstungen in größtem Maßstabe fortgesetzt. Der Moniteur selbst erklärte in jenem Artikel, der die angebliche Sistirung der Rüstungen verkündete, daß die Pferdeankäufe fortgesetzt werden würden. Aber man ist hierbei nicht stehen geblieben. Die Kanonenboote von Toulon, die den Uebergang über den Rhein decken sollen, stehen in Straßburg bereit, Massen von Kriegs-Material werden in Belfort aufgehäuft, die Festungen an der Ostgrenze werden armirt und erweitert, und das Lager von Chalons, das sonst nur 30,000 Mann beherbergte, wird in diesem Jahre eingeständlich 100,000 Mann zählen. Chalons liegt auf dem Wege nach Metz. Metz und Straßburg bilden die Basis jedes französischen Angriffs auf Deutschland, der die Neutralität Belgiens respektirt.

Wie anders Deutschland und Preußen! Beide haben nicht aufgehört vom ersten Auftauchen der Streitfrage an die vollständigsten Beweise aufrichtiger Friedensliebe zu geben, sie beharren noch heute in dieser Beweisführung. Wäre es Preußen überhaupt um den Krieg mit Frankreich zu thun gewesen, so hätte es niemals bessere militärische Ausichten, als sich ihm im Jahre 1859 darbieten, gehabt. Die Chancen, welche die Situation Ende Juli und Anfang August 1866 den preußischen Waffen gewährte, waren nach allen Richtungen hin entschieden günstiger Art. Antwortete Preußen in diesem Frühjahr gleich zu Anfang April

der französischen Rüstung mit deutschen Rüstungen, so war der Krieg freilich unvermeidlich, aber die Aussichten für Preußen sicherlich nicht die schlechtesten. Nach dem Eingeständniß des Moniteur selbst hätten wir die französische Armee unvorbereitet und in halber Streiffähigkeit gefunden. Wir wiederholen, Deutschland konnte keinen größeren Beweis seiner Friedensliebe geben, als indem es weder dem Vertrage mit Holland, der hinter seinem Rücken über ein deutsches Land, über ein Preußen von Europa zuerkanntes Recht, in dessen unbestrittener Uebung es sich fünfzig Jahre befand, abgeschlossen wurde, noch dem Umfange der französischen Rüstungen die geringste Gegenrüstung bis auf den heutigen Tag entgegengestellt hat. Das ist das Verhalten des preussischen Cabinets. Daß die öffentliche Meinung Deutschlands, das deutsche Volk den Krieg mit Frankreich ebenso wenig will als die preussische Regierung, wenn man uns in Frieden in unseren Grenzen und in unserer Ehre ungekränkt läßt, wenn man das Grundrecht jeder Nation: sich selbst ihre Verfassung zu geben, nicht antastet und sich enthält, dafür Compensationen zu fordern, das hat Herr Garnier-Pagès seinen Landsleuten, der republicanischen Partei Frankreichs, in deren Auftrage er Deutschland angeblich bereiste, nun bereits aus persönlicher Wahrnehmung bestätigen können.

Wir wissen zu gut, was der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland bedeutet, als daß wir nicht von Herzen wünschten: er möge beiden Völkern erspart bleiben. Es war unsere Meinung nicht, daß Preußen eine europäische Garantie an die Stelle der Garantie treten ließe, welche es kraft des Rechts der Nationalität wie kraft vertragsmäßigen Rechts besaß, daß es auf einen anerkannten Besitzstand verzichten solle, weil Frankreich diesen Verzicht verlangte. Preußen hat den schweren Schritt, das große Zugeständniß um des Friedens willen nicht gescheut, sich dem Ausspruch Europas zu fügen, wenn „ihm diejenigen Compensationen gewährt werden, welche der Absicht entsprechen, die durch das Besatzungsrecht in Luxemburg erreicht werden sollte.“ Die Conferenz tritt heut in London zusammen. Wir können trotzdem in ihrer Eröffnung Angesichts der Fortdauer der französischen Rüstungen noch kein volles Unterpfand für die Erhaltung des Friedens erblicken. Immer von Neuem lassen diese weitgreifenden Rüstungen die Besorgniß aufsteigen, daß man in Paris den Krieg will. Wäre das wirklich der Fall, dann hätte Deutschland durch seine Friedensliebe, wenn es sich nicht in Nachtheil gesetzt hätte, wenigstens bereits auf eine Reihe sehr werthvoller militärischer Vortheile verzichtet.

Erwägt man unbefangen die Lage, prüft man ruhig die Aussichten für die eine oder die andere Entscheidung, so fällt dabei weder die Rechtsfrage noch der Anlaß des schwebenden Conflictes sonderlich in's Gewicht. Gewiß, man kann den jubliueu Einfall, das saubere Geschäft des Königs von Holland, ein ihm gegen Frankreich auvertrautes deutsches Land Frankreich zu verkaufen, diesen Verrath an Pflicht, Treue, Ehre und Vaterland nicht stark genug kennzeichnen, man kann nicht stark genug die Kunst der Persidie und die Tenacität der Lüge brandmarken, durch welche man den Holländern die Meinung

beibrachte, daß Holland genöthigt sei gegen die räuberischen Absichten Preußens den Schutz Frankreichs zu suchen — selbst ehrliche Conservative wie Groen van Prinsterer nehmen die geschickt ausgestreute, hartnädig aufrecht erhaltene Lüge für baare Münze, und die sparsamen Holländer bewilligen Millionen auf Millionen für die Reorganisation ihrer Armee und die neuen Verteidigungslinien; man kann den jämmerlichen Versuch, Holland nachträglich außer Verantwortung zu setzen, indem man besondere Agenten für Luxemburg an die Höfe Europas schickt, kaum verächtlich genug zurückweisen — all diese Treulosigkeit, Thorheit und Jämmerlichkeit ist für das Wesen der Frage zwischen Frankreich und Deutschland ohne Bedeutung. Ebenso wenig fördert es, den dunklen Ursprung des Handels aufzuklären. Wenn Herr Zuylen van Nijvelde in der niederländischen Kammer versichert, daß weder die niederländische noch die großherzogliche Regierung den Verkauf angeregt habe, so wird gleichzeitig in Paris behauptet, daß die Initiative nicht von Paris ausgegangen sei. Es wird sich denn wohl so verhalten, wie van Nijvelde sagte: „daß Besprechungen an verschiedenen Orten stattgefunden hätten, aber unter nicht accreditirten Personen.“ Indiscrete Zeitungen wollen wissen, daß Madam Musard diese nicht „accreditirte Person“ sei, welche zwischen Brüssel und Paris hin und her reisend sowohl hier als dort „nicht accreditirte Unterredungen“ halten konnte. Der König von Holland brauchte Geld und man war in Paris bereit es zu zahlen, natürlich sollte nur der Werth der luxemburgischen Domänen erstattet werden.

Das war der Anlaß. Man ergriß ihn in Paris, weil man eine Ableitung der Aufmerksamkeit nach Außen brauchte, weil die Parteien drängten, weil man bei dieser Gelegenheit nachträglich Einiges von den Vortheilen erlangen zu können hoffte, die man im August 1866 vergebens in Berlin gefordert hatte. Man meinte vielleicht zudem, daß Preußen aus einer so unbedeutenden Erwerbung keinen Kriegsfall machen werde. Preußen erklärte auf die Eröffnungen, welche ihm Holland machte, daß es sich in europäischem Auftrage seit 50 Jahren in Luxemburg befinde, daß es die Ansicht der Unterzeichner der Verträge von 1839, welche den Ueberrest Luxemburgs dem Könige von Holland garantirt haben, zu verneinen gedenke.

Die diplomatische Campagne begann. Frankreich wollte versuchen, ob Preußen nicht in eine ähnliche Lage zu bringen sein möchte, wie die, in welche es Rußland vor dem Krimkriege gebracht hatte. Es war die Frage der Allianzen, der Isolirung Preußens, welche damit aufgeworfen wurde. Diese diplomatische Campagne war unerläßlich, selbst wenn man überzeugt war, wenige oder keine Vortheile aus derselben ziehen zu können. Man brauchte Zeit. Frankreich war völlig unvorbereitet. Die Truppen aus Mexiko waren noch nicht zurück, die Truppen aus Algier noch nicht heran, die Chassepot-Gewehre waren noch lange nicht fertig, selbst die Mannschaften, die sie erhalten hatten, waren mit denselben nicht gelibt. Man hatte die größten Lücken im Armeematerial und in den Munitionsvorräthen auszufüllen, und wenn auch im August 1866 für 7 — 8 Millionen Francs Pferde gekauft worden waren, ihre Zahl reichte bei

Weitem nicht aus, den Bedarf der Armee und der Kolonnen zu decken. Aber abgesehen von unentbehrlichem Zeitgewinn, auch an sich gewährte ein diplomatischer Feldzug sehr gute Aussichten. Man durfte auf Oesterreich ziemlich sicher rechnen, man stürzte das Cabinet Ricasoli und erhob Katazzi, um in Florenz unbedingt gebieten zu können, man kannte die weitgehende Friedensliebe Englands. Es kam zunächst darauf an, sich selbst eine friedliebende Position zu geben, um Preußen zum Friedensstörer zu machen. Man erklärte sich eventuell bereit, auf die Erwerbung Luxemburgs, auf die aus dem mit dem Könige von Holland geschlossenen Verträge erworbenen Rechte zu verzichten, falls Preußen seiner Seite auf das Besatzungsrecht verzichtete. Man konnte unmöglich friedliebender, billiger und gerechter auftreten. Thatsächlich freilich besaß Frankreich nichts, auf das es verzichtete oder verzichten konnte. Räumte Preußen, so war dies ein reiner Gewinn für Frankreich ohne jede Gegenleistung. Frankreich hatte damit einfach den Zweck erreicht, Preußen aus Luxemburg zu verdrängen. Veräußern konnte der König von Holland Luxemburg nicht; weder seinen Aduaten noch seinen Ständen, noch jener Garantie der Großmächte gegenüber, Frankreich konnte mithin selbstredend aus diesem Kauf keine Rechte gewinnen. Preußen hatte das Recht eines fünfzigjährigen Besitzstandes und die europäischen Aufträge von 1815 und 1839 für sich; es konnte ferner einwenden, daß selbst wenn alle diese Verträge hinfällig geworden sein sollten, der 1866 gegen den Großherzog von Luxemburg erklärte Kriegszustand es zum rechtmäßigen Herren der Festung gemacht haben würde. Was war das Alles gegen' den Schein, den vorläufigen Schein eines großmüthigen Verzichts, wenn man durch diesen Preußen die Schuld des Krieges zuschieben, wenn man es dadurch in Europa isoliren konnte? Auf dieses Programm hin beeilte sich Herr von Veust in's Feuer zu gehen. Mit der Schlaubeit, die diesen Staatsmann auszeichnet, proponirte er die Verbindung des Großherzogthums mit Belgien, Ausdehnung der belgischen Neutralität auf Luxemburg. Dafür sollte Belgien dann den Distrikt von Marienburg und Philippville an Frankreich abtreten. Der Vorschlag sorgte sowohl für Frankreich als für Belgien; er sollte durch den Vortheil für Belgien auch England gewinnen. Belgien wies diesen Tausch ab. Nach dieser Abweisung blieb nur die Neutralisation Luxemburgs übrig. Die Verhandlungen über die österreichische Proposition kreuzten sich mit der Anregung, welche Preußen selbst gegeben hatte: die Unterzeichner des Garantievertrages von 1839 möchten sich über die von Holland aufgeworfene Frage aussprechen. Der Einwirkung Rußlands und Englands — letztere betrieb Lord Loftus lauter als angemessen war in Berlin — gelang es, die Conferenz zu Stande zu bringen. Preußen wollte offenbar den Krieg vermeiden, wenn er irgend zu vermeiden war, es wollte sich einer europäischen Besprechung nicht widersetzen, die es indirekt selbst zuerst verlangt hatte, welche die Ansicht gewährte, den Frieden Europas durch Vermittelung der unbetheiligten Mächte zu erhalten. Die Conferenz tritt heute zu einer freien Verathung über die Frage der Neutralisation Luxemburgs zusammen. Weder Graf Derby noch Herr von Moustier haben der Conferenz eine bestimmtere Basis

beigelegt. Der Erstere begnügte sich am 2. Mai im englischen Oberhause zu sagen, „daß die Uebereinstimmung der unbetheiligten Mächte, auf welche er nach den unter ihnen ausgetauschten Mittheilungen zählen zu dürfen glaube, die Conferenz zu Beschlüssen führen werde, welche der militärischen Ehre der beiden interessirten Großmächte keinen Eintrag thun und die Besorgnisse Europas heben würden.“ Herr von Meustier sagte dem Corps législatif: „daß die im Vorwege ausgetauschten Gesichtspunkte die Zuversicht (assurance) auf eine den Interessen und der Würde der betheiligten Mächte entsprechende Abmachung gäben.“

Will man der Zukunft ein Prognostikon stellen, so muß man das Wesen der Frage scharf in's Auge fassen. Dies liegt nicht in Luxemburg, sondern darin, ob Frankreich ehrlich und aufrichtig gemeint ist, sich mit der Stelle in Europa zu begnügen, die ihm mit der Einigung Deutschlands unter preußischer Führung zugefallen ist. Die Frage ist nicht, ob diese oder jene Partei Frankreichs, ob die Opposition oder die Regierung dies ehrlich will oder kann, sondern ob alle die Faktoren, welche zusammenwirkend oder sich kreuzend die Entscheidung geben und den Staatswillen bilden, dahin gelangen, diese Resignation auf sich zu nehmen. Im anderen Falle würde die Lösung des jüngsten Zwischenfalls, die Beseitigung des Luxemburger Anlasses, den Krieg nur vertagen und derselbe würde um so heftiger wüthen, je länger es gelungen wäre, ihn hinauszuschieben. Wir unseres Orts begreifen sehr wohl, wie schwer es dem Kaiser, dem französischen Stolz fällt und fallen muß, auf eine Art von Suprematie zu verzichten, die Frankreich mit Ausnahme einer kurzen Periode im achtzehnten, einer etwas längeren im neunzehnten Jahrhundert, unleugbar auf dem Continent Europas geübt hat. Und weil wir dies begreifen und weil uns die Meinung, die uns auf jedem Schritte in Frankreich begegnet: Preußen müsse räumen, da Frankreich es verlange, keinen Beweis dafür zu geben scheint, daß man in Frankreich geneigt ist, die Thatsache des neuen Deutschland und deren Consequenzen anzuerkennen, eben darum können wir zu unserem Leidwesen noch immer kein richtiges Vertrauen auf die Dauer des Friedens, auf einen die Zukunft sichernden Ausgang der Conferenz fassen. Wir müssen uns vielmehr sehr wider Wunsch und Willen zu der Meinung bekennen, daß die Conferenz selbst im glücklichsten Falle nur einen Waffenstillstand von geringer Dauer aufzurichten im Stande sein wird.

Werfen wir einen Blick auf die Mittel, welche der Diplomatie der Londoner Conferenz zu Gebote stehen. Sie könnte ohne Zweifel das Wirksamste, den Frieden dauernd zu sichern, in Anwendung bringen. Wenn England, Oesterreich, Rußland einstimmig erklärten: wir dulden keinen Uebergriß Frankreichs, wir sind bereit, Preußen in dem ihm von Europa übertragenen Rechte zu schützen, wir sind bereit, dem Angreifer mit vereinter Kraft entgegen zu treten, so würde diese Sprache den Franzosen den Entschluß zu jener Resignation, welchen sie selbst sich abzugewinnen schwerlich im Stande sind, wesentlich erleichtern und den Frieden Europas gewährleisten. Aber wer könnte eine solche Sprache und

Haltung auch nur von England erwarten, so nahe sie gerade dieser Nacht gelegt wäre im Hinblick auf die Minderung der Sicherheit Belgiens, die nicht bloß eine eventuelle Erwerbung Luxemburgs durch Frankreich, die schon der Abzug der preussischen Garnison aus Luxemburg herbeiführen muß. Vielmehr hat England bereits durch den Mund seines auswärtigen Ministers vor dem Parlamente erklärt, daß es unter allen Umständen eine strikte Neutralität beobachten werde. Wer könnte jene Haltung von Oesterreich, welches sich unter keinen Umständen die französische Allianz verlegen will, erwarten? Da den unbetheiligten Mächten thatsächlich der Wille einer so resoluten Politik fehlt, bleibt ihnen nur die Rolle der Vermittelung, die sie bereits bisher und zwar wesentlich in einem gegen Preußen gerichteten Sinn ausgeübt haben. Sie haben Preußen zur Nachgiebigkeit, zur Räumung gerathen und dadurch nichts erreicht, als Frankreich in dieser und weiteren Absichten zu bestärken. Für die Fortsetzung solcher Vermittelung auf der Conferenz bietet sich natürlich keine andere Basis als die der Neutralisirung Luxemburgs, die Frankreich keinerlei Opfer kostet, Preußen aber die Thatsache des Verzichts auf ein Recht und auf eine starke militärische Stellung auflegt. Die Neutralisation Luxemburgs d. h. dessen Erklärung zu einem unabhängigen, neutralen und unverletzlichen Staat ist eine Fosse ohne die einstimmige Garantie Europas. Wenn Frankreich die Kanonen Preußens in Luxemburg, d. h. in einer deutschen Stadt eines deutschen Staats, bedenklich, ja unerträglich findet, obwohl ihm die Geschichte der letzten fünfzig Jahre keinen Beleg dieser Unerträglichkeit bietet — jeden Falls waren diese Bedenken früherhin, als Preußen, Oesterreich sammt dem deutschen Bunde und Rußland in enger Vereinigung gegen Frankreich standen, weit begründeter; so wird man es Deutschland nicht verargen können, daß es, wenn noch einmal des Friedens wegen ein Stück seines Bodens von ihm gefordert wird, wenigstens volle Sicherheit dafür verlangt, von den Kanonen Frankreichs in Luxemburg nicht eine neue Bedrohung der Art zu erfahren, wie die, welche die Kanonen desselben Staats in Straßburg seit zwei Jahrhunderten für Deutschland gewesen und heute noch sind.

Besteht der ernste Wille unter den in London heute versammelten Mächten eine wirksame Garantie, welche wesentlich gegen Frankreich gerichtet ist, zu übernehmen? Die Aussichten für die wirksame Garantie Europas scheinen uns wenigstens dadurch keinen Vorschub erhalten zu haben, daß der König von Holland noch in der letzten Stunde — wir wissen nicht ob auf eigenen oder auf fremden Betrieb — auch Einladungen an Belgien und Italien gerichtet hat. Die Einladung Belgiens läßt darauf schließen, daß das Projekt einer Einverleibung Luxemburgs in Belgien noch nicht aufgegeben ist. Italien ist bereit — leider dürfen wir daran nicht länger zweifeln — auf den Befehl Frankreichs gegen Deutschland zu marschiren. Sollte es eine Garantie, die Frankreichs Ausdehnung nach dem Rhein hin verhüten soll, zu übernehmen in der Lage sein ohne ausdrückliche Einwilligung und Weisung von Paris? Ist es wahrscheinlich, daß Oesterreich eine Garantie übernimmt, wenn es voraussetzt, daß diese Garantie

es in Conflict mit Frankreich setzen, daß es ihm die Allianz Frankreichs in gewissen Momenten unmöglich machen könnte? Was England betrifft, so kennt man den hergebrachten Grundsatz seiner Politik, keine Garantien zu übernehmen. Sollte es von diesem in einem Augenblicke Frankreich gegenüber mehr als zum Scheine abweichen wollen, wo ihm an der Unterstützung Frankreichs im Orient gegen die Pläne Rußlands zu thun ist?

Jeden Falls wird die Haltung Italiens und Oesterreichs auf der Conferenz bei der Rücksicht, welche diese beiden Mächte auf Frankreich nehmen, dann aber auch die Haltung Englands Kennzeichen dafür gewähren, ob Frankreich der Neutralisation Luxemburgs gegenüber loyale Absichten hegt, oder ob Hintergedanken vorhanden sind, die nur bis zum Ende der Ausstellung, bis zur Vollendung der Rüstungen zurückgeschoben sind. Vorausgesetzt, daß Europa eine effective, keine scheinbare Garantie übernimmt, so bleiben die Detailfragen zu regeln. Soll dem Könige von Holland, nach Allem was geschehen ist, die freie Verfügung über Luxemburg bleiben; kann man nicht ebenso gut ein neutralisirtes Land verkaufen, als ein nichtneutralisirtes? Kann ein neutraler Staat, wie es Luxemburg werden soll, mit einem nicht neutralen wie Holland vereinigt bleiben? Soll der König von Holland auf Luxemburg verzichten und das Großherzogthum etwa seinem Bruder Heinrich abtreten, oder soll die Neutralität auf die gesammten Niederlande ausgedehnt werden? Hat Frankreich in dieser oder in anderer Beziehung Verpflichtungen gegen Holland übernommen? Kann ein neutrales Land im deutschen Zollverein bleiben oder nicht? Alle diese Fragen stehen zur Entscheidung der Conferenz. Weiter aber. Daß die Festung mit der Räumung zugleich geschleift werden muß, wäre selbstverständlich die Gegenbedingung Preußens. Diese Schleifung reißt jedoch eine empfindliche Lücke in das Defensivsystem Deutschlands. Kann Preußen Luxemburg schleifen und räumen, bevor diese Lücke durch die Errichtung eines Waffenplatzes von ähnlicher Bedeutung weiter ostwärts gedeckt ist? Und wer hätte die Kosten der Schleifung, der Errichtung dieses neuen Waffenplatzes zu tragen?

Wir nehmen an, daß es der Conferenz gelingt, alle diese Fragen glücklich zu lösen. Wo liegt für Deutschland die Garantie dagegen, daß Frankreich nicht im Herbst zu der Ansicht gelangte: auch Landau bedrohe seine Sicherheit. Landau sei ebenfalls Bundesfestung und der Bund bestehe nicht mehr. Landau ist erst im zweiten Pariser Frieden an Deutschland zurückgestellt worden. Aber Landau ist heute ein unbedeutender Platz; Mainz desto bedeutender. Wo liegt die Garantie dagegen, daß Frankreich es nicht angemessen fände, den Abzug der preussischen Besatzung aus Mainz zu fordern? Mainz liegt in dem Gebiete Hessens, das nicht zum norddeutschen Bunde gehört. Da es Frankreichs Aufgabe stets gewesen ist und bleiben muß — so hauptsächlich Herr Thiers und General Changarnier — die schwachen Staaten zu schützen, da diese Politik allein seinem großmüthigen Charakter angemessen ist, so kann es nicht wohl anders sein — Preußen muß Mainz verlassen, wie es Luxemburg verlassen hat. Frankreich hat zwar durch seine Mediation in Nikols-

burg den gegenwärtigen Territorialbestand Preußens, den Abschluß des norddeutschen Bundes bereits indirekt anerkannt. Wenn jedoch die süddeutschen Staaten den Eintritt in denselben verlangen, wenn Deutschland die letzte Hand an seine Einigung legen will; wäre Frankreich verpflichtet, dem ruhig zuzusehen?

Wir haben es für unsere Pflicht erachtet, gerade am Tage der Eröffnung der Conferenz auf alle diese Schwierigkeiten und Eventualitäten hinzuweisen. Die Räumung Luxemburgs gegen die Garantie Europas für dessen Neutralität ist zu wenig, Frankreich zu befriedigen, aber ein ausreichender Erfolg, um neue Forderungen hervorzurufen.

Inzwischen sind wir zufrieden, daß Deutschland, wenn es die militärische Gegenrüstung unterlassen hat, wenigstens mit Erfolg bemüht gewesen ist, seine politische Rüstung zu verbessern. Wir haben die Aufgabe nicht unterschätzt, die deutschen Staaten und Stämme auf constitutionellem Wege zu einigen, d. h. durch die Vereinbarung mit fünfundzwanzig Regierungen und danach durch das Votum einer Centralvertretung und weiter durch das Votum von zweiundzwanzig späterhin fünfundzwanzig Sondervertretungen eine gemeinsame Verfassung aufzurichten. Wir waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der günstige Augenblick zur Lösung dieser fast unlösbaren Aufgabe um keinen Preis verloren gehen dürfe. Wir haben demgemäß den entschieden nationalen Standpunkt betont; wir haben darauf hingewiesen, daß schlimmsten Falls selbst die Einheit der Diktatur der deutschen Nation heilsamer werde als die Fortdauer ihrer Zerrissenheit, ihrer Ohnmacht, als wenn sie noch einmal den Beweis lieferte, daß ihr unpraktisches und theoretisches Wesen so unheilbar sei, daß sie ihre vornehmste Aufgabe, die Frage ihrer Existenz, zu lösen, wiederum außer Stande sich befände. Wir konnten aber zugleich hervorheben, daß die Nation keines Weges vor der schweren Alternative stehe zwischen Einheit und Freiheit zu wählen, daß die Bundesverfassung, selbst wenn die Form, in welcher sie von den Regierungen geboten war, keine Veränderung erfahren sollte, dennoch entwicklungsfähige Grundlagen biete.

Wir haben heute die Genugthuung, konstatiren zu können, daß Deutschland einen Reichstag, aus allgemeiner und direkter Wahl hervorgegangen, gefunden hat, welcher es verstand, die Verathung der deutschen Verfassung in sieben Wochen zu beendigen, der es verstand, auf Einiges zu resigniren, um nicht Alles auf das Spiel zu setzen. Das Beispiel, welches der Reichstag gegeben, kann für die Sondervertretungen nicht verloren sein. Die Annahme der Reichsverfassung durch den preußischen Landtag mit großer Mehrheit ist gesichert. Die erste Kammer des Königreichs Sachsens hat dieselbe bereits einstimmig, die zweite mit siebenundsechzig Stimmen gegen sechs angenommen. Freilich würde man irren, wenn man in diesem Votum die herzliche Zustimmung des sächsischen Volkes erkennen wollte; alle Reden, welche in Dresden gehalten wurden, richteten ihre Spitze gegen die Verfassung. Aber die Thatsache der rechtsgültigen Anerkennung ist erreicht, wenn auch unter dem Drucke einer besonderen Lage;

wobei uns die Ueberzeugung zum Troste gereicht, daß keine Verfassung der Welt die freudige Beistimmung aller Bruchtheile des deutschen Volkes erhalten hätte. Und wenn nun auch die Stände Mecklenburgs erst auf den ersten Juni einberufen sind, ja selbst wenn sie sich renitent erweisen sollten, so wird Graf Bismarck dennoch in der Lage sein, vor dem 18. August, d. h. vor dem Ablauf der bezüglichen Verträge und nicht lange nach dem Jahrestage des Austritts Preußens aus der alten Bundesverfassung die neue deutsche Verfassung, d. h. die Wiedergeburt der deutschen Macht, der Großmacht Deutschland zu proklamiren.

Welch' ein Unterschied zwischen den dreiundsiebzig Artikeln dieser Verfassung und den zwanzig Artikeln der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815! Das deutsche Volk hat nicht vergebens gestrebt und gearbeitet. Der phantastische Idealismus seiner Studenten und Demagogen, die Taschenausgabe des Constitutionalismus in den süddeutschen Staaten, der beharrliche Doktrinarismus der süddeutschen Opposition, die ernste mühselige Arbeit der preussischen Bureaucratie in Preußen wie in der Schöpfung des Zollvereins, die ungestüme Bewegung des Jahres 1848, die Kämpfe um die Gründung und den Ausbau, die Aufrechthaltung der preussischen Verfassung, die herbe Zähigkeit des norddeutschen Junkerthums, die unablässige Sorge um die Erhaltung der Streifähigkeit der preussischen Armee durch fast fünfzig lange Friedensjahre, die Hartnäckigkeit, mit welcher die Reorganisation aufrecht erhalten wurde — alle diese so weit auseinanderliegenden Bestrebungen, alle diese Forderungen und Kämpfe, alle diese Arbeiten und Anstrengungen mit ihrer Verschlingung, mit ihren gegenseitigen Hemmungen und Einwirkungen waren erforderlich das große Ergebniß hervorzubringen, mit welchem Deutschland heute seine politischen Lehrjahre zu schließen im Begriff steht.

Wie unerwünscht es sein mag, von sich selbst zu sprechen, der Wendepunkt, welcher durch die Ereignisse des vorigen Jahres, welcher durch den Abschluß der deutschen Verfassung in den Geschicken Preußens und Deutschlands eingetreten ist, drängt unwillkürlich den Blick rückwärts und vorwärts. Als wir vor nunmehr zehn Jahren diese Blätter begründeten, hatte die Demokratie den politischen Kampfplatz in Preußen, welchen sie 1848 geräumt, noch nicht wieder betreten, die altliberale Partei stand allein in Vertheidigung der Verfassung, die sie der Regierung 1850 abgewonnen hatte, in aussharrender Opposition gegen eine Staatsleitung, welche die Machtstellung Preußens und seine deutsche Mission preisgegeben hatte, und auf allen Gebieten des Staatslebens mit Ausnahme des wirthschaftlichen die entschiedenste Unfähigkeit zeigte. Wir unterstützten die Opposition der altliberalen Partei von dem nationalen Gesichtspunkte, von dem deutschen Verufe Preußens aus so lebhaft wir konnten. Wir hoben zugleich schon damals hervor, daß der Staat nicht bloß die Aufgabe hätte, die Idee der Freiheit zu verwirklichen, sondern auch die, sich in der realen Welt zu behaupten; der reale Staat sei nicht der gegebene Stoff zu beliebigen Experimenten der Freiheit; jeder derselben stehe unter besondern Lebensbedingun-

gen, die seinen specifischen Charakter, die unverächtliche Quelle seiner Kraft und wesentliche Faktoren seiner Entwicklung bildeten. Als wenige Jahre darauf der Versuch eines liberalen Regiments in Preußen gemacht wurde, legten wir das wesentliche Gewicht darauf, daß derselbe nur in dem Falle Dauer und Halt gewinnen werde, wenn es gelänge, das neue, das liberale und demokratische Preußen mit dem alten Preußen d. h. mit dem Grundbesitz, mit der Beamten-schaft, mit dem Militärstaate zu versöhnen, wenn es gelänge, die beharrenden, die historischen, die streng monarchischen Elemente Preußens, welche dessen Aktion bedingten, zu liberalen Anschauungen hinüberzuziehen und jene stramme und einseitige, aber unentbehrliche Muskulatur Preußens mit dem Geiste der nationalen, der liberalen Aufgabe zu durchdringen. Noch mehr aus diesem Gesichtspunkte empfahlen wir die Annahme der Reorganisation als aus der Ueberzeugung, daß sie die unentbehrliche Vorbereitung für die Lösung der deutschen Aufgabe Preußens sei, die wir niemals für eine Freiheitsfrage allein, sondern zugleich stets für eine Machtfrage gehalten und angesehen haben. Auch die weitgemessensten Volksrechte konnten Oesterreich nicht aus Deutschland werfen und Europa zum Zusehen bestimmen. Als es dennoch zum Verfassungskampfe in Preußen über die Reorganisation kam, beklagten wir es, daß die Volksvertretung ein unleugbares formales Recht gegen eine sachlich begründete und unerläßliche Reform geltend machte. Unserer Seits aber hatten wir nun unsere Pflicht zu thun; wir verteidigten die Verfassung so nachdrücklich wir irgend vermochten. Sobald sich Preußen entschloß, für Schleswig-Holstein gegen Dänemark, und wenn es sein mußte gegen England, gegen Europa einzutreten, als es die Herzogthümer durch den Rücktritt vom Londoner Protokoll, durch die Erneuerung des Krieges von Dänemark losriß, machten wir sofort die Rechte geltend, welche Preußen sowohl der Bevölkerung der Herzogthümer als den Ansprüchen des Prätendenten, sowohl seinem Allirten Oesterreich als der Politik des Bundes (d. h. den Interessen der Mittelstaaten) gegenüber aus der Erfüllung dieser nationalen Pflicht erwachsen seien. Wir wollten keinen neuen Mittelstaat in Schleswig-Holstein, der die Kraft der Mittelstaaten und das Gewicht des Bundestags stärkte, der Preußen hemmte und die Schwierigkeiten der künftigen Herstellung der nationalen Einigung noch weiter erschwerte. Als die Bedingungen Preußens zurückgewiesen wurden, verlangten wir die Annexion auf die Gefahr des Krieges mit Oesterreich und mit dem Bundestag. Wir schreckten vor dem angeblichen Bruderkriege nicht zurück, nachdem sich endlich ein Mann in Preußen gefunden hatte, der die nationale Idee vom conservativen Standpunkte aus ergriffen hatte und diese durchzuführen entschlossen schien. Wie schmerzhaft der Kampf sein mochte, er mußte einmal gewagt werden, und wenn in Preußen selbst nicht alle Bedingungen für diese schwere Entscheidung günstig lagen, so ergab die europäische Lage dagegen eine Constellation, die vielleicht nie wiederkehrte, so schmal immerhin der Raum sein mochte, den selbst diese exceptionelle Conjunktur gewährte.

Wir dürfen heute wohl daran erinnern, daß uns die Ereignisse Recht ge-

geben haben, und ebenso dürfen wir vielleicht mit aller Bescheidenheit hinzuzufügen, daß unsere Beurtheilung des Entwurfes der Bundesverfassung gegenwärtig von der großen Mehrheit der liberalen Parteien getheilt wird, daß die Erfüllung der Wünsche, welche wir für die Amendirung derselben stellten, diese Verfassung, wie sie aus den Berathungen des Reichstages hervorgegangen ist, nunmehr auch der eben bezeichneten Mehrheit als eine wohl geeignete Grundlage für die tüchtige Entwicklung des politischen Lebens der deutschen Nation erscheinen läßt. Dieselben Organe der Presse, welchen der Entwurf so überaus mangelhaft erschien, sind heute der Meinung, daß die Rechte, welche die Bundesverfassung der Vertretung des Volkes zugestehet, nicht hinter denen der preussischen Verfassung zurückblieben, daß der Wegfall des Herrenhauses, der früherhin kaum berührt wurde, doch von sehr erheblicher Bedeutung sei, daß das Budgetrecht im Bundesstaate, der mit dem Deficit beginnt, viel schwerer wiege als im wohlgeordneten Einheitsstaate, dessen Einnahmen die Ausgaben übersteigen, daß selbst die Contingentirung der Friedenspräsenzstärke auf ein Prozent der Bevölkerung, die „ewige Einnahme“ der Bundeskasse von 225 Thlr. für den Mann oder 2¹/₂ Thlr. für den Kopf der Bevölkerung, keine unerschwingliche Last sei, daß die Bevölkerung Preußens bei ähnlicher Belastung mindestens um jährlich ein Prozent gestiegen sei. Wir hatten bereits früher darauf hingewiesen, daß „die sich gleichbleibende Last“ gegenüber der steigenden Volkszahl und dem steigenden Wohlstande eine immer leichtere werde. Man gesteht jetzt selbst zu, daß bei fernerer gleichmäßiger Zunahme der Bevölkerung im Jahre 1877 statt eines Procentes derselben nur 7¹⁰/₁₀₀ Procent unter Waffen sein würden, und statt 2¹/₂ Thlr. dann nur noch 2 Thlr. zu zahlen sein werden. Wir haben erlebt, daß der Procentsatz in Preußen bei einer Friedensstärke von 130,000—140,000 Mann von 1¹/₂ Procent im Jahre 1820 im Jahre 1850 auf 0,80 gefallen ist und daß sich der Aufwand für diese Stärke von 37 Procent der Gesamtausgaben auf 24 Procent derselben verminderte. Uebereinstimmend heben heute sogar so hartnäckige Schleswig-Holsteiner wie die Herren Franke und Schleiden die Vorzüge der Bundesverfassung hervor. Der Letztere findet, daß das Budgetrecht der Bundesverfassung ausgiebiger bemessen sei als das des englischen Unterhauses. Herr Twetten bekennet, daß man auch eine schlechtere Verfassung um der Einigung willen hätte annehmen müssen und daß der Mangel der Diäten nicht wesentlich sei; wenn man dagegen behauptete, daß ein Reichstag ohne Diäten dem freien Willen des Volkes nicht den entsprechenden Ausdruck gebe, so stelle man damit dem deutschen Volke ein Armutshzengniß aus. Herr Jung bestätigt, daß es das ärgste Armutshzengniß für Deutschland wäre, wenn es keine tüchtigen Vertreter ohne Diäten finden sollte. Herr v. Unruh findet, daß ihn der Mangel der Grundrechte nicht störe, da diese ja nur allgemeine Versprechungen seien, denen ohne positive Gesetze nur ein unbedeutender Werth beizumessen sei. Herr Jung setzt hinzu, daß die Aufnahme der Grundrechte überflüssig sei, da sie ja bereits von allen Deutschen besessen würden, mit Ausnahme von 6—700,000 Mecklenburgern und Neugreizern, denen zu Liebe man doch die ganze Verfassung nicht ablehnen könne,

und die Herren Lasker und Max Simon bemühen sich aus allen Kräften ihre Wähler in Berlin und Breslau zu überzeugen, daß die Freiheit durch die Annahme der Bundesverfassung nicht in Gefahr sei.

Wir deuten auf diese Thatfachen hin, um zu beweisen, wie haltlos das Vorgeben der Demokratie ist, daß diese Verfassung keinen Boden im deutschen Volke gewinnen werde, daß sie niemals eine wahre Einigung der Nation herbeiführen könne. Wir an unserem Orte haben stets der Meinung fern gestanden, daß die Grundrechte und die Rechte der Volksvertretung genüßten, einen Staat zu schaffen. Der Schutz des Individuums, der Rechtskreise, die Befugniß freier Kritik und Bewegung, das Gewicht der Vertretung bedürfen des Correlats der zusammenhaltenden Kräfte, wenn jene Freiheiten nicht centrifugal werden oder in diesem Sinne ausgebeutet werden sollen. Gilt dieser Satz für den Einheitsstaat, so gilt er dreifach für den Bundesstaat. Es war der Grundirrtum des deutschen Liberalismus, daß er nur Rechte verlangte, statt diesen zugleich die entsprechenden Pflichten gegenüber zu stellen. Daß dieser Irrthum mit den nunmehr geschlossenen Lehrjahren beseitigt ist, zeigen die eben angeführten Aeußerungen. Der neue Bundesstaat hat seine zusammenhaltende Kraft, die für die Pflichterfüllung sorgende Macht in Preußen. Nicht die Vertretung des deutschen Volkes hat heute wie 1848 die Centralgewalt Preußen übertragen; Preußen hat dieselbe von sich aus in die Hand genommen und Bedingungen geboten, welche die Regierungen wie die Vertretung des deutschen Volkes unterschrieben haben. Es bringt Deutschland seine staatsbildende Kraft, seine sittliche Spannung, seine wirtschaftliche Tüchtigkeit, seine Armee und seine Disciplin, alle Lasten, welche mit einem großen Staate untrennbar verbunden sind. Es empfängt den reichen Zuwachs, das freier strömende Leben, die raschere Beweglichkeit, die stärkeren liberalen Aspirationen der übrigen Stämme. Die Freiheit kann nur bestehen, wenn sie von einer festen Disciplin getragen wird, und es darf im freien Staate weder Macht noch Recht ohne Pflichten geben. Nur die Erfüllung der Pflichten gegen den Staat giebt Rechte in demselben und Anrechte auf dessen Leitung, das Maß der Rechte wächst mit dem Maße der Pflichten und deren Erfüllung. Daß die Bundesverfassung dies große und allein gedeihliche Prinzip realisirt, ist die beste Bürgschaft ihres Bestehens, es giebt dem deutschen Volke die sichere Aussicht auf eine große und glückliche Zukunft des Vaterlandes.

Nachschrift der Redaction.

12. Mai.

Seit obige Zeilen niedergeschrieben wurden, hat sich auf der Londoner Conferenz die friedliche Wendung des Luxemburger Handels entschieden. Ueberall in Deutschland ist dieser Ausgang mit Freuden aufgenommen worden; denn Niemand unter uns wünschte einen Krieg, der zwei große Völker auf Jahrzehnte hinaus zu verfeinden drohte. Der unfertige norddeutsche Bund bedarf der stä-

tigen Fortbildung, die Armeen von Süddeutschland sind noch nicht reorganisirt, und unsere Volkswirthschaft, deren dringende Forderungen unser verehrter Correspondent wohl nicht genugsam beachtet, hat seit dem Beginn des schleswig-holsteinischen Streites eine Zeit gesicherter Ruhe nicht mehr gesehen. Nichts desto weniger lassen wir die Bemerkungen unseres Mitarbeiters unverändert stehen; seine Bedenken haben durch die jüngste Aenderung der Situation nichts von ihrem Werthe verloren. Ganz gewiß hat Preußen ein sehr großes Opfer gebracht für die Erhaltung des Friedens. Wir haben verzichtet auf eine nicht unwichtige militärische Position, die uns durch europäische Verträge anvertraut war — verzichtet ohne jede ernstliche Gegenleistung. Frankreichs Rücktritt von einem rechtlich nichtigen und ohne unsere Zustimmung auch thatsächlich unausführbaren Vertrage kann als eine Compensation nicht gelten. Und was die Neutralisation des Ländchens unter europäischer Garantie bedeutet, das lehrt die neueste Geschichte von Savoyen, das lehrt noch deutlicher die englische Presse, die mit Behagen verkündet, Englands Verpflichtungen seien durch die übernommene Garantie nicht erweitert, sondern beschränkt. In der That, der Preis, den wir zahlten, ist hoch; erst die Haltung Frankreichs in der nächsten Zukunft wird uns zeigen, ob er allzu hoch war. Ziehen die Franzosen aus dem Verlaufe des Streites den Schluß, daß es nicht wohlgethan sei, die werdende Einigung Deutschlands durch unberufenen Einspruch zu stören, so scheint uns der Frieden nicht zu theuer erkauft. Wenn aber durch den wohlfeilen Erfolg die Anmaßung unserer Nachbarn verstärkt wird, und Frankreich versuchen sollte, die unvermeidliche Verschmelzung des Südens mit unserem Norden zu verhindern, dann müssen wir die Londoner Conferenz als eine diplomatische Niederlage Preußens bezeichnen. Wir hätten von ihr nur das eine Ergebnis, daß bei dem dennoch ausbrechenden Kriege Deutschland um eine Festung ärmer wäre, und nur den einen Trost, daß Preußens friedfertige Gesinnung vor den Augen der Welt dargethan ist durch Beweise, welche schwerer wiegen als jene wohlfeilen Friedensadressen, die man heute jenseits des Rheins in Scene zu setzen liebt. —

G. B. Niccolini.

Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Literatur.

An die moderne Poesie der Italiener knüpft sich ein ganz besonderes Interesse. Niemals hat die schöne Literatur eines Volkes in so engem Zusammenhang mit dessen politischen Idealen und Bestrebungen gestanden. Eine Geschichte der neueren italienischen Literatur schreiben hieße die Geschichte Italiens in dieser Zeit schreiben, und auf die politische Entwicklung selbst fällt erst dann das volle Licht, wenn man die literarischen Entwicklungen, welche jener zur Seite gingen und sie beeinflussten, im Auge behält. Es kann fraglich erscheinen, ob ein solches Verhältniß für die Literatur ein Gewinn war: gewiß ist, daß sie an politischer und nationaler Bedeutsamkeit gewann, was sie, rein ästhetisch angesehen, dadurch verlieren mochte.

Eingeleitet wurde diese Richtung, die mit einer dreihundertjährigen Ueberlieferung zu brechen hatte, im Grund schon in der Aufklärungszeit, deren Hauptvertreter, Parini und Alfieri, jener das Element des gesunden Menschenverstandes und der bürgerlichen Tüchtigkeit, dieser die abstracte Freiheitsidee und die Opposition gegen conventionellen Zwang in die Literatur einführten. Aber den entscheidenden Wendepunkt bildete die Zeit der Franzosenherrschaft, welche den italienischen Volksgeist in seinen Tiefen aufrüttelte und nicht bloß die Staaten und Einrichtungen, sondern auch alle Elemente der Cultur durcheinander warf. Was aus dieser allgemeinen Gährung werden sollte, hing zunächst davon ab, wie die staatlichen Zustände der Halbinsel nach der großen Katastrophe geordnet wurden. Man weiß, welches Loos Italien bei der neuen Ordnung der Dinge zog. Zu den Täuschungen, welche die Revolutionsjahre gebracht hatten, trat jetzt die größte und schmerzlichste. Den ausschweifenden Hoffnungen folgte Resignation, auf den wahnsinnigen Wirbel der Leidenschaften Niedergeschlagenheit und die Anfänge der Selbsterkenntniß. Und dies war nun die Stimmung, aus der eine neue Literatur heraus geboren wurde. Hatten die ernstesten Geister schon während des Taumels der Revolutionszeit all-

mählich den Glauben verloren, daß diese Wege zu gedeihlichen Zuständen führen könnten, so ward die Ueberzeugung jetzt allgemeiner, daß die sittliche Unreife des Volks die Hauptschuld trage an dem Schiffbruch der nationalen Hoffnungen. Die Nation sittlich und geistig zu heben, die religiösen Grundlagen des Volkslebens wieder zu kräftigen, und durch Pflege des Volksthümlichen die Keime für die Wiedergeburt des Vaterlands auszustreuen, war der ausgesprochene Zweck derer, welche zuerst wieder zur Feder griffen, um in der Nation den Glauben an sich selbst zu erhalten. Bereits war eine verwandte Richtung in Frankreich aus ähnlichen Zuständen hervorgegangen. In Deutschland herrschte eine neue ästhetische Kritik, welche die Literatur dem Leben zu nähern suchte und die Götzen des falschen Classicismus gestürzt hatte; hier und in England hatte die Muse neue Saiten angeschlagen, welche den modernen durch ernste Schicksale hindurchgegangenen Menschen ganz anders berührten als die Schäferspiele oder die Produkte einer selbstgerechten Aufklärung. Alle diese Elemente fanden jetzt, begünstigt durch die Friedensjahre, Eingang in Italien. Eine neue Welt that sich der ihrer classischen Vorbilder müden Jugend auf. Mit den Schaaren der Reisenden zog der Geist der Romantik über die Alpen, erobernd und vertiefend, polemisch und schaffend, vor Allem aber erweckend und die Kräfte der Nation zu eigener Thätigkeit aufrufend. Denn dies ist nun das Eigenthümliche an der Romantik in Italien, daß sie von Anfang Alles auf das Nationale bezog. Weder die Sympathie mit dem Mittelalter, noch die Wiederaufnahme des Religiösen, noch auch die Neuerungen in der Aesthetik waren das Wesentliche. Manzoni hatte unzählige Nachfolger mit seinen religiösen Hymnen, aber sie sind heute alle vergessen. Dagegen gab sein Roman zu einer in Italien ganz neuen Dichtungsart den Anstoß, wesentlich durch den glücklichen Griff, den er mit einem vaterländischen Stoffe that, und gerade diese Richtung wurde immer consequenter festgehalten. Die Neuerungen, die er als Dramatiker im Sinn der Schlegel'schen Kritik einführte, schlugen nicht durch, man blieb beim regelrechten Drama, aber die nationale Färbung, die er seinen Tragödien verlieh, begründete eine neue Epoche und ergriff gleichmäßig alle Arten der Dichtung, den Roman, das Epos, die Romanze, die Ode, die Satyre und später die Geschichtschreibung. Ob Silvio Pellico seine Gefängnisse beschreibt oder die romantischen Sagen seiner Heimath erzählt, ob Berchet seinen Haß gegen den „Verräther“ Karl Albert in glühende Romanzen gießt, oder in den Heldenthaten der Partigioten die künftige Befreiung des eigenen Vaterlandes feiert, ob Leopardi in classischen Oden um Italien trauert, oder den Schmerz, der ihm an der Seele nagt, in vernichtende Ironie kleidet, ob Massimo d'Azeglio nach

Manzoni's Vorgang Katastrophen der Nationalgeschichte in Romanform erzählt, Giusti in schneidenden Satyren die Polizeiwirtschaft und die Schlechtigkeit von Regierenden und Regierten gekelt, oder Balbo zum erstenmal die Geschichte Italiens im Zusammenhang und in populärer Form erzählt, — überall, nur immer bestimmter und entschiedener, trotz der Verfolgungen, trotz der Censur und der künstlichen Absperrung der einzelnen Staaten, derselbe Drang einer aus ihren Fesseln sich emporringenden Nation, überall das Bewußtsein, daß die Literatur der politischen Wiedergeburt des Vaterlandes die Wege bereiten müsse.

So betrachtet, ist die italienische Literatur ein einziges großes Feld der politischen Vorarbeit, aber freilich ein überaus mannichfaltiges, mit verschiedenen sich durchkreuzenden und bekämpfenden Richtungen. Die romantische Schule hatte eine kräftige Anregung gegeben, deren Schwingungen sich überall hin fortpflanzten. Aber sie stieß sofort auch auf sehr hartnäckigen Widerspruch, mühsam mußte sie sich jeden Schritt erkämpfen, mit manchen Tendenzen scheiterte sie sofort an der Uebermacht der Tradition, und auch dasjenige, was sich den Eingang erzwang, ward doch rasch im Sinne der Ueberlieferung umgebildet und so zu sagen nationalisirt. Es ging dem eindringenden nordischen Geist ungefähr ebenso wie 6 Jahrhunderte früher, als er in die Entwicklung der italienischen Kunst eingriff. So wenig diese sich seines Eindringens erwehren konnte, so hartnäckig erwiesen sich doch ihre Traditionen, welche sich der fremden Elemente bemächtigten, um sie in ihrem Sinne umzubilden und die Continuität der eigenen Entwicklung zu behaupten. Die romantische Richtung sah sich also von Anfang in einen Kampf gestellt, und wenn dieser im Grunde ohne Resultat verlief, so war die Ursache die, daß er auf ein ganz anderes Gebiet hinübergespielt wurde und die Momente, die sich während desselben herausstellten, nicht mehr auf dem literarischen Feld zum Austrag gebracht werden konnten.

So lange indessen der Kampf noch als ein literarischer geführt wurde, knüpfte er sich vorzugsweise an zwei Mittelpunkte des geistigen Lebens in Italien, an Mailand und Florenz. Dort das Feldlager der Romantiker, hier die feste Burg der Classicisten, dort ein frisches Sichhingeben an die vom Norden kommenden Einflüsse, hier ein mißtrauisches Sichabschließen in die eigene Tradition, dort ein jugenbliches Anstürmen gegen pedantischen Zwang, hier gewissenhaftes Festhalten an überkommenen Regeln, dort ein erneuter religiöser Aufschwung, hier das ungläubige Kopfschütteln des achtzehnten Jahrhunderts, dort nach den ersten Anläufen ein Ueberwuchern katholischer Stimmungen und die Flucht in quietistische Resignation, hier ein nüchternere, vörwiegend politischer Geist, eine entschieden antipapale Gesin-

nung. Wie diese beiden Richtungen sich bekämpfen, sich theilweise zu Compromissen verstehen, dann auf politischem Gebiet abermals aufeinanderstoßen, wo die Hauptentscheidung erfolgt, — diese Entwicklung bildet gleichsam den Hintergrund, auf welchem sich die dichterische Persönlichkeit Giovanni Battista Niccolini's abhebt.

1.

Niccolini war längst aufgetreten, als die Wendung der vaterländischen Geschichte zuerst in der zur österreichischen Provinzialstadt gewordenen Hauptstadt des Königreichs Italien jene literarischen Reformbestrebungen hervorrief. Er hatte sich einen Namen gemacht durch seine Stücke in der alten Schule. Noch einmal hatte das classische Drama einen bedeutenden Namen aufzuweisen, noch einmal schritten mit neuen Versen ein Oedipus, eine Medea, eine Polyxena über die Bühne. Er schien ein fertiger Dichter, fertig in seinen Stoffen, seinen Ideen und seinen Formen. Nun fühlt er sich in seinem gewohnten Kreise gestört, als plötzlich einige Neuerer es wagen die drei Einheiten für eine Pedanterie zu erklären und statt des tragischen Kothurns einen menschlich natürlichen Dialog verlangen. Er mischt sich in den Streit, der zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen entbrennt, und er ist ein Vertheidiger des Alten, des classischen Stils, der tragischen Würde. Er dichtet weiter in seiner Manier. Aber wie? Nach kurzer Zeit treten statt der Helden der altgriechischen Sage Figuren aus der vaterländischen Geschichte auf. Der Schauplatz ist nicht mehr in Troja oder in Argos, sondern in Venedig und Florenz. Die mythischen Entdeckungsgeschichten und Liebschaften sind von nationalen Begebenheiten und Verschwörungen abgelöst. Ein neuer Geist zieht mit diesen heimischen Gestalten ein in seine Poesie, sie rückt der Gegenwart und ihren Hoffnungen näher. Und nun ist es interessant zu beobachten, wie mit dem Hereindrängen der modernen Ideen auch die Form eine freiere wird; er selbst giebt jetzt die drei Einheiten auf, erst die löstigste, die des Orts, aber je energischer der Geist der Gegenwart zu pulsiren beginnt, um so rücksichtsloser wird das Gebäude der alten Tragödie wie von innen gesprengt, und es entstehen großartige, lose componirte, dramatische Gemälde, die, dem Dichter vielleicht unbewußt, ihre Berechtigung nur im romantischen Princip haben.

Niccolini war im Jahr 1782 in den Bädern von San Giuliano bei Pisa geboren, aus einer adeligen, aber armen Familie; durch die Mutter stammte er von Filicaja, dem Dichter des berühmten Sonetts über Italien, ab. Nachdem er in Pisa mehr philologische und literarische Studien, als Jurisprudenz getrieben, wurde er, zweiundzwanzig Jahre alt, durch die

Protection der Königin von Etrurien, Elise Bonaparte, Sekretär und Professor der Mythologie an der Akademie der schönen Künste zu Florenz. Nach der Restauration zog ihn der Großherzog Ferdinand in seine Dienste und machte ihn zum Bibliothekar der Palatina. Aber die Abhängigkeit vom Hof behagte ihm nicht; Krankheit vorschüzend, bat er nach kurzer Zeit um seine Entlassung und kehrte an seine Sekretärstelle zurück, die er nominell bis wenige Tage vor seinem Tode behielt. So gehörte er ganz Florenz an, das er nur verließ, um im Sommer sein mütterlicherseits ererbtes Landgut zwischen Prato und Pistoja zu bewohnen. An den politischen Ereignissen hat er sich nie betheiligt. Auch in dem gesellschaftlichen Leben, das die literarischen Kreise von Florenz im dritten und vierten Jahrzehnt so berühmt gemacht hat, spielte er keine hervortretende Rolle. Schroff, unbeugsam in seinen Meinungen war er in der Regel wortkarg und verschlossen; nur wenn er zum Widerspruch gereizt wurde, konnte er heftig aufbrausen. Lieber als im Salon gesiel sich sein bizarres Wesen in kleinem vertrautem Kreise. Zumal, seitdem durch die Folgen der Julirevolution auch die Unbefangenheit des literarischen Lebens in Florenz gestört war, zog er sich mehr und mehr aus der Gesellschaft zurück, bis endlich der wunderliche Alte verschollen war, von Allen doch in Ehren gehalten nicht bloß um der zukunftsverkündenden Dramen willen, deren Ruhm einst die Halbinsel von einem Ende zum anderen erfüllte, sondern auch wegen seiner energischen, charakterfesten Persönlichkeit und der unerschütterlichen Freiheitliebe, die im Greis noch so lebendig und feurig war wie im Jüngling.

Auch in lyrischen, allegorischen und epischen Dichtungen hat sich Niccolini früh und spät versucht, wir können über sie kurz hinweggehen. Sein Erstlingswerk sind die Terzinen *la Pietà* vom Jahre 1804, veranlaßt durch die Pest, die in diesem Jahr in Livorno wüthete; eine vielfach an Dante erinnernde Allegorie, in der heidnische und christliche Vorstellungen durcheinander gemengt sind. Die eigentliche Lyrik war nicht Niccolini's Feld. In den späteren Gedichten herrscht die politische Tendenz immer ausschließlicher, aber zugleich ein rhetorischer Schwulst, der sich mit der frischen Unmittelbarkeit der Giustischen Muse nicht entfernt vergleichen läßt.

Am wenigsten können die mythologischen Forschungen interessiren, die Niccolini als Professor an der Akademie in den Jahren 1807 und 1808 hielt und die er im Jahr 1855 herausgab, zu einer Zeit, wo die aller Philosophie baare Aufzählung der großen und kleinen Götter nach Hesiod, die Beschreibung ihrer Tempel, Opfer, Culte u. s. w. längst etwas gänzlich Veraltetes war. Aber auch die Reden, die er in seiner Eigenschaft als Sekretär bei den feierlichen dreijährigen Konkursen zu halten pflegte,

gehen nicht über diesen veralteten Standpunkt hinaus, der sich zuweilen geflissentlich gegen die fortschreitende Wissenschaft, zumal wenn sie von Deutschland kam, ablehnend verhielt. Sie sind theils allgemeinen Inhalts, wie die Reden über das Verhältniß der Poesie und Malerei und über die moralischen Wirkungen der Künste, theils biographische Denkmale von Künstlern und Gelehrten. Daß er in den Gedächtnisreden auf Orcagna und L. B. Alberti gegen den *deforme stile*, die *maniera tedesca*, die *tedesca barbarie*, d. h. gegen den gothischen Stil polemisirt, versteht sich von selbst. Von Alberti wird gerühmt, daß er mit seinen Grundsätzen einer richtigen Erziehung den *Oltremontani* zuvorkam; aber freilich gehe die blinde Bewunderung für deren Bücher in Italien Hand in Hand mit einer schimpflichen Vernachlässigung alles Heimischen. Es war dies im Jahr 1819 geschrieben, also eben als der Streit über die romantische Schule am heftigsten entbrannt war. In der Rede über Michelangelo (1825) erörtert er den Begriff des Erhabenen und polemisirt gegen die Kantische Philosophie, der er indeß an einem anderen Orte wenigstens nachrühmt, daß sie, wenn auch absurd in ihren Principien, doch in ihren Consequenzen streng sei.

Für die ästhetischen Grundsätze Niccolini's ist am bezeichnendsten der Aufsatz, den er aus Anlaß einer neuen Uebersetzung von Pope's *Lockenraub* für die Anthologie schrieb. Zunächst wendet er sich gegen die Wuth des Uebersetzens aus dem Deutschen und Englischen, die jetzt so arg sei wie früher das Uebersetzen aus dem Französischen. Um die Einbildungskraft zu bereichern und der Armuth der Literatur aufzuhelfen, die indessen Gottlob jetzt nicht mehr so fühlbar sei, sei das ewige Uebersetzen ein schlechtes Mittel, dadurch würden nur die nordischen Fehler eingeführt, denen der eigene Geist unterliegen müsse. Pope selbst aber wird, wie billig, gelobt als ein energischer, gefühlvoller und eleganter Poet, überhaupt solle man wohl die Alten, wie Shakespeare, Milton und Pope, übersetzen, nicht aber die Neueren, die vielleicht bloße Meteore seien. Dann wirft er die Frage auf: darf man in der Poesie und in den schönen Künsten alle Regeln abwerfen, ohne in Barbarei zu verfallen? Sind nicht unsere großen Schriftsteller in jener richtigen Mitte, wo die Griechen und Römer standen, d. h. gleichweit entfernt von der Timidität des französischen Geschmacks und des barbarischen Deliriums der Deutschen? Ist es im Faust, dem Meisterwerk für die Romantiker, dem Greuel für den classischen Geschmack, so ein Prachtstück der Erfindung, einen Prolog auf Erden und einen im Himmel zu machen? Was neues finden wir in Mephistopheles, der den Herrn um Erlaubniß bittet Faust zu versuchen, wenn wir das 1. Kap. des Hiob lesen? Diejenigen welche das Schicksal, das eine Phädra und Myrrha

zu frevelhafter Liebe treibt, unwahrscheinlich finden, wie können sie unserer Phantasie zumuthen zu glauben, daß der Doctor Faust die Seele an den Teufel verhandelt, zum Hexensabbath geht und an dem Dasein Gottes zweifelt? Was hat vor Antigone und Hermione jene Margarethe voraus, welche zu Doctor Faust sagt, wie ein Dienstmädchen zum Gebieter, wenn sie allen seinen Wünschen willfahren will: *che fate voi? come potete baciare questa mano? ella è così ruvida, così rozza; mi tocca a far tutta.* Und Madame Stael konnte in gutem Glauben solche Muster den Mitbürgern Racine's zur Nachahmung empfehlen? Welche Originalität können die Deutschen haben, deren Literatur nach der Philosophie entstand, ja aus ihr hervorging? Ueberhaupt seien Klopstock, Göthe und Schiller bloß die Nachahmer von Milton und Shakespeare. — Bezeichnend ist auch die Polemik, die Niccolini aus diesem Anlaß gegen die *versi sciolti* führt, die der italienischen Sprache nicht natürlich seien. Er vertheidigt dagegen den Reim und steht nicht an selbst auf Metastasio sich zu berufen, der jetzt aus demselben Grund mißfalle, wie die Philosophie Locke's und Condillac's, weil er nämlich nicht jene charlatanische Dunkelheit habe; denn jetzt sei es Mode einen Schriftsteller um so mehr zu bewundern, je weniger man ihn verstehe.

Diese Probe von Niccolini's ästhetischem Glaubensbekenntniß wird genügen. Theoretisch hielt er zeitlebens an diesem schalen Empirismus, an dieser Verachtung fremdländischer Literatur, an diesem Haß gegen die Romantik fest. Allein sein eigener dichterischer Genius war zu mächtig, um sich in die ausgetretenen Bahnen festbannen zu lassen. Die Praxis kam allmählig in Widerspruch mit der Theorie, und während er bis zuletzt in den Romantikern entweder schändliche Verächter der vaterländischen Literatur oder dumpfe Römlinge sah, schrieb er schließlich selber Stücke, die, was Verachtung der Regeln betrifft, weit über Shakespeare hinausgingen, und eine Mischung der Gattungen enthielten, die von keinem romantischen Theoretiker mehr gerechtfertigt worden wären.

Diesen Entwicklungsgang haben wir nun in seinen Dramen zu verfolgen. Er giebt sich in dreifacher Weise zu erkennen: rücksichtlich der dramatischen Kunstform erscheint er als Fortschritt von der classischen zur romantischen Tragödie, rücksichtlich der Gegenstände als ein Fortschritt von antiken zu modernen und nationalen Stoffen, rücksichtlich der Intention des Dichters endlich als ein Fortschritt von dem rein künstlerischen Interesse zur politischen Tendenz. Classische Stücke von herkömmlichem Zuschnitt, dies ist der Anfang. Aber bald werden sie von Stoffen aus der vaterländischen Geschichte abgelöst, und die Handlung, wenn sie auch in einer Familiengeschichte besteht, erhält zugleich politische Motive, die dem

Ganzen die rechte Farbe geben. Endlich aber, in den letzten Stücken, ist Alles beseitigt, was nicht unmittelbar dem politischen Interesse dient: es sind große politische Fragen deren dialektische Auseinanderlegung das ganze Stück erfüllt. Damit ist der Dichter gleichsam an der Grenze seiner Mission angelangt, die er unmittelbar dem Politiker vom Fach übergiebt, und im Gang des Dramatikers spiegelt sich so lebendig jene Wendung wieder, welche die italienische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt genommen hat. Behutsam hatte sie erst den nationalen Interessen den Eingang vergönnt, aber der aufgenommene Gast ward bald so mächtig, daß er die Poesie als sein dienendes Werkzeug betrachten durfte und sie an einen Punkt führte, wo die schöne Literatur überging in die politische Literatur.

2.

Niccolini war ein Zögling der Alten, classische Studien hatte er vorzugsweise getrieben, Bearbeitungen und Uebersetzungen griechischer Dramen beschäftigten ihn nicht bloß beim Beginn seiner Laufbahn. Es lag dies in der allgemeinen Richtung der Zeit, der er seine Bildung verdankte, einer Richtung, die durch die politischen Ereignisse nur gefördert wurde. Hatte die Verpflanzung der französischen Freiheitsbäume auf italienischen Boden hier überall die altclassischen Traditionen wieder belebt, — nicht zum Vortheil für den italienischen Volkscharakter in dieser Zeit, — so gab die Befestigung der französischen Herrschaft, die Schöpfung des Königreichs Italien dieser Richtung eine gewisse Sanction und feste Ausprägung. Der Geist der politischen Institutionen drückte sich auch der Literatur auf, dazu kam das auf dem Gebiet des Dramas unbedingt geltende Ansehen Alfieri's, der, wie das in der ganzen Tendenz seiner Reform lag, ausdrücklich moderne und bürgerliche Stoffe verworfen, diejenigen seiner Stücke, die solche Stoffe behandelten, selbst getabelt und die antike Heldensage als den einzig würdigen Vorwurf der Tragödie erklärt hatte. Als ein Schüler Alfieri's ward denn auch Niccolini begrüßt, als er im Jahr 1811 mit seinem ersten Versuch, Polissena, auftrat, der den von der Crusca ausgesetzten Preis gewann und sofort die glänzendsten Hoffnungen erweckte. Der große Stil, die Einfachheit der Charaktere, der energische Ausdruck der Leidenschaften verriethen Alfieri's Schule.

Zugleich aber gab schon diese Tragödie Beweis von der eigenthümlichen Selbstständigkeit des jungen Dichters. Die Fabel ist sehr frei behandelt, mit großem dramatischen Geschick, so daß aus dem in der ursprünglichen Sage sehr einfachen Stoff eine große Mannichfaltigkeit der Situationen sich ergibt. An die Stelle der einfachen Handlung, die bei

Alfieri in großen Zügen zu verlaufen pflegt, ist ein verwickeltes Intriguenspiel getreten. Auch jene äußeren Mittel, welche, in der französischen Tragödie zu Hause, Alfieri mit Bewußtsein verschmähte, sind wieder zu Hülfe genommen. Der Geist des Achilleus wird aus dem Grabe heraufbeschworen, um die Peripetie zu erleichtern, und ganz epernhast und unalfierisch ist die Lösung des Conflicts. Den Götterspruch, daß zur Veröhnung von Achilleus Schatten eine von Priamos Töchtern durch liebende Hand getödtet werden müsse, weiß der Dichter nicht anders hinauszuführen, als indem er Polyxena durch Zufall in das Schwert fallen läßt, das ihr Liebhaber Pyrrhus auf Calchas gezückt — diese Sünde hätte Alfieri seinem Schüler nie verziehen!

Allein trotz dieser Anwendung äußerer Mittel ist nun doch zugleich die Charakteristik eine weit reichere als bei Alfieri. Die intriguannte Staatsklugheit von Calchas und Ulysses, deren berechnender Verstand dem durch Affekte bestimmten Handeln der übrigen Personen gegenübersteht, der Conflict, in welchen Pyrrhus und Agamemnon zwischen ihrer Neigung und dem Staatswohl versetzt sind, Polyxena, die der Liebe zum Mörder ihres Vaters sich nicht entschlagen kann, Cassandra, deren Loos an Agamemnon gefesselt ist, dem sie in prophetischer Ekstase die künftigen Gräucl des Pelopidenhauses verkündigt, Hecuba endlich, die in ihrem Unglück ebenso zärtlich gegen die Töchter als würdevoll gegen die Griechen ist, — alles dies bietet ein reiches Feld für die Charakteristik, für die Entfaltung wechselnder Gefühle und Leidenschaften. Und, was nun abermals einen Fortschritt über Alfieri hinaus bezeichnet, diese Leidenschaften kommen zu ihrem vollen Ausdruck im breiten Strom der Rede. Der knappe energische Stil Alfieri's, der mehr verschwiegen und andeutete als zur vollen Aeußerung brachte, war schon von dessen unmittelbaren Nachfolgern aufgegeben worden. Sie fühlten das Bedürfniß, das nackte Gerippe, zu dem sich Alfieri's Dialog mit Absicht lastete hatte, wieder mit lebendigem Fleisch zu bekleiden. Keiner that es mit größerer rhetorischer Begabung als Niccolini, der hierin eine gewisse Verwandtschaft mit der Schiller'schen Diction zeigt. Wenn sich auch in einzelnen Fällen die Leidenschaft zu der epigrammatischen Kürze Alfieri's zusammenballt, so strömt sie ein andermal in desto vollerm Flusse dahin. Erzählungen werden breit ausgeführt, lyrische Ergüsse drängen sich hervor, Liebes-scenen wie leidenschaftliche Auftritte klingen in vollen Accorden aus.

Die nächsten Tragödien, *Ino e Temisto*, *Medea*, *Edipo* und *Matalde*, bewegen sich, was die dramatische Technik betrifft, wesentlich in derselben Bahn. Beobachtung der drei Einheiten, überhaupt die französische Maché, einschließlich der Vertrauten und der von Alfieri gleichfalls als

naturwidrig verbannten Seitenreden, hielt der Dichter für den unerläßlichen Rahmen, um darin sein Gemälde gewaltiger Leidenschaft einzuspannen. Nur die Medea ist durch ein unsicheres Schwanken bemerklich, da hier ein willkürliches Vermaß mit willkürlichen Reimen herrscht und so ein wunderliches Mittelglied zwischen Oper und regelmäßigem Drama entsteht. Dadurch daß die kurzen schneidenden Alfieri'schen Gegenreden durch den Reim markirt sind, erhält die Diction etwas Gesuchtes, es ist ein verunglückter Versuch, die Alfieri'sche Knappheit mit lyrischem Schwung zu vereinigen. Aber bald kündigt sich ein bezeichnender Fortschritt an. In diese heroischen Stoffe drängt sich ein politisches Interesse ein, das einerseits auch wieder an Alfieri erinnert, aber insofern über ihn hinausgeht, als dasselbe bei diesem wesentlich an den Personen haftet, die entweder als Tyrannen oder als Tyrannenhasser charakterisirt sind, während bei Niccolini mehr ein principiellcs Interesse an den Freiheitsfragen hervortritt.

Höchst bezeichnend in dieser Beziehung ist der Oedipus. Der Inhalt ist in Kürze der, daß Polyneikes um Hülfe in seinem Bruderkampfe fleht, sowohl bei Oedipus, den er mit nach Theben nehmen will, als bei Theseus; von beiden abgewiesen, als unreumüthiger Brudermörder aus dem Tempel ausgeschlossen, zieht er entschlossen in den Kampf, während Oedipus im Tempel der Erinnyen den ersehnten Frieden und durch einen Blitzstrahl, der ihn sammt dem Tempel verzehrt, den willkommenen Tod findet. Das Stück zeigt eine höchst reiche Handlung; einzelne Scenen, wie die im zweiten Act, wo der Priester den unglücklichen Greis mit der Erinnerung an seine Gräucl peiniget, und die große Scene zwischen Vater und Sohn im vierten Act sind von ergreifender Wirkung. In den eingestreuten Priestergefängen zeigt sich die später stärker hervortretende Tendenz einer Erweiterung der dramatischen Form. Aber das Interessanteste ist die politische Idee, welche das ganze Stück durchtränkt: „Den Erinnyen wohlbekannt ist jede Königsbürg," dies Wort der Tragödie könnte ihr Motto sein, der Fluch, der auf dem absoluten Königthum ruht, ist ihr bewegender Grundgedanke. Besonders grell tritt derselbe hervor in dem Gespräch zwischen Oedipus und dem Priester im dritten Act. Oedipus fragt nach dem Grund, warum solche Leiden über ihn verhängt seien, nach dem Schlüssel zu seinem Schicksal. „Du warst groß," antwortet ihm der Priester; „darin daß es die Mächtigen erniedrigt, zeigt das Schicksal seine Macht. Vielleicht sammelt der Himmel Schuld und Unglück auf dein Haupt, damit die Throne fallen und Hellas endlich frei werde von der Schmach der Willkürherrschaft, und nicht fern ist die Stunde." Dieser Fluch ist es, dem das ganze Haus des Oedipus erliegt. Als Poly-

neikes den Priester fragt: soll Steokles keine Strafe für sein Vergehen haben? antwortet jener mit der ächt Alfieri'schen Phrase: *è già punito: ei regna*. Ganz besonders aber trifft jener Fluch den Polyneikes, den schon die Gier nach Rache, das sich sträubende Haar dem Priester als König verräth, der durch Brudermord nach dem Thron strebt und, was das Schlimmste ist, fremde Waffen dazu wirbt; denn Fremdherrschaft ist noch schlimmer als Tyrannei. „Schmachvoller Kampf!“ ruft der Priester aus, „dieses Land habe Schläge, Schrecken und tausend Tyrannen, doch niemals Fremde!“

Diesem von den Göttern gerichteten Labdakidenhaus steht nun Theus gegenüber nicht blos mit seinen menschlichen Tugenden, sondern mit den politischen Grundfäden, die unter ihm in Athen walten. Denn Theben hat Sklaven, Athen hat Bürger, hier ist der Wille des Vaterlands das oberste Gesetz, dem auch der König sich beugt, und wenn das Vaterland die Söhne ruft, ist er der erste zu gehorchen. Diese Gegenüberstellung trägt dazu bei, das überspannte antimonarchische Pathos, das so weit geht, daß Debipus seinen Sohn mit in den Tempel nimmt, um ihn der Königskrone ewigen Haß schwören zu lassen, in etwas zu mildern. Allein die politische Leidenschaft ist noch in einer ganz abstracten Sphäre, sie bildet noch keine dramatischen Charaktere. Die Freiheitsliebe und der Fremdenhaß sind noch keine thatengestaltenden Motive für die handelnden Personen; erst in Stoffen, die dem Vaterland und der Gegenwart näher lagen, konnten sie wirksame Hebel der dramatischen Action werden.

Den Uebergang zu diesen Stücken bilden *Matilde* und *Nabucco*, beides noch unsichere Versuche, indem das einermal ein vaterländischer Stoff noch ganz in der alten Weise behandelt, das anderemal ein moderner Inhalt in eine antike Tragödie eingekleidet ist. Die erstgenannte Tragödie entlehnt ihren Stoff der mittelalterlichen Geschichte Siciliens. Es ist hier wenigstens ein historischer Hintergrund, aber er ist noch fern und unbestimmt; es fehlt die Lokalfarbe, das historische Costüm. Es kommen wohl Anspielungen vor, wie z. B. wenn der Franke der ewige Feind Italiens genannt wird, aber das Nationale ist noch kein Motiv für die Handlung, die ganz nur in einer Familiengeschichte mit den obligaten Aussetzungen und Erkennungsscenen besteht. Die Einheit des Orts ist schon hier nur mit Mühe festgehalten.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt der *Nabucco* ein (1819), der in der Geschichte eines orientalischen Despoten das Schicksal Napoleon's wiedergeben sollte. Etwas Aehnliches hatte Foscolo in seinem *Mias* (1811) versucht. Wenigstens hatte die napoleonische Polizei herausgewittert, daß unter Agamemnon Napoleon, unter *Mias* Moreau, unter *Calchas* Pius VII.

u. s. w. gemeint seien, und es mag hier erwähnt sein, daß Foscolo, der gerade aus diesem Grund Mailand verlassen mußte und bis zum Jahr 1813 in Florenz sich aufhielt, damals eng verbunden mit dem jüngeren Niccolini war und die Freundschaft erneuerte, die er schon bei seinem früheren Aufenthalt in Florenz mit ihm angeknüpft hatte. Allein was bei Foscolo ein ungewungen aus dem Gegenstand sich ergebendes Hereinspielen moderner Züge war, wurde bei Niccolini zu einer künstlich bis in's Einzelne durchgeführten Parallele. Die Tragödie, deren Inhalt Napoleon ist, ist an das Ufer des Euphrat verlegt: bloß Zeit, Ort und die Namen sind vertauscht. Nebukadnezar ist ein thatkräftiger Fürst, der durch eine Empörung gegen die in Weichlichkeit versunkene Dynastie sich des Throns bemächtigt hat, der durch glückliche Kriege seine Herrschaft ausbreitet, und durch die Heirath mit einer Tochter des medischen Königs sie befestigt. Ein unglücklicher Zug gegen die Scythen bewegt die ihm gezwungen Verbündeten, selbst den Schwiegervater, zum Abfall und zur Verbindung unter einander, und dieser Coalition vermag der Eroberer nicht zu widerstehen; freiwillig endet er sein Leben im Euphrat und befehlt seinen Tod geheim zu halten, damit die Wellen seine Leiche behalten, die Könige aber ihn zitternd erwarten. Die Verbindung zweier ganz disparater Stoffe, die keinen inneren ideellen Zusammenhang haben, giebt dem ganzen Stück etwas Kaltes. Man kann sich für die Geschichte des orientalischen Despoten nicht erwärmen, auch wenn ihr künstlich ein modernes Interesse beigemischt ist. Auch auf diesem Wege war es noch nicht möglich mittelst des Dramas eine Wirkung hervorzubringen, welche die Seele der Nation nach den Schicksalen, durch die sie hindurchgegangen war, im Innersten berührte. Die antike Form nur als durchsichtige Verkleidung um einen modernen Gegenstand zu legen, war bereits ein Schritt zur Emancipation von der Aesthetischen Tradition. Aber es mußte mit dem antiken Drama völlig gebrochen werden, wenn die Literatur ein wirksames Organ für die Gedanken der nationalen Freiheit werden sollte.

3.

Inbem nun Niccolini mit Bewußtsein dieser Wirkung zustrebte, berührte er sich mit den Bestrebungen der Romantiker, von denen er doch andererseits durch eine tiefe Kluft getrennt war. Er bildete sich einen Stil aus, der von den Neuerungen der Romantik wesentlich beeinflusst war, aber er that jeden Schritt in dieser Richtung nur zögernd und hielt in wesentlichen Punkten an der alten Tradition fest. Die Neuerungen, die Manzoni, gestützt auf Schlegel, im Drama einführte, bestanden einmal in der Erweiterung der dramatischen Form, die sich, behutsam genug,

über die Aristotelischen Einheiten hinwegsetzte, dann in der Einführung lyrischer Elemente, die aber bei ihm sehr unvermittelt die dramatische Handlung unterbrechen, endlich aber und vor Allem in dem Herabschrauben der Diction von dem classischen Rothurn auf den Boden des wirklichen Lebens. Dies war der Kern der Reform, hier fand sie auch den hartnäckigsten und schließlich unbefiegbaren Widerstand. Manzoni trat der Theorie von einem doppelten Stil entgegen; er leugnete, daß die Helden der Tragödie eine andere Sprache reden müssen, als die gewöhnlichen Menschenkinder, er schnalzte ihnen die Stelzen ab, entkleidete sie des rhetorischen Poms und legte ihnen eine einfache, der jedesmaligen Situation angemessene, zum Herzen dringende Sprache in den Mund. Gegen diese Neuerung nun war die Alfierische Tradition, und man kann sagen, die ganze geschichtliche Bildung der italienischen Literatur zu mächtig. Konnten die Classicisten auch über andere Bedenken hinwegkommen: diese Forderung war ihnen nicht bloß vom ästhetischen Standpunkt aus unverständlich, sondern sie fürchteten damit die nationale Grundlage der italienischen Poesie zu verlieren und an ausländische Einflüsse preiszugeben.

Indessen brachten es schon die allgemeinen literarischen Verhältnisse mit sich, daß der anfängliche Gegensatz der Romantiker und Classicisten seine Schärfe verlor und Compromisse zwischen dem Alten und Neuen sich bilden konnten. Während nach der Niederwerfung der Revolutionen von 1820 und 1821 in der Lombardei, in Piemont, in Modena, in Neapel ein strenges Unterdrückungssystem geübt und die wissenschaftlichen Kreise gewaltsam auseinander gesprengt wurden, bildete von nun an Florenz, wie man es genannt hat, eine glückliche Oase, wo der milde Sinn des Großherzogs und das, wenn nicht freisinnige, doch duldsame System Fossombroni's der Literatur eine friedliche Stätte bereitete, die um so bedeutungsvoller wurde, je mannigfaltigere Talente sich aus der ganzen Halbinsel hier zusammenfanden. Es war hier ein gemeinsamer Boden gegeben, wo die Neapolitaner mit den Piemontesen, die Romagnolen mit den Lombarden sich begegneten, ihre Erfahrungen austauschten, ihre Hoffnungen auf die Zukunft in gemeinsamer Arbeit aufrecht hielten, und es wurde dies zugleich ein gemeinschaftlicher Boden für die ästhetischen Theorien, die bisher auch lokal getrennt, jetzt in neutralen Organen sich gegenseitig auseinanderzusetzen und zu verständigen suchten. Den Mittelpunkt bildete das Vieusseux'sche Haus am Dreifaltigkeitsplatze, wo die einheimischen Notabilitäten Toscanas mit den Ausgewanderten sich zusammenfanden, und gleichzeitig der Zusammenhang mit der europäischen Literatur und Wissenschaft für die italienischen Gelehrtenkreise vermittelt wurde. Von hier ging auch die Anthologie aus, die an die Stelle des unterdrückten Con-

ciliatore von Mailand trat und, weniger einseitig als dieser, zum Kampfplatz der Romantiker und Classicisten wurde. Es liegt auf der Hand, wie sehr ein Journal, an dem der katholische Romantiker Tommaseo, der radikale Romantiker Mazzini, der Ghibelline Forti, der Freigeist Montani, die Classifier Giordani und Niccolini arbeiteten, dazu beitragen mußte, jenen literarischen Kämpfen die Spitze abzubrechen und vermittelnden Ansichten Bahn zu brechen. Auch war es nicht zufällig, daß diese Annäherung auf dem Boden Toscanas und unter dem dominirenden Einfluß des toscanischen Volksgeists erfolgte, dessen klare, praktische, allen Extremen abholbe Verständigkeit auch hier nachhalf. Dieser praktische Sinn war es denn auch, der jene Streitigkeiten überhaupt in den Hintergrund drängte. Das literarische Gezänk kam allmählich in Verruf, in demselben Maß, in dem man die national-politischen Ziele direkter in's Auge faßte. Weit positiveren Gewinn glaubte man dagegen aus den historischen Studien schöpfen zu können, und das geschichtliche Interesse trat nun als ein ganz neues Element in das geistige Leben Italiens ein. Galt einmal die Hebung der moralischen Zustände als die unerläßliche Vorbedingung für die politische Wiedergeburt, so schien zu dieser propädeutischen Wirksamkeit nichts geeigneter, als die Nation in ihre eigene Geschichte zurückzuführen, und ihr aus dieser Quelle Nahrung, Belehrung und Ermuthigung zuzuführen. Dies geschah nun in einem ganz anderen Sinne als während der Revolutionsjahre, da man den Italienern von den Großthaten ihrer Vorfahren, von Brutus und Cassius, von den Gracchen und Scipionen vorbeclamirt hatte. Tief auch jetzt bei dem phantasievollen Volke viel Stolz und Eigenliebe mit unter, so war doch die Absicht die, durch ein genaueres Verständniß der vaterländischen Schicksale dem nationalen Streben die rechte Vertiefung und einen moralischen Halt zu verschaffen, um die Periode der Meuchelmorde und wahnsinnigen Aufstände überwinden zu lernen. Votta und Coletta erneuerten die Traditionen der altitalienischen Geschichtschreibung, und während ihre Werke die nächste Vergangenheit sich zum Vorwurf nahmen, wandte man sich gleichzeitig wieder den älteren, mittelalterlichen Epochen zu, die Specialforschungen begannen, die Archive wurden nach längst vergrabenen Documenten durchsucht. Auch diese geschichtlichen Studien sind als eine Folge der Anregung zu betrachten, welche von den Romantikern ausging. Aber gerade auf diesem Gebiet sollte sich dann der Kampf zwischen Romantikern und Classicern, zwischen den modernen Guelfen und Ghibellinen erneuern und zu bedeutenden wetteifernden Leistungen steigern, ein Kampf, der gleichfalls bald eine praktische Wendung nahm und in die politische Geschichte eingriff.

Diese Verhältnisse muß man im Auge behalten, um den Fortschritt

vom Nabucco (1819) zu Antonio Foscarini (1827) — so lange hatte Niccolini's tragische Muse geschwiegen — zu verstehen. An die Stelle des abstracten Freiheitsideals ist jetzt die nationale Tendenz getreten, zu dem künstlerischen Interesse gesellt sich ein geschichtliches und diesem neuen Inhalt gegenüber vermag auch das geschlossene Gefüge der französischen Tragödie sich nicht zu behaupten, die Form wird freier, und zunächst die Einheit des Orts, bald auch die der Zeit über Bord geworfen. Jetzt folgen sich in ununterbrochener Reihe die geschichtlichen vaterländischen Tragödien, und wie der umfassende kosmopolitische Sinn Schiller's, den wir schon einmal zum Vergleich herbeigezogen, schon darin sich zu erkennen giebt, daß er die europäischen Länder der Reihe nach zum Schauplatz seiner geschichtlichen Dramen wählte, so zeigt sich umgekehrt der nationale Charakter der Dichtung Niccolini's schon darin, daß er nach einander Venedig seinen Foscarini, Sicilien seinen Johann von Procida, Mailand seinen Ludwig Moro, Rom seinen Arnold von Brescia, Florenz seinen Philipp Strozzi schenkte.

Das Geschichtliche in der Tragödie Foscarini ist bekannt. Ein junger Venetianer, der mehrere Jahre Gesandter der Republik in Frankreich, England und der Schweiz gewesen war, kehrt zurück, unruhigen, hochstrebenden Sinnes, in demselben Augenblick, da die Lage der Republik eine Verschärfung der Gesetze nothwendig macht. In Folge der Verschwörung des spanischen Gesandten Marquis von Vedmar wird das Gesetz gegeben, daß Jeder, der mit Feinden des Vaterlands Umgang pflegt und im Hause fremder Gesandter getroffen wird, mit dem Tod bestraft werden soll. Eines Abends wird Antonio in Verkleidung ertappt, als er den Palast (ober den Garten) des spanischen Gesandten verläßt, der geheime Proceß wird eingeleitet, das Urtheil erfolgt, und der Schuldige wird auf der Piazzetta erdroßelt. Die Wahrheit ist nie an den Tag gekommen. Nur so viel ist gewiß, daß der Proceß ungewöhnlich beschleunigt worden war, und daß neun Monate nach dem Urtheil der Spruch umgestoßen und die Ehre Foscarini's wiederhergestellt wurde.

Dies die historische Grundlage, die aber die venetianische Volksfage bereits längst mit romantischen Zügen ausgeschmückt hatte. Foscarini liebte, so erzählte die Trabition, Teresa, die jedoch während seiner Abwesenheit an Contarini, einen der Drei, verheirathet worden war. Sie gesteht ihm eine heimliche Unterredung zu, diese wird entdeckt, Foscarini kann sich nur durch den Garten des spanischen Palasts retten, wird aber erkannt und verfällt so der Strenge des Gesetzes. Ein weiteres romantisches Motiv war, daß der Vater Foscarini's zum Dogen gemacht wurde, der somit seine väterlichen Gefühle niederkämpfend, das Urtheil aussprechen

mußte. An diese Tradition schloß sich Niccolini an und bildete daraus eine Tragödie, die seine populärste wurde, und wie Reumont sagt, sein wirksamstes und Bühnengerechtestes Stück ist. Die Exposition ist vortrefflich, die Handlung spannend bis zum Ende, die Charaktere bestimmt gezeichnet, einzelne Scenen, wie z. B. im dritten Act die Liebescene und im vierten das Gespräch zwischen Vater und Sohn, erreichen eine außerordentliche dramatische Wirkung. Die Motive sind einfach und verständlich. Corebano hegt alten Haß auf den Dogen und will sich durch den Untergang von dessen Sohn an ihm rächen. Contarini wünscht aus Eifersucht seinen Nebenbuhler zu verderben, und den erwünschten Anlaß giebt dieser durch die unfreiwillige Uebertretung jenes Gesetzes. Antonio hätte sich vielleicht retten können, wenn er die Wahrheit gestand, daß er nicht mit dem spanischen Gesandten verkehrte, sondern der verbotene Weg ihn nur vor der Entdeckung seines Stellbucheins retten sollte. Aber er verschmähte diese Vertheidigung aus Schonung für die Ehre Teresa's, die flehentlichsten Bitten des Vaters vermögen ihm das Geheimniß nicht zu entlocken; jetzt sieht auch der unparteiische Vadoero keine Möglichkeit, dem Lauf des Gesetzes Einhalt zu gebieten und Antonio fällt als ein Opfer des Geheimnisses, das die Ehre der Geliebten bedeckt.

Man sieht, die dramatische Handlung dreht sich eigentlich nicht um ein politisches Motiv, wie denn auch das aus Juvenal genommene Motto eben diese Sorge um der Geliebten Ehre als den Grundgedanken des Stücks bezeichnet. Allein gleichwohl ist nun die Atmosphäre eine durchaus politische, die Handelnden sind politische Charaktere, die eine ganz bestimmte Stellung zum Staat und seinen Gesetzen einnehmen, und Antonio ist nicht nur das Opfer seines Geheimnisses und der Unerbittlichkeit des Gesetzes, sondern zugleich einer inquisitorischen Staatsmaschine, einer freiheitsmörderischen Aristokratie. Dazu sind es jetzt bekannte Verhältnisse, es weht die Luft der vaterländischen Geschichte in dieser Tragödie. Gleich die Schilderung der allgemeinen Zustände, wie sie die Verathung der Drei enthüllt, mußte an die Gegenwart erinnern: Italien liegt darnieder unter den fremden Waffen, noch mehr unter seiner eigenen Schuld, seine Sitten haben nichts mehr von den Vätern behalten, was einst Laster hieß, ist jetzt Mode geworden, nichts besitzt es mehr zu eigen, als seine Laster: Uebermuth ohne Reichthum, Niedrigkeit, die sich mit hochstrebenden Phrasen bedeckt, und in schönem Wetteifer Titel und knechtischer Sinn. War dies der Zustand Italiens überhaupt, so war dann derjenige Venedigs insbesondere der einer rücksichtslosen Härte der Aristokratie, die durch Schrecken über Adel und Volk gleichmäßig herrscht. Gegen diesen Druck lehnt sich Antonio auf, der in der Geschichte als unruhig, intrigant und

eigennützig geschilbert, vom Dichter hingegen als Träger der Freiheitsideen gezeichnet ist. Diese klopfen vergebens an das starre aristokratische Staatswesen an, das eben deshalb, weil es einer Erneuerung durch moderne Ideen sich verschließt, unrettbar dem Untergang verfällt. Antonio hat zwar den Vorsatz nach seiner Rückkehr aller thätigen Versuche der Reform sich zu enthalten und hier, wo Alles Tyrannei, im Stillen sein Glück zu suchen. Allein noch vom lebendigen Beispiel der Freiheit in den armen Bergen der Schweiz erfüllt, kann er seine Gesinnung über ein grausames Regiment nicht verleugnen, das den Gedanken noch vor der That straft, der Gerechtigkeit die Form der Rache giebt und jeden männlichen Gedanken durch Corruption der Sitten ersticht. Die Erneuerung, sagt er zu Badoer, hat den Staaten noch stets wohlgethan, denn die unveränderte Ruhe ist der Tod, doch von der Bewegung kommt neue Jugend in die sterblichen Dinge, und wenn unser altes Reich in alten Gesetzen und neuen Lastern dahin siecht, so wird es einst kaum berührt von fremder Hand zusammenbrechen, wie eine faule Frucht vom müden Stengel fällt. Höchst bezeichnend ist der Zug, daß Antonio, als er die Verheirathung Teresa's erfährt, nicht zuerst an den eigenen Verlust denkt, sondern daran, daß die Tyrannei auch in diese Verhältnisse greift, daß derselbe Zwang wie das bürgerliche Leben so auch das Familienleben, nicht bloß die Gedanken, sondern auch die Gefühle beherrscht. Erst dann findet er Worte für den eigenen Schmerz. So hat die tragische Verwicklung zuletzt doch in den tyrannischen Staatsverhältnissen ihren tieferen Grund, wie zu dem persönlichen Haß Corebano's und Contarini's noch der Argwohn der Staatsgewalt gegen den neuerungsbüchtigen Jüngling tritt und dessen Schicksal wesentlich mitbestimmt. Indem dann das Urtheil in außerordentlicher Weise beschleunigt und die künftige Rechtfertigung des schuldlos Gerichteten angedeutet wird, erscheint dieser vollends als ein Opfer despotischer Staatsgewalt, sein Untergang als ein politischer Mord.

Die Einheit des Ortes ist im Foscarini bereits völlig aufgegeben, fast mit jedem Akt wechselt die Scene. Aber wie um sein Gewissen darüber zu beruhigen und trotz alledem sein Feststehen in der Tradition zu beweisen, stützt sich der Dichter an verschiedenen Stellen ausdrücklich auf classische Beispiele. So beruft er sich für die Exposition auf Corneille und Voltaire, für eine Prophezeiung, die er seinem Helden in den Mund legt, auf Homer, Aeschylos und Byron, für das schwarze Zelt, das er am Schluß sich öffnen läßt, um die Leiche Foscarini's zu zeigen, auf Aeschylos, Sophokles und Alfieri. Die Seitenreden, die Vertraute der Teresa, die durchgängige Anrede mit dem altrömischen tu anstatt mit voi, alles das gehört zum Apparat der classischen Tragödie, abgesehen davon,

daß die Charaktere mit ihrem rhetorischen Pathos oft genug den Classisten verrathen. An der Theorie eines eigenen poetischen Stils hält Niccolini auf's Eigensinnigste fest, er bezeichnet die Dinge nicht mit ihrem Namen, sondern durch Bilder und Umschreibungen. Er sagt nicht Venedig, sondern: dieses Rom des Oceans, nicht das adriatische Meer, sondern: die adriatische Thetis. Am Bezeichnendsten ist die Stelle III, 2, wo auf die heimlichen Gefängnisse Venedigs angespielt wird, der Dichter aber, wie er selbst sagt, sich nicht getraut, die Worte *pozzi* und *piombi* in der Poesie zu gebrauchen. „Seltsame Bedenklichkeit des Schriftstellers!“ ruft Marc Monnier aus, „er würde es wagen, Oesterreich anzugreifen, auf die Gefahr in die Bleidächer gesteckt zu werden, aber er würde dieses Wort nie in einem Verse schreiben!“ An diesem äußerlichen Apparat der alten Tragödie hielt Niccolini auch später fest, als er sich noch rücksichtsloser über die drei Einheiten hinwegsetzte.

Der Erfolg des Stückes war außerordentlich. In Florenz wurde es 100 Mal nach einander aufgeführt, die Schauspielerin Maddalena Pelzet, Niccolini's Freundin, glänzte in der Rolle der Teresa, die eigens für sie geschaffen war. Aber auch außerhalb Florenz war der Ruhm des Dichters jetzt für immer festgestellt; in die entlegensten Orte drang sein Name, und es konnte vorkommen, daß bei Wanderungen, die der Dichter mit Florentiner Freunden in's Gebirge machte, Dorfbewohner ihm Ovationen veranstalteten, wenn sie erfuhren, es sei der Dichter des Foscarini. Ein solcher Erfolg galt nicht zum wenigsten dem politischen Charakter der Tragödie. Freilich gab dieser andererseits auch wieder Anlaß zu Tadel und Empfindlichkeiten. Man hat auch in liberalen Kreisen, und nicht bloß in Venedig selbst, eine solche Schilderung der altvenetianischen Verfassung, solche Verurtheilung eines einheimischen Staatswesens wenig patriotisch finden wollen. Gegen die Fremden, nicht gegen die eigenen Landsleute, hieß es, solle der Dichter seine Waffen lehren, zumal wenn diese jetzt selbst unter der Fremdherrschaft seufzen. Es erschien sofort eine Gegenschrift, und noch im Jahr 1847 sah sich selbst Manin in dem geschichtlichen Theil der Beschreibung Venedigs, welche als Prachtwerk für den wissenschaftlichen Congreß herausgegeben wurde, veranlaßt, die heimischen Institutionen zu verteidigen, mit deutlicher Rücksichtnahme auf die besonders durch Niccolini's Tragödie veranlaßten übertriebenen Vorstellungen. Als einmal A. Brofferio während eines Besuchs bei Niccolini gleichfalls jene patriotischen Bedenken äußerte, sagte der Dichter: „Ich weiß, Sie wollen sagen, der fremden Regierung gegenüber müssen alle unsere Erbärmlichkeiten schweigen. Aber da ich den Glauben habe, daß Italien seiner Auferstehung nahe ist, soll es in seiner Auferstehung wissen, daß seine Freiheit immer

vom Adel verletzt worden ist, daß seine Leiden immer vom Adel herkamen und daß es, wenn es sich erhebt, vor dem Adel sich zu hüten hat, um nicht wieder ruhmlos und unbeklagt zu fallen. Die Fremdherrschaft in Italien kann doch nur eine Episode der modernen Geschichte sein, Alles conspirirt wider sie; eben weil sie fremd ist, kann sie niemals Wurzel in unserem Boden schlagen; was ich fürchte, ist vielmehr die innere Unterdrückung. Wäre denn jetzt das doppelte Joch Roms und Wiens überhaupt möglich ohne die kleinen italienischen Herren, die in der Eigenschaft von Königen, Herzogen, Carbinälen und Höflingen aller Arten eine Legion von Sklaven bilden, um ihren Herrn anzubeten und über andere Sklaven, noch niedriger als sie, zu herrschen! Glauben Sie mir, die Fremdherrschaft kann nicht sicherer getroffen werden als in diesen Niederträchtigkeiten des eigenen Landes.“ Uebrigens konnte Niccolini die Bedenlichkeiten des jugendlichen piemontesischen Dichters noch auf andere Weise beschwichtigen. Er griff in sein Pult und zog einige Blätter heraus mit den Worten: „Sie sollen nicht meinen, es liege mir fern, die Fremdherrschaft in ihren eigenen Zelten zu bekriegen. Hier ist die erste Skizze eines Johann von Procida, der daran erinnern soll, wie viel Thränen und Blut es ein Volk Italiens gekostet hat, die Franzosen zu verjagen.“

Giovanni da Procida ging zum erstenmal im Jahr 1830 in Florenz über die Bühne. Ueberall, wo er gegeben werden durfte, erregte er gleichen Enthusiasmus wie Foscarini. Der Griff des Dichters war nicht minder glücklich gewesen. Aber während in diesem Stück den zarteren Regungen der Liebe immer noch ein Raum gegönnt war, herrscht im Procida durchaus ein harter, schroffer Ton, Alles drängt mit unerbittlicher Wucht zu der That, welche die Verschworenen vorbereiten, ihr müssen alle menschlichen Regungen zum Opfer fallen. An poetischer Schönheit steht das zweite Stück zurück, aber es athmet dafür eine leidenschaftliche Gluth, in die aller verhaltene Haß eines seine Fremdherrschaft empfindenden Volks ausströmt.

Niccolini wollte hier, wie er sagt, eine private Angelegenheit mit einer großen politischen Handlung in Verbindung setzen. Die historische Grundlage der Geschichte ist bekanntlich eine sehr zweifelhafte und Gegenstand lebhafter historischer Controversen gewesen. Doch findet sich schon bei Boccaccio die Notiz, daß Giovanni durch einen seiner Frau angethanen Schimpf zur Rache gegen die Franzosen entflammt worden sei. Diese Andeutung gab Niccolini das Motiv zu einer Fabel, die ziemlich im Geschmack der alten Tragödie erfunden ist. Auch die Charaktere und ihre übertreibende Sprache erinnern wieder lebhafter an Alfieri. Aber dafür ist es ein ganz modernes, Jedem verständliches Interesse, das in dieser

Tragödie überaus energischen Ausdruck gefunden hat. Wenn überhaupt von einer Dichtung gesagt werden kann, daß sie eine That bedeute, so ist es diese.

Procida kehrt nach Palermo zurück, nachdem er Europa und dann heimlich Sicilien durchkreist hat, um Bundesgenossen zu werben und den Aufstand vorzubereiten. Inzwischen hatte sich seine Tochter Imelda heimlich mit Tancred vermählt, angeblich dem Sohn eines verbannten Venedianers, in Wahrheit aber dem Sohn des französischen Gouverneurs in Messina, Heribert von Orleans. Eine geheime Stimme sagt Imelda, daß diese Verbindung sträflich sei. Sie zittert bei des Vaters Rückkehr, und dieser schöpft bald aus ihrem Benehmen Verdacht. Einem Vertrauten seines Plans, Gualterio, verspricht er Imelda zur Frau. Diese entdeckt Gualterio, daß sie einem Anderen verbunden ist. Tancred erscheint, tritt in offener Rede den Verschwörern entgegen und bekennet sich als Franzosen. Sie zücken die Schwerter, aber Imelda wirft sich zwischen sie. Dem wüthenden Vater erzählt sie den Hergang und rührt ihn einen Augenblick durch den Anblick ihres Kindes. Aber als der Vater erzählt, daß Heribert ihm einst die Frau geraubt habe, dämmert Imelda ein furchtbares Licht auf: es kommt an den Tag, daß Imelda und Tancred dieselbe Mutter haben, und der Haß Procida's verwandelt sich in Entsetzen und Mitleid mit der armen Tochter. Inzwischen sind die Vorbereitungen zum allgemeinen Aufstand getroffen. Vortrefflich ist die Steigerung, welche durch Chorgesänge und die aufreizenden Reden der Verschworenen in der Stimmung der Menge hervorgebracht wird. Nur das Zeichen der Glocke wird noch abgewartet, während die Franzosen der nahenden Katastrophe in sorglosem Uebermuth entgegengehen. Erst im letzten Augenblick erfährt auch Tancred das Geheimniß seiner Geburt, und nun schließt das Stück mit dem Ruf: zu den Waffen! mit dem Glockengeläute zur sicilischen Vesper.

Johann von Procida ist ein wahres Muster einer Verschwörungstragödie. Die Schilderung solchen intensiven, durch persönliche Motive allerdings verstärkten Hasses gegen eine übermüthige Fremdherrschaft, dieses frampfhafte Wallen der Faust, diese Schwüre der Rache, dieses heimliche Unterwühlen des vom sorglosen Feind eingenommenen Bodens, alle diese Schilderungen konnten nur in Italien entstehen. Eine gewitterschwüle Atmosphäre breitet sich über das Ganze aus; diesem Grundton, der von Anfang bis zu Ende festgehalten und die Ursache der großen Wirkung ist, müssen sich alle einzelnen Partien unterordnen. Alles ist in diese grelle aufregende Farbe getaucht. Man nehme z. B. die Steigerung der Angst Imeldens von dem Augenblick, da ihr das erste Bedenken über ihre Ver-

bindung aufsteigt, bis zur Entdeckung von deren verbrecherischem Charakter, und die einschneidenden Fragen und Reden, mit denen der mißtrauische Vater sie auf's Neueste foltert. Daß der Charakter Procida's, der keine andere Regung mehr kennt als den Haß, der auch seiner Tochter zumuthet, keine andere Regung zu haben, und als Mitgift ihr seine Rache mitzugeben verspricht, übertrieben gehalten, ist keine Frage. Aber bei der gewaltigen Unternehmung, die er allein in's Werk setzt, ist wenigstens kein Mißverhältniß zwischen seinen Worten und seinen Thaten; überdies steht ihm der ruhige maßvolle Gualterio und der offene ritterliche Tancred gegenüber. Namentlich Gualterio tritt immer da mäßigend ein, wo die Leidenschaft Procida fortreißt. Dieses verfluchte Geschlecht, sagt dieser von den Franzosen, fand immer da sein Vaterland, wo es galt zu schänden und zu rauben, für jede Sache schlägt es sich mit gleicher Wuth, ein wilder Sklave; ein edler Gedanke ist beim Franzosen ein schneller Blitz, das Wort stets verschieden von Gedanke und That, eine ewige Lüge. Gualterio wirft treffend ein: auch ich verabscheue sie im Frieden, aber bewundere sie in der Schlacht, und wohl möchte ich, daß Italiens Krieger ihnen gleichen. Aber dafür ist es auch das alle Zweifel nieder kämpfende Selbstvertrauen Procida's, das allein den Muth zu solcher That finden und in Anderen entzünden kann. Und welche Listen und Anschläge, fragt Gualterio, führst du im Sinn? — Anschläge? erwidert Procida, keine. Ein Volk verschwört sich nicht, ein Jeder versteht sich mit dem Anderen ohne Abrede. — Aber, wirft Gualterio ein, soll bloß die Knechtschaft mit der Knechtschaft vertauscht werden? Du weißt, der Fremde siegt hier durch den Fremden, unter dem Gewicht des neuen Jochs wünscht man das alte zurück, so sind wir abwechselnd Sklaven und Rebellen, wir haben kurze Tyrannen, aber ewige Knechtschaft. — Procida: Ich war Manfred's Freund, groß und einig wollte er sein Vaterland machen, darum raubte ihm der Welfe Ehre, Leben und Grab; Peter von Arragonien, Constanzens Gemahl, soll der Erbe so großer Unternehmung sein. — Gualterio: Aber können wir Freiheit und Königthum zugleich haben? — Bedenke, entgegnet Procida, wie Italien liegt; einem Gibellinen brauch' ich nicht zu sagen, daß die republikanische Freiheit der Größe Feind ist, — und nun folgen die berühmten prophetischen Worte von dem mächtigen König, dessen Scepter das Schwert, dessen Krone der Helm, der die Wunden der Knechtschaft heilen und Italien die Einheit schenken werde — Worte, deren Erfüllung der Dichter am Ende seiner Tage noch erleben durfte.

Diese Stellen beweisen zugleich, wie Niccolini mit Absicht die sicilische *Bespe* aus ihrer lokalen, oder wie man heute sagen würde, municipalen Bedeutung heraushebt zu einer nationalen Angelegenheit. Ueberall bilden

den Gegensatz Franzosen und Italiener; nicht um Siciliens Befreiung handelt es sich, sondern um die Italiens. Die heißen Wünsche des unterdrückten Italiens hat Procida mit sich getragen, als er Europa durchzog, und so ist ihm die Befreiung Siciliens nur der Anfang zur Freiheit und Einheit Italiens. Dies war ein weiteres Moment der zündenden Wirkung dieser Tragödie. Das war nicht mehr abstrakter Tyrannenhaß, sondern der Ausdruck dessen, was Italien zunächst Noth that und in allen Herzen sein Echo fand. In der ersten Vorstellung war das diplomatische Corps zugegen, und der österreichische Gesandte sagte zu seinem französischen Collegen: *L'adresse est pour vous, mais la lettre est pour moi.*

Ist Johann von Procida die Tragödie der politischen Leidenschaft, so ist *Uobovico il Moro* (1834) die Tragödie der politischen Berechnung, der kalten Staatsklugheit. Von dem Boden der Verschwörung werden wir auf den Boden der Diplomatie und der Intrigue versetzt. Wir lernen die Erfolge derselben kennen, aber auch deren Unsicherheit und verhängnißvolle Wirkung. Moro, der als politischer Jago, als Dramatisirung des Machiavell'schen Fürsten erscheint, nimmt zwar als Sieger schließlich von der Bühne Abschied, aber nicht bevor dem aller Idealität baaren Tyrannen, in Form des Fluchs Isabella's, der Paß nach der französischen Festung mitgegeben wird, worin er seine letzten Jahre als Gefangener zubringen sollte. Alle Figuren, die ihm begegnen, gebraucht er als Mittel für seine Zwecke. Nicht auf die Tugenden, wie er selbst sagt, sondern auf die Laster der Menschen baut er seine Pläne. Vom Zufall weiß er seine Rathschläge zu ziehen, Volk und Könige, Furcht und Hoffnung, Laster und Tugend macht er sich dienstbar, um Alles, was sich ihm entgegenstellt, zu brechen oder zu beugen. So benützt er die Franzosen, um sich seines Neffen zu entledigen und die Gefahr abzuwenden, die ihm von Neapel, von Seiten der Verwandten Isabella's, droht. Einen Zwischenfall benützt er, um Isabella's Treue zu verdächtigen und sie mit ihrem Gemahl zu entzweien. Die Mailänder Großen benützt er durch erheucheltes Entgegenkommen zu einer Stütze gegen Karl VIII. und endlich triumphirt er mit dem Diplom, das er durch Bestechung vom Kaiser erkaufte, über Alle.

Die Energie seines Charakters, die Geschicklichkeit seiner Operationen, mit denen er durch Hindernisse aller Art sich emporgearbeitet, fesselt unwillkürlich. Aber abstoßend wirkt zugleich die grausame Kälte, mit der er nicht bloß politische Gegner überlistet, sondern auch Wehrlose vernichtet und die politische Tugend höhnt. Er ist unzweifelhaft Allen überlegen, und die Art, wie er den mächtigen Bundesgenossen, den er gerufen, für seine Zwecke sich dienstbar macht, den Verschlagenen, Mißtrauischen an Verschlagenheit überbietet, hat etwas Großes. Aber er ist es zugleich, der

durch den Ruf nach fremder Hülfe die traurigste Periode der italienischen Geschichte eingeleitet hat. Er, der, wie ihn der Dichter schildert, zu einem Reformator Italiens das Zeug gehabt hätte, wird so zum Helden einer elenden Intrigue, zum Fluch Italiens. Dies ist der Gesichtspunkt, unter welchem er in der Tragödie erscheint. Der tragische Ausgang liegt nicht im Schicksal des Helden, sondern im Schicksal Italiens, das durch die That Moro's für Jahrhunderte besiegelt ist. Riccolini wählt diesmal nicht einen Helden, dem er sein eigenes Pathos in den Mund legt, er ist objektiver, historischer geworden. Die politische Tendenz knüpft sich nicht an die Ideen und Bestrebungen des Protagonisten, sie liegt vielmehr in der historischen Verwicklung selbst und deren Bedeutsamkeit für die künftige Geschichte Italiens. Eben darum war es möglich, Charaktere und Situationen mit größerer geschichtlicher Treue darzustellen. Mit größtem Geschick sind die einzelnen Züge der Geschichte, die selbstsüchtigen Pläne Ludwig Moro's, sein Verhältniß zu seinem unglücklichen Neffen, zu Frankreich, zum deutschen Kaiser, endlich zum Mailänder Abel zu einer dramatischen Verwicklung geschürzt. Alles ist historisch getreu. Nur die Figur des Ritters Visignano ist eigene Erfindung, die den Dichter des neunzehnten Jahrhunderts nicht verleugnen kann.

In diesem Visignano ist nämlich der excentrische unbesonnene Patriotismus des jungen Italiens personificirt. Aus dem verbannten neapolitanischen Baron, der nach Frankreich geflüchtet ist, wird ein moderner Carbonaro, der im Heere Karl's für Italiens Zukunft zu wirken hofft. Er hat einst Isabella geliebt, war der Freund ihres Bruders und hat als Verbannter seine erste Liebe, wie seine Liebe zum Vaterland sich bewahrt. Denn er haßt die Franzosen, denen er scheinbar dient. Isabella wünscht eine heimliche Audienz bei Karl. Visignano verspricht ihr dazu zu verhelfen, und nun spielt eine lange Scene in einem unterirdischen Gang, auf welchem der Ritter die Fürstin zu Karl führen will, eine Scene, die ebenso als ein Zugeständniß an die Romantik erscheint, als sie an den Verschwörungsapparat des jungen Italiens erinnert. Jetzt enthüllt nämlich Visignano seinen Plan den König zu ermorden oder wenigstens einen Tumult zu erregen, in dem Isabella fliehen und den Gemahl retten könne. Ihm stehen die Alferischen Phrasen: ich habe Arm und Herz, dieses haßt die Tyrannen, jener tödtet sie, — steht die Verufung auf Mucius Scaevola vortrefflich; denn dies war der Ton, in dem die Carbonari redeten. Aber Isabella ahnt mit Recht, daß der tollkühne, aber aller Berechnung baare Jüngling nur in einen Hinterhalt gefallen und Verloren ist. Und wenn ich dem Tod entgegengehe, erwidert er, so hab' ich ihn verdient, denn auch ich habe die Fremden gerufen. Mit dem

Blut will ich diesen Schimpf abwaschen; wenn ich sterbe, so sterbe ich für Italien und für dich. Der heißblütige Neapolitaner, dessen Phantasie von einem Dolchstich ungemessene Erfolge träumt, der aber auch sein Wagniß mit dem Tod zu bezahlen bereit ist, war ein vortrefflicher Spiegel für die Mazzinistische Jugend.

Der politische Schwerpunkt des Stücks ruht in den Verhandlungen Moro's mit seinem Rath Belgiojoso sowohl über die Rätchlichkeit fremder Hülfe als über die Einschränkung der absoluten Fürstengewalt. Auch in diesen Partien ist die Einwirkung moderner Ideen unverkennbar, obwohl der Dichter in seinen Notizen zu beweisen sich bemüht, daß unter Franz Sforza wirklich dieselben Verhandlungen zwischen dem Fürsten und dem einen Vertrag verlangenden Adel geführt worden seien. Belgiojoso ist in der Geschichte der Gesandte Moro's bei Karl VIII., der eilends von Paris nach Mailand reist, um im letzten Augenblick noch seinen Herrn von dem Vorsatz, die Franzosen zu rufen, abzubringen. Der Dichter macht ihn außerdem zu einem Republikaner, der Moro zur Bewilligung einer Art von Verfassung bewegen will. Gestützt auf seine Erfahrungen am französischen Hof wiederholt er erst seine Gründe gegen die fremde Hülfe; Frankreich sei gewöhnt hinter hochherzige Worte seine selbstsüchtigen Absichten zu verbergen. Moro erwidert: seitdem Rom's großes Weltreich müde von seiner Größe ausruhe, habe das in sich gespaltene Italien jedem Feind den Weg geöffnet. Jetzt aber sei der Tag gekommen, mit gewaltiger Trompete es aus seiner weichlichen Ruhe aufzuwecken: ich will ein niedergetretenes Volk erheben und ihm Waffen in die Hand geben. Gegen solch' verhängnißvolles Wagniß erinnert Belgiojoso an das Bündniß der Häuser Sforza und Arragon und an die vermittelnden Bestrebungen Lorenzo's de' Medici, der durch Herstellung eines politischen Gleichgewichts zwischen diesen drei Gruppen die Unabhängigkeit der ganzen Halbinsel sicher stellen wollte. „Ja dieser Große wollte Italien geeinigt wie ein einziges Gemeinwesen, auf daß es zur Vertheidigung der ewigen Mauern, welche die Natur ihm vergebens gesetzt, herbeieile. Mein Italien, dich nekt das Meer, es schützt dich nicht, und mehr noch die Herzen als die Länder trennt der Apennin, kein Schutz sind dir die Alpen, vielmehr wie hinter verschlossener Thür ein untreues Weib, giebst du dich kurzen Liebesräuschen hin und rufft in das mißachtete Schlafgemach andere Herren.“ Moro vertheidigt sich, er habe Frankreich gerufen, um das Joch des Hauses Arragon zu brechen, das die Hand nach Mailand ausstrecke, nirgends sonst habe er Hülfe gefunden. Er traue Karl keineswegs; wenn dieser sich die Herrschaft anmaße, wolle er seine Vasallen kaufen und ihn mit seinen eigenen Leuten schlagen. Belgiojoso: „Du hast die Knechtschaft

Italiens erkaufte, und wie viel sie kostet, kannst du nicht wissen, enthüllen werden es die langen Jahrhunderte des Unglücks und der Schande, die du auf das Haupt deiner Heimath heraufbeschwörst.“ Nun lockt durch tückische Andeutungen Moro geschickt den wahren Gedanken seines ehrlichen Raths heraus. Ich verabscheue, sagt Belgiojoso, die Knechtschaft und den Fremden. Weist du nicht, daß in meinem Vaterland noch solche sind, die die Zeiten der Republik gesehen, und daß, als der letzte Visconti starb, Mailand seine Ketten brach, und über die bisher furchtsam geschlossenen Rippen ein Name sich wagte, der nächst Gott angerufen wird, die Freiheit? Deinem Vater vertraute Mailand seine Geschicke an, er unterdrückte es, und vergebens verlangte Tribulzio bei dessen Einzug einen Vertrag. Moro: Was er verweigerte, will ich geben, und auf Belgiojoso's Zweifel fährt er fort: worauf anders kann ich meine Herrschaft gründen als auf die Zustimmung des Volks? Und nun muß Belgiojoso zu einer Intrigue gegen Frankreich und gegen das Erbrecht Galeazzo's die Hand bieten, wodurch Moro die Herrschaft gesichert und durch eine Verfassung die Zustimmung des Senats gewonnen werden soll. Die Furcht vor der Usurpation Frankreichs hält Belgiojoso bei Moro fest, obwohl er sein Mißtrauen nicht verbirgt: wenn du mich täuschest, hat dein Name ewige Schande, und Ludwig Moro wird das ganze Unglück Italiens heißen. — Die Intrigue gelingt, Belgiojoso bringt aus dem Senat die Urkunde, aber Moro, der jetzt die Maske abwirft, zerreißt sie und zeigt das eben angekommene Diplom des Kaisers, das ihn als Herzog bestätigt. Gleichzeitig hat er seine anderen Gegner unschädlich gemacht. Galeazzo stirbt an Gift, sein Söhnlein ist beseitigt, und die Franzosen sind durch Ueberumpelung des Kastells in Moro's Gewalt, der ihnen höhnisch zuruft, sie sollen über die Alpen zurückkehren, sonst schneide er ihnen den Rückzug ab. Unter den Verwünschungen Belgiojoso's und Isabella's setzt er sich die Krone auf und schließt mit den trotzigsten Worten: *impreca, io regno.*

Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß poetisch betrachtet die Glanzpunkte des Stücks die Scenen sind, in welchen die männliche leidenschaftliche Isabella auftritt, überhaupt diejenigen, in welchen die Familientragödie des unglücklichen Hauses sich abspielt. Im Uebrigen ist leicht zu bemerken, daß auch hier der Schauplatz vom Dichter aus der privaten oder provinziellen Sphäre auf die weite Bühne der italienischen Nation hinausgehoben ist. Gleich im Anfang beginnt Isabella mit einer Klage über das unglückliche Italien, dem die Zwietracht zur anderen Natur geworden ist und das nur, wo es eigenen Schaden gilt, einen gemeinsamen Willen zeigt. So sind denn Bisignano und Belgiojoso ganz vom nationalen Pathos erfüllt, und Moro selbst muß, um letzteren zu täuschen,

heuchlerisch seine Liebe zu Italien betheuern. Der beziehungsreiche Stoff eignete sich in der That, wie nicht leicht ein anderer, zu einem Drama mit nationaler Tendenz. Unwillkürlich drängte sich dem Hörer die Erinnerung an die späteren Schicksale Italiens auf; denn was Italien seither erlebte, läßt sich zurückführen auf den verhängnißvollen Zug Karl's VIII., den Moro rief, weil er ihn zu benutzen und dann zu überlisten gedachte. Jetzt wird man sich beim Lesen des Stücks kaum des weiteren Gedankens erwehren, daß in unseren Tagen dieselbe Politik, die freilich ebenso von großen und sittlich berechtigten Motiven dictirt, als diejenige Moro's selbstsüchtig und verwerflich war, die damals eingeleitete Periode italienischer Geschichte geführt und abgeschlossen hat.

4.

Zwischen Ledevico il Moro und Arnaldo da Brescia ist abermals eine längere Pause. Sie war ausgefüllt durch geschichtliche Studien unseres Dichters, die vornämlich der Hohenstaufenzeit galten. Riccolini beschäftigte sich sogar mit einer Geschichte des schwäbischen Hauses, und sie soll ziemlich vorgerückt in seinem Nachlaß sich vorgefunden, scheint sich jedoch nicht zur Herausgabe geeignet zu haben. Aber bereits 1843 erschien sein dramatisches Gedicht, das den Kampf der Hohenstaufenzeit in einem großartigen Gemälde zusammenfaßt und als das Hauptwerk seines Lebens betrachtet werden muß. Schon im Johann von Procida bemerkten wir ein entschiedenes Interesse des Dichters für die Ghibellinen; sie erschienen hier, den Welfen gegenüber, als die Repräsentanten Italiens, das sie zu einem Nationalstaat zu einigen versuchten. Aber waren sie denn nicht selbst Fremdlinge, war nicht das Recht der italienischen Nation ein älteres und ursprünglicheres als das der hohenstaufischen Kaiser, sind die nordischen Eindringlinge die legitimen Vertreter des nationalen Gedankens, wo ist überhaupt in dem Kampf auf Tod und Leben zwischen Kaisertum und Papstthum das Interesse des italienischen Volks, ist es hier oder dort, oder ist es vielleicht weder auf dieser noch auf jener Seite? — dies sind die Fragen, die sich einem italienischen Patrioten bei der Betrachtung der mittelalterlichen Geschichte aufdrängen mußten.

Es war nicht eine zufällige Liebhaberei, daß man sich jetzt mit besonderem Eifer in diese entlegenen Zeiten versenkte. Die historischen Studien hatten, wie wir gesehen, ihre politische Seite. In den wissenschaftlichen Controversen bekämpften sich politische Parteien. Mit Vorliebe warf man sich deshalb auf diejenigen Wendepunkte der italienischen Geschichte, welche an sich selbst ein Interesse für die modernen Kämpfe darboten und den Gang von Jahrhunderten bestimmend in ihren Wirkungen bis in die

Gegenwart reichsten. Zwei Epochen waren es insbesondere, welche ebenso der wissenschaftlichen Forschung wie dem politischen Streit ein uner schöpfliches Material darboten: der Sturz der Longobardenherrschaft durch die Franken und der Kaiser-Papststreit im späteren Mittelalter. Beidemale handelte es sich um die Fragen der Nationalität, der Fremdherrschaft, der weltlichen Herrschaft des Papstthums. Letzteres Moment war es besonders, was den wissenschaftlichen Eifer in beiden Lagern zur Leidenschaft schürte. Sowohl die neuguelfische als die neughibellinische Geschichtschreibung waren von nationalen Motiven geleitet, aber die Papstfrage schiebte sie in zwei erbitterte Lager. Dort nahm man Partei für das nationale Papstthum gegen die barbarischen Longobarden, wie gegen die hohenstaufischen Kaiser, hier erwärmte man sich für die Anfänge des Nationalstaats unter den Longobarden und später unter den Hohenstaufen, gegen die römische Macht, die den Nationalstaat hinderte; dort erblickte man das nationale Interesse im Bund mit dem Papstthum, hier im Kampf gegen dasselbe. Die literarischen Leistungen waren auf beiden Seiten ebenbürtig, hartnäckig vertheidigte jede Partei ihre Position, durch die Werke der deutschen Wissenschaft suchte jede sich zu verstärken. Für eine ausgleichende parteilose Auffassung war die Zeit noch nicht gekommen. Aber blieb der wissenschaftliche Streit unentschieden, so bemächtigte sich die politische Literatur und die Tendenzpoesie um so nachdrücklicher dieser Zeitfragen, um sie in das unmittelbare Interesse der Gegenwart zu ziehen.

Principiell genommen, für die Wissenschaft war unstreitig die Longobardenfrage die wichtigere. Die Kämpfe der Hohenstaufenzeit waren nur die nothwendige Folge der fränkischen Invasion; aber für die dichterische Behandlung hatten sie mannigfache Vorzüge. Die Gegensätze hatten eine bewußtere Form angenommen. Die Folgen jenes Schritts von Papst Leo hatten sich in großartigen geschichtlichen Entwicklungen verkörpert, kraftvolle Persönlichkeiten standen sich kämpfend gegenüber. Auch jetzt war, wie zur Longobardenzeit, die Aussicht auf einen Nationalstaat wiederum nahe gerückt, wiederum durch das Papstthum vereitelt. Aber es waren jetzt zugleich schon solche Bildungen vorhanden, welche gleicherweise gegen das Papstthum wie gegen die Kaisermacht sich erhoben, die denn doch erst im Begriff war sich zu nationalisiren. Als Manzoni seinen *Abelchi* schrieb, war in diesem Drama aus dem Ende der Longobardenzeit kein Raum für das italienische Volk; denn der guelfische Dichter erkannte die Longobarden nicht als Vertretung desselben an. Eben darum legte er seine Chorgesänge ein, in welchen das italienische Volk als der ideale Zuschauer zum Ausdruck seiner Gefühle und Stimmungen gelangen sollte. Anders war es in der Hohenstaufenzeit, wo in den lombardischen Städten ein

nationaler Geist erwacht war und ein Arnold von Brescia von beiden Mächten, dem Kaiserthum und dem Papstthum, erdrückt und ein Opfer ihres Bundes wurde. Die Tendenzen und Situationen waren also ungleich mannichfaltiger; sie boten zugleich directere Anknüpfungspunkte für die modern-ghibellinische Richtung dar, welche von der älteren nur den Haß gegen das Papstthum geerbt hatte, aber mit dem Papstthum zugleich jede Fremdherrschaft haßte.

Eben in diesem Sinne ist nun das Drama gedichtet, das Niccolini wie eine Brandfackel in das morsche Gebäude der Hierarchie schleuderte. Sein Arnold hat eine doppelte Spitze, die eine ist gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums, die andere gegen die Fremdherrschaft gerichtet. So lange diese beiden Mächte unter sich im Streit sind, hat die Erhebung der italienischen Sache Aussicht auf Gelingen, zunächst in Form der römischen Republik; sobald sie sich vereinigen, fällt ihnen der religiös-politische Schwärmer, der jene Sache repräsentirt, zum Opfer, ihr Bündniß besiegelt die geistige und politische Knechtschaft Italiens. In Arnold unterliegt die Sache der Vernunftfreiheit gegen den Zwang der Hierarchie, die Sache der Religion gegen weltliche Priestermacht, die Sache der bürgerlichen Freiheit gegen den Despotismus, die nationale Unabhängigkeit gegen fremde Unterdrückung. Aber die Vernunftfreiheit und die Nationalität sind ewige Principien, die zeitweise unterdrückt, aber nicht vernichtet werden können. Um zum endlichen Sieg zu gelangen, bedürfen sie auch keiner unnatürlichen Compromisse. Arnold verschmäht ebenso, auf den Kaiser gegen den Papst sich zu stützen, wie dies im Sinn des alten Ghibellinismus gewesen wäre, als sich mit dem Papst wider den Kaiser zu verbinden, was das guelfische Interesse verlangt hätte. Rein stehen sich die Principien gegenüber, es ist ein großartiger weltgeschichtlicher Kampf, der sich vor unsern Augen entrollt, und von diesem weltgeschichtlichen Ernst ist nun jede Scene des bedeutenden Gedichts erfüllt.

Die Handlung beginnt auf einem Platz in der Nähe des Capitols. Zwei Patricier, Giordano Pierleone und Frangipani, haranguiren das Volk, jener ein Freund Arnold's, dieser ein Anhänger des Papstes. Die Exposition führt uns mitten in die durch das Schisma verursachten Kämpfe. Die Stadt ist durch den Ehrgeiz Hilbebrand's und seiner Nachfolger verwüstet, der Hunger macht das Volk unzufrieden. Ein Streit über Arnold entspinnt sich und Giordano fordert das Volk auf ihm auf das Capitol zu folgen. Er thut es, weil Arnold wieder angelangt ist, der nun auf dem Capitol freudig begrüßt wird, sein Programm: Freiheit und Gott verkündigt und das Volk auffordert, der Kirche Scepter und Schwert zu entreißen. Wider Gottes Gebot habe sie schändliche Reichthümer aufgehäuft.

Alles mit Lug und Trug erworben. Bei der alten Größe Roms beschwört er die Menge sich zu einem freien Volk aufzuschwingen: zu Euch reden diese Ruinen; Capitol, schüttle das schmähliche Joch von dir. Es erhebe sich wieder die alte Republik, die alten Aemter, die Consulen, die heilige Majestät des Senats, die Ritter, die Tribunen. Die Menge will Arnold zum Consul und Tribun ausrufen. Eine Stimme wirft ein: er ist kein Römer. Ich bin Italiener, erwidert er. Aber er wolle nicht Consul oder Tribun sein, mit seinem Rath wolle er die neue Republik unterstützen und für die Freiheit Roms, Italiens, der Welt beten. Er komme aus Deutschland, eine neue Ueberfluthung der Barbaren stehe bevor, schon habe er die lombardischen Städte zum Bund geeinigt, aber Alle, so viel ihrer zwischen Alpen und Eibysäum die süße Lust Italiens athmen, sollen Brüder sein: zu einem einigen Volk mache Euch die Freiheit! In diesem Augenblick kommt ein Zug berittener Cardinäle, mit der Nachricht daß der neue Papst gewählt sei: der Engländer Breakpear, als Hadrian IV. Es folgt eine aufgeregte Volksscene. Arnold's Beredtsamkeit fordert das Volk auf zu siegen oder zu sterben, und es bricht in den Ruf aus: Tod den Barbaren! Zweitausend Schweizer, die Arnold als Bundesgenossen mitgebracht, treten auf, und der Act schließt mit lyrischen Ergüssen, Duetten, Responsorien, fast in opernhafter Weise.

Der zweite Act beginnt mit einer Unterredung des Cardinals Guido und Adrian's in den Gemächern des Vatican. Jener will mit Waffengewalt auf's Capitol zurückkehren. Aber Adrian will nicht blutig beginnen. Er ist überhaupt noch unschlüssig, ob er Friedrich's Partei oder die der lombardischen Städte ergreifen will. Denn Friedrich ist im Grund ebenso keiserlich als Arnold, er sinnt nur darauf die Kirche in die alte Dienstbarkeit des Kaiserthums zurückzuführen, und wenn er auch Arnold dem Papst ausliefert, so rächt er damit nur das Reich, nicht die Kirche. Er will versuchen, ob es nicht gelänge Arnold in den Schooß der Kirche zurückzuführen und einen Löwen Gottes aus ihm zu machen. So bereitet dieses Gespräch in spannender Weise auf die geheime Unterredung Arnold's mit dem Papst vor. Letzterer ist in seinem anfänglichen Schwanken vortrefflich gezeichnet. In einem Monolog gedenkt er mit wehmüthiger Sehnsucht der stillen Klosterzelle, während ihm jetzt unter den Tumulten der aufgeregten gottlosen Stadt die Edelsteine der Tiara auf das müde Haupt brennen. Arnold ist inzwischen bei Giordano, dessen Zweifel und Bedenklichkeiten er zu zerstreuen sucht. Er rath Friedrich und Adrian zu trennen, an jenen Gesandte zu schicken und ihm vorzuhalten, welcher treulosser und gefährlicher Bundesgenosse für ihn die Curie wäre. Wenn Rom sich jetzt frei halte, müsse es das Haupt der geeinigten italienischen Städte

werden. Ein Bote des Papstes labet Arnold in den Vatican. Dieser geht mit dem Vorsatz einen Versuch zu wagen, den Papst zu seiner apostolischen Stellung zurückzuführen und das Schwert vom Hirtenstab zu trennen. Aber gleich der Eingang der nun folgenden großen Scene zeigt, daß eine Verständigung unmöglich ist. Auf die Forderung unbedingten Gehorsams antwortet Arnold mit den schärfsten Angriffen auf die Verweltlichung der Kirche, die aus den goldenen Kelchen Vergessenheit ihrer einstigen Tugenden getrunken. Arnold wird verbannt. Auf die Nachricht davon große Aufregung des Volks vor dem Capitol. Es kommt zum Zusammenstoß, die Päpstlichen unterliegen, Guido selbst fällt. Die Schlussscene spielt vor St. Peter. Geistliche bringen den Leichnam Guido's und suchen das Volk aufzustacheln. Während dem öffnet sich die Thüre von St. Peter, in welcher der Papst und die Cardinäle sichtbar werden. Und nun entfaltet der Papst in wirkungsvollster Weise die volle Macht der mittelalterlichen Kirche. Dem Volk, das eintreten will, wird der Eingang verwehrt. Schranken werden vorgezogen, die aber den Blick in's Innere der Kirche frei lassen. Betreten weicht das Volk zurück, die Weiber schreien um Gnade und Vergebung. Ein Priester meldet dem Volk den Zorn Gottes und regt es auf durch Schilderung der Schrecken des Interdicts. Die Todenglocke wird angezogen. Der knieende Papst und die Cardinäle vollziehen in respondirenden Gesängen das große Anathem. Die heiligen Gebräuche werden vollzogen, die Bilder Christi verhäßt, die Kerzen auf die Erde geworfen und ausgelöscht.

Der Tumult hat Arnold in die Campagna nahe dem Meer verschlagen. Der dritte Act trifft ihn hier, entmutigt, doch zu neuer Hoffnung sich sammelnd. Giordano bringt aus der Stadt die Nachricht, daß der Papst das Interdict aufgehoben habe und jetzt nur an den als Feind nahenden Kaiser denke. Arnold, will Giordano, soll zum Kaiser gehen und ihn, der ja auch die weltliche Herrschaft des Papstes aufheben will, zu gewinnen suchen. Aber wie Arnold dem Versuch des Papstes widerstanden hat, auf seine Seite gegen den Kaiser zu treten, so widersieht er auch dem Rath Giordano's, mit Friedrich gegen den Papst sich zu verbünden. Er will nicht, daß der Deutsche sich das zueigne, was die Kirche den Völkern Italiens geraubt, sondern wünscht die Zeit herbei, wo das doppelte Ziel erreicht: die Altäre wieder geheiligt und die Throne in Staub gesunken sind. Die Schweizer, die der Kaiser unter Drohungen zur Heimkehr aufgefordert, ziehen unter Chorgesängen voll Heimweh vorüber. Arnold begiebt sich zu einem ihm befreundeten Landbedelmann Ostasio, in einem anderen Theil der Campagna. Der Mordanschlag, den ein vom Papst aus-

gesandter Mönch auf Arnold versucht, wird durch Ostasio's Dazwischenkunft vereitelt. Chorgesänge schließen die Scene ab.

Der vierte Act führt in die Gegend von Sutri. Die Wirkungen von Friedrich's verheerendem Kriegszug werden durch Flüchtige aus den lombardischen Städten anschaulich gemacht, die ihre grausamen Erlebnisse schildern. Das deutsche Heer naht heran. Friedrich erscheint mit seinen Rätthen. Er erteilt den apulischen Großen und den Pisanern Befehle und erklärt seinen Willen die Rechte des Reichs zurückzufordern, die italienischen Bewegungen zu unterdrücken und das Reich vom Mittelpunkt Rom wieder herzustellen; für den Deutschen existiren die Alpen nicht, Italien gilt ihm als eine deutsche Provinz. Ein folgender Kriegsrath führt noch näher in die Pläne Friedrich's ein. Cardinäle kommen und ländigen den Papst an. Sie sind selbst unter sich im Streit und theilweise auf Seite des Kaisers. Endlich erscheint Adrian selbst. Die beiden Herrscher der Welt, die Vertreter der geistlichen und der weltlichen Macht, treten sich Angesicht gegen Angesicht gegenüber. Aber sofort entspinnt sich auch der alte Streit zwischen beiden Gewalten. Der Papst weigert dem Kaiser den Fuß, weil dieser ihm beim Absteigen vom Zelter den Bügel nicht gehalten. Auch die Erinnerung an Arnold vermag den Zwiespalt nicht beizulegen, sie trennen sich unveröhnt: Aber Friedrich wird nachgeben müssen, wie schwer er die jugendliche Aufwallung bezwingt. Die Großen stellen ihm vor, nur im Bund mit dem Papst könne er Italien bezwingen: Arnold sei das Opfer, das Reich und Kirche versöhnt. Friedrich ist jetzt entschlossen. Bei Nepi leistet er Adrian den verlangten Dienst, aber mit dem bekannten Vorbehalt, der auf's Neue beide trennen müßte, wenn nicht die gemeinsame nächste Gefahr sie verbände. Das Schicksal der Gesandtschaft des römischen Senats, die gleich darauf vorgelassen wird, ist damit entschieden. Auf die Aufforderung, in Rom als Retter gegen die Priesterherrschaft zu erscheinen und wie die alten Cäsaren als Träger des Volkswillens dort zu wohnen, antwortet Barbarossa mit Hohn und Forderung unbedingter Unterwerfung. Der Bund zwischen Adrian und Friedrich ist besiegelt, sie umarmen sich, und der Act schließt unter dem Ruf: es lebe der Kaiser und der Papst! Auf nach Rom!

Fünfter Act. Adrian sitzt im Vatican vergnügt über die Unterwerfung Friedrich's und des deutschen Volks überhaupt. Nur Ein Schatten drängt sich in sein Glück: der Widerstand des römischen Volks und Arnolds unentdecktes Versteck. In diesem Augenblick stürzt ein Weib in leidenschaftlicher Aufregung in die Gemächer. Es ist Ostasio's Gattin. Gewissensbisse treiben sie an den Aufenthalt des Erzkegels zu verrathen. Aber damit hat sie auch ihren Gatten verrathen. Zwar vom Papst hat

sie Verzeihung für diesen erlangt. Aber Friedrich, der hinzukommt, verlangt den ungetreuen Vasallen ebenso für sich wie der Papst den Keger. Im Senat befestigt unterdessen Giordano den Entschluß zu dem äußersten Widerstand gegen Krone und Tiara. Arnold sitzt gefangen in den Verliesen der Engelsburg. Der Präsekt, dessen Aufforderung, die Ketzerei abzuschwören, er stolz zurückweist, kündigt ihm den Tod an. In einem Zwiesgespräch mit Gott sucht und gewinnt er Stärke. Ihm befiehlt er seine Sache, damit einst die alte Lüge zu den Füßen der ewigen Wahrheit sterbe. Und nun nimmt er Abschied von der Welt, die Zukunft schwillt seine Seele, und in schwungvoller Prophezeiung sieht er den Bund der lombardischen Städte, den Sieg bei Legnano, die Flucht der Deutschen über die Alpen. An der Engelsbrücke hat sich inzwischen der Kampf zwischen den Deutschen und den Römern entsponnen. Letztere unterliegen nach tapferem Streit. Arnold ist verbrannt, seine Asche in die Winde zerstreut. Mit ihm, sagt Ostasio, starb die römische Freiheit. Adrian und Friedrich triumphiren. Die Schlussscene zeigt sie auf den Stufen von Sanct Peter, und auf den Trümmern der römischen Freiheit scheint der Bund zwischen Kaiserthum und Kirche für alle Zeiten befestigt.

Die bloße Skizze des gewaltigen Werks zeigt, daß dasselbe nicht in den Rahmen eines gewöhnlichen Drama sich fügt. Der weltgeschichtliche Inhalt schien ausgebehntere Formen zu verlangen. Wer es dem dreißigjährigen Dichter prophezeit hätte, daß er einst ein Stück schreiben werde, das mit solchen Massen handelnder Personen angefüllt ist, das jeden Augenblick die Scene wechselt, und worin die dramatische Handlung immer wieder durch lyrische Episoden unterbrochen ist! Diese lyrischen Elemente insbesondere, aber auch die rhetorischen, die Ausführlichkeit, mit der die Neben und manches Nebensächliche behandelt ist, drohen jeden Augenblick die dramatische Form zu sprengen. Und doch kann man dem Gedicht die höchste Einheit, die der Handlung und des Interesses, nicht absprechen. Die Episoden sind doch untergeordnet und dienen in ihrer Weise dazu irgend ein Moment der Haupthandlung anschaulicher zu machen. Auch der Doppelloampf, welcher den Inhalt des Stücks bildet, dient nur dazu die dramatische Verwicklung zu steigern, nicht aber das Interesse zu trennen. In der That ist es im Grund ein und derselbe Kampf, den Arnold an der Spitze des nach Befreiung ringenden Roms kämpft. Die bürgerliche, die nationale, die religiöse Freiheit sind gerade auf diesem weltgeschichtlichen Punkte Eins. Weder der Kaiser für sich, noch der Papst für sich wäre im Stande die italienische Freiheit zu erdrücken. Nur im Bund mit einander sind sie dazu mächtig genug, und ihrem Bund fällt Arnold und die römische Republik zum Opfer. Allerdings neigt sich der Schwer-

punkt des ursprünglich religiös-politischen Kampfs mehr und mehr auf die politische Seite. Der Papst wird doch nur durch weltliche Mittel Herr über den Keger und in Arnold selbst löst sich die prophetische Mission allmählich in politische Schwärmerei auf. Es ist bezeichnend, daß Arnold in der Vision seiner letzten Momente zwar die Niederlage Barbarossa's und die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, aber nicht ebenso die Entweltlichung des Papstthums voraus verkündigt. Wollte der Dichter seinen Helden nur in die nächste Zukunft blicken lassen, oder mochte er selbst voraussehen, daß der Kampf gegen das Papstthum ein langwierigerer sein werde, als der um die nationale Unabhängigkeit? Wie dem auch sei, für das Drama ist es ein entschiedener Gewinn, daß das Politische vorwiegt. Trotz der langen Reden ist es voll Handlung, voll Leben und Bewegung, so sehr, daß die psychologische Entwicklung und Vertiefung der Charaktere darunter leidet. Es fehlt nicht an Ansätzen dazu, aber im Ganzen treten die Personen fertig, in unveränderlicher Haltung einander gegenüber. Arnold namentlich ist von Anfang bis zu Ende derselbe. Sein Bewußtsein erleidet keine Wandlung, jede Abweichung von seinen Grundsätzen, jedes Compromiß aus Zweckmäßigkeitsgründen ist unmöglich. Ueberhaupt vermag nie ein Gespräch irgend eine Umstimmung herbeizuführen, es kann höchstens vorhandene Gegensätze steigern oder in äußerlicher Weise für momentan dringliche Zwecke neutralisiren. Der Inhalt der Gespräche ist daher nicht dialektisch, sondern rhetorisch. Jeder häuft, fast unbekümmert um die gegnerische Meinung, Gründe für seine Ansicht, und es ist nur natürlich, daß hierbei meist eine pathetische Steigerung, ein Uebermaß im Ausdruck eintritt, das bei allen Redereien in der dramatischen Form wieder den Classicisten verräth. Andererseits erhalten dann wieder die handelnden Personen durch diese Starrheit ihrer Principien eine gewisse monumentale Größe. Es ist nichts Zufälliges mit im Spiel. Nicht augenblickliche Regungen können den Gang durchkreuzen, den ein eisernes Schicksal vorgeschrieben. Es ist der sichere Schritt der Nothwendigkeit, der jede Wendung bezeichnet. Der weltgeschichtliche Hauch ist um so reiner, je mehr in den Personen weltgeschichtliche Mächte verkörpert sind.

So bezeichnet, mit seinen Vorzügen und Mängeln, Arnold von Brescia den Höhepunkt des Dichters. Ein besonderes Interesse aber gewinnt nun dieses Drama noch, wenn wir uns erinnern, daß es im Jahr 1843 veröffentlicht wurde, in demselben Jahr, in welchem das siegreiche Manifest der Gegenpartei, Gioberti's Buch vom moralischen und politischen Primat Italiens, erschien. Der Gegensatz konnte nicht schärfer sein. Jenes war ebenso der entschiedenste Ausdruck des Neughibellinenthums, wie die-

ses die höchste Blüthe des Neuguelfenthums. Hier eine politische Schrift, die mehr der Poesie anzugehören schien, dort ein Gedicht, das mehr ein politisches Pamphlet war. Im politischen Libell überwog die ideale Phantasie, im dramatischen Gedicht der politische Verstand. Ist es ein Wunder, wenn die öffentliche Meinung berauscht und geblendet jenem die Palme zuerkannte, und, während man über das antipapale Zorngedicht die Achseln zuckte, von nun an die Guelfen sich an der Spitze der nationalen Bewegung behaupteten. In den oberitalienischen Kreisen hatten sie zuvor schon die Oberhand. An Gioberti's Primat besaßen sie nun eine Standarte, mit der sie unter den Patrioten ganz Italiens Propaganda machten. Nur eines fehlte, um den Sieg vollständig zu machen: ein Papst, der sich zum Organ dieser Idee machte. Auch dieser sollte sich finden. Mit Johann Mastai stieg Gioberti's Neuguelfenthum auf den päpstlichen Stuhl. Es hatte sich jetzt praktisch zu bewähren. Jedermann weiß, wie es die Probe bestand. Ein Jahr reichte hin, um alle neuguelfischen Illusionen für immer zu zerstören. Der jähe Fall des liberalen und nationalen Papstthums war die glänzendste Rechtfertigung für Niccolini. Nach jenem allgemeinen Schiffbruch war das Guelfenthum verschwunden, das Papstthum hatte ihm selbst den Todesstoß versetzt, und als sich neue nationale Parteien bildeten, schien ihr Programm eher den Ideen des Arnolds, als Gioberti's Primat entlehnt.

Niccolini selbst hatte jene Zeit der neuguelfischen Schwärmerei fast zur Verzweiflung gebracht. Er konnte wüthend werden, wenn er nur die Namen Balbo und Gioberti hörte. Der Gedanke einer Wiedergeburt Italiens durch das Papstthum und gar unter Protection des Kaisers von Oesterreich war ihm unerträglich. Mit zudringlichen Freunden, die ihn befehlen wollten, brach er vollständig. „Wenn ich Unrecht habe,“ sagte er einmal in diesen Tagen, „so habe ich vergebens gelebt. Betrogen hat mich das Licht der Geschichte, betrogen das Licht der Philosophie. Die Gedanken, die meine Worte eingegeben haben, sind nichts als Täuschungen gewesen und es bleibt mir nichts übrig als öffentlich Buße zu thun für meine Irrthümer. Sagt jenen Professoren in Pisa (Montanelli und Centofanti sind gemeint), sie mögen die Statue Galilei's mit einem Schleier bedecken. Denn wenn Gioberti Recht hat, so hat auch Rom Recht gehabt Galilei zu verdammen.“ Auch Brofferio hat uns ein Gespräch mit dem Dichter aus diesen Tagen aufbewahrt. „Ich weine und knirsche,“ sagte Niccolini, „und schmerzgebeugt klage ich Gott an, daß er mich so lange am Leben erhalten, um mit einem Fuß im Grabe noch dies trostlose Schauspiel mit ansehen zu müssen. Hätten Sie je gedacht, daß die italienische Wiedergeburt zu den stupiden Proportionen einer theologischen Con-

troverse zusammenschrumpfte, und daß es einem Priester gelingen könnte, mit einem Plunder aus der Sacristei den gesunden Sinn des italienischen Volks zu verwirren? Wie kann man glauben, daß die Autorität, die sich mit Lüge erhält, die Herrschaft, die sich durch die Gewalt behauptet, beide unversöhnliche geschworene Feinde der Wahrheit und Gerechtigkeit, unbittliche Bedrücker des Volks, das sie hassen, verachten und berauben, zu diesem Volk sagen könnten: wach' auf und herrsche. Um das zu glauben, muß man den Verstand verloren und auf Geschichte, Philosophie und die ganze Erbschaft menschlichen Wissens verzichtet haben.“ Der Schmerz machte ihn krank. Völlig trost- und muthlos war er dann, als Pio Nonno den Thron bestiegen hatte und selbst seine Freunde in dem antipapalen Florenz den allgemeinen Enthusiasmus theilten. Schon vorher menschenscheuer Art, zog er sich jetzt ganz in misanthropische Einsamkeit zurück. Man fürchtete für seinen Verstand. Marc Monnier erzählt in seiner drastischen Weise: „Einsam sah man ihn durch die Straßen von Florenz irren. Mit Bitterkeit murmelte er zwischen den Zähnen: ein liberaler Papst! ein liberaler Papst! Endlich zog er sich in sein Haus zurück und verschloß die Thüre. Man sagte von ihm, er sei verrückt. Ein Jahr später erkannte man, daß er allein von Allen weise gewesen war.“

Im Jahr 1847 erschien sein letztes dramatisches Werk, *Filippo Strozzi*, das nun allerdings ein bedeutendes Nachlassen wenigstens der dramatischen Gestaltungsfähigkeit zeigt. Der Stoff war diesmal aus der Nähe geschöpft. In der Nähe von Montemurlo, wo Strozzi's Unternehmung erlag, war das Landgut, auf dem Niccolini die Sommermonate zubringen pflegte. Der Stoff der Tragödie, die letzten Zudungen der Florentiner Republik und das Emporkommen Cosimo's, bot der dramatischen Momente genug, aber der Dichter vermochte sie nicht mehr unter die Einheit einer dramatischen Action zu zwingen. Allen Regeln ist jetzt wie mit Absicht gespottet. Nicht nur wechselt mit Shakespeare'scher Freiheit jeden Augenblick die Scene, sondern selbst die Einheit des Interesses ist jetzt einem willkürlichen Nacheinander von einzelnen Scenen gewichen. Der Verfasser der *Polissena* war nicht mehr zu erkennen, wenn nicht in dem rhetorischen Stil, der allein noch aus der Alfierischen Periode übrig geblieben war.

Schon der ausgedehnte historische Apparat, den der Dichter seinem Werk mit auf den Weg gab, beweist, daß der Zweck vorherrschend ein geschichtlicher war, wie denn die Vorrede offen aussprach: „ich hoffe, wenn diese Composition den Glanz des italienischen Theaters nicht erhöhen wird, daß es wenigstens für die bessere Kenntniß jenes unglücklichen Jahrhunderts einigen Nutzen bringen wird, in welchem Italien durch die Uebermacht Karl's V. und die Treulosigkeit Frankreichs aufhörte eine Nation zu sein.“

Die historische Treue ist denn auch das Verdienstlichste an dem Stück. Die Parteien und deren Führer mit ihrer meist zweideutigen Vergangenheit sind gut gezeichnet, die Zersetzung der politischen Tugend, die der alte Republikaner Niccellai treffend in den Worten zusammenfaßt: *ognun fu reo, schiavi tutti saremo*, sehr anschaulich gemacht. Doch fehlt es an einer lebendigen Individualisirung, wenigstens der Volksparteien, und die Debatten zwischen den Abligen sind ermüdend und leiden an Wiederholung derselben Argumente.

Am meisten vergriff sich der Dichter in der Wahl des Helden. Dieser Philipp Strozzi ist Alles, nur nicht der Held einer Tragödie; weder Persönlichkeit noch historische Stellung konnten ihn dazu erheben. Humanistisch gebildet, ein Heide in Leben und Meinungen, nach Ruhe bedürftig, die ihm wie durch ein Verhängniß niemals zu Theil wird, schwach, wankelmüthig, die Ereignisse mehr leidend, als in sie eingreifend, schiene er eher zum Vorwurf eines Romans sich zu eignen. Kaufmann, Bankier, Diplomat, Literat, meist auf Seite der Medici, mit denen er in enger Geschäftsverbindung steht, aber ohne daß man ihn als zuverlässigen Anhänger behandelt, in der Krisis von 1529 vorsichtig zurückhaltend, mit Alessandro aus persönlichen Gründen verfeindet, nach dessen Ermordung durch seinen Reichthum mehr als durch persönlichen Antheil an die Spitze der republikanischen Bewegung gestellt, deren Ende, die Niederlage von Montemurlo, auch sein Ende wird, — so ist sein Leben, das zu dem eines Gelehrten bestimmt schien, wider seinen Willen in alle Wechselfälle des politischen Lebens hineingezogen. Ein Stoff, der vielleicht für eine psychologische Behandlung nicht wenig dankbar wäre; und wirklich hebt das Drama an, als sollte in Strozzi ein neuer Faust gezeichnet werden, dem die Jahre schwinden, der Alles versucht hat und in Büchern kein Heilmittel mehr findet gegen das Gefühl der Leere und Verwirrung, das ihm die Welt bietet. Aber diese Saite wird, kaum angeschlagen, wieder verlassen. Die politischen Ereignisse nehmen sofort die Bühne ein, und damit gleitet auch das Hauptinteresse von dem nominellen Helden abwechselnd auf Lorenzino, den Mörder Alessandro's, auf Pietro, den thatendurstigen Sohn Filippo's, auf Guicciardini, den Diplomaten der Aristokratie, auf Cosimo, den Alle überlistenden Cäsar, auf dem nun das Interesse dauernd ruht, bis es zuletzt wieder zu dem persönlichen Schicksal Strozzi's zurückkehrt, der nach Montemurlo von den Kaiserlichen an Cosimo ausgeliefert wird und im Gefängniß sich selbst den Tod giebt. Der Held eines Stückes dieses Inhalts wäre naturgemäß Cosimo, auch macht dieser lakonische, verschlagene Charakter seine ganze Ueberlegenheit über die Rhetoren der übrigen Gesellschaft geltend, und man wünschte, daß sein Emporkommen

über die Mutter, über Guicciardini, über Senat und Volk erschöpfender behandelt wäre; denn hier ist der Nerv des Stücks. Im Uebrigen gab das widerstreitende Interesse Frankreichs und Spaniens und wieder der Adels- und Volksparteien zu einer Menge von Sentenzen und Anspielungen auf die Gegenwart Anlaß. Wir führen nur die Worte an, mit welchen der auf Frankreichs Hülfe pochende Pietro die Macht des Einheitsstaats preist:

— come Dio nel cielo

Un popolo quaggiù sol vive e regna

Per unità: posa un diviso impero

In falso sempre, e parte invan si spera

Salvar, se il tutto è di salvar negato,

Figli d'Italia, io vi ripeto indarno

Un doloroso vero . .

Die Einheit Italiens! Sie ist stets der Traum des Dichters gewesen. Einer der consequentesten Unitarier, hatte er sich mit keinem der Compromisse, zu denen die an der Arbeit befindlichen Parteien in der Zeit der Vorbereitung sich bequemten, befreunden können. Er, der Dichter, kannte schon in den Jugendjahren kein anderes Ziel, als daß es einst hieße: Wir sind alle Brüder, alle Italiener; dann, fügte er hinzu, würde er gerne sterben. Unbeugsam und mit der ganzen Festigkeit seiner Natur hielt er an diesem Glaubensbekenntniß fest. Aber er mußte auch, daß er nicht zum thätigen politischen Leben berufen war. Die Stürme des Jahrs 1848 lockten ihn nicht mehr aus der Einsamkeit hervor, in die er sich eingesponnen hatte. Selbst die Auszeichnungen, die ihm das damalige constitutionelle Ministerium von Toscana zugedacht hatte, lehnte er ab. Noch beschäftigte ihn in den letzten Jahren der Plan zu einem umfassenden dramatischen Gedicht, das die Verjagung der Cimbern und Teutonen durch Marius schildern sollte. Es blieb Entwurf. Krankheit und Schwäche des Alters sind die letzten Jahre seines Lebens. Aber bevor er es schloß, durfte er noch seiner Hoffnungen Erfüllung schauen, das nationale Königthum bedeutete die Einheit und bedeutete die Freiheit, und als Victor Emanuel, „der Erwählte des Volks, das Verlangen und der Seufzer ganz Italiens“ zum erstenmal als König von Italien nach Florenz kam, begrüßte ihn auch der Dichter des Procida mit einer Ansprache, worin er die tiefe Freude seines Herzens ausdrückte, daß ihm, bevor die Augen sich für immer dem schönen Himmel Italiens verschließen, noch die Freude vergönnt sei, den glühendsten Wunsch erfüllt zu sehen, den er dreißig Jahre zuvor in den Worten ausgedrückt hatte:

Qui necessario estimo un re possente:

Sia di quel re scettro la spada e l'elmo

La sua corona, le divise voglie
 A concordia riduca; a Italia sani
 Le servili feriti e la ricrei . .

Niccolini starb am 20. September 1861, fast achtzigjährig. Die Stadt Florenz beschloß seine Leiche in der Kirche Santa Croce beizusetzen, der Westminsterabtei Italiens, wo sie an Alfieri's Seite ruht.

Wilhelm Lang.

Die Stellung der Hansestädte zum Zollverein.

Die politischen Zustände Deutschlands, wie sie dem Umschwung des vorigen Jahres und ihrer Frucht, der norddeutschen Bundesverfassung, vorausgingen, waren nicht eben dazu angethan, in den Hansestädten deutschen Patriotismus zu nähren. Ihr vielfältiger Verkehr mit dem Auslande lehrte die hanseatischen Kaufleute manches Land kennen, in welchem es sich, ohne daß Gestattung und Bildung höher gestanden hätten als in Deutschland, doch ungleich freier, behaglicher und glücklicher leben ließ. Wo es ihren besonderen Interessen hätte zu Gute kommen sollen, daß sie einer großen und kraftvollen Nation angehörten, da ließ das gemeinsame Vaterland sie im Stich. Es konnte sie nicht sonderlich locken; es schützte sie nicht; es flößte ihnen keinen Stolz ein. Im Gegentheil mußten sie sorgfältig vermeiden, unter Fremden das Gespräch auf die Vorzüge der verschiedenen Nationen zu bringen, weil es dabei niemals ohne eine Demüthigung ihres patriotischen Bewußtseins abging. Dergleichen wirkt bei der Masse der Menschen, zumal in flauen und rückläufigen Zeiten, unfehlbar auf die politische Stimmung zurück.

Dieselbe Wirkung der Schwäche unserer nationalen Existenzen; haben wir, nur noch weit crasser und ärgerlicher ausgeprägt, bei den im Auslande ansässigen Deutschen erlebt. Bis zu einem gewissen Zeitabschnitt waren sie der Mehrzahl und Regel nach berüchtigt durch die renegatenmäßige Leichtgläubigkeit, mit welcher sie sich ihrer Nationalität entäußerten und eine fremde annahmen. Was sie so widerstandslos hinriß, die augensällige politische Ueberlegenheit des fremden Volkes über ihr eigenes, das wirkte in zwar schwächerem Grade als auf sie, aber doch in ungleich bestimmterer Weise als auf die Bewohner des Binnenlandes, auf die Hanseaten ein. Am Stärksten auf die Hamburger, theils vermöge der Größe

und Vielseitigkeit ihres Weltverkehrs, und theils auch schon wegen der kosmopolitischen Zusammensetzung ihrer Bevölkerung. Es ist ja bekannt, wie nach einander englische Merchant-Adventurers, portugiesische Juden, französische Hugonotten, Holländer, Scandinavier und fast jede europäische Nation ihr Contingent zu derselben gestellt hat; woher es denn z. B. kam, daß Hamburg im norddeutschen Reichstag ausschließlich durch fremdländische Namen vertreten war, einen englischen, einen französischen und einen dänischen, wenn deren Träger natürlich auch darum nicht weniger gut deutsche Patrioten waren. Hat doch andererseits der Abgeordnete von Emden sogar noch bis ins letzte oder vorletzte Jahrzehnt hinein seine Geschäftsbücher holländisch führen lassen.

Auf dieses Sachverhältniß konnten sich die Schutzöllner der dreißiger und vierziger Jahre berufen, wenn sie Hamburg und Bremen dem deutschen Publicum als „Factoreien des Auslandes,“ d. h. nicht bloß als Stapelplätze für nichts als fremde Producte, sondern auch als Geburtsstätten unpatriotischer Gesinnung denuncirten, und so die Freihandelslehre verdächtigten, welche von den Hansestädten aus vornehmlich gepredigt wurde. Allein was jene relative Entfremdung von den vaterländischen Interessen anbetraf, so fiel sie weniger irgend einer besonderen Verstocktheit des hanseatischen Gemüths zur Last, als vielmehr der allgemeinen Schwäche und Auflösung des nationalen Lebens. Und ferner hatte der Patriotismus wenig mit den Handlungen oder den Ansichten zu thun, deretwegen Hamburg und Bremen in den Augen der deutschen Schutzöllner nicht viel besser als Sodom und Gomorrha waren.

Die deutsche Industrie machte damals im großen Durchschnitt ihre ersten Versuche zu gehen. Sie fand nicht allein den allgemeinen Weltmarkt, sondern sogar den heimischen Markt mehr oder weniger in Beschlag genommen durch die industriellen Erzeugnisse Englands, das in der Ansammlung massenhaften Capitals, in der Auffindung von Kohlen und Eisen, in der Anwendung von Maschinen, in dem Genuße vollkommener wirtschaftlicher Freiheit und vollkommener innerer wie äußerer Ruhe vor den Staaten des Festlandes einen Vorsprung von beinahe einem Menschenalter voraus hatte. Die Vermittler der englischen Lieferungen an den Verbrauch Deutschlands waren größtentheils die Hansestädte. Von ihnen vornehmlich kam also jene fremde Waare, durch deren Verdrängung sich die deutsche Industrie am Leben zu behaupten und auszudehnen suchen mußte. Von ihnen kamen aber überdies die Ideen der modernen Nationalökonomie, welche sich mit besonderer Schärfe gegen den sogenannten „Schutz der nationalen Arbeit“ durch hohe Zölle wendeten, jene beredten Aufreizungen der großen consumirenden Masse, sich die Besteuerung zu Gunsten weniger

Fabrikanten nicht gefallen zu lassen, welche der Staat ihnen in seinem Tarif so nebenher auferlege. Kein Wunder, daß unsere Industriellen in der Angst und Sorge ihres mühseligen Aufstrebens den Hansestädten mitunter das Schicksal von Sodom und Gomorrha gönnten! Die Schwäche des nationalen Zusammenhangs derselben mit dem Ganzen rechtfertigte die schutzzöllnerischen Anklagen bis auf einen gewissen Grad auch in den Augen uninteressirter Patrioten. In den Hansestädten umgekehrt, ja unter den Freihändlern überhaupt bekam das nationale Pathos durch seinen Mißbrauch für gewisse Zolltarif-Interessen einen lange nachwirkenden Beigeschmack.

Nichtsdestoweniger verbreiteten sich die nationalen Regungen der vierziger Jahre auch nach Bremen und Hamburg. Als im Jahre 1848 durch die Wahl zur ersten deutschen Nationalversammlung für die allerorts herrschende politische Gesinnung Zeugniß abgelegt werden mußte, erschienen aus den Hansestädten einige der feurigsten und opferwilligsten Patrioten, unter denen nur an Gabriel Rießer, als an einen bereits Verstorbenen, erinnert zu werden braucht. In Bremen gelang es der nationaldeutschen Strömung sogar, die handelspolitische Auffassung zu färben; von dort gingen vor wie nach 1848 Vorschläge zu einem deutschen Handelsbunde aus, der auf Differenzialzölle gegründet werden sollte, verschieden hohe Zollsätze für die Einfuhr derselben Waare aus verschiedenen Ländern. In Hamburg machte man sich solcher Kezerei gegen die reine Freihandelslehre nicht schuldig. Der umfassendere Charakter des dortigen Handelsverkehrs und der kosmopolitische Strich der Bevölkerung bewirkte, daß die freihändlerische Strömung unvermischt neben der nationalen herlief. Dies trat in den Verhandlungen über ein gemeinschaftliches deutsches Zollwesen, welche sich an die Verfassungsarbeit in der Paulskirche knüpften, deutlich genug hervor.

Die neue Verfassung für Deutschland kam aber damals noch nicht zu Stande, und so blieben auch die an sie sich knüpfenden handelspolitischen Verhandlungen ohne Resultat. Den Erfolg hatten sie jedoch, daß die Gleichgültigkeit gewichen war und blieb, mit welcher man bisher namentlich in Hamburg auf die Gestaltung der deutschen Geschichte zu blicken gewohnt gewesen war. Bis 1848 hatte man von dort aus an dem deutschen Zollwesen nicht viel höheren Antheil genommen, als etwa an dem dänischen oder englischen. Seit 1848 bemächtigte sich die Vorstellung der Geister, daß früher oder später die allgemeine handelspolitische Entwicklung Deutschlands diejenige Hamburgs in sich hereinziehen und verschlingen könne. Man nahm folglich an den Debatten über den Tarif und die sonstigen Einrichtungen des Zollvereins fortan ernsteren und lebhafteren Theil als bisher. Ausschließlich zu diesem Zwecke entstand in Hamburg der Verein für Handelsfreiheit; wesentlich mit zu diesem Zwecke in Bremen das Bremer Han-

belebte. In den Jahrgängen des letzteren kann man die allmähliche Entwicklung des in Bremen herrschenden handelspolitischen Geistes von schutzzöllnerisch-patriotischen Anfängen zu der unbedingt freihändlerischen Auffassung Hamburgs deutlich verfolgen. Man hat deshalb in Bremen, wie bekannt, an activem und opferfähigem Patriotismus nichts eingebüßt; es hat sich nur geschieden, was nicht zusammengehörte, die Hingebung an die nationale Gemeinschaft und die wirthschaftliche Ansicht vom Zollwesen. Der Hamburger Freihandels-Verein, dem von Haus aus kein übermächtiges Gefühl die Klarheit des Auges trübte, nahm in den ersten Jahren nach 1848 eifrigen Antheil an den handelspolitischen Discussionen des Tages. Und zwar geschah es in einem dem Zollverein nicht günstigen Sinne. Da er diese vaterländische Schöpfung lediglich nach ihrem Tarif beurtheilte, so fand er an ihr nichts lobenswerthes als die lange zurückliegende, von einem rasch lebenden Geschlecht schon wieder vergessene Aufhebung so und so vieler Binnenschranken, aufgewogen oder gar überwogen durch die Höhe der gegen die Außenwelt aufgeworfenen gemeinsamen Schranken. Der Hamburger Verein für Handelsfreiheit begnügte sich nicht, die auf zunehmende Erhöhung der Zollsätze gerichtete Tendenz zu bekämpfen, welche seit dem Anfang der vierziger Jahre, genährt durch die Versunkenheit der preussischen Politik und das relative Uebergewicht Süddeutschlands, den Zollverein regierte. Er agitirte vielmehr auch gegen den sogenannten September-Vertrag von 1851, der, hannoverscher Seits durch Herrn v. Münchhausen eingefädelt, den hannoversch-oldeburgischen Steuerverein in den Zollverein aufgehen, und damit diesen die Nordsee gewinnen ließ. Die Agitation blieb fruchtlos; es gelang nicht, die hannoverschen Kammern und den oldeburgischen Landtag zur Verwerfung des September-Vertrags zu bestimmen. Der Zollverein schob in der Sylbesternacht des Jahres 1853 seine Grenzen nicht nur bis an das „deutsche Meer,“ sondern auch bis an die Thore Hamburgs und Bremens vor, und versetzte so namentlich die letztere Stadt, die er sofort auf allen Seiten umschlossen hielt, in die Nothwendigkeit, der schwierigen Frage ihres eigenen Eintritts näherzutreten. Hamburg hatte doch noch wenigstens rechts der Elbe anderes Gebiet neben sich, das von keinerlei Zollschranken umgebene Mecklenburg und die von einem anderen Zollsystem beherrschten Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg. Aber freilich, in dem Schicksal Bremens mußte es sein eigenes zukünftiges Schicksal vorgezeichnet finden, und von einem specifisch hamburgischen Standpunkt aus konnte man es daher so wenig wie unter dem einseitig und ausschließlich freihändlerischen Gesichtspunkt dem Hamburger Freihandels-Verein verdenken, daß er sich dem Eintritt des Steuervereins in den Zollverein nach Kräften widersetzte.

In Bremen entspann sich 1852 und 53 ein ziemlich heftiger Kampf zwischen dem überwiegend größeren Theile der Kaufmannschaft, welche vom Eintritt in den Zollverein nichts wissen wollte, und denjenigen Gewerbetreibenden, deren Absatz vorzugsweise nach Deutschland war, sowie den an der Kundschaft der hannoverschen und oldenburgischen Umgegend interessirten Plaghändlern. Die Börse erfüllte sich bei dieser Gelegenheit mit freihändlerischen Ideen überhaupt, — ein Umstand, der auf's segensreichste nachwirkte, als 1857 die amerikanisch-europäische Handelskrisis hereinbrach und es galt sich gegen die Versuchung der Vettelei um Staatshülfe zu stemmen, was den Wenigen, die es aus Ueberzeugung unternahmen, ohne eine gewisse günstige allgemeine Disposition ihrer Standesgenossen schwerlich gelungen sein möchte. Die Forderung der Börse trug den Sieg davon: Bremen blieb außerhalb des Zollvereins. Doch schloß es im Jahre 1856 einen Vertrag mit diesem, der es auf seine Dauer, und vorbehaltlich der handelspolitischen Selbstbestimmung, in eine Art Freihafen des Zollvereins umwandelte. Der Zollverein legte nämlich ein Hauptzollamt mit ausgedehnten Abfertigungsbefugnissen nach Bremen und stellte daselbst eine zollfreie Niederlage für solche Zollvereinsgüter her, die in den Verkehr des Zollvereins zurückkehren sollten, während die Bremer Kaufmannschaft auf ihre Kosten ein Declarationsbureau errichtete, das ihr selber die Weitaufgkeiten der Verzollung abnahm, den Zollbehörden eine erhöhte Sicherheit gegen Betrügereien gab. Dieser Vertrag hat das Seinige dazu beigetragen, daß der Entschluß des Nichteintritts im wesentlichen für alle Theile zufriedenstellend ausfiel. Er ist Ende 1865 auf weitere zwölf Jahre erneuert worden, und würde ohne die seitdem eingetretenen mächtigen Ereignisse voraussichtlich unerschüttert in Kraft geblieben sein, unbeschadet kleiner Verbesserungen, wie sie besonders seit der Ersetzung der eifersüchtigen hannoverschen Regierung durch die unbefangene preussische möglich geworden sind.

Mit dem Jahre 1854 rückte der Zollverein den Hansestädten räumlich nahe, und faßte demzufolge in derjenigen, die er alsbald völlig umschlossen hielt, in Bremen festen Fuß; später that er einen starken Schritt, sich ihnen allen auch innerlich zu nähern. Die öffentliche Meinung, von dem Congreß deutscher Volkswirthe seit 1858 geführt und aufgeklärt, neigte sich je länger desto entschiedener auf die Seite der Freihandelsansicht. Von ihr getragen, trat die preussische Regierung zu Anfang der sechziger Jahre in die von Paris ausgehende continentale Zollreformbewegung ein. Durch den deutsch-französischen Handelsvertrag erfuhr der Tarif des Zollvereins seine erste durchgreifende Herabsetzung im freihändlerischen Sinne. Es kostete zwar einige Zeit und Mühe, diese schon so

lange nothwendig gewordene Reform-Maßregel durchzusetzen. Die süddeutschen Staaten widerstrebten ihr hartnäckig, weniger noch aus Resten von Sympathie mit der Schutzoll-Partei, als weil sie der preussischen Führung auf keinem Gebiet etwas verdanken wollten. Allein inzwischen war endlich in die Politik Preußens wieder etwas von entschlossenem Unternehmungsgeist gekommen, und da man die widerstrebenden Staaten vor die Wahl stellte, entweder aus dem Zollverein zu treten oder den Handelsvertrag mit Frankreich zu ratificiren, so ratificirten sie.

Damit war der Tarif reformirt. Aber die Verfassung des Zollvereins blieb die alte: Gleichberechtigung des kleinsten sogenannten Staats mit dem größten, und das Erforderniß der Einstimmigkeit für alle wichtigeren Abänderungen. Der Zollverein sollte nach wie vor in Katastrophen fortschreiten, welche in der Regel nur einmal alle zwölf Jahre eintreten konnten, und die neue Periode zwölfjährigen Stillstandes begann mit dem 1. Januar 1866. Wäre nicht die glückliche militärische Revolution desselben Jahres dazwischen gekommen, so würden die Hansestädte durch den reducirten Tarif von 1865 auch noch nicht bewogen worden sein, die Frage ihres Eintritts in erneuerte Ueberlegung zu ziehen.

Nun aber nöthigte der Sieg Preußens über Oesterreich — von der ausgemachten Mehrzahl ihrer Bewohner heiß ersehnt und freudig begrüßt — sie nicht nur zu neuer Erwägung, sondern entschied sogar die Frage innerhalb gewisser Grenzen ohne weiteres. Er nahm ihnen das werthvollste Stück ihrer Souveränität, die handelspolitische Autonomie — gerade wie er den mit Preußen gehenden norddeutschen Fürsten im Interesse der Gesamtheit die für sie werthvollste Prærogative raubte, die militärische Selbstherrlichkeit. Und gerade wie Preußen Mitleid übte mit den Schmerzen der Herzöge und Fürsten, und ihnen von ihrer theuren Militärgewalt dasjenige ließ, was allenfalls ohne entschiedenen Schaden und bringende Gefahr in ihrer Hand bleiben konnte, so trieb es auch die handelspolitische Mediatisirung der Hansestädte nicht weiter, als schlechthin nothwendig erschien. Es decretirte nicht einfach: Hamburg, Bremen und Lübeck liegen von dem und dem Tage an innerhalb des Zollvereins, — sondern es begnügte sich, sie wie alle anderen Bestandtheile Norddeutschlands in Zoll- und Handelsfachen der Competenz der neuen Bundesgewalten zu unterwerfen, während ein Satz der Verfassung die Frage, ob sie ihre Freihafenstellung lieber aufgeben möchten als beibehalten, ihrer eigenen Entscheidung überwies. Damit ist in der That das eigentlich nationale Interesse gewahrt. Handels- und Schifffahrtsverträge mit fremden Mächten können die Hansestädte fortan nicht mehr abschließen, und haben sogar schon vor den ersten Berathungen des Bundesverfassungsent-

wurde schwebende Unterhandlungen dieser Art abgebrochen. Freihäfen oder nicht, hängen sie in Allem, was das Zollwesen angeht, genau so durchgreifend von den Bundesgewalten ab, wie irgend ein anderes norddeutsches Gemeinwesen. Sollte endlich zu irgend einer Zeit die Meinung entstehen, sie machten von der ihnen eingeräumten Freiheit der Entschließung betreffs der Freihafenstellung keinen den allgemeinen nationalen Interessen gemäßen Gebrauch, so haben Bundesrath und Reichstag es stets in der Gewalt, das ihnen verfassungsmäßig zuerkannte widerrufliche Selbstbestimmungsrecht wie jeden anderen Satz der Verfassung zu cassiren und darauf ihrerseits die für richtig erachtete Entscheidung zu treffen. Sie sind also gleichsam Freihäfen auf Wohlverhalten; oder besser gesagt, sie werden es nur so lange bleiben, als es erstens ihnen selbst, und als es zweitens der dauernden öffentlichen Meinung der Nation recht und billig, nützlich und erspriesslich dünkt.

In rechtlicher Hinsicht traf der Umschwung der Verhältnisse die drei Städte natürlich auf ganz gleiche Weise. In wirtschaftlicher Hinsicht aber standen sie demselben sehr verschiedenartig gegenüber. Bremen, das in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre der eigentliche Heerd der Agitation für und wider den Eintritt gewesen war, verhielt sich jetzt, äußerlich angesehen wenigstens, völlig still. Dagegen nahm in Hamburg und Lübeck der Kampf rasch einen sehr ernstesten Charakter an. Der Grund ist einfach: die Zollvereinschranken, welche bis dahin nur Bremen ganz, Hamburg bloß auf dem linken Elbufer umgaben, Lübeck gar nicht, rückten nun auf allen Seiten auch gegen Hamburg und Lübeck heran. Der Eintritt der preussischen Provinzen Schleswig, Holstein und Lauenburg in das preussisch-deutsche Zollsystem versteht sich von selbst; der Eintritt Mecklenburgs wird in Kürze ein Gegenstand ernster Verhandlungen, und hoffentlich eines unwiderstehlichen Druckes von preussischer Seite werden. So geht den beiden Plätzen der freiere Verkehr mit ihrem nächsten und wichtigsten Hinterlande, den deren bisherige Zölle gestatteten, verloren; die Vielheit der umgebenden Zollsysteme, welche den Anschluß an eines derselben geradezu verbot, macht der alleinigen Geltung desjenigen unter ihnen Platz, das von jeher am ehesten auch auf Hamburgs und Lübecks Beitritt rechnen konnte. Diese Situation, verschärft durch das Bewußtsein der rechtlichen Abhängigkeit von den Bundesgewalten in Berlin, konnte nicht umhin die Bevölkerung Hamburgs und Lübecks in eine lebhafteste Aufregung zu versetzen, die wohl auch nicht eher ganz weichen wird, als bis ihre gesetzgebenden Körperschaften mindestens einen vorläufig abschneidenden Beschluß in der Sache gefaßt haben.

Bremen seinerseits erfreut sich gegenwärtig in gewissen Grenzen des

Gefühls, diesen Streit hinter sich zu haben. Nicht als ob vom Eintritt in die Zolllinie dort gar nicht mehr die Rede wäre. Aber die Frage hat ihre brennende Bedeutung eingebüßt. Das zeigte sich am deutlichsten während der Reichstagswahlen. Indeß die Candidaten Hamburgs und Lübecks das Läuterungsfeuer einer ausdrücklichen und scharfen Befragung über ihre Ansicht von der Zollfrage zu passiren hatten — wobei in Hamburg eine sehr große Mehrheit der Wähler gegen den Anschluß Partei nahm, in Lübeck eine ziemlich ebenso große Mehrheit für den Anschluß —, wagte in Bremen der Candidat der Minderheit nicht, aus der Anschlußfrage Capital zu machen, weil er fürchten mußte damit seine eigenen Chancen nur noch zu verschlechtern. Während der ganzen Wahlbewegung, die doch tief genug ging, spielte der Zollanschluß bei weitem die Rolle nicht, welche man vorher geneigt war ihm auch in Bremen beizulegen. In der That hat sich unter der Oberfläche seit 1854 viel geändert. Die Verhältnisse haben sich nach der damals eintretenden Umringung mit höheren Zöllen zurechtgezogen: die Bremer Industrie, soweit ihr Hauptaugenmerk der Absatz im Zollverein war, hat sich nach dem rasch emporgewachsenen Fabrikort Hemelingen verlegt, eben jenseits der hannoverschen Grenze, und gleich Bremen zwischen Strom und Eisenbahn belegen, oder sie steht auch mit dem einen Bein noch auf dem freien Weltboden Bremens, mit dem andern aber auf dem binnenländischen Boden Hemelingens; die Vermittlung zwischen den Kaufleuten und den Zollbeamten, zwei natürlich verfeindeten oder mindestens schwer verträglichem Classen, hat das Declarationsbureau der Handelskammer in die Hand genommen; der Detailhandel hat sich mit der Kundschaft einer soviel schmaleren Umgegend einrichten gelernt; er und das Handwerk sind insbesondere durch die negativen Erfahrungen der Handelskrisis von 1857 und später der Jahre des amerikanischen Krieges inne geworden, wie wesentlich ihr Absatz von dem Gedeihen des Großhandels abhängt; der Handwerkerstand hat über seinem mehrjährigen, fruchtlosen Widerstande gegen die 1861 eingeführte Gewerbefreiheit auch verstehen gelernt, daß die Consumtions-Interessen ebenso gut Beachtung erheischen wie die Productions-Interessen, an deren einseitige Verfolgung die Kunst ihn gewöhnt hatte: — kurz, es waren veränderte Zustände und geläuterte Ansichten, auf welche die Zollanschlußfrage traf, als sie zum zweiten Mal für Bremen praktische Bedeutung erlangte. Sie regte deshalb nicht entfernt die Leidenschaften auf, wie das erste Mal. Man beschränkte sich einstweilen ganz darauf, sie in kleineren Kreisen ruhig und rein sachlich zu erörtern. Nur die damit verwachsene Frage des von der Stadt zu zahlenden Aversums anstatt des Antheils ihrer Bevölkerung an der unmittelbaren Zollzahlung, die ihre besonderen

Schwierigkeiten hat theils wegen der keineswegs blühenden Finanzlage des Staates als solchen, theils wegen des Ineinanderfließens von Staat und Gemeinde — nur diese Aversumsfrage enthält allenfalls einigen Stoff, die Anschlußfrage auch in Bremen wieder zu einer eigentlich brennenden zu machen. Indessen wenn preussischer Seits nicht gerade ganz übertriebene Forderungen erhoben werden, so wird man auch über diesen Stein des Anstoßes wohl hinauskommen, ohne auf's neue in den Sumpf der Parteiung zu versinken.

In Lübeck war man schon 1848 nach einer eingehenden Berathung zu dem Schlusse gekommen, daß es das Beste sein würde, wenn die Stadt in die allgemeine deutsche Zolllinie einträte, an einer passenden Stelle außerhalb aber ein Freihafen errichtet würde; und diese Ansicht überwiegt auch jetzt anscheinend in den Kreisen, welche zuletzt voraussichtlich den Ausschlag geben werden. In officieller Ventilation befindet sich die Angelegenheit nun schon wieder seit 1864, seit nämlich die Aufnahme Schleswig-Holsteins in den Zollverein Gegenstand der allgemeinen Erwartung wurde. Ein lebhafterer Ton ist aber in die Verhandlung auch erst durch die Ereignisse des vorigen Sommers gekommen. Seitdem hat sich die Kaufmannschaft deutlich in zwei Parteien gespalten, Exporteure und Detaillisten, von denen die ersteren, welche Lübecks Antheil am Welthandel, sein sogenanntes nordisches Geschäft repräsentiren, dem Zollverein am liebsten ganz fernbleiben möchten, während die Detaillisten den Eintritt der Stadt als eine Lebensfrage betrachten und für die Interessen des Großhandels geringere Sympathie zeigen. Der letzteren Partei gelang es, in einer Versammlung der Kaufmannschaft vom 11. Januar 1867 ungeachtet eines abmahnenden Berichts der Handelskammer mit der Mehrheit von 116 Stimmen gegen 102 den Beschluß durchzusetzen, daß der unbedingte Anschluß an den Zollverein zu erstreben sei, wobei denn der hinzugefügte Satz wegen thunlichster Erleichterung des Seeverkehrs der ganzen Lage der Sache nach nur das Gepräge eines frommen Wunsches trug. Indessen wandten sich dafür die Großhändler ihrerseits mit einem Gesuch um Schutz ihrer bedrohten Interessen an den Senat, und dieser wird sich schwerlich zum einfachen Executor des Beschlusses vom 11. Januar machen lassen. Auch von der Bürgerschaft ist wohl kaum eine einfache Parteinahme für das Interesse des Detailgeschäfts zu erwarten. Als Staatskörperlichkeiten und nicht Interessen-Vertretungen, die sie sind, werden Senat und Bürgerschaft erwägen, daß man nicht etwa bloß zu ermitteln habe, welches von beiden Interessen das höhere und des Sieges würdigere sei, um diesem dann das andere einfach zu opfern, sondern daß es auf einen Compromiß ankomme, der beide streitenden Parteien so gut als möglich be-

ruhige und zufriedenstelle. Hiernach läßt sich annehmen, daß Lübeck für die Stadt selber den Eintritt in die Zolllinie, daneben aber an passendem Plage die Errichtung eines Freihafens beantragen wird. Einer der stärksten realen Gründe, der dem Eintritt der Hansestädte überhaupt im Wege steht, ist die Verödung und Entwerthung der bisher benutzten Privat-speicher, welche eintreten muß, sobald der ganze Zwischenhandel — d. h. derjenige Handel, den die deutsche Stadt als Vermittlerin zwischen fremden Producenten und fremden Consumenten treibt — in öffentliche Niederlagen verpflanzt wird. Dieser Grund hat in Lübeck insofern relativ noch mehr Gewicht als in Hamburg und Bremen, weil dort ohnehin schon, vermöge des eingeschrumpften Verkehrs der einstigen „Königin der Ostsee,“ ein Ueberfluß an Speicherräumen besteht; absolut aber ist er von desto geringerer Bedeutung, denn der Werth sämmtlicher Speicher zusammengenommen soll 200,000 Thaler nicht übersteigen. Ueber den passendsten Ort für die Errichtung des Freihafens sind die Betheiligten noch nicht einig; während die Einen an Travemünde denken, die Anderen gar an den halbwegs zwischen Lübeck und Travemünde gelegenen Flecken Schlutup, scheint die in der Handelskammer herrschende Ansicht auf einen Raum zu beiden Seiten der Trave zu gehen, der dort liegt, wo der Fluß die Stadt verläßt, und eine sehr gut gedachte und geschriebene kleine Schrift endlich, welche im vorigen Herbst erschien, „Lübeck und der Zollverein,“ empfiehlt mit recht einleuchtenden Beweisen den jetzigen Holzlagerplatz zwischen dem Bahnhof und der Trave. Zu derselben Schrift wird (mit zum Theil freilich schwächeren Gründen) auch die Forderung erhoben, daß zwischen dem Freihafen in Lübeck und demjenigen in Hamburg freier unbelästigter Verkehr bestehen müsse, da sonst gewissermaßen auf den Waarenzug zwischen Nordsee und Ostsee ein neuer Sundzoll gelegt sein würde.

Wird in Lübeck über die Anschlußfrage ein ernstlicher und lebhafterer Streit geführt als bis jetzt in Bremen, so verhält sich derselbe zu dem in Hamburg ausgebrochenen Kampfe doch an intensiver Bedeutung nur etwa wie die jährliche Waarenbewegung der beiden Plätze unter einander. Die Interessen, die in Hamburg auf dem Spiele stehen, berechnen sich nach Hunderttausenden und Millionen. Es stehen sich auch nicht blos Klein- und Großhandel, oder Industrie und Handel feindlich gegenüber; vielmehr wird die Verhandlung auf beiden Seiten vorzugsweise von Großkaufleuten geführt, wenn es auch feststeht, daß der weit überwiegende Theil des Handelsstandes gegenwärtig wider den Eintritt der Stadt in die Zolllinie ist. Ein erhebliches Material zur Beurtheilung der kritischen Fragen ist dadurch gewonnen worden, daß die frühere Commerzdeputation, jetzige Handelskammer im vorigen Herbst eine große Anzahl tonangebender Ge-

schäftshäuser aller Art zur Abgabe schriftlicher Gutachten bestimmte. Zwar hielt sie die eingegangenen Gutachten, 61 an der Zahl, dann vorläufig unter Schloß und Riegel, und begnügte sich durch ihren Vorsitzenden öffentlich zu constatiren, daß die große Mehrzahl derselben sich gegen den Anschluß ausspreche; allein in der Hauptsache wurde man bald dadurch entschädigt, daß der „Verein für den Anschluß Hamburgs an den Zollverein,“ der sich zur Zeit der Wahlbewegung bildete, neun von den seiner Tendenz entsprechenden Gutachten im Druck herausgab, und dadurch die Gegner reizte, daß sie ihrerseits alsbald mit zwanzig Gutachten ihrer Farbe antworteten. Man hat also fast die Hälfte, und jedenfalls die reichhaltigsten und bestabgefaßten dieser individuellen Voten jetzt vor Augen — ein äußerst wichtiger Stoff nicht nur zur Entscheidung der Anschlußfrage, sondern überhaupt zur Kenntniß des Hamburger Geschäfts, wofür es sonst beinahe nichts giebt als die Hieroglyphenschrift statistischer Tabellen und den Kleintram täglicher oder wöchentlicher Marktberichte.

„Das Hamburger Geschäft“ — so drückt sich eins dieser Gutachten treffend aus — „ist nicht sowohl durch einzelne große, als durch viele kleine Zweige groß. Dadurch unterscheidet es sich namentlich von dem Bremer Geschäft, von dem ein viel ansehnlicherer Theil auf einige bedeutende Stapelartikel kommt. Selbst Kaffee spielt in Hamburg nicht die überwiegende Rolle wie in Bremen Taback und Reis, früher eine Zeit lang auch Baumwolle, und seit kurzem Petroleum. Die Fülle der in Hamburg lagernden Waaren verschiedenster Art macht, daß es ein besonders beliebter Platz für die Einnahme solcher Schiffsladungen ist, welche ihrer Bestimmung wegen aus vielerlei kleinen Bestandtheilen zusammengesetzt sein müssen.“ — „Es giebt unseres Wissens,“ heißt es in dem Gutachten der Herren Carl L. D. Meißner und Comp., „in ganz Europa keinen Ausfuhrhafen, der in Betreff der Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit sich assortirte Ladungen bis zur Auffüllung der Schiffe aufmachen lassen, mit Hamburg verglichen werden könnte.“ Herr August Volten, einer der ersten Schiffsmakler Hamburgs, führt dies folgendermaßen noch etwas näher aus: „Selbverständlich wählt man zum Sammelplatz der Ausfuhren denjenigen Hafen, der durch gute, reichliche und billige Schiffsgelegenheiten, durch billige Verladungs-Spesen, durch rasche Beförderung der Waaren die größten Vortheile gewährt; und da Hamburg vermöge seiner bedeutenden Schifffahrt, seiner überseeischen Verbindungen und seiner vollständigen Verkehrsfreiheit diesen Anforderungen besser zu entsprechen vermochte, als andere Seeplätze, manche zur Auffüllung der Ladungen besonders geeignete Artikel als Genever, Mobilien u. s. w. bedeutend von hier exportirt werden, so war es natürlich, daß dieser Geschäftszweig sich vornehmlich nach

Hamburg wandte, und jetzt von Rußland, Schweden, Norwegen, selbst England, Schottland, Belgien, Holland, Frankreich und dem Mittelmeer die Erzeugnisse mit denjenigen Deutschlands hier zusammentreffen, um vereint mit den eigenen Exportartikeln ihrer weiteren Bestimmung zu folgen.“ — „An feineren werthvollen Waaren“ — sagen die Herren Meister und Comp. weiterhin — „fehlt es auch den mit uns concurrirenden fremden Exporthäfen nicht, wohl aber an dem bei uns vorhandenen Gesamtcomplex, namentlich an den viel Raum einnehmenden, ein Schiff füllenden sogenannten Vulk-Artikeln. Hier haben wir alle möglichen Sorten: Genever, Spirituosen, Biere, Weine, Cigarren, Hausgeräthe, Möbeln, musikalische Instrumente, hölzerne Häuser, Glas, Steinzeug, Porzellan, Spiegel- und Spielwaaren, Lanwerk, eiserne Töpfe und Küchengeräth, alle Arten von Lebensmitteln, Reis, Hülsenfrüchte, Fleisch, Häringe, getrocknete Fische, mit Einem Worte Alles, was eine transatlantische Bevölkerung nöthig hat und was ein Schiff schnell füllen kann. Was an zollvereinsländischen, englischen, französischen, belgischen, schweizerischen, österreichischen, holländischen, russischen Waaren zum Sortiment erforderlich ist, findet sich theils auf den hiesigen Engros-Lägern, theils kann es mittelst der Eisenbahnen und Dampfschiffe rasch herbeigeht werden. Alles kann hier ohne irgendwelche zollamtliche Controle und Beaussichtigung, je nach Bedürfniß, assortirt, zusammengesetzt und verpackt werden. Viele dieser fremden Waaren, wohl die meisten, könnten billiger und schneller ihren Bestimmungsort erreichen, anstatt den oft großen Umweg über Hamburg zu machen, und dennoch wendet man Zeit und Kosten auf diesen Umweg, eben weil unser Platz als Freihafen, wie kein anderer, die gedachte Annehmlichkeit bietet, hier alle Waaren zur Verladung zusammenzubringen, die Colli zu öffnen, zu untersuchen, die Waaren umzupacken, Muster-Sortimente zusammenzustellen, kurz Alles so zu beschaffen, wie der Committent, den Anforderungen seines Marktes gemäß, es wünscht, und wie es eben an keinem andern Plage mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit geschehen kann.“ Das Volken'sche Gutachten entwickelt dieselbe Idee namentlich dadurch noch weiter, daß es den Unterschied zwischen der jetzt üblichen und der unter der Voraussetzung des Eintritts in den Zollverband künftig zu erwartenden Behandlung eines einlaufenden Schiffes anschaulich zu machen sucht.

Dies ist denn in der Hauptsache das allgemeine Thema, das die Menge der anschlusseindlichen Gutachten, jedes nach dem besonderen Geschäftsweig der Verfasser, vielgestaltig genug variiert. Wir finden den Beweis der Verderblichkeit des Anschlusses namentlich geführt von dem Standpunkt des Wein- und Spirituosen-Geschäfts, des Thran-Geschäfts, des Drogerie-Geschäfts, des Glas-Geschäfts, des Taback-Geschäfts, des

Salzfleisch-Geschäfts u. s. f., und natürlich nicht am wenigsten auch vom Standpunkt des Colonialwaaren-Geschäfts. Entschieden getheilt sind eigentlich nur die Stimmen, welche sich über das Manufacturwaaren-Geschäft vernehmen lassen; dieses hat der Anschluß-Partei ihre beredtesten Anwälte gestellt.

Die herrschende Voraussetzung ist dabei, daß man die Wahl habe zwischen einem Zustande, der dem gegenwärtigen so ziemlich entspräche, wonach also Hamburg, Altona, und die mitteninne liegende Vorstadt St. Pauli etwa bis zu der die Stadt umgebenden äußeren Accise-Linie Freihafengebiet blieben, die Elb-Insel Grassbrook aber und vielleicht noch ein anderes leicht abzuschließendes Stück Landes ein Hauptzollamt sammt einer umfangreichen zollfreien Niederlage aufnähme, — und andererseits dem umgekehrten Zustande von diesem, d. h. daß die Stadt Hamburg in die Zolllinie einträte, der Grassbrook u. s. w. aber Freihafengebiet würde. Der eine Fall ist nicht völlig, wenn auch allerdings im wesentlichen die Umkehrung des anderen. Wäre das Zollvereins-Gebiet z. B. auf die Räumlichkeiten einer zollfreien Niederlage mehr oder weniger beschränkt, wie im ersteren Falle, so fiel es ins Gewicht, daß in dieselbe nur zollpflichtige Waaren aufgenommen, andere der gleichen Art folglich nicht mit ihnen gleichzeitig dem Käufer dargeboten werden können. Auch hinsichtlich der strengeren oder gelinderen Controle wird sich wohl, wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich ein Unterschied herausstellen, je nachdem die öffentlichen Speicher der Behörde Zollvereins-Waare oder ausländische zollpflichtige Waare in sich aufnehmen sollen.

Die Vertheidiger des Anschlusses fordern natürlich übereinstimmend das liberalste vorhandene oder denkbare Entrepot-System. Ihr Führer und Präsident des von ihnen gebildeten Vereins, Herr C. Woermann, will es zur ersten Bedingung des Anschlusses gemacht wissen, daß Sortiren, Stürzen, Umpacken (Beschädigung abnehmen) der Waare im Entrepot zulässig sei. Aber ebenso einstimmig mißtrauen die Gegner der Möglichkeit, wirklich befriedigende Einrichtungen zu erlangen, gestützt auf die von ihnen anderwärts gemachten üblen Erfahrungen. Im Dock zu London, behaupten sie beispielsweise, finde eine so heillose Waarenbehandlung statt, daß jede Calculation dabei aufhöre. Zumal hinsichtlich des Tabacks scheint dies allerdings festzustehen, denn man nimmt allgemein an, daß guten Theils aus diesem Grunde Bremen als Tabacksmarkt London den Rang abgelaufen habe. Auf den Fall des Anschlusses fordern ebensowohl Gegner (A. Tesdorpf) wie Freunde des Anschlusses (Ferd. Plate), daß Privatspeicher unter Zollverschluss nach Art der bonded warehouses in New-York u. s. w. eingeführt werden, und alle Stimmen aus dem Wa-

nufacturenwaaren-Geschäft sammt der einen Stimme aus dem Glas-Geschäft (Schrader und Roosen) betrachten es als selbstverständlich, daß man Hamburg nach seinem Anschluß das in Leipzig bereits bestehende Contrirungs-System einräumen werde. Dies ist ein Zwillinge-Institut mit den auswärts vorkommenden Privatspeichern unter Zollverschluß, und läuft darauf hinaus, daß Eingang und Ausgang controlirt und nach dem sich ergebenden Betrag des letzteren halbjährlich der Zoll entrichtet wird.

Werfen wir einen Blick auf die dem Anschluß am entschiedensten widerstrebenden Zweige des Hamburger Geschäfts, so sagt das Gutachten einer Anzahl von Häusern über den Kaffee- und Zimmt-Handel: „Unser Kaffee-Import, der sich über alle Sorten erstreckt, würde nie seine große Bedeutung erlangt haben, wenn die freie Bewegung uns nicht gestattete, die ankommenden Ladungen von etwaiger Beschädigung zu befreien, nach den einzelnen Qualitäten zusammenzustürzen und somit eine Auswahl zu bieten, die den vielseitigsten Anforderungen genügt, was an Plätzen, die Entrepot-System haben, nicht in gleichem Maße thunlich ist. Betrachten wir andererseits beispielsweise den Artikel Cassialigna, für den London früher der Hauptmarkt war, und der jetzt von Hamburg dominiert wird; forschen wir nach dem Grunde dieser Aenderung, so ergibt sich, daß sich das Geschäft nach hier gewandt hat, weil unsere Einrichtungen uns gestatten, die Waare durch Auspacken, Entfernung des Bruches und der Beschädigung, durch Reinigen und durch eine reelle Wiederverpackung zum directen Uebergang in den Consum tauglich zu machen; während der Artikel in London in dem Zustande genommen werden muß, wie er vom Productionslande zugeführt wird.“

Verschiedene Gutachten verweisen bei der Gefahr, welche dem Geschäft mit Genever und ähnlichen Spritfabrikaten aus dem Anschluß erwachsen würde. Dasselbe hat neuerdings außerordentliche Dimensionen angenommen; es füllt alljährlich 70 — 80 nach Südamerika, Westindien u. s. w. gehende Schiffe völlig, und dient für 100 weitere als Hauptartikel der Fracht, während es bei noch viel mehreren eine beinahe volle Ladung ergängt. Dasselbe beschränken würde folglich auf den gesammten Schiffsverkehr und Rhedereibetrieb Hamburgs einen empfindlichen Druck ausüben heißen. Es erscheint aber jedenfalls fraglich, ob dasselbe bei einem Eintritt Hamburgs in den Zollverein nicht erheblich beschränkt werden würde, da die Betreibung der Fabrikation innerhalb des abzugrenzenden Stückes Freihafengebiet ebenso große Schwierigkeiten bieten möchte, wie die Ermittlung des Alkohol-Gehalts und die darauf zu gründende Gewährung eines Rückzolls, falls die Fabrikation innerhalb des Zollvereinsgebiets stattfände. Die Herren Viancone, Klee und Comp. führen in dieser Beziehung

warnend an, daß eine der größten Hamburger Fabriken, die Wulfe'sche, vor einer Reihe von Jahren erst von New-York dorthin verlegt worden sei, um den Weitläufigkeiten des in der Praxis doch recht liberalen amerikanischen Zollwesens zu entgehen.

Das Thran-Geschäft macht geltend, daß zwei Drittel seines Absatzes nach fremden Ländern gingen, insbesondere nach Oesterreich, ohne den Zoll des Zollvereins, der etwa 5 % vom Werthe ausmacht, tragen zu können; ins Entrepot aber könne der Handel nicht verlegt werden, weil der roh eingehende Stoff der Behandlung bedürfe, um die Kunden zufriedenzustellen, und namentlich auch weil man im Entrepot die durchsickernde Flüssigkeit (im Durchschnitt 2 %) nicht wie im eigenen Speicher auffangen könne.

Zu den heftigsten Widersachern des Anschlusses gehört das Drogerie-Geschäft, in dessen Namen zwanzig Firmen vereinigt protestiren: „Das Drogerie-Geschäft Hamburgs hat seit den letzten zwanzig Jahren eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, namentlich dadurch, daß Eisenbahnen und Dampfschiffe die Versendung der meisten werthvollen Drogen nach weiten Entfernungen ermöglichten, so daß der Absatz keineswegs mehr auf unser eigentliches Hinterland, auf das Gebiet des deutschen Zollvereins beschränkt ist. Von gleicher, vielleicht von größerer Bedeutung ist der Absatz nach Ländern außerhalb des Zollvereins geworden, namentlich nach Rußland, Oesterreich, der Schweiz, Italien, Frankreich, Holland u. s. w. In den letzten Jahren kamen noch ansehnliche und regelmäßige Aufträge für Versendungen nach transatlantischen Häfen hinzu. Diese Ausdehnung des Geschäfts hat stattgefunden, obgleich wir auf allen außerdeutschen Märkten eine Concurrnz mit anderen Häfen, namentlich eine schwere Concurrnz mit London zu bestehen hatten. Die Zufuhren Londons überwiegen natürlich die unsrigen, die Verbindungen für den Transport sind ebenso leicht und so sicher, oft sogar häufiger mit London als mit Hamburg; Agenten von Londoner Häusern vermitteln auf allen Plätzen die directen Beziehungen, und es kann nicht fehlen, daß die Auftraggeber bei gleichen Verhältnissen sehr geneigt sind, ihre Aufträge nach Hamburg statt nach London zu geben. Wenn dessenungeachtet das Hamburger Geschäft diese und ähnliche Concurrnz anderer Häfen auf außerdeutschen Plätzen wie innerhalb des Zollvereins bestehen konnte, so war der Hauptgrund grade der, daß Hamburg in seiner Freihafenstellung Vorzüge bietet, welche die concurrirnden Häfen bei ihrem Entrepotssystem nicht gewähren konnten. . . . Die Importen unserer Artikel, aus allen Ländern der Welt eingehend, würden auch bei einem liberalen Entrepotssystem doch fast immer nur in Original-Collis und in natureller Qualität zollfrei wieder ausgeführt werden kön-

nen, während es grade sehr oft darauf ankommt, die Originalpackung zu theilen oder eine Veränderung der naturellen Qualität der Waaren durch Abfieben, Ausjuchen, Mischen der verschiedenen Partien u. s. w. vorzunehmen, wenn überhaupt die Aufträge nach Vorschrift ausgeführt werden sollen. Es kommt ferner sehr oft vor, daß transatlantische und deutsche Drogen zusammenverpackt versandt werden müssen; auch das würde bei einem Entrepotsystem nicht möglich sein Die Aussendungen nach manchen transatlantischen Ländern, z. B. Mexico, Brasilien, müssen, theils um den Transportmitteln jener Länder wie Maulthier-Ladungen u. dgl., theils um den Forderungen der Besteller nachzukommen, in ganz genau vorgeschriebenen, ein bestimmtes Gewicht enthaltenden Coltis verpackt werden. Bei diesen und vielen anderen Sendungen nach außerdeutschen Ländern kommt es sehr häufig vor, daß Gewürze u. s. w. im gemahlten (gepulverten) Zustande oder Compositionen aus verschiedenen officinellen Salzen, Oelen, Parfümerien u. s. w. beordert werden und in kleinen Gläsern, Dosen u. s. w. verpackt werden müssen. Daß eine Manipulation dieser Art im Entrepot und bei erschwerenden Zollformalitäten nicht möglich ist, liegt auf der Hand Ferner giebt es viele Artikel, welche ein sorgfältig gewähltes Lager verlangen, wenn sie nicht rasch verderben sollen, oder welche doch oft besichtigt, gelüftet, gestürzt werden müssen, um sie in gutem Zustande zu erhalten oder Verdag zu vermeiden; wir nennen von unserer Branche nur z. B. Vanille, Kanthariden, Tamarinden, Succade u. s. w., dann die sehr werthvollen ätherischen Oele. Ganz abgesehen von den jedenfalls höheren Spesen im Entrepot ist die Gefahr des Verderbens Grund genug, um das Geschäft in dergleichen Artikeln wesentlich zu beeinträchtigen.“ Das Schlußurtheil der zwanzig Firmen ist: „In demselben Augenblick, wo wir den in der Freihafenstellung liegenden Vorzug aufgeben müßten, würde das Geschäft unserer Branche so gut wie verloren sein.“

Glaswaaren sind, wie Spirituosen, ein stets und überall leicht anzubringender Artikel, weshalb sie auch in Hamburg gleicherweise viel zur Vervollständigung der Schiffsladungen verwendet werden. Auch in ihrem Namen wird, und ziemlich mit denselben Gründen wie bei Spirituosen und Drogen, gegen den Anschluß Protest erhoben. Insbesondere behauptet das mitgetheilte Gutachten noch, auch das Contirungssystem könne dem Großhandel mit Glaswaaren nicht genügen, denn dann müßte man alle halbe Jahre den Bestand des Lagers aufnehmen, was man jetzt der enormen Weitläufigkeiten halber nur alle drei Jahr einmal thue.

Daß das Wein-Geschäft sich gegen die Beaussichtigung durch Zollbeamte sträubt, damit wird man am wenigsten Mitleid zu fühlen geneigt

sein. Indessen grade deswegen ist es doch wohl interessant, wie einß der größten Hamburger Häuser, in Firma G. C. Lorenz Meyer, das Sträuben rechtfertigt: „Junge Weine bedürfen in den ersten Jahren einer fortgesetzten Aufsicht. Gährungen treten mitunter plötzlich auf, und nur 24-stündige Verspätung in der Anwendung geeigneter Hülfsmittel kann zarten Weinen unwiederbringlichen Schaden thun. Später, wenn die Eigenschaften der Weine sich mehr festgestellt haben, ist es oft erforderlich, Fehler zu verbessern, magere Jahrgänge durch kräftigere zu unterstützen, geringere Weine durch Zusatz von besseren zu veredeln. Nicht selten kommt es vor, daß bereits auf Flaschen gezogene Weine wegen Gährung, fehlerhafter Bildung, Ranz, Krost u. dgl. auf das Faß zurückgeleert werden müssen, um sie wiederherzustellen. Genug, der Wein ist steter Veränderung unterworfen, und muß beaufsichtigt, gepflegt und besorgt werden, ähnlich einem lebenden Wesen. . . . Unter dem Druck hoher Zölle und entsprechender amtlicher Controle kann der hanseatische Weinhandel nur ein kümmerliches Dasein führen.“ Ein anderes Gutachten, von Herrn C. L. Zebens, bemerkt: „Einzig unsere freie Stellung hat dem Geschäft nach Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Spanien, Portugal und Italien, sowie nach allen transatlantischen Plätzen eine solche Bedeutung geben können, da die in jenen Ländern bestehenden Zollverhältnisse eine Verarbeitung und Mischung von Weinen aus verschiedenen Ländern oder gar eigenen Landestheilen unmöglich machen. Spanien und Portugal z. B. vermögen nicht, die besonders im englischen Markte gesuchten geringeren heißen Weine so billig und mundgerecht herzustellen, wie wir es hier durch Zusammenstellung von passenden Weinen aus verschiedenen Ländern, unter Zusatz von hiesigem oder preußischem Spirit, ermöglichen. Wir beziehen aus dem Süden Europas die besten, schwersten Weine und Moste, vermischen dieselben nach Preis und Qualität mit Weinen aus dem Norden Frankreichs oder bei billigen Jahrgängen mit Rhein- und Moselweinen, und bilden so einen Artikel, der trotzdem, daß eine so große Nachfrage für denselben, doch nur in den Freihäfen Hamburg und Bremen herzustellen ist. Nähmt demnach eine Steuer, so hoch wie der Anschluß an den Zollverein sie uns bringen würde, unsere Manipulationen, so würde, da eine Rücksteuer bei der Ausfuhr in diesem Falle undenkbar und unausführbar ist, dieser bedeutende Ausfuhrartikel Hamburgs vollkommen aus dem Handel verschwinden. Angenommen, eine Rücksteuer sei dennoch möglich, so würde wiederum dieselbe wegen der so großen Verschiedenheit der Gebinde, des Stärkegehalts und der Qualität mit so vielen Weitläufigkeiten und Zeitverlusten verknüpft sein, daß die an prompteste Ausfuhrung ihrer Ordres gewöhnten Engländer und Franzosen uns schon aus diesem Grunde

ihre Bestellungen entziehen würden. Letzterer Grund nöthigt mich, ver-
artig eingerichtet zu sein, daß ich jeder Ordre, welche Morgens eintrifft,
und wenn sie Hunderte von Fässern umfaßt, schon am nächsten Morgen
an Bord schaffen kann.“

Ein wenig bekannter, aber nicht unwichtiger Zweig des Hamburger
Geschäfts ist der Handel mit gesalzenem Fleisch nach England, den haupt-
sächlich Herr J. D. Koopmann auf Grundlage einer großartigen Schweine-
schlächterei betreibt. Hier ist die hohe Salzsteuer des Zollvereins der eig-
liche Gefahr. Sollte sie auch durch Erlass oder Rücksteuer an sich unschäd-
lich gemacht werden können, so entspricht ihr doch ein gleich hoher Salz-
zoll, und ohne gewisse billige fremde Salze ist der Betrieb nicht wohl
aufrecht zu halten. Herr Koopmann verbraucht im Jahre 14,000 Cent-
ner Salz; danach läßt sich der Belang des Falles ermessen.

Es ist unnöthig, weitere Einzelfälle zu häufen. Nur der wichtigste
aller Handelszweige, und dessen Stellung zur Zollanschlußfrage zugleich
die unklarste ist, das Manufacturwaaren-Geschäft, hat noch auf eine etwas
nähere Betrachtung Anspruch. Hier stehen sich Behauptungen und Wider-
legungen, Hoffnungen und Besorgnisse am schroffsten gegenüber; ja viel-
leicht kann man auch sagen, das Alte und das Neue, das deutsche Geschäft
und das fremde.

Die Commerz-Deputation hatte in ihrem Rundschreiben des grade
für Manufacturwaaren bedeutungsvollen Unstandes gedacht, daß das nor-
dische Geschäft Hamburgs im Laufe der letzten Jahrzehnte erheblich ab-
genommen und das deutsche Geschäft, sowohl was Versorgung als was
Benutzung des Marktes betrifft, ebenso merklich zugenommen habe. Die
Thatfache konnte von Niemandem angefochten werden. Aber während die
Fürsprecher des Anschlusses daraus die Nothwendigkeit ableiten, den In-
teressen des deutschen Geschäfts die entscheidende Stimme einzuräumen,
heben die Gegner mit demselben Nachdruck hervor, daß das nordische Ge-
schäft doch trotzdem immer noch höchst bedeutend sei, und daß sich ihm
seit einiger Zeit ein süd- und westeuropäisches an die Seite zu stellen
verspreche. Die Ersteren — in ihrem Namen vor Allen eingehend und
geschickt Herr A. Tidemann — weisen nach, in welchem Umfange bisher
schon der Vertrieb der Erzeugnisse deutscher Textilindustrie von Hamburg
nach Berlin, Leipzig und anderen binnendeutschen Plätzen gewandert sei,
was vollends überhand nehmen werde, wenn man sich nun auch von dem
freien Verkehr mit Schleswig-Holstein-Lauenburg und Mecklenburg noch
abschneiden lasse. Herr Tidemann und mehrere andere der befragten Ge-
währsmänner erklären gradezu, wenn Hamburg nicht in den Zollverein
trete, so müßten und würden sie ihrerseits nach einem Zollvereinspläze

überfiebern. Trete Hamburg ein, so könne ihm das Aufsteigen zu einem Centralmarkt deutscher Industrieproducte nicht fehlen. Solche Erwartungen erklären die Anhänger der Freihafenstellung, namentlich die Herren May und Hinrichsen, für ganz chimärisch. Dem stehe schon die Neigung der deutschen Fabrikanten entgegen, alle Zwischenmänner möglichst zu umgehen und sich unmittelbar mit den letzten Kunden in Beziehung zu setzen. Sollte diese Gewohnheit aber wohl als etwas so unerschütterlich Feststehendes anzusehen sein? sollte sie nicht mit der ursprünglichen Kleinheit unseres Fabrikbetriebs, der Enge des früheren Gesichtskreises zusammenhängen, und schwinden in dem Maße wie die deutsche Industrie zu einer wahrhaften Weltverfolgerin erstarkt? Das Gesuch der Chemnitzer Handelskammer an die preussische Regierung, Altona in die Zolllinie hereinanzuziehen, scheint durch seine Motivirung wohl auf dergleichen hinzudeuten. Außer der Vorliebe des Fabrikanten steht der Entwicklung Hamburgs zu einem großen Stapelplatz deutscher Manufactur auch noch die Neigung der überseeischen Abnehmer entgegen, persönlich oder durch ihre Agenten die Fabrikanten direct aufzusuchen. Aber es ist eben die Frage, ob sich dies nicht allmählich ändert, wenn Hamburg sich übrigens in die Verfassung setzt, jeder fremden Nachfrage durch ein Lager ohne Lücken zu entsprechen. Die Herren Gebrüder Vordier erwarten sogar, daß nach dem Anschluß größere deutsche Fabrikbesitzer in Hamburg Commissionslager errichten würden, wie etwa bisher in Leipzig. Auch noch in einer anderen Beziehung schlagen sich die Beweisführungen der Gegner und der Freunde des Anschlusses schnurstracks ins Gesicht. Jene entnehmen ein Argument daher, daß die dem Zollverein bisher nicht angehörigen nordelbischen Gebiete nach wie vor fremder Waare in einem gewissen Umfang den Vorzug ertheilen würden. Diese halten nichts für so ausgemacht, als daß nach dem Anschluß dieser Gebiete der Proceß der Verdrängung fremder Erzeugnisse durch deutsche, den man von Hannover her kenne, sofort beginnen und einen rapiden Verlauf nehmen werde.

Eine nahe Zukunft wird diese Räthsel lösen. Inzwischen geht grade aus der Discussion innerhalb der Manufacturwaaren-Branche hervor, daß das binnenländische Interesse keineswegs so ausschließlich, wie gemeinhin angenommen wird, auf den Eintritt der Hansestädte in die Zolllinie hinweist. Der Industrie freilich mag es gelegen sein, das Capital und den Unternehmungsgeist der Hanseaten mehr als bisher auf Ansammlung von deutschen Waaren gerichtet, sie mit Berlin, Leipzig, Magdeburg und ähnlichen Plätzen in dieser Beziehung concurrirend in die Schranken treten zu sehen. Aber welchen Vortheil haben Berlin, Leipzig, Magdeburg u. s. w. davon, daß der Kleinhändler des zwischenliegenden Gebiets, wenn er sich

auf den Sommer oder auf den Winter mit Robewaaren aller Art versorgen will, nach Hamburg oder Bremen gezogen wird, während er bisher zu ihnen kam? Der Magistrat von Berlin wird das überwiegende Interesse seiner Stadt doch wohl richtig aufgefaßt haben, wenn er — wie uns Herr Tidemann in seinem Gutachten verräth — schon nach dem Anschluß Hannovers und Oldenburgs hanseatische Manufacturwarenhändler einlud, ihr Geschäft nach Berlin zu verlegen. Unter dem Gesichtspunkt dieses Geschäftszweiges mag es im Interesse der Stadt Hamburg liegen, daß zwischen ihr und dem Binnenlande die Zollschranken fallen; aber im Interesse ihrer binnenländischen Rivalen liegt es offenbar nicht.

Dieser Satz ist übrigens noch einer bedeutenden Verallgemeinerung fähig. Hals über Kopf in die Zolllinie hereingezogen, würde der hanseatische Handelsstand einen guten Theil der Energie und der Mittel, die er bisher auf die Concurrenz mit fremden Plätzen verwendete, der Rivalität mit den größeren Mittelpunkten des Verkehrs in Deutschland widmen müssen. Jetzt dient diese Summe von Thätigkeit und Vermögen dazu, einen bestimmten Antheil an den Jedermann zugänglichen freien Gewinnsten des Welthandels in deutsche Canäle zu lenken. Sie füllt unseren nationalen Sackel aus der allgemeinen Schatzkammer der gesitteten und handeltreibenden Menschheit. Würde sie dieser Bahn plötzlich entrissen, so sähe sie sich genöthigt mit dem binnenländischen deutschen Handelsstande um Gewinnste zu kämpfen, die auch bisher schon in deutsche Taschen flossen. Der Gewerbtthätigkeit ließe sich so vielleicht ein noch um etwas stärkerer Anstoß geben; aber auch dieser würde leicht aufgewogen werden durch die geschwächte Kraft der Hansestädte, die Ausfuhr deutscher Industrie-Erzeugnisse zu erweitern.

Soviel wird aus der näheren Bergegenwärtigung des Hamburger Geschäfts dem unbefangenen Leser jedenfalls klar geworden sein, daß Interessen vorhanden sind, welche eine jähe und rücksichtslose Vorschiebung der Zolllinie an den Hasenrand im höchsten Grade gefährden würde. Der hanseatische Handel ist eben auf dem Boden freier Bewegung und verschwindend niedriger oder gar keiner Zölle zu seinem jetzigen Bestande emporgewachsen; der Vergleich mit London, Liverpool, New-York u. s. w. sagt daher gar nichts, wenn man ihn zu Gunsten unverweilten Anschlusses geltend macht, während er allerdings seine Bedeutung für die weiterreichende Frage hat, ob Plätze wie Hamburg und Bremen überhaupt nicht anders existiren können, als vermöge ihrer bisherigen Freihafenstellung. Es liegt natürlich durchaus auf dem Wege einer Zeit, welche in die Völker sowohl den Trieb nach nationaler Consolidirung wie denjenigen nach Nivellirung aller rechtlichen Ungleichheit gelegt hat, mit den Freihäfen aufzuräumen;

und das Jahrhundert wird schwerlich ablaufen, ohne daß mit Triest, Cadix und verschiedenen andern Plätzen auch Hamburg und Bremen in die ihr Vaterland umschließende allgemeine Zolllinie zurückgetreten sein werden. Vieles drängt augenblicklich schon dahin. Außerhalb der beiden Städte das eingebildete oder wirkliche Interesse der deutschen Industrie, wie es außer in dem obenerwähnten Chemnitzer Besuch auch im Schoße des Handels- und Gewerbe-Vereins für Rheinland-Westfalen bereits zu Worte gekommen ist, ferner die nicht unnatürliche Eifersucht der übrigen Seehandelsplätze, und der gerechte Wunsch ihrer eigenen unmittelbaren Umgebungen nach freiem Verkehr mit der nächsten großen Stadt; innerhalb Hamburgs und Bremens der den Wünschen der Umgegend entsprechende Vortheil der Ladeninhaber, dann das Absatzbedürfniß der localen Industrie, zum Theil sogar des Großhandels, und endlich mit der Zeit wahrscheinlich auch finanzielle Verlegenheiten. Allein eine rasche, tumultuarische Entscheidung im Sinne des Anschlusses wird dies alles nicht herbeiführen, und eine solche ist vom Standpunkt der nationalen Politik, muß man behaupten, auch nicht wünschenswerth.

Der überschauende Politiker nimmt, wenn er die Agitationen hinsichtlich der Stellung der Hansestädte zum Zollverein betrachtet, neben ihnen alsbald eine andere, mächtigere Strömung wahr, welche wohl so aussieht, als könnte sie jene ganz verschlingen. Eine der stärksten finanziellen und ökonomischen Tendenzen der Zeit ist dahin gerichtet, das angeschwollene Zollwesen der Staaten wieder einschrumpfen zu machen — es von dem Niveau einer förmlichen Wissenschaft, auf das es sich in seinen Präntensionen mitunter schon erhoben hat, herunter zu nöthigen zu einem aller Welt verständlichen Handbüchlein mit wenigen einfachen Sätzen und Regeln, wie es offenbar sein muß, weil es alle Welt binden soll. England ist uns, wie mit der Lehre und Verwirklichung des Freihandelsystems, auch mit der Vereinfachung des Zollsystems überhaupt in so glänzendem Beispiel vorangegangen, daß die Nachfolge unmöglich noch lange auf sich warten lassen kann. Der Finanzminister des Norddeutschen Bundes wird alle Ursache haben, in Peel's und Gladstone's Fußstapfen zu treten, d. h. den Zolltarif derart zu reformiren, daß der höchstmögliche Ertrag mit den geringsten Erhebungskosten und der mindestdenkbaren Belästigung des Verkehrs verbunden wird. Es wird ihm auch in diesem Bestreben weder an der äußeren Möglichkeit noch an thatkräftiger Unterstützung fehlen. Der Zolltarif ist nicht länger das versteinerte Gesetz, das er früher war; die Mehrheit der verwaltenden und der repräsentirenden Körperschaft kann ihn in Zukunft jeden Augenblick ändern. Auf der Tagesordnung des volkwirtschaftlichen Congresses hat eine Zollreform, welche sich gleichzei-

tig die Herabsetzung aller schutzzöllnerisch wirkenden, b. h. verkehrverhindernden Sätze auf ein vernünftiges Maß und die Reduction des immer noch viel zu nummernreichen Tarifs auf wenige einträgliche Positionen zum Ziele setzte, schon seit seiner Gründung im Jahre 1858 gestanden; und eben jetzt schickt der Congreß sich an, die Schulter von neuem an das nun vom Hemmschuh befreite, bequemer rollende Rad zu stemmen. Kommt die Sache so in Fluß, so ist nicht zu erkennen, woher ihr besonders gefährliche Gegner auferstehen sollten. Es wird mit der Beschränkung des Tarifs auf ein halbes Duzend finanziell erklecklicher Artikel oder wenig mehr und mit der finanziell zweckmäßigsten Besteuerung derselben reißenden Fortgang nehmen, sobald nur die Verhältnisse vollends für die Behandlung von Tariffragen und dergleichen überhaupt geebnet sind.

Welches ganz andere Aussehen gewinnt dann die hanseatische Frage! Jetzt schon deuten einige der anschlusswidrigen hamburgischen Gutachten leiser oder lauter an, daß sich bei einem namhaft reducirten Zolltarif wohl von Anschluß möchte reden lassen. Die meisten Zeugen aber sprechen natürlich rein unter der Voraussetzung des Bestehenden, und blicken entweder nicht so weit oder erachten es nicht für klug, eine denkbare Umgestaltung der Zukunft ebenfalls im voraus mit zu berücksichtigen. Könnte aber z. B. eine Tarifreform, wie sie eben charakterisirt worden, nicht das Drogerie-Geschäft so gut wie gänzlich außer Betheiligung am Zollwesen setzen? das Glas-Geschäft, das Salzfleisch-Geschäft, das Manufacturwaaren-Geschäft und viele andere Zweige wesentlich erleichtern? der Schiffs-Expedition einen großen Theil der Umständlichkeit nehmen, welche eins der angeführten Gutachten so abschreckend schildert? Würde eine solche Tarifreform nicht alle die Einwände, welche sich gegenwärtig noch wider die Verweisung des ausländischen Geschäfts ins Entrepot erheben, auf einen unwichtigen kleinen Rest zurückführen? Würde sie nicht der Speicher-Frage, der drohenden „Entwerthung des Grundeigenthums“ ihre Schrecken nehmen?

Es ist daher, um die Gefahr und Einbuße für den hanseatischen Handel möglichst einzuschränken, gewiß gerathen, mit einer gleichviel wie beschaffenen, moralischen oder formellen Nöthigung zum Eintritt so lange zu warten, bis der Zolltarif unter der Wirkung der nun schrankenlos auf ihn eindringenden reformirenden Tendenzen eine mehr oder weniger definitive Gestalt gewonnen hat. Es ist auch gerathen aus einem zwar secundären, aber doch nicht unbedeutenden finanziellen Gesichtspunkt, demjenigen der Errichtung der erforderlichen Docks. Eins der hamburgischen Gutachten glaubt ihre Kosten für Hamburg mäßig anzuschlagen mit 25 Millionen Thalern. Daran könnte sicherlich eine sehr angenehme Summe

gespart werden, wenn die Positionen und die Sätze des Tarifs vorher gründlich reducirt wären; und nicht bloß der Zollkasse halber sollte man deswegen so lange warten, sondern auch um der betreffenden Lagerbestände und Speicher willen, die sonst ja einer mehrmaligen gänzlich zwecklosen Hin- und Herbewegung, Räumung und Füllung rasch hintereinander unterworfen werden würden.

Die Zwischenzeit kann auch von Seiten der Zollverwaltung im allgemeinen vaterländischen Interesse nützlich angewendet werden, wenn sie ihre Formen und Prozeduren mittlerweile möglichst auf den Fuß des großen Weltverkehrs spannen will. Daß in dieser Hinsicht noch mancherlei zu wünschen übrig bleibt, ergeben schon die wiederholten Verathungen von Abgeordneten preussischer Seestädte in Berlin, deren Hauptstoff jedesmal die Formalitäten der Zollbehörden ausmachten. Die ganze Zollordnung des Zollvereins bedarf einer zeitgemäßen Revision. Sie stammt aus einer Vergangenheit, welche noch nicht eigentlich vom Dampf beherrscht wurde, d. h. von einer hohen und durchgängigen Werthschätzung der Zeit. Sie ist auch ursprünglich für ein Gebiet erlassen worden, das mit dem eigentlichen Weltverkehr, d. h. dem oceanischen, wenig zu thun hatte. Indem die Hansestädte diesem Gebiet zuwachsen — und das werden sie ja mit oder ohne Anschluß auf der Stelle thun, da auch Hamburg im letzteren Falle unzweifelhaft zu einem „Freihafen des Zollvereins“ gleich Bremen werden wird —, verändert sich dessen allgemeines Wesen, und muß demgemäß das Zollverfahren nun leichtere und flüssigere Formen annehmen. Insbesondere hinsichtlich unbeschädigter Waaren, Waaren die aus dem Auslande an den Absender zurückkommen, und Waaren die bei der Expedition eines überseeischen Dampfschiffes liegen bleiben, werden billigere Vorschriften am Plage sein. Die Höhe der Zoll-Credite scheint den Hamburgern ebenfalls nicht hinzureichen, und in dem bestehenden Contirungssystem entdecken sie noch Härten. Nicht wenig wird auch darauf ankommen, daß man ihnen Beamte schickt, welche einen gewissen Respect vor der Bedeutung der im Welthandel auf dem Spiele stehenden Interessen haben.

Wenn unser nationales Zollwesen in allen diesen Richtungen während der nächsten Jahre die Fortschritte macht, zu welchen der allgemeine Aufschwung der Nation ihm die Kräfte und Mittel darbietet, so wird der Tag wohl nicht so fern sein, wo auch in Hamburg und Bremen die öffentliche Stimme mehr oder minder einmüthig erklärt, sie halte es nun nicht länger für gefährlich oder überwiegend nachtheilig, wenn die Zolllinie bis an den Hafenrand vorgeschoben werde. Dann wird sich auch äußerlich präsentiren, was innerlich bereits zur Wirklichkeit geworden ist: die volle

und unbedingte Solidarität unserer beiden großen Westthalenländer mit der nationalen Gesamtheit.

H. Lammerß.

Hannover seit der Einverleibung in Preußen.

Mehr als ein halbes Jahr ist verflossen seit der Verkündigung des königlichen Erlasses, welcher die Hannoveraner zu Preußen machte, und wie der Ausfall der Reichstagswahlen schon bekundete, hat die Anfangs unleugbar weit verbreitete Mißstimmung über diesen Akt bei der Mehrzahl des Volkes allmählich verständigerer Auffassung Raum gegeben. Aber noch immer giebt es eine nicht geringe Anzahl sonst nicht übler Leute, die sich in ihn durchaus nicht zu finden vermögen, verdrießliche, bekümmerte, haßerfüllte Gemüther, Hoffnungen auf einen Umschwung nach dem Alten hin, die nicht recht leben und doch auch nicht sterben können, Befürchtungen, zehnmal widerlegt und ebenso oft wieder aufgetaucht, Kundgebungen stärkster Abneigung gegen die neue Gestalt der Dinge aus der Mitte der verschiedensten Parteien.

Bis in die letzten Wochen hinein, bis heute noch grollte ein sehr erheblicher Theil der Hannoveraner, grollten namentlich die untersten und die höchsten Stände mit der Gegenwart, sehnten sie sich nach der Vergangenheit zurück, konnten sie den Gedanken nicht fassen, daß dies immer so bleiben, die Annexion unwiderruflich, der Stern des Welfenthums für alle Zeit untergegangen sein sollte.

Anhänglichkeit an das Welfenthum? Trauer über seinen Untergang? Unzufriedenheit über die Einverleibung des Landes in Preußen? Fürwahr, man sollte meinen, daß diese Empfindungen wenigstens in den Schichten der Gesellschaft, welche die Geschichte auch nur der letzten dreißig Jahre einigermaßen im Gedächtniß haben, recht selten sein müßten. Man sollte meinen, daß es sich besser wohne neben der Mühle von Sanssouci, als neben der Schleuse von Emden, die König Georg bekanntlich für dringend der Verbesserung bedürftig erklärte, aber nicht verbessern konnte, weil einige Emdener sich zu den Grundsätzen des Nationalvereins bekannt hatten.

Hannover ein Meierhof der Welfen, halb von England ausgebeutet, halb vom Landesadel für seine Interessen verwerthet, sonst von seinen Besitzern in jeder Weise vernachlässigt und hintangesetzt. Dann Ernst August's absolutistisches Regiment, gewaltsamer, schänder Verfassungsbruch, Maßregelung der Kammern, Vertreibung der Göttinger Sieben. Zuletzt ein König, der so ziemlich alle Fehler seiner Vorfahren in sich vereinigte, dessen Hochmuth und dessen asiatische Anschauungen von der Bedeutung der Königswürde wiederholt und bis heute den Spott herausforderten, dessen Egoismus das Land wiederholt und bis heute noch schwer beschädigte. Kein Hannoveraner von einigem Urtheil und

einigem Sinn für das Sittliche im politischen Leben könnte, so sollte man annehmen, den endlichen Zusammenbruch solcher Verhältnisse anders als eine Erfüllung der siebenten Bitte im Vaterunser empfunden haben.

Und dem ist wirklich so. Eine Anzahl legitimistischer Doctrinäre, ein beträchtlicher Theil des Geschlechts, welches mit dem Herzen zu denken pflegt, persönlich zu Danke Verpflichtete, romantisch Schwärmerde, solche, die über dem tausendjährigen Alter der vertriebenen Dynastie die Sünden derselben vergessen, mögen aufrichtige Bekümmerniß über den allerdings furchtbaren Sturz König Georg's von der Höhe seiner Träume fühlen. Die weit überwiegende Mehrheit der „treuen Hannoveraner“ grämt sich nur scheinbar darüber. Ihre „Treue“ ist entweder Beidruß über den Sieg Preußens, dessen Natur ihnen aus demokratischen, ultramontanen oder gar keinen Gründen zuwider ist, oder verletztes Interesse, oder, und das ist der häufigste Fall, ein Gemisch aus beiden. Man meint, wenn man den umgestürzten Welfenthron beklagt und seine Wiederaufrichtung ersehnt, in der Hauptsache das mit demselben zu Grunde gegangene kleinstaatliche Leben, verlorene Privilegien, genommene oder bedrohte Vortheile, anezogene, unter der letzten Regierung sorgsam gepflegte, schließlich vor dem Sturm der Geschichte zerfahrene Einbildungen von der Bedeutung des Staatswesens, dem man bis zum September des vorigen Jahres angehörte.

Die Hannoveraner, von Haus aus ein Volk so gesund und wacker wie eines, werden binnen Kurzem in der Luft des Großstaates, der sie sich zum Heil des Gesamtvaterlandes erobert, alle ihre guten Eigenschaften entwickeln. Wir werden sie bald — darüber kann kein Zweifel obwalten — den besten Preußen beizuzählen haben. Aber wie die Dinge jetzt liegen, hat sie — namentlich in der Residenz — das kleinstaatliche Wesen vielfach degeneriren lassen, und der spezifische Welfengeist hat dabei ein Uebrigcs gethan.

Wenig sich anstrengen und wenig steuern, ungebührlich geschätzter Verdienst, leichter Erwerb, behaglicher Genuß, während Andere draußen sich im Schweiß ihres Angesichts rührten, Gelegenheit, mit mäßigem Wiß, Wissen und Eifer eine Rolle zu spielen, unter die Arme greifende Vettern, die zu Amt und Würden emporhalsen, die Gönnerschaft eines Hofes, der so bereitwillig und reichlich wie vielleicht kein zweiter in diesem Jahrhundert die Schmeicheleien zudringlicher Selbstsucht honorirte — alles das und manches Andere ist mit dem Exodus von Herrenhausen nach Hiesing dahin. Statt dessen hat man, über den Trümmern des alten Phäakenglücks stehend, eine Zukunft vor sich, unbehaglich großartig wie das Wesen einer Großstadt dem plötzlich in deren Mitte versetzten Kleinstädter, gemüthlos streng in ihren Anforderungen, mit schweren Pflichten, die nicht abzukaufen, mit Rechten, deren Werth gegenüber den bisherigen leicht faßlichen Vortheilen man noch nicht zu schätzen weiß. In der That, es ist begreiflich, wenn manchem in jenen kleinen Verhältnissen Gediehenen vor dieser Zukunft graut, und wenn er sich sehnsüchtig die Vergangenheit als die alte gute Zeit zurückwünscht.

Die Besten aber sind diese Rückwärtschauenden natürlich nicht. Der wirklich tüchtige Theil des Volkes beginnt mit jedem Tage in weiterem Umfang sich mit der aufgehenden neuen Zeit zu befreunden, und auf diesen kommt es

zunächst an. Die Uebrigen werden nachfolgen, sobald sie inne werden, daß man auch hier, wenngleich mit etwas mehr Rührigkeit und Umsicht, seine Rechnung findet.

Am meisten Verbitterung herrschte bisher im Calenbergischen, im Lüneburgischen, im Göttingischen und in der Gegend von Hoya und Diepholz. Das zeigen die letzten Wahlen, und die Erklärung liegt auch nicht fern. Alle diese Landschaften sind alter welfischer Besitz und in Folge dessen fester mit der Dynastie verwachsen als der Rest des ehemaligen Königreichs Hannover, von welchem überdies beträchtliche Stücke bis vor etwa fünfzig Jahren Theile der preussischen Monarchie waren, also jetzt nur zu dem Körper zurückkehrten, von dem sie die Politik des Wiener Congresses losgetrennt. So vor Allem Ostfriesland, welches zu allen Zeiten die Erinnerung an seine einstige Zugehörigkeit zum Staate Friedrich's des Großen bewahrte und bethätigte. So die Niedergrafschaft Lingen, welche 1702 an Preußen, durch den Tilfiter Frieden an Frankreich und erst 1815 an Hannover fiel, und die allerdings nicht gerade zu den in unserm Sinne gutgesinnten Gegenden gehört, aber nicht aus Begeisterung für die Welfen, sondern weil der Reichstuhl — die Bevölkerung ist hier katholisch — antipreußisch denkt. So ferner der Kreis Meppen, der gleichfalls erst 1815 hannovrisch wurde, die von Reformirten bewohnte Grafschaft Bentheim, das Fürstenthum Hildesheim, beide um dieselbe Zeit annectirt, das Eichsfeld und Goslar, Osnabrück und das Harlingerland. Wo sich in einigen von diesen Strichen Widerwille gegen die neue Gestalt der Dinge äußerte, war er immer mehr oder minder auf die Ränke der katholischen Geistlichkeit zurückzuführen, die wie überall in ihrer Wehrzahl Sympathien für Oesterreich hegt und pflegt. Länger als die zuletzt genannten Gebiete gehörte das Land Hadeln zum vormaligen Königreich Hannover, aber in eine innige Gemeinschaft mit demselben ist das Volk dieser Gegend, welches bis in die fünfziger Jahre die meisten seiner uralten Einrichtungen bewahrte, niemals getreten. Dagegen wuchs das Herzogthum Bremen und Verden, im westphälischen Frieden an Schweden gekommen, 1712 von Dänemark erobert und sieben Jahre später an Hannover abgetreten, rascher mit den alten Welfenlanden zusammen, da hier ein zahlreicher armer Adel haust, von dessen Mitgliedern viele kaum den Grundbesitz von Großbauern aufzuweisen haben und deshalb auf Fürstendienst bei Hofe, im Militär und in der Verwaltung angewiesen sind. Viel Freude an der Gesinnung dieses weitgedehnten Strichs hat man indeß in Hiesing nicht erlebt; denn die Wahlen fielen hier fast allenthalben mit großer Majorität im nationalen Sinne aus und damit für Preußen.

Das Bisherige reicht nicht aus, um zu einem klaren Urtheil über die Elemente zu verhelfen, welche Preußen in Folge der Einverleibung Hannovers zu verarbeiten hat. Beruf, Lebensstellung und Confession lassen zahlreiche Ausnahmen von der Regel hervortreten, welche die Vergangenheit der verschiedenen hannoverschen Landestheile an die Hand giebt, und wie allenthalben zeigt sich auch hier, daß die Parteien häufig, wenigstens im Wesentlichen, mit den Ständen zusammenfallen.

Die Bevölkerung Hannovers besteht gleich der von Schleswig-Holstein in

weit überwiegender Masse aus Landleuten. Nur ein Ort hat einigen Anspruch darauf, sich Großstadt zu nennen, die Residenz, und auch diese trug noch vor wenigen Jahrzehnten nichts weniger als jenen Charakter. Dazu kommen dann ein halb Duzend zum Theil recht stattlicher Mittelstädte, Osnabrück, Hildesheim, Göttingen mit der Universität, Harburg, Emben, Lüneburg und Celle, der Sitz der hannoverschen Thronis. Noch mögen Clausthal und Zellerfeld im Oberharz und das alte Goslar genannt werden. Was sonst von Städten im Lande existirt, Hameln, Rienburg, Stade und das ostfriesische Leer etwa noch ausgenommen, gehört in die Klasse der kleinen Ackerstädtchen, deren Einwohner sich von denen des umliegenden platten Landes nur dadurch unterscheiden, daß sie städtische Gerechtsame besitzen, und daß sich in ihrer Mitte ein Gericht oder eine Amtsverwaltung befindet.

Die Zahl der Gewerbetreibenden ist verhältnißmäßig gering. Fabriken von Bedeutung trifft man nur in der Hauptstadt und dem benachbarten Linden, wo Eggestorf, Hannovers Vorfig, seine Maschinenwerkstätten aufgeschlagen hat, in Harburg, Osnabrück, hier und da am Unterharz, in Celle und einigen kleinern Orten. Mit der rheinischen und westphälischen, mit der sächsischen und der Berliner Industrie ist alles das, einige wenige Etablissements ausgenommen, kaum zu vergleichen.

Hannover hat ferner in der Residenz und in den größeren Nordseep lägen einen intelligenten Kaufmannsstand, der mehrere große Firmen aufweist, und einen zahlreichen, aber nur in wenigen seiner Familien wohlhabenden oder reichbegüterten Adel. Rechnen wir dazu noch die Schiffer- und Fischerbevölkerung der Küsten und Inseln, eine dem Bedürfniß angemessene Anzahl von Advocaten, höheren und niedern Lehrern, von Ärzten und Geistlichen, ein sehr reichliches Beamtenpersonal, etwas Künstlerschaft und etwas unglückliches Gelehrtenthum, endlich die Ueberbleibsel des Hofhaltes und der Armee, einen Schwarm von Lakeien, einige pensionirte Offiziere, so werden wir ungefähr beisammen haben, was nach der Stellung, die es in seinen einzelnen Kreisen durchschnittlich zu der Thatsache der Annexion einnimmt, zu betrachten sein wird.

Der Bauer, soweit er nicht in die selbstentende Klasse der größeren Landwirthe gehört, die hier namentlich in den bremenschen Marschen mehrere recht wadere Vertreter hat, bildet keine Parteien, aber er dient ihnen gelegentlich und dann meist den conservativen. Er ist bei Regierungsveränderungen in der Regel passiv, vorausgesetzt, daß er nicht mit sehr starken Mitteln künstlich oder durch Nebenbetrachtungen, welche sich aus der Natur der Sache ergeben, natürlich aufgeregert wird. Beschränkten Horizonts, liebt er das Naheuegende und Gewohnte, ist er mißtrauisch gegen alles Fremde und Neue, und so sind ihm Veränderungen überhaupt zuwider. Bei den in Rede stehenden regen sich in ihm vor Allem egoistische Gedanken. Er fürchtet höhere Steuern, Unterbleiben eines ihm wünschenswerthen Chausseebaues, Verlegung eines ihm bequemen Amtssitzes und Aehnliches. Sonst läßt ihn die Staatsaction ziemlich gleichgültig, wird er doch sein Getreide und sein Vieh unter dem neuen Fürsten gleich theuer oder gleich wohlfeil verkaufen, als unter dem alten. Wo sich in dörflichen Kreisen ja ein mehr oder minder warmes Gefühl für das angestammte Fürstenhaus

regt, weicht es gewöhnlich bald der Betrachtung: „Wat de groten Herren maket, da könnt wi nix an ännern.“ „Ja ja, es ist wohl nicht anders, und was schadet es denn auch,“ setzt dann etwa ein Aufgeweckterer hinzu, oder ein noch Klügerer weiß, daß es nicht bloß nicht schadet, sondern in der oder jener leicht begreiflichen Beziehung sogar Nutzen verheißt.

Deutschen Patriotismus findet man auf dem Lande nur sehr sporadisch, solchen, der sich für das spezifische Vaterland begeistert, aus naheliegenden Gründen nur in Preußen weit verbreitet und constant; viel öfter begegnen wir einem gewissen Stolz und einer gewissen Liebe in Bezug auf den engsten Bezirk, in dem man sich bewegt, der Provinz, der Grafschaft, in der man geboren ist.

So und nicht anders war es auch in den meisten Strichen Hannovers. Und so und nicht anders wäre es hier überall gewesen, wenn nicht einige Momente hinzu gekommen wären, welche die gleichgültige Stimmung, den auf materiellen Erwerb gerichteten Sinn des Bauern bei Vielen alterirt hätten. Unser Landvolk befand sich wohl, namentlich im Vergleich mit früher. Seit einem Menschenalter hatte die Gesetzgebung vorwiegend zu seinen Gunsten gearbeitet. Es wußte nichts von drückenden Steuern und hatte es in der Hand, alles derartige von sich abzuweisen, besonders jede Erhöhung der Grundsteuer. Wäre unser Adel nicht in seiner Mehrzahl so bornirt, wie er in Wirklichkeit ist, hätte er die Handhabe, welche die Verfassung ihm bot, benützt, die Staatsmittel Hannovers wären ohne Zweifel noch mehr zum Vortheil der Grundbesitzer verwendet worden.

Hierzu traten dann noch andere Betrachtungen. Zunächst war seit Jahren im ganzen Lande, vorzüglich aber in den alten Provinzen, die Verherrlichung des Welfenthums und andererseits die Aufregung gegen Preußen systematisch betrieben worden, und etwas davon hatte sich auch dem Pöbel der Dorfbewohner mitgetheilt. Dazu kam das fortwährende stille Wühlen des Klerus in den katholischen Gegenden. Dazu ferner der hannoversche Patriotismus und der Preußenhaß, der den Bauernsohnen, die in der Armee dienten, angedrillt und von diesen bei Beurteilungen und nach ihrer Entlassung aus dem Regiment in der Heimath weiter verbreitet wurde, was namentlich nach der Affaire von Rendsburg geschah. Endlich aber nach der Annexion begann eine überaus rührige und nicht ungeschickte Agitation mißvergnügter Adliger, Pastoren, Schulmeister und Beamten, die nichts verschmähte, um das Mißtrauen, welches der Bauer von Natur schon der neuen Gestaltung der Dinge entgegenbrachte, zu mehren, das Gefühl des Angestammtheits zu stärken, über Preußens Macht und die Ohnmacht der verjagten Dynastie zu täuschen und Hoffnungen auf einen Umschwung zu nähren, an welche die Klügeren dieser Agitatoren schwerlich selbst geglaubt haben werden.

War es dem Bauern im Durchschnitt ziemlich einerlei, welchem Potentaten er seine Steuern bezahlte, wenn sie nur möglichst niedrig waren, so mußte er jetzt ängstlich, verdrießlich und, wenn er Choliker war, rabiat werden, wenn ihm jene Wühlerschaft Uebertreibungen hinsichtlich der preussischen Besteuerung zuflüßerte, wenn ihm die künftigen Abgaben z. B. als solche dargestellt wurden,

daß — so sagte man den Leuten eines Ortes bei Celle wörtlich — auf jedes Huhn seines Hofes jährlich zwei Groschen zu entrichten sein würden. Der Unsinn wurde geglaubt, daran, wie man in Altpreußen dabei habe bestehen und sich wohl befinden können, dachte die liebe Einfalt nicht, und so war es nur natürlich, daß man der Veränderung aufrichtig und gründlich gram wurde.

Der wohlhabende Voll- oder Halbweier hatte bisher seinen Sohn für dreihis fünfhundert Thaler, je nachdem friedliche oder kriegerische Conjunctionen die Preise veränderten, vom Soldatwerden losgelaßt. Jetzt sollte das Privilegium des Geldbeutelers wegfallen und damit einer der werthgehaltenen Unterschiede zwischen dem dörflichen Magnaten und dem dörflichen Proletarier. Der Bauernsohn und der Sohn des geringen Häuslings trug künftig, wenn das so blieb, in demselben Bataillon die Muskete, und das noch dazu drei volle Jahre. Ein zweiter Grund zu schwerer Bekümmerniß, der sich von der Agitation gegen Preußen ansbeutete, ließ, und der von ihr mit allerhand groben Unwahrheiten, mit der Behauptung, die Preußen mißhandelten ihre Rekruten, und ihre Soldaten müßten ohne Zuschuß von Hause Hunger leiden, und ähnlichen Fabeln nach Möglichkeit wirksamer gemacht wurde.

Eine sehr kräftige Unterstützung fand dieses Treiben in den beurlaubten Militärs der vormaligen hannoverschen Armee, den „Helden von Langensalza.“ Nur selten war der Vater oder Nachbar des Heimgekehrten über die Grenze seines Amtsbezirks hinausgekommen, niemals über die des Landes. Seine Kenntniß von Geographie und Geschichte war sehr mäßig und beschränkte sich auf Hannover. Selbst der Schulmeister konnte in der Regel nicht aushelfen, man hatte ihn zu viel mit dem neuen Katechismus geplagt, als daß ihm Zeit geblieben wäre, sich auf das Studium der Landkarte einzulassen. Daß es mächtigere Fürsten gab als Georg Rex in Herrenhausen, und einen davon ganz in der nächsten Nachbarschaft, ahnten die Meisten in den Dorfsibyllen der Lüneburger Heide und des Calenbergischen vor dem Kriege so wenig, daß sie beim Ausbruch desselben darauf geschworen hätten, der Preuße würde „Rackenschläge kriegen.“ Und als die „Helden“ von der thüringer Heerfahrt zurückkamen, hörte man jene Erwartung bestätigen. Die Preußen waren, so erzählten sie, wirklich und zwar ganz gründlich geschlagen worden, und wenn das dem König und dem Lande nichts geholfen, so konnte lediglich Verrath die Ursache gewesen sein.

In der That, es ist in den ersten tollen Wochen nach der Occupation und später nach der Einverleibung, wo Unfug treiben eine Zeitlang wohlfeil und bequem war, wahrhaft ungeheuerlich in den Dorfschenten Preußen gegenüber renomirt und unglaublich viel unkluges Geschwätz in Umlauf gesetzt worden, und neben dem frondirenden Adel, der zu Wagen und zu Pferde herumzog, um, plötzlich über die Massen leutselig geworden, die bisher über die Achsel angesehenen Bauern aufzureizen, Gerüchte, Tröstungen, Hezereien von Piezing an den Mann zu bringen, Broschüren, Flugblätter, Proclamationen des Königs zu colportiren, haben die entlassenen Gefangenen von Langensalza das Meiste dabei geleistet.

Die thörichtsten Märchen wurden herumgetragen von Wirthshaus zu Wirthshaus, von Spinnstube zu Spinnstube. Nichts war so abgeschmackt, daß es der

einmal aufgeregten Phantasie der Leute nicht als Trost willkommen gewesen wäre. Heute hatte man die Nachricht, daß der Franzose sich rüste, um König Georg wieder nach Herrenhausen zurückzuhelfen. Den nächsten Tag stand der Russe schon, an die dreimalhunderttausend Mann stark, in gleicher Absicht bei Verden. Eine Woche später lag die Stadt Hannover in Trümmern und ringsum war Alles voll todter Pickelhauben. Selbst der kleine Däne mußte bei solcher Mythenbildung dienen und gegen die Preußen Großthaten verrichten.

Wem Fama hierbei zu viel des Guten that, der tröstete sich oder ließ sich trösten mit der Zukunft, und zwar je nach seinem Bildungsgrad oder Temperament. Die Sanguiniker waren überzeugt, „dat et up dat Frühjohr wat gift.“ Besonders Kluge und Genauere wußten, daß König Georg zum 26. Mai (der 27. ist sein Geburtstag) wieder auf dem Thron seiner Väter Platz nehmen werde. Resignirtere Propheten meinten, in zehn Jahren wäre Alles wieder beim Alten, wobei die Zeit von 1803 bis 1813, die uns der Hofhistoriograph Schumann so rührend geschildert, vorgeschwebt haben mag. Umsonst predigten die Zeitungen Vernunft. Der Bauer las sie nicht, er nimmt nicht einmal von der kleinen Lokalpresse Notiz.

Dagegen gingen Prophezeiungen volksthümlicher Art von Mund zu Mund, vorzüglich im Lüneburgischen, Osnabrückischen und Hoya'schen, die zum Theil uralte Phantasien modernisirt wieder auf den Markt brachten. Spökenkieser haben auf irgend einer Haide den Spul des zweiten Gesichts erlebt und Züge von Kriegsvolk, Schlachten und Niederlagen der Preußen in der Luft gesehen. Widerwider haben ähnliche blutige Visionen zu berichten. Zu Burgdorf hat vor etwa zweihundert Jahren ein Mann gelebt, Widenthieff mit Namen, der seiner Vaterstadt ihre Zukunft bis auf das Jahr 1868 voraussagte. Um diese Zeit wird es Krieg geben unter den deutschen Völkern, Hannover wird von einem Volk in Nützen überzogen werden, zuletzt werden sich fremde Potentaten einmischen, und da wird man sich bei Burgdorf eine große Schlacht liefern, die Anfangs zweifelhaft stehen wird.

„Wenn aber der Reiter auf dem weißen Pferde (für uns ein Götterschatten aus der Heidenzeit, Wodan auf seinem Ross Sleipner, oder der bekannte Weltgerichtreiter der Apokalypse, für den Bauer vermuthlich der Kronprinz Ernst August auf dem Welfenschimmel des hannoverschen Wappens) von Celle her erscheinen wird, so werden die Feinde, die kein undeutsches Volk sind (die Preußen, denkt der Bauer bei dieser unzweifelhaft modernen Interpolation), sich vor dem Heere des Königs der sieben Länder (Rußland oder Oesterreich?) zur Flucht kehren und so eilig flüchten, daß, wenn ein Brot auf dem Schlagbaum läge und sie noch so hungrig wären, sich doch keiner die Zeit gönnen würde, es mitzunehmen.“

Und wer dem alten Widenthieff nicht traut, der glaubt wenigstens den Propheten, welche der Himmel in neuester Zeit seinem Volke erweckt hat. Dem Müller bei Mienburg z. B., der für dieses Frühjahr sechs Ueberschwemmungen der Weser und hinter der letzten, die in die Ernte fallen wird, die Wiederbringung aller welfischen Dinge geweissagt hat. Oder dem hellsehenden Schäfer im Osnabrückischen, der erst im vorigen December gestorben ist. Derselbe wußte Tag

und Stunde seines Todes und sogar, daß bei seinem Begräbniß der Wagen zerbrechen würde. Er hatte aber auch sicheren Bericht über weiter hinaus Liegendes, unter Anderen Politisches. Vierzehn Tage nach seinem Ableben, so verkündete er, werde für sechs Wochen Thauwetter eintreten. Dann werde, abermals für sechs Wochen, scharfer Frost kommen und hierauf ein Krieg und die Wiedereinsetzung König Georg's. Aber, die Wetterprophezeiung ist ja nicht eingetroffen? Schadet nichts. Man nimmt sich von der Sache, was paßt. Auch wir befragen ja in Angelegenheiten, in denen wir unschlüssig sind, die Rockknöpfe, sie antworten nein oder ja, und wir thun doch, wonach uns der Sinn stand, ehe wir fragten.

Damit ist ein großer Theil unseres Landvolks charakterisirt, wie er bis gegen das Ende des verflossenen Jahres gestimmt war. Viele dachten und hofften ohne Zweifel noch vor vierzehn Tagen so, zumal die welfische Propaganda und die ultramontanen Gegner Preußens in manchen Gegenden ihre Aufstachelung der Gemüther fortsetzten und die Erlebung des westlichen Horizonts den angeführten Prophezeiungen Recht geben zu wollen schien. Viele Andere dagegen haben sich offenbar mit den neuen Zuständen ausgeöhnt, und das ist selbst in den alten welfischen Landen und nicht minder in den katholischen Dörfern des Hildesheimischen und des Osnabrückischen zu bemerken. Nie und nirgends endlich ist es einem Bauer eingefallen, seiner üblen Stimmung anders als durch Worte Luft zu machen, wenigstens nicht in nüchternem Zustande. Nur der Branntwein führte bei Märkten und Controlversammlungen einigemal zu Thätlichkeiten, in einem anderen Artikel, in welchem nach den hier geschilderten Parteien die Ereignisse seit der Annexion erzählt werden sollen, zu berichten sein wird.

Für einen Aufstand aber zu Gunsten des Hiesiger Hofes sind unter dem Landvolk durchaus keine Elemente vorhanden. Nicht einmal erheblicher passiver Widerstand ist in diesen Schichten der Bevölkerung geleistet worden. Die Umwandlung der Gesinnung vollzieht sich langsam, aber stetig. Ostfriesland ist von Anfang an mit Freuden unter die Fittiche des schwarzen Adlers zurückgelehrt. Die Großbauern des Marschlandes zwischen dem Ausfluß von Weser und Elbe hießen die Einverleibung gleichfalls fast ohne Ausnahme willkommen. Der Harz, von der Regierung sehr abhängig, kennt nichts von Opposition. Auch anderwärts kann man mit der Gegenwart im Ganzen zufrieden sein und von der Zukunft Besseres hoffen.

Würdigung des großen Gewinns, den die Annexion brachte, Begeisterung bei dem Gedanken, einem Volke anzugehören, welches künftig in europäischen Fragen mitzureden hat, Begreifen des Umstandes, daß dieses neue Recht nicht bloß eine Ehre ist, sondern auch auf die materielle Wohlfahrt des Einzelnen fördernd zurückwirken muß, wird Niemand von dem Landbewohner erwarten, wenigstens von der Masse nicht. Aber andere Vortheile der Verwandlung der Hannoveraner in Preußen beginnen auch der Menge schon aufzudämmern. Die preußischen Steuern sind etwas höher als die bisherigen, aber sie sind gerechter vertheilt, und der kleine Mann steht sich besser dabei. Das preußische Militärwesen legt uns Lasten auf, die weit schwerer sind als die, welche das hanno-

versche uns zu tragen zumuthete. Aber einmal wären wir, wenn das Land selbständig geblieben, damit nicht verschont worden, und dann hat die Sache auch ihre lichte Seite. Der Dorfproletarier setzt im Regiment seine Schule fort, gewinnt bessere Haltung, Sinn für Pünktlichkeit und Sauberkeit, bekommt etwas von der Welt zu sehen. Der Sohn des Großbauern kann als einjähriger Freiwilliger eintreten, wenn der Vater das Geld, welches er früher für einen Einsteher zahlte, dazu verwendet, ihn was Rechtes lernen zu lassen, was später nach der Heimkehr dem Gehöft zu Gute kommt. Arm und Reich haben fortan gleiche Pflichten zu erfüllen, und wenn das den Reichen noch verdriest, so hat der Arme Ursache, sich dessen zu freuen.

Die Liebe zu der alten Dynastie saß, wie bemerkt, nirgends sehr tief und fest. Die Hoffnung auf einen Umschwung der Lage würde trotz der antipreußischen Propaganda und ihrer Propheten merklich kleiner und jager geworden sein, wenn die Luxemburger Frage sie nicht aufgefrischt hätte, und nicht außer Acht zu lassen ist, daß neben ihr die Befürchtung herging, der Krieg, der sie allein erfüllen könnte, werde den Sohn in Lebensgefahr bringen und den Wohlstand des Vaters mit Verwüstung heimsuchen. Der Bauer sieht die alten Hoheitszeichen an den Wegen und Grenzen mit preußischen vertauscht, er hört seinen Pastor für König Wilhelm beten. Er bekommt Briefe aus der Garnison des Bataillons oder der Schwadron, der ein Angehöriger seines Haushalts zugeheilt ist, und liest, daß derselbe sich in seiner Stellung gefällt, und daß das gefürchtete Hungerleiden der Preußen ebenso sehr Märchen war als der Rekruten prügelnbe Corporal.

So schleicht sich ein Vorurtheil und ein Grund zum Groll nach dem anderen hinweg, und wenn bei Manchem noch geraume Zeit ein Rest von Abneigung bleiben wird, die große Mehrzahl ist uns sicher.

Die Stellung des hannoverschen Bürgerthums zu den neuen Zuständen ist weniger leicht zu bezeichnen. Im Allgemeinen wirken hier vielfach dieselben Momente wie unter den Bauern, aber auch mehrere andere, und dann ist zwischen den Einwohnern der Residenz und denen der kleineren Städte, sowie ferner zwischen den Wohlhabenden und den kleinen Leuten und zwischen den verschiedenen Berufsarten, Altersklassen und Bildungsstufen zu unterscheiden.

Im Großen und Ganzen gilt, daß unser Bürgerstand sich über die Annexion rasch trösten wird, und daß ein beträchtlicher Theil desselben von Anfang an überhaupt der Tröstung nicht bedurfte. Die Großindustrie befindet sich überall wohl, wo man sie nicht einschränkt, und sie gehörte in ihren Hauptvertretern schon lange zu der Partei, welche auf Ziele hinsteuerte, wie wir sie jetzt zu erreichen im Begriff sind. Dem Welsenthum dankte sie nichts, im Gegentheil, es benachtheiligte sie durch die Gunst, die es den Zünften zuwandte. Ein Commerzrathstitel, Zuwendung der einen und der anderen Lieferung konnte dafür nicht entschädigen. Man war liberal, und so mißbilligte man die Bismarck'sche Politik im Innern, man brauchte Frieden für sein Geschäft, und so gefiel der „Bürgerkrieg“ nicht. Als er aber mit dem Siege Preußens geendet, nahm man seine Früchte gern an. Versetzte doch die Metamorphose Hannovers in größere Verhältnisse und verhielt sie doch dem Unternehmungsgeist mehr Sicherheit und

weiteren Spielraum. Ordnete sie ihn doch nicht mehr — man denke an das unverantwortliche Verhalten der hannoverschen Regierung während der letzten Zollvereinskrisis — antinationalen Velleitäten der welfischen Großmannssucht unter. Ideälere Betrachtungen, wirklich patriotische Empfindungen thaten ein Uebrigcs, und so werden von unseren bedeutenderen Fabrikherren nur wenige als der neuen Ordnung unserer Verhältnisse abhold zu bezeichnen sein.

Ähnliches ist von einem beträchtlichen Theil der wohlhabenderen und intelligenteren Kaufleute, Rheder und Handwerker zu sagen. Die innere und äußere Politik des Welfenthums hatte in diesen Kreisen immer ihre entschiedensten Widersacher, die Opposition in der zweiten Kammer und der Nationalverein die eifrigsten Anhänger. Der katholische Bischofstuhl übte hier weniger Einfluß, wie denn Osnabrück und Hildesheim mit einer Einwohnerschaft, von der über ein Drittel der römischen Kirche angehörte, dem Regiment des Grafen Borries von allen Städten des Landes Jahre hindurch am Meisten zu schaffen machten. Man schwärmte in der Zeit vor dem Kriege für das „gute Recht“ Schleswig-Holsteins, man nahm es übel, als das Selbstbestimmungsrecht des Volkes nicht anerkannt werden sollte, man stimmte in das allgemeine Jeter über Graf Bismard's Energie gegen Oesterreich und den Bund ein, und man hätte es lieber gesehen, wenn Hannover bei der Abrechnung eine gewisse Selbständigkeit und seine Dynastie behalten hätte. Nicht im Mindesten aus Werthschätzung der letzteren, aber man hatte in der Presse, die man las, und in den Volksversammlungen, die man besuchte, so viel von der Vorzüglichkeit eines Bundesstaats und von Selbstgovernment gehört, daß man sich von solchen Vorstellungen nicht leicht trennen konnte. Jetzt ist das abgethan, und Graf Bismard hat vielleicht nirgends wärmere Lobredner als in dieser Schicht der hannoverschen Gesellschaft. Nur einige „berechtigte Eigenthümlichkeiten,“ die letzten Winkel, in die sich der sanfte Particularismus mit dem bössartigen schließlich flüchtete, mußte er stehen lassen.

Das ist die Regel. Aber sie ist nicht ohne vielfache Ausnahmen.

Zunächst ist die Majorität derjenigen Gewerbtreibenden, welche bisher Genossen einer Zunft waren, der Einverleibung in Preußen feindselig, weil sie das Aufhören der Zunftprivilegien im Gefolge haben mußte. Zwar waren letztere von der neuen Zeit stark durchlöchert, und die letzten Tage der Welfenregierung waren im Begriff, eine neue freiere Gewerbeordnung zu schaffen. Aber es wäre doch vielleicht möglich gewesen, daß König Georg, der die Zünfte zu seinen politischen Zwecken, bei den Wahlen z. B. brauchte, und der sie deshalb nach Möglichkeit ehrte, sich und den Kronprinzen in eine derselben aufnehmen ließ, und in den Entwurf zu jener Gewerbeordnung immerhin noch Begünstigungen der alten Innungen gegenüber den Fabrikanten einschob, sich eines Anderen besonnen und die Sache vertagt hätte. Preußen, das wußte man, brauchte zur Förderung seiner Zwecke Verlebtes nicht zu hätscheln, und da die Trägheit im Wegfall ihres Schutzes ihren Ruin vor Augen sah, so mußte sie unwirksam werden. Zünftler und Preußenfeind waren fortan Begriffe, die sich in der Regel deckten.

Zweitens gehört hierher eine sehr beträchtliche Anzahl der Gewerbtreibenden

in der bisherigen Hauptstadt, und zwar befinden sich darunter auch viele nicht-zünftige. Hannover war, wie angedeutet, dadurch, daß es Residenz geworden — freilich noch mehr durch die Eisenbahn — in ein völlig anderes Lebensstadium getreten. Um den Hof gruppirten sich Ministerien und andere Centralstellen, Gesandtschaften, höhere Militärs. Der Adel des Landes verlebte einen Theil des Jahres in der Stadt und entwickelte, von Ernst August dazu veranlaßt, so viel Luxus, als seine Kräfte gestatteten. Es wurde viel gebaut und sonst mancherlei Neues geschaffen, was zu verdienen gab. Zahlreiche neue Straßen, ganze neue Stadttheile entstanden vor dem Wall im Norden und Osten. Eine Gruppe stattlicher Hotels erhob sich vor dem Bahnhof. Bierwirthschaften der elegantesten Art, zum Theil in gothischem Stil eingerichtet, daß der fremde Gast in eine Kirche zu treten meinte, öffentliche Gärten mit zehntausend Lampen, nur in Paris ihresgleichen findend, boten der Vergnügungssucht nach allen Richtungen hinreichlichste Befriedigung. Ein brillant ausgestatteter Modewaarenladen mit kolossalen Spiegelscheiben, ein Goldarbeitergeschäft neben dem andern that sich in den Hauptverkehrsstraßen auf.

Und wie viele dieser und anderer Etablissements binnen Kurzem auch existirten, fast alle machten erwünschte Geschäfte. Die Hauswirths, wie theuer sie gebaut, nahmen bis in die letzten Jahre vor der Katastrophe, wo sich Ueberspeculation herauszustellen begann, befriedigende Miethen ein. Die Hoteliers und Restaurants, die Inhaber von Weinstuben und Bierkellern wurden nach kurzer Zeit reiche Leute. Die Kaufläden erfreuten sich der besten Kundenschaft. Besonders lohnende Geschäfte machten Bankiers, welche die Räume zu nehmen verstanden, wie sie hingen. Staatsgelder, ihnen zu zwei oder drei Procent überlassen, warben in ihrer Hand wacker Zinsen.

Wer von den Krämern und größeren Handwerkern seinen Vortheil begriff, näherte sich dem Hofe, benutzte dessen schwache Seiten und trug gewinnbringende Lieferungsaufträge oder Vorschüsse zu niedrigen Zinsen davon, zumal wenn er mit den Gönnern, die ihn empfahlen, zu theilen wußte. Eine wahrhaft ungeheuerliche Musterkarte von Hofouvriers entstand, die das ganze Alphabet vom Hofapotheker bis zum Hofzuckerbäcker umfaßte und bei jedem Allerhöchsten Geburtstage um mindestens ein Duzend — an dem von 1861 um nicht weniger als siebzehn — Namen vermehrt wurde. Wer sich recht hervorthat in unterthänigen Büdlingen vor dem Gößen des Welfenthums, eroberte sich auch wohl einen Commerzrath oder eine Verdienstmedaille oder gar einen Guelphenorden. Endlich fand auch der vornehme und der ordinäre Bettel, der directes Almosen heischte, bei der Zugänglichkeit des Königs Georg, seiner Geringschätzung des Geldes und seinem Bedürfniß zu captiviren, fast in allen Fällen seine Rechnung.

Wie die Stadt dadurch an moralischem Gehalt verlor, wie sich in das Geschäftsleben Abenteuer und Schwindler eindrängten, wie Hannover in vielen Dingen ein kleines Paris im Stil der Napoleoniden wurde, soll hier nicht untersucht werden. Genug, daß Viele sich dabei wohl fühlten. Wie lange freilich diese Herrlichkeit gedauert haben würde bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge, ist zweifelhaft. Die Betreffenden scheinen nicht im Zweifel zu sein, daß sie „bis an das Ende der Tage“ gewährt hätte, wenn die Preußen nicht gekommen wären.

Mit dem Hofe gingen die Gesandten, fielen die Centralstellen weg, versiegten andere Quellen leichtes Verdienstes, hörten die Darlehen zu niedrigen Zinsen, die Begünstigungen ähnlicher Art, die Almosen auf. Der Adel zog weg und kündigte überdies die auf einer Anzahl Bürgerhäusern stehenden Capitalien. Die kriegerische Zeit drückte auf Handel und Wandel. Auch die Ueberspeculation rächte sich. Man mußte fortan das Geld ansehen, bevor man es ausgab, man mußte sich gewöhnen, mehr zu arbeiten als zu genießen, und da das unbequem ist, so sah man viel saure Gesichter, wenn die Rede auf Preußen kam. Alles so knapp, so sparsam, so gewissenhaft. So wenig mit Gesinnungsschwindel zu verdienen. Concurrenz, nicht mehr Bevorzugung aus Gnade. Hannover eine Provinzialstadt, der König weit weg, und kein Schutz vor den Berliner Speculanten.

Vergebens sagt man den Verzweifelnden, daß eine Stadt, die ohne einen Hof nicht existiren kann, überhaupt nicht zu existiren, mindestens nicht zu blühen verdient. Umsonst weist man, von den moralischen Nachtheilen eines Hofhalts in einer Mittelstadt, die sie nicht begreifen würden, absehend, auf die günstige geographische Lage Hannovers und auf die Blüthe von Magdeburg, Leipzig und Breslau hin. Das große Prinzip der Selbsthülfe tröstet sie nicht, erschreckt ihre Vermögenheit nur. Was die Regierung gethan oder versprochen, unzweifelhafte Ausfälle zu ersetzen, den Uebergang in das neue auf sich selbst gestellte Leben zu erleichtern, findet bei ihnen keine Anerkennung. Unsern König wollen wir wieder haben, ist der Schluß aller ihrer Betrachtungen der Sachlage, und die Triebfeder aller der vielen kleinen Demonstrationen, mit denen sie ihre Gesinnung äußern.

Daß sie mit diesen Kundgebungen sich selbst schaden, daß sie damit die Beruhigung Anderer aufhalten, daß dadurch das Vertrauen und mit diesem wieder der Credit und der Unternehmungsgeist gestört wird, der manche Wunde heilen würde, daß sie mit Manifestationen von Haß gegen den neuen Souverän das vereiteln, was viele von ihnen sehnlichst wünschen, Uebersiedelung eines Berliner Hofhalts, alles das bleibt ihnen verborgen.

Dennoch gebe ich auch diese Klasse der Unmuthigen nicht auf. Die Zeiten werden für den Geschäftsbetrieb besser werden und mit ihnen die Menschen. Man wird allmählich begreifen, wo der wahre Vortheil liegt, und daß man aus ungesunden Zuständen in gesunde, wenn auch zunächst nicht behagliche, versetzt ist. Man wird von dem neuen Lebensströme ergriffen werden, zuerst widerwillig in sein Treiben gerathen, dann lustig mitschwimmen ohne Rückschau und sich wohl dabei fühlen. Die Wenigen, die das nicht fertig bringen, werden an ihrer Thorheit zu Grunde gehen. Wieder andere Dinge sind es, die neben der Bedrohung des Kunstwesens und der Geschäftsstockung die ärmeren Gewerbetreibenden gegen die neue Ordnung der Dinge aufgebracht haben. Ein Theil dieser Klasse hing aufrichtig an der Dynastie, entweder weil er im Heere gedient hatte oder aus unklaren Gründen, ein anderer ging bis auf die Junitatastrophe mit dem radikal-demokratischen Flügel der hannoverschen Fortschrittspartei und des Nationalvereins, und während jener Theil seine Treue festhält, bewahrt dieser, von Demagogen bearbeitet, den alten Haß gegen den Grafen Bismarck,

die alten Phantasten vom ganzen Deutschland und die alten Phrasen von der Freiheit, die sich mit Preußens Wesen nicht vertragen soll. Es herrscht hier ungefähr die Stimmung, die in Berlin das „Organ für jedermann aus dem Volke“ vertritt, nur sind diese Demokraten in ihrem Eifer gegen Preußen und ihrer Verbindung mit dem welfisch gesinnten Adel, dem sie Handlangerdienste leisten, so weiß und gelb geworden, daß sie den Legitimisten bisweilen zum Verwechseln ähnlich sehen, ein Farbenspiel beiläufig, welches auch anderwärts, z. B. in Schleswig-Holstein, beobachtet wurde.

Hierher gehört auch die Mehrzahl der Fabrikarbeiter in Hannover und Linden, auf welche zugleich die Lehren Lassalle's und das Erbtheil seines Hasses gegen den Nationalverein und den Liberalismus des höheren Bürgerthums einigermaßen wirken, was noch mehr unter den Harburger Arbeitern der Fall ist, während die Dsnabrücker verständigen Vorstellungen zugänglich waren, und sich fast Mann für Mann auf die Seite der Anhänger Preußens stellten.

Bei der geringen Bildung dieser Volksschicht ist hier für die nächsten Monate nicht viel Besserung zu hoffen. Doch wird der Umstand, daß die von ihr hauptsächlich auf den Schild gehobenen Reichstagsabgeordneten in Berlin nicht durchsetzten, ja im Wesentlichen nicht einmal durchzusetzen versuchten, was sie hier versprochen, einige Wirkung nicht verfehlen. Auch wird man allmählich die Befreiung der Arbeit, die gleiche Militärpflicht, die Freizügigkeit, die gerechte Besteuerung und die Aufhebung der Erschwerungen des Heirathens gebührend schätzen lernen. Irgend welche ernste Gefahr droht übrigens von diesen Mißvergnügten so wenig wie von den vorher besprochenen. Sie machten mitunter etwas Standal, so lange es erlaubt schien. Jetzt machen sie nur eine Faust in der Tasche, und niemals, so lange ein preußisches Bataillon mit ein paar Geschützen in Hannover steht, werden sie, so zahlreich sie auch sind, eine Revolution wagen.

Ich werfe jetzt noch einen kurzen Blick auf den gelehrten Theil des Bürgerthums, um sodann ein Wort über den Adel und die Gründe seiner Opposition gegen die Regierung zu sagen und schließlich die Parteien zu zeichnen, die sich aus allen diesen Elementen gebildet haben.

Da haben wir zuerst die Universität, das „Juwel in der Welfenkrone,“ die Göttinger Georgia Augusta. Vor Ausbruch des Krieges zerfiel die Professoren- und Docentenschaft in drei Parteien: politischen Dingen im Allgemeinen Abgewendete, nur in ihrer Wissenschaft Lebende, dann eifrig antipreußische Politiker, zum Theil deshalb erbittert, weil Graf Bismarck ihre Deductionen für das gute Recht des Hauses Augustenburg nicht anerkannt, zum Theil darüber verlegt, daß dieser Staatsmann das Ideal, welches sie vom deutschen Staat für die Welt zurecht gemacht, nicht nach seinem Geschmade fand, endlich eine kleine Schaar trotz oder wegen Bismarck gut preußisch Gesinnter, theils für den Bundesstaat nach Nationalvereinschema, theils Unitarier sans phrase. Und so ist es ungefähr noch heute. Die erste Partei zieht ihre Kreise und hat nur gelegentlich ein verdrießliches Wort über die Störung, die der Krieg und sein Ausgang auch in ihr stilles Dasein gebracht. Die zweite, von Zachariä im Reichstag vertreten, hat einige Mitglieder an die dritte verloren, und da

dieser die Zukunft gehört, so ist Hoffnung vorhanden, sie mit der Zeit ganz mit dieser verschmolzen zu sehen.

Die Advocaten, soweit sie politische Interessen haben, halten sich größtentheils zu den Nationalliberalen. Einige in Hannover sind schon vor der Katastrophe durchweg mit der in Berlin verfolgten Politik einverstanden und von den Irrthümern, in die der Nationalverein versiel, frei gewesen. Dasselbe ungefähr gilt von den mir bekannten Ärzten. Nur was mit dem Hofe zusammenhing oder von ultramontanen Obern Weisung empfing, sitzt noch im Schmollwinkel.

Anders der größte Theil der Geistlichkeit. Die ultramontan-katholische denkt und thut, was in Hildesheim, wo man sich bischöflicherseits dem Anschein nach verständig und gefügig zeigt, und von Dänabrück angeordnet wird. Die lutherische kann nicht vergessen, daß König Georg ein frommer Herr war, der jede seiner Reden mit salbungsvollen Wendungen verbrämte und wenn ihm Verherrlichungen des Welfenthums entlossen, den dreieinigen Gott und Christi Blut dabei verwendete. Sie ehrte, soweit sie orthodox mit Beimischung von Puseyismus war — eine Zeit lang in Hannover die Modetheologie — in dem König einen Gestinnungsgenossen und war ihm dankbar für den freilich mißglückten Versuch, durch einen neuen Katechismus auch dem Volke ihre Ansicht beizubringen. Sie haßt mit einem Feuer, das sich dem heißesten aus der Zeit der Verfolgung der Cryptocalvinisten vergleichen läßt, die Union und fürchtet deren Einführung als Folge der Annexion. Ihr Blatt, die „Hannoversche Landeszeitung,“ zeterte in langen Artikeln über das Unheil, welches den Seelen ihrer Reichkinder damit bevorstehe. Auch der Huldivungseid gab ihr Anlaß, in der den Herren eigenen breiten und schwungvollen Weise Bedenken zu erwecken und Unfrieden zu säen, und allen Berichten zufolge haben nicht wenige Pastoren auch in anderer Beziehung gegen die neue Ordnung der Dinge gewirkt, so viel sie vermochten. Indes ist das immer nur ein Theil; neben vielen Gleichgültigen giebt es auch solche, die der neuen Gestalt der hannoverschen Zustände die bessere Seite abgewonnen haben, und schließlich sind, soviel mir bekannt, mit zwei oder drei Ausnahmen, alle ihrer Zweifel so weit Herr geworden, daß sie den Eid leisteten.

So ziemlich einmüthig sitzen im Schmollwinkel die Künstler, die der Hof und die Baulust der Bürger hierher gezogen, und wenn man ihre Lage betrachtet, so kann man ihren Kummer nicht hart beurtheilen. Es wird eine Zeit lang hier sicher nicht mehr so viel Schenkwirthschaften zu decoriren, nicht so viel gothische Schnörkelbauten mit Erkerchen und Thürmchen in die Welt zu setzen geben. Satter und Seinesgleichen haben ihre Weide eingebüßt, auch ehrenwerthe Leute, auch das Museum und was Gutes darin ist und ausgeht, werden von Preußen, welches noch lange nicht an das Schmücken seines Baues denken kann, die gewohnte Unterstützung nicht oder nur spärlich erlangen. Sie werden sich dann eben bescheiden und sich mit der Hoffnung trösten müssen, daß die Stadt, wenn sie, wie zu erwarten, weiter blüht, den Hof zum Theil ersetzen wird. Auch Leipzig ernährt eine beträchtliche Anzahl von Künstlern und besaß nie einen Hofhalt.

Wenn König Georg, wie erzählt wurde, in seinem Exil sich unter Anderm auf die Treue der „königlichen Diener,“ d. h. der Beamten verließ und der Meinung war, dieselben würden den Huldigungs Eid verweigern, so hat er sich stark getäuscht. Keine zehn von ihnen haben ihn verweigert, und das wundert den Kenner der Verhältnisse nicht, aber allerdings gehörte in den ersten Monaten ein großer und gehört noch jetzt ein nicht unbedeutlicher Theil des Beamtenstandes zu denen, die sich nur mit innerem Widerstreben dem Zwang der Umstände fügen und, wo es ohne Nachtheil geschehen kann, nicht fügen, und das kann auf den ersten Blick verwundern. König Georg behandelte die königliche Dienerschaft, gleichviel wie hoch sie dem Range nach stand, in einer Weise, die Männern von Geist und Ehrgefühl durchaus nicht angenehm sein konnte. Nur wenige traten ihm persönlich näher. Selbst dem begründetsten Widerspruch drehte sein Eigensinn und sein Gefühl der Unfehlbarkeit in der Regel kurz angebunden die Rehrseite zu. Ernennungen und Begünstigungen erfolgten häufig hinter dem Rücken der Minister, und ebenso häufig geschah es, daß der Monarch, nachdem er seinen Rätthen in der oder jener Sache nachgegeben, sich in der letzten Stunde von dem einflußreicheren Nebenrath der Camarilla umstimmen ließ und die schon im Zuge begriffene Maßregel, um die sich's handelte, zu großer Beschämung der Minister unterblieb. Beamte der Mittel- und Unterbehörden wurden zurückgesetzt, wenn sie nicht für servile Wahlen gewirkt, weltliche Gesinnung galt als oberstes Verdienst, vor dem Intelligenz, Fleiß und Rechtschaffenheit zurückstehen mußten.

Wenn ein Theil der Beamten trotzdem die Regierungsveränderung mit Verdruß betrachtete, so war es theils, weil man sich an diese unwürdige Stellung gewöhnt hatte, theils weil man, im Dienste der Welfen ergraut, ehrliche Anhänglichkeit an sie und Alt-Hannoverland empfand, theils weil man mit den Ultramontanen zusammenhing. Bei den meisten unzufriedenen Beamten aber spielte ein Viertes die Hauptrolle: die Befürchtung, daß die neue Ordnung ihre persönlichen Interessen benachtheiligen werde. Ganz wie in Schleswig-Holstein bis auf die Gegenwart, war auch in Hannover in der guten alten Zeit der Complex der Richter- und Verwaltungsposten beinahe vollständig in den Händen gewisser Beamtendynastien, die vom Volksmunde als „schöne Familien“ bezeichnet wurden. Die höheren dieser Stellen gehörten, nach Herkommen, nach ungeschriebenem, aber nichtsdestoweniger streng beobachtetem Recht, etwa wie Erbpachtstellen, dem Adel, die übrigen theilten jene bürgerliche Familien unter sich. Die Beamten bildeten eine Kaste, in die nur selten ein Anderer als der Sohn, der Nefte oder der Schwiegersohn eines Beamten Aufnahme fand. Wer das für Uebertreibung hält, der sehe sich das letzte hannoversche Hof- und Staatshandbuch an, er wird den Namen gewisser Familien fast auf allen Sprossen der bureaukratischen Leiter begegnen.

Nun hat sich das in neuester Zeit allerdings einigermaßen geändert. Aber alte Mißbräuche lassen sich nicht so rasch wegschaffen, und so ist ein recht ansehnlicher Rest dieses Nepotismus geblieben. Hierzu kommt, daß Hannover offenbar zu viele Beamte hat. Preußisch geworden, wird es sich mit einem geringeren Apparat von Verwaltungsstellen behelfen müssen. Manche fürchten

Reformen, nach denen sie mehr oder doch anders arbeiten müßten als bisher, Ersparungen, Versetzungen und Pensionirungen. Auch die Anstellung von Altpreußen hat böses Blut gemacht, und so giebt es selbst unter den jüngeren Leuten, die sonst durchschnittlich gut preussisch denken, eine Anzahl Verstimmter. Im Ganzen aber steht es gegenwärtig auch hier wesentlich besser als vor sechs Monaten. Alle gehorchen dem neuen Regiment, viele thun ihre Schuligkeit in musterhafter Weise, nicht wenige sind der nunmehrigen Gestalt der Dinge aufrichtig zugethan, einige und nicht die am wenigsten tüchtigen, haben sie vorausgesehen und herbeigewünscht.

Ueber die Offiziere, deren Betrachtung sich am besten hier anschließt, da sie mit einem Fuß unter den Beamten, mit dem andern unter den Adeligen stehen, kann ich mich kurz fassen, da etwa vier Fünftel ihrer Gesamtzahl jetzt preussische Uniform tragen. Artillerie und Geniecorps entschlossen sich am leichtesten und beinahe ausnahmslos zum Weiterdienen unter neuer Fahne, und das war bei der höheren Bildung dieser Waffengattungen zu erwarten; am wenigsten willig bewies sich die Cavallerie. Niemand hat zu bereuen gehabt, zu den Preußen übergetreten zu sein, und wer von den Herren noch hier ist, lobt einstimmig die Rücksicht, die ihnen vom Ministerium in allen erfüllbaren Wünschen erwiesen worden, und das freundliche und liebenswürdige Verhalten der altpreuussischen Kameraden. Auch die älteren Offiziere, welche sich mit Pension zur Disposition stellen ließen, haben Ursache zufrieden zu sein. Was von den jüngeren sich des Uebertritts in das preussische Heer enthielt und nicht anderswo, in Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen, Unterkommen fand, frondirt mit adeligen Vettern und es scheinen darunter Einzelne zu sein, die sich mit der Hoffnung schmeichelten, bald unter französischer Tricolore als Führer welfischer Emigrés die Preußen verjagen zu können.

Der hannoversche Adel ist der Einverleibung in Preußen so feindselig entgegengetreten und mit einer Vollzähligkeit seiner Mitglieder wie kein anderer Stand des Landes. Er hat mit den Hofouvriers der Residenz um die Wette demonstriert und conspirirt, er hat sich nicht geschaut, mit der radicalsten Demokratie zu liebäugeln, lediglich weil dieselbe von gleichem Preußenhaß brannte. Einige hochstehende Herren dieses Standes — ich darf den Lüneburger Landschaftsdirector v. d. Knefedeck, den Erbmarschall Graf Münster auf Verneburg und einen Herrn v. Voß nennen, der im fünften Wahlbezirk als „conservativ-nationaler“ Reichstagscandidat auftrat — sind der neuen Regierung von Anfang an entschieden veröhnlich entgegengelommen. Alle übrigen, die ganz Apathischen abgerechnet, versuchten, was in ihren Kräften stand, ihr Steine in den Weg zu legen.

Fragen wir, wo dieser Eifer sich herschreibt, der weder in Nassau noch in Kurheffen und am wenigsten in Schleswig-Holstein ein Seitenstück findet, so lautet die Antwort folgendermaßen: zu der Fronde des hannoverschen Adels gehören achtungswerthe in legitimistischen Anschauungen befangene Gemüther, denen ein Fürst unantastbar ist, wenn er sich auch als Landschaden für die Interessen der Nation verhält, und nach deren Ansicht vor dem Erbrecht König Georg's alle anderen Rücksichten hätten in den Schatten treten sollen. Dann zählen dazu

wadere und um das Land vielfach verdiente höhere Beamte von ehemals, die, je mehr sie ihre Blicke und Kräfte gerade diesem Staate zuwendeten, desto weniger über dessen Grenzen hinaus dachten und für das allgemeine Vaterländische Interesse gewannen, redliche Arbeiter auf engem Gebiet, denen mit dem Aufhören des Welfenstaats, der in seinen guten Seiten zum Theil Werk ihrer eignen Hände war, ein Gefühl durch die Seele ging, als ob ein Stück ihres Lebens hinweg genommen wäre. Ich nenne v. Münchhausen und Graf Alexander Bennigsen. Ehren wir ihren Kummer, wenn sich der erstere auch wiederholt zu Ausbrüchen desselben hinreißen ließ, die uns nicht gefielen.

Das ist die Minorität. Die Masse folgt wohl auch bis zu einem gewissen Grade legitimistischen und localpatriotischen Impulsen, der Hauptgrund aber ihres Mißvergnügens und die Haupttriebfeder ihres oppositionellen Gebahrens ist da zu suchen, wo sie mit den „schönen Familien“ einerseits und mit den Hofouvriers der Residenz andererseits zusammentrifft. Kern und Wurzel der Opposition unseres Adels gegen Preußen ist der Eigennutz, und damit verbindet sich die Vorstellung, daß der Ritter noch heutzutage berechtigt ist, dem Fürsten, der ihm nicht gefällt, Fehde anzukündigen, auch wenn er sich von dessen Regierung als Beamter befehlen läßt — eine in der That recht naive, recht alterthümliche Vorstellung, die uns aber nicht zu sehr verwundern darf, da ebenso wie nach früheren Andeutungen der materielle, auch der intellectuelle Besitz in diesen Kreisen in schwachem Maße vertreten ist.

Die hannoverschen Ritter sind sehr zahlreich, aber der großen Mehrzahl nach nur sehr mäßig mit Glücksgütern gesegnet, viele geradezu arm. Keine fünfhundert von ihnen ziehen aus ihrem Grundbesitz ein Einkommen von mehr als 1000, keine dreißig eins von mehr als 10,000 Thalern, viele kaum 300. Aber es war anderweit für sie gesorgt. In der guten alten Zeit der Kurfürsten namentlich, wo sie nicht nur frei von Staatssteuern und Gemeindefasten waren, sondern ihnen auch eine höchst stattliche Anzahl der einträglichsten Geheimraths-, Minister- und Gesandtenposten, Hofämter und Offiziersstellen, die Drossen-Carriere mit Domänenpachtungen und ähnliche Versorgungsanstalten des patriarchalischen Staats den Mangel an eignen Vermögen am Besten ersetzten. Die westphälische Zeit machte dieser Ausbeutung des Staates zu Gunsten adeliger Geburt ein Ende, die Restauration von 1814 stellte sie in wichtigen Punkten wieder her. Erst das Jahr 1848 brachte eine Verfassung, welche die Ritter mit ihren Ansprüchen dahin verwies, wohin sie von Rechtswegen gehörten. Sie fiel, von den Intriguen des Adels untergraben, 1855 durch König Georg's Hand und die dadurch wo nicht in alle ihre alten Privilegien, doch in ihren alten Einfluß Wiedereingesetzten erwiesen sich dankbar, sie halfen redlich bei der Domänenauscheidung mit, sie bildeten mit der ihnen wieder eingeräumten ersten Kammer für das System des Grafen Vorries die zuverlässigsten Stützen.

In dieser ersten Kammer hatte Hannover einen Gesetzgebungsfactor, der überwiegend aus Repräsentanten der Ritterschaft zusammengesetzt war, einer Klasse, deren Grundbesitz nicht über fünf Procent des gesammten umfaßte, und die nicht entfernt mehr wie früher die Intelligenz des Landes vertrat. Dieselbe hatte ebenso viel Recht bei der Gesetzgebung auszuüben, ebenso viel bei der

Berfügung über den Staatsfädel zu sagen, als das ganze übrige Volk zusammen. Die Rittergüter wählten in 35 Deputirten die Majorität dieser Kammer, und die Verfassung bestimmte — ein laut redendes Beispiel, wie wenig der Besitz und wie sehr die ritterschaftlichen Privilegien in ihr Beachtung gefunden — daß der zu Wählende aus seinem Grundeigenthum ein jährliches Einkommen von mindestens 600 Thalern haben müsse. Sechshundert Thaler — so sieht's geschrieben.

Leicht hintertrieb der Egoismus des Adels mit dieser Maschine ihm unliebame Reformen. Auf bequeme Weise, mit einiger Gefälligkeit gegen den Hof, einigen dort gern gehörten Neben begründete der junge Ritter in dieser Kammer seine Carriere. Auch halfen die Diäten, die den Herren aus Gründen, die sich aus dem Obigen ergeben, ganz ebenso wie den Gemeinen der zweiten Kammer gezahlt wurden, die auf dem Lande langweiligen Wintermonate ergötzlich in der vergnügungsreichen Residenz zu verbringen.

Daneben war für die Versorgung der wenig wohlhabenden Familien des Adels von dem alten Erbe am Staatswesen immer noch ein erklecklicher Rest übrig geblieben. Da gab es Aemter von Landschaftsdirectoren und Ritterschaftspräsidenten, zahlreiche Landschaftsräthe, alle mit wenig Arbeit und vortrefflicher Dotation. Da gab es Hofchargen in Menge, Gesandtschaftsposten, Generalpatente und Ministerportefeuilles. Und da gab es endlich in Herrenhausen eine Hand, die nicht knauferte, wenn es galt, getreuen Anhängern die Schulden zu bezahlen oder sie mit Darlehen und Gratificationen über dem Wasser zu halten.

Mit allen diesen goldnen Aepfeln ist's aus, seit der Baum des Wesenthums umgehauen ist. Die Möglichkeit, durch eine ritterschaftliche Majorität in erster Kammer jede Entwicklung der Legislatur, welche mehr die Landes- als die Standesinteressen im Auge hatte, zu vereiteln, ist hin. Es giebt keine hannoversche erste Kammer mehr, und das preussische Herrenhaus ist für unsere Ritter, besonders für unsere armen Ritter ein schlechter Trost. Es verlangt beträchtlichen Besitz und gewährt keine Diäten, auch würden nach einem Vergleich mit unseren Nachbarprovinzen aus Hannover höchstens acht oder neun Vertreter des alten und befestigten Grundbesitzes, ein Repräsentant des zu bildenden Grafenverbandes und die drei Standesherrn des vormaligen Königreichs, der Herzog von Armeberg, der Herzog von Looz-Corswaaren und der Fürst von Bentheim, in jene parlamentarische Körperschaft zu berufen sein. Die bisher nahegelegenen und ziemlich bequem zu erreichenden Gesandtschaftsinecuren, Ministergehälter und Generalsepauletten sind zum Theil ihrer Zahl nach vermindert, alle ferner gerückt und alle als Posten in einem Großstaat in der Regel nur groß angelegten Naturen erreichbar. Von den Hofchargen in Berlin wird nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil dem hannoverschen Adel zu Gute kommen. Die Begünstigungen aus Staatskassen fallen gänzlich weg, die Almosen aus königlichen Privatmitteln fließen spärlicher.

Fürwahr, man begreift den Kummer über alle diese Verluste. Was man aber nicht gleich begreift, ist, daß ein Theil der Landbevölkerung, die diese Herren genugsam kennen gelernt hat, die ihnen keine einzige von den ihr gewordenen Er-

leichterungen der Neuzeit zu danken hat, deren Vertreter sie 1855 aus der ersten Kammer hinausstößen halfen, sich auf ihre Seite schlug und ihren Tiraden von hannoverschem Patriotismus Glauben beimaß. Aus dem Obigen wird es verständlich werden, und noch weniger wird man sich über das Zusammengehen von Ritter und Kleinbürger wundern, wenn man erfährt, daß jener bei diesem in der Maske des Liberalismus, des Schwärmers für die von märkischem Juntergeist angeblich bedrohte deutsche Freiheit erschien, daß die particularistische Partei, als ob es kein Gedächtniß gäbe, sich in ihren Wahlreden und Presseorganen geradezu als die deutsche und liberale zu bezeichnen die Dreistigkeit hatte. Vertheidiger des Rechts, Sachwalter der Freiheiten des Landes, der Selbstbestimmung des Volkes, Propheten der politischen Sittlichkeit wollten sie jetzt sein, diese Handlanger bei zwei Verfassungsbrüchen, diese Advocaten des Monopols.

Das etwa wären die Elemente der Parteien, die wir in den Tagen nach der Einverleibung sich bilden und in dem Kampfe der Wahlen zum Reichstage der messen sahen.

Es gab und es giebt seit dem Fall des Welfenthums hier nur zwei Parteien: die particularistisch-antipreußische mit der Parole: Wiederherstellung Hannovers oder doch — man lernte sich unter den Klügeren allmählich bescheiden — im Innern Einrichtungen, die Hannover neben, nicht in Preußen stellten, sein Verhältniß zu diesem zu einer Art Personalunion machten, nach Augen, in deutschen Fragen einen möglichst lockeren Bundesstaat; dann die nationale, preußische, die, mit der Annexion mehr oder minder einverstanden, mehr oder minder liberal, die Politik der Regierung mehr oder minder rückhaltlos zu unterstützen, den von ihr in Angriff genommenen, genial entworfenen und rüstig geförderten Bau der deutschen Einheit auch mit Opfern vollenden zu helfen entschlossen ist.

Die particularistische Partei vergleiche ich dem aus allerlei unverschmolzenen Metallen zusammengesetzten König in Goethe's Märchen und prophezeie ihr ein gleiches Ende. Sie ist kein natürliches Gewächs, sondern ein Conglomerat. In allen Farben spielend, Wünsche und Bestrebungen die wie Feuer und Wasser zusammenpassen, in sich vermengend, geborne Gegner unter ein Dach stellend, ist sie die Frucht einer Begegnung in gemeinsamem Hass, nicht, wie alle gesunden Parteien, die Geburt einer Vereinigung in gemeinsamer Liebe. Der Haß, der sie verband, entspringt aus den verschiedenartigsten Ursachen, aus verletztem oder gefährdetem Egoismus, aus beleidigten Gefühlen, aus nicht anerkannter Eitelkeit, von dem Gegenstande des Hasses nicht beachteten doctrinären Schrullen, confessionellen Motiven und dergleichen mehr. Er kittet das sich naturgemäß Widerstrebende nur für den Moment zusammen. Man heuchelt sich gegenseitig an. Man meint zu benutzen und wird benutzt. Das Compromiß, auf dem man steht, ist nur eine Vertagung des Streites, der sofort wieder entbrennen wird, sobald eines der Elemente der Coalition seinen Frieden mit dem gemeinschaftlich Bekämpften zu machen für gerathen findet.

Der Bekämpfte ist der Genius Preußens. Die Coalition gegen ihn steht so kraus und bunt aus wie die Reichsarmee von Sechshundsechzig. Jesuitenblüte

marschiren in ihrer Armee Schulter an Schulter mit orthodoxen lutherischen Pastoren, denen Nem das Weib in Scharlach aus der Apokalypse ist. Agenten des Piezinger Exultanten, des Absolutisten von echtestem Schrot und Korn, conspiriren in traulicher Unterhaltung mit Freiheitsaposteln von ehemem. Gescourriers erscheinen Arm in Arm mit demokratischen Schulmeistern, mit denen auf der StraÙe sich erblicken zu lassen, ihnen vor der Katastrophe des Juni v. J. als Hochverrath gegen sich selbst vorgekommen wäre. Legitimisten von ältestem Adel geben das Geld her zu Blättern, welche von Plebejern redigirt werden, die kaum an den Grundrechten von Frankfurt genug haben; ja das Unerhörte geschieht, diese hochadeligen Herren erklären sich unverblümt für diese Grundrechte.

Und weiter. Ein ehemaliger Minister von hoher Extraction schlägt dem Wahlbezirk, in welchem er ablehnen muß, als den geeignetsten Candidaten einen demokratischen Literaten ohne Sach- und Geschäftskentniß vor, lediglich weil er den bittersten Preußenhaß verkörpert. Eingefleischte Localpatrioten schwärmen mit ehemaligen Nationalvereinsrednern der Residenz für Deutschland, freilich nur für das Deutschland „Wellenfudukußheim“ der idealistischen Nebelregion unserer Vergangenheit. Schwarzrothgoldne Politiker werden zum Dank dafür Liebhaber des welfischen Weiß und Gelb. Alte Radicale tragen Loyalitätsadressen für den verjagten Nachkommen und Geistesverwandten der Stuarts zur Unterschrift herum, der die Grundsätze ihrer Partei als Ruchlosigkeit verfolge, legen Todtenkränze am Denkmal seines Vaters und Vorgängers nieder, der sie mit souveräner Verachtung tractirte, liebäugeln mit dem Jopf der Zünftler, den sie einst nach Kräften lächerlich gemacht, redigiren Zeitungen in herzlicher Eintracht mit notorischen Werkzeugen des Ultramontanismus.

In herzlicher Eintracht dem Anschein nach. In Wahrheit meint es nur die unklare Masse ehrlich. Die Führer der vermengten Parteien haben außer ihrem Groll gegen Preußen und den Willen, dessen Gedeihen zu hemmen, nur das Eine gemein, daß jeder das Glaubensbekenntniß des andern, soweit es Preußen nicht angeht, im Stillen für Thorheit und Schlechtigkeit hält. Der hannoversche Particularist lächelt beifällig, wenn Parteifreunde von der linken Seite die Reichsverfassung von 1849 preisen, er lobt sie fleißig mit, er giebt sich die Miene, für sie zu arbeiten, weil er damit gegen Bismarck's Ideen arbeitet, aber im Grunde seines Herzens ist sie ihm die Quelle alles Unheils. Der conservative Ritter sieht den Troß aus dem Demokratenlager, welches ihm und seinen Vettern einst ihre Privilegien genommen, insgeheim und unter Seinesgleichen etwa wie einen Gefellen an, vor dem goldne Uhren und Dosen in ihren Taschen nicht sicher sind, aber der Bursch schwellt die Partei, er setzt sich aus, er versteht sich auf's Wühlen und Schreien, er giebt der Sache einen volksthümlichen Anstrich. Der Demokrat wiederum weiß recht wohl, daß der neue Freund, zur Herrschaft gelangt, ihn und das gesammte Plebejervolk unter die FüÙe treten würde, aber er leistet ihm jetzt mit seinem großen Namen gute Dienste, er schafft der Agitation einen vornehmen Zug, er verbürgt ihr durch seine hohe Stellung auch wohl einige Sicherheit vor durchgreifenden Maßregeln, und was die Zukunft betrifft — interim aliquid sit.

Für alle vorhin angeführten Gruppierungen und Metamorphosen ließen sich Beispiele, zum Theil in Menge anführen. Ich sehe davon ab und weise nur auf das Organ der Partei, die „Deutsche Volkszeitung“ hin, die in ihrer verhältnißmäßig viel zu langen Existenz unter Ausnahmeständen zugleich ein Beispiel für die Langmuth ist, welche die Regierung dem Treiben der Coalition gegenüber an den Tag legte.

Erreicht hat die Partei mit all' ihrer Rührigkeit, ihren Schleichwegen, ihren Persidien nichts als negative Ergebnisse. Sie hat die Regierung von wohlwollender Milde zur Strenge getrieben, sie hat die Beruhigung der Gemüther und damit die Wiederkehr des Vertrauens in der Geschäftswelt gehindert, sie hat die Preußen ein wenig geärgert. Die Wahlen zeigten, daß sie mit ihrer Behauptung, des Landes Stimme zu sein, die Unwahrheit gesagt, ihre Candidatenliste ging nur zum kleineren Theile durch, und selbst in mehreren Wahlbezirken der alten welfischen Provinzen behielten die Gegner das Feld. Im Reichstage hat sie eine sehr schwächliche Rolle gespielt und nichts von den kühnen Vorsätzen wahr gemacht, mit denen sie die Wähler gewonnen, ihr die Stimme zu geben. Zuletzt hat sie sich sogar herbeilassen müssen, in einer Petition um Anhörung hannoverscher Vertrauensmänner vor Feststellung der neuen Verwaltungsnormen in der Provinz die Agitationen gegen Preußen zu bedauern und zu verurtheilen, und damit sich selbst auf die Wange geschlagen.

Ueber die Gegenpartei nur wenige Worte. Sie besteht aus einem rechten und einem linken Flügel. Zu jenem, der bis auf Weiteres bedingungslos dem Gange der Bismarck'schen Politik zu folgen bereit ist, gehören die Ostfriesen, einige National-Conservative, meist Beamte, und eine in den größeren Städten unter den gelehrten Ständen ziemlich verbreitete stille Gemeinde von Patrioten. Den linken Flügel bildet die Partei, deren anerkannter Führer Rudolph v. Bennigsen ist, und welche die frühere Opposition gegen das Willkürregiment König Georg's und die zum Theil mit dieser Opposition zusammenfallenden Reste des Nationalvereins umfaßt, soweit dieselben nicht in der Verbitterung, die sie in der Zeit zwischen dem ersten Auftreten Graf Bismarck's als Minister und dem Siege seiner deutschen Politik ergriff, verblieben und unter die Particularisten gegangen sind. Die National-Liberalen Hannovers haben unter ihren Führern Talente und Charaktere, die jedem deutschen Lande zur Zierde gereichen würden. Dennoch erweckte die Stellung, die sie Anfangs zu der Annexion einnahmen, einige Bedenken. Offen bekannte man, daß man ein bundesstaatliches Verhältniß Hannovers zu Preußen der Annexion vorgezogen haben würde, in der Hauptsache gewiß nur, weil man durch letztere eine Parteidoctrin nicht honorirt sah. Zu der Frage wegen der zu erhaltenden „berechtigten Eigenthümlichkeiten,“ die eine Zeit lang viel Staub aufwarf, traten Einzelne von der Partei mit Forderungen auf, die von denen der Particularisten schwer zu unterscheiden waren. Schließlich begegnete man in diesen Kreisen nicht selten noch jener juristischen Auffassung politischer Dinge, die eine der wesentlichsten Ursachen der Mißerfolge unserer deutschen „Volkspolitik“ war.

Aber diese Männer hatten gelernt und vergessen, sie lernten und vergaßen in der Zeit von der Katastrophe bis zu der ersten Probe ihrer Gesinnung im

Reichstag weiter, und die Mehrzahl hat diese Probe in beifallswürdiger Weise bestanden. Namentlich v. Bennigsen, das große Vermittlertalent, und Miquel, der brillante Redner, der lebenswürdige Sanguiniker, haben sich durch ihre Haltung um das Verfassungswerk Verdienste erworben, für die ihnen das Vaterland hohen Dank schuldet.

Die nationalgesinnte Partei hatte, ehe seit der Einverleibung ein halbes Jahr in's Land gegangen war, die Majorität des Volkes für sich, d. h. des Theils des Volkes, der überhaupt an politischen Dingen theilnimmt. Sie hat jetzt ohne Zweifel weitere Fortschritte gemacht, wenn auch schwerlich hier in der Residenz. Und ich denke, so soll es nicht bloß bleiben, sondern sich ferner entwickeln. Die Kriegsgefahr konnte dieses Gedeihen des, ich wiederhole es, im Grunde seines Wesens durchaus braven und verständigen hannoverschen Volkes zu immer richtigeren Anschauungen nur in einzelnen Kreisen aufhalten. Sonst arbeitet die ganze Zeit für uns, und die Zeit ist die beste Ausgleicherin von Unebenheiten.

Die Niederlande und Preußen.

La Prusse et les Pays-bas. A mes Amis de Berlin. Par Mr. Groen van Prinsterer. Amsterdam 1867.

Die Niederlande und Preußen. Eine Antwort an Herrn Groen van Prinsterer von Erwin Raffe, Professor zu Bonn. Bonn 1867.

Man erzählt von Cavour, daß er in seinen letzten lichten Augenblicken, in denen er die weite Welt seiner Gedanken in kurzen abgebrochenen Worten umschrieb, von Preußen gesagt habe, es sei langsam von Entschluß, „sie werden fünfzig Jahre brauchen für das, was wir in dreien gemacht haben.“

Und doch war Cavour von der Zukunft Preußens fest überzeugt; den deutschen Bund nannte er eine Anomalie, er sah dessen Auflösung mit Sicherheit vorher und die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung konnte von dem scharfsichtigen italienischen Staatsmann nur mit Sympathien begleitet werden, weil sie das große Werk, an das er sein Leben gesetzt, die Einigung und Wiedergeburt Italiens, nur fördern, und zwar unmittelbar fördern, niemals aber hemmen konnte. Wenn also selbst Cavour den Zeitpunkt, in welchem Preußen handelnd auftreten und die ihm gestellten großen nationalen Aufgaben lösen würde, noch in eine weite Ferne gerückt sah, so ist es erlaubt hieraus einen Schluß auf den Grad der Ueberraschung zu ziehen, mit der andere Staatsmänner und andere Nationen, welche dem Vorgehen Preußens weniger sympathisch entgegenzahn, die Ereignisse von 1866 betrachten mußten.

Nicht in Paris allein herrschte nach der Schlacht von Königgrätz jenes Gefühl unsicherer Ueberraschung, welches der französische Staatsminister immer noch glimpflich genug mit dem Ausdruck „patriotische Herzensangst“ bezeichnete. Es gab noch andere Nachbarn und es gab kleinere Staaten, in denen das Ge-

fühl der Unbehaglichkeit über den neuen, völlig unerwarteten Stand der Dinge viel mächtiger war.

Man hatte in Deutschland anfangs nicht beachtet, daß auch in den Niederlanden sich allmählich ein volles Maß jenes Gefühles der Unbehaglichkeit angesammelt hatte, die holländische Tagespresse ist in Deutschland spärlich verbreitet und unsere Journalistik hat mit wenigen Ausnahmen bis jetzt nur vereinzelte Anknüpfungspunkte in diesem unserem Nachbarlande gefunden. Näher hätte es schon gelegen, die wahre Stimmung in den Niederlanden aus allerlei Aeußerungen französischer Blätter zu erkennen, bis das Auftreten der Luxemburger Frage jedem Zweifel und jeder Ungewißheit ein Ende machte.

Denn das wurde in Deutschland rasch erkannt, daß in der Luxemburger Angelegenheit sich direct zwar nur Frankreich und Preußen gegenüber standen, daß aber die überraschende Bereitwilligkeit, mit welcher man im Haag auf die französischen Anerbietungen einging, ihren letzten Grund in einer Gesinnung der niederländischen Staatsmänner haben mußte, welche der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland und dem mächtigen Aufschwung Preußens ungünstig und, wenn auch nicht mit offener Feindseligkeit, so doch mit entschiedenem Mißtrauen gegen Preußen erfüllt war. Und es war nicht die Staatsregierung allein, welche solche Gesinnungen gegen uns hegte, die Wagen des Mißtrauens und der Mißgunst gingen im Volke selbst noch viel höher, und es scheint, daß im ganzen Lande kaum irgend eine nennenswerthe Ausnahme stattfand. Irren wir nicht, so ist in den politischen Partiekämpfen Hollands einmal der Satz aufgestellt worden, „der König ist nur der Spiegel, in dem das Volk sich spiegelt,“ und es war jedenfalls eine eigenthümliche Fügung, daß dieses Axiom sich gerade bei dieser Gelegenheit bewähren sollte.

In solchen Zeiten erwirbt sich derjenige immer ein Verdienst, der die Gesinnungen einer Nation offen darlegt und sie der allgemeinen Beurtheilung zugänglich macht. Denn damit wird doch zugleich auch die Möglichkeit einer allgemeinen Verständigung geschaffen, einer Verständigung, welche durch diplomatische Noten allein nicht erreicht wird. Und es war demnach nur anerkanntenswerth, wenn ein so hervorragender und ehrenwerther Staatsmann wie Herr Groen van Prinsterer jener allgemeinen Verstimmung, welche bei seinen Landsleuten gegen Preußen herrschte oder auch noch herrscht, einen offenen Ausdruck gab. Ist auch die Luxemburger Angelegenheit gegenwärtig friedlich beigelegt, so ist die Auseinandersetzung über die Ansichten und Beschwerden, welche Herr van Prinsterer gegen die ganze Haltung Preußens aufstellt, damit keineswegs überflüssig geworden. Denn es würde eine Täuschung sein, wenn man glauben wollte, daß die Luxemburger Angelegenheit um ihrer selbst willen eine besondere Bedeutung für die Niederlande gehabt habe. Ganz abgesehen davon, daß Luxemburg bloß durch Personalunion mit den Niederlanden verbunden ist, so haben die Niederländer an Luxemburg überall nur geringes Interesse bewiesen. Was ihnen am Herzen lag, das war die Ablösung Limburgs vom deutschen Bund, und durch die Ereignisse von 1866 haben sie diesen Zweck erreicht. Lu-

zemburg dagegen war und ist ihnen ein fremdes Land; die diplomatische Vertretung Luxemburgs erfolgt in Berlin und Paris durch besondere luxemburgische Gesandte, ja bei den übrigen Staaten ist die Wahrung der Interessen der luxemburgischen Unterthanen einstweilen den kaiserlich russischen Gesandtschaften, nicht den niederländischen übertragen. Klarer kann man nicht sprechen, zu einer solchen Scheidung ist es in den europäischen Fällen der Personalunion kaum jemals gekommen.

Demnach mag die Auseinandersetzung über Luxemburg wohl eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Frankreich enthalten, allein eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und den Niederlanden, zwischen uns und unserem holländischen Nachbarvolke liegt darin mit nichten. Das niederländische „Beschwerdebuch“ gegen Preußen, wenn es überhaupt ein solches giebt, ist trotz Luxemburg noch unerlebigt.

Und als solche Beschwerdebücher können die Schriften, welche Herr van Prinsterer über die gegenwärtige politische Lage veröffentlicht hat, allerdings gelten.*) Die Schrift *La Prusse et les Pays-bas* ist an die Berliner Freunde des niederländischen Staatsmanns gerichtet, und aus dem Vorwort ergibt sich, daß damit die Anhänger Stahl's gemeint sind, diese Bezeichnung ist ohne Zweifel etwas greifbarer als der von Herrn van Prinsterer ebenfalls angewandte Ausdruck antirevolutionäre Partei (*Parti antirévolutionnaire à Berlin*). Denn die Eigenschaft, antirevolutionär zu sein, das Ziel, durch friedliche Reformen gewaltsame Staatsumwälzungen unmöglich zu machen, vindizieren sich mit voller Berechtigung auch die liberalen Parteien.

Man könnte nun meinen, daß es sich hier nur um eine häusliche Angelegenheit der Stahl'schen Schule handle. Herr van Prinsterer will von seinen Berliner politischen Freunden erfahren, ob es wahr sei, daß sie in der Mehrzahl dasjenige billigen, was geschehen ist, und ob man vielleicht ein Mittel gefunden habe, die Stahl'schen Principien mit der Bismarck'schen Politik zu vereinigen. Wenn aber der Zweck dieses offenen Briefes zugleich darin besteht, irrige Meinungen über die Gesinnungen Hollands gegen Preußen überhaupt zu widerlegen, wenn es sich dabei um die Frage der Berechtigung unseres ganzen nationalen Strebens, unserer höchsten nationalen Ziele, ja um einen großen Theil unseres nationalen Denkens und Fühlens handelt, so sind dies alles Gegenstände, welche über den Gegensätzen der politischen Parteien stehen und denen mit nichten der Charakter innerer Angelegenheiten irgend welcher Fraction zugesprochen werden kann. Und man kann es nur ein erfreuliches Zeichen eines starken politischen Gemeingeistes nennen, daß die Beantwortung des offenen Briefes des niederländischen Staatsmanns nicht den Anhängern der Stahl'schen Schule überlassen geblieben ist. Die Erwiderung Rasse's ist aus dem parteilosen Wunsche hervorgegangen, zur Verständigung zwischen zwei stammverwandten Nachbarvölkern nach Kräften beizutragen und der Entfremdung zwischen

*) Weitere Bemerkungen finden sich noch in den beiden Hefen desselben Verfassers: *Parlementaire Studien en Schetsen*. XXXII, XXXVII (1866).

denselben entgegenzuwirken; und wir zweifeln nicht, daß die Wärme, daß der tiefe Ernst sittlicher Ueberzeugung, mit welchem die innere Unhaltbarkeit der deutschen Bundeszustände, die Nothwendigkeit einer Neugestaltung, vor Allem der deutsche Beruf Preußens in kurzer, schlagender Weise geschildert ist, auf auswärtige Leser mindestens den Eindruck machen wird, daß es sich hier nicht um eine einfache Anerkennung des Geschehenen, nicht um eine bloße Lobrede auf das fait accompli handelt.

Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob denn eine Verständigung zwischen beiden Staaten und Völkern so schwer fallen könne? Prüft man die Sachlage mit voller Objectivität, so kann man an wirkliche Schwierigkeiten in dieser Beziehung kaum glauben. Da ist zunächst ein Artikel der Kreuz-Zeitung (14. Februar 1867), der in den Niederlanden böses Blut gemacht hat und der die äußere Veranlassung zu dem offenen Brief des Herrn van Prinsterer gegeben hat. Der in bizarrem Stile geschriebene Artikel hatte den Niederländern den Text über ihren Groll gegen Preußen gelesen und schloß mit der Hoffnung, daß sich das niederländische Volk bald besinnen und daß es begreifen würde, wie es nur im engsten Anschluß an Preußen den werthvollen Rest seiner National-Eigenthümlichkeiten retten könne.

Wir glauben nicht, daß irgend ein preussischer Leser diesem Artikel eine besondere Bedeutung beigelegt hat. Sicherlich hat man darin keine Aeußerung der preussischen Regierung erblickt, denn einerseits ist die Neue preussische Zeitung nicht Regierungsorgan und andererseits liegt es mit nichten in der Natur und in den Traditionen unserer auswärtigen Politik, durch Zeitungsartikel Händel mit anderen Staaten vorzubereiten. Und ebenso wenig wird man bei uns darin Anneziionsgelüste gefunden haben. Es ist doch ein gutes Theil allgemeiner Stimmungen und Meinungen, was sich in der gesammten preussischen Presse von der russischen bis zur französischen Grenze ausdrückt, aber man wird wohl vergeblich etwas anderes in dieser Presse suchen als ein gewisses Gefühl der Verwunderung, daß die Gesinnung in den Niederlanden weniger freundlich gegen uns ist, hie und da auch Betrachtungen über die Frage, wie diese Stimmung entstanden sei, sicher aber überall den aufrichtigen Wunsch, mit dem niederländischen Volke in Freundschaft und in Frieden zu leben. Und zwar in Frieden und Freundschaft als Gleiche neben Gleichen, weder mit dem Hintergedanken der Annexion noch der Subordination der Niederlande unter Preußen, noch endlich — und auch hierüber besteht kein Zweifel — mit dem Hintergedanken einer Ausdehnung des norddeutschen Bundes auf die Niederlande. Pläne und Gedanken dieser Art würden nichts anderes sein als ein Abfall von der Idee der deutschen Bewegung. Wenn die Nation mit der Zerspaltung ihrer Kraft zugleich auch den Grund ihrer politischen Schwäche für immer zu beseitigen trachtet, so befolgt sie damit nur die Lehren der Geschichte. Und sie befolgt sie nicht einseitig. Groß ist für uns die Erinnerung an die alte deutsche Kaiserzeit, aber wir haben die Augen nicht bloß für die Größe des deutschen Kaiserthums, sondern auch für seine Fehler und Schwächen offen. Unsere

Geschichtschreiber, die in ihrer Gesamtleistung einen so großen Antheil an unserer nationalen Einigung haben, und unter ihnen Herr von Sybel in erster Linie, sie haben nicht umsonst geschrieben. Concentration nach Innen, Ausbildung des deutschen Staates, Selbständigkeit Deutschlands, nicht aber Streben nach einem utopischen Reiche ohne Grenzen, bloß um den Genuß der Herrschaft zu haben, das sind die Ziele, welche die gegenwärtige deutsche Bewegung sich stellt, und die Nation würde sich selbst untreu werden, wenn sie anders handeln und anderes wünschen wollte.

Deutschen Lesern wird der Gedanke, daß der norddeutsche Bund auf fremde, nichtdeutsche Staaten ausgedehnt werden könne, völlig fremdartig erscheinen. Nicht nur ist der Gedanke überhaupt in Deutschland nicht gefaßt worden, sondern man wird auch darin einverstanden sein, daß Ideen dieser Art unsere nationalen Interessen nicht fördern. Es scheint, daß Herr van Prinsterer die nationale Bedeutung, die ganze Grundlage des norddeutschen Bundes immer noch unterschätzt. Wenn es sich bloß um eine Vergrößerung Preußens gehandelt hätte, wie wäre es zu erklären, daß auch Süddeutschland schon jetzt sich uns in einem Grade und in einer Weise nähert, welche man unmittelbar nach dem Ausgang des Krieges von 1866 kaum für möglich gehalten hätte? Das müssen andere, tiefer wirkende Kräfte gewesen sein, die den neuen Stand der deutschen Dinge hervorgebracht haben, andere Motive als die bloße Eroberungspolitik. Aber es war ein alter Fehler auswärtiger Staatsmänner, daß sie den deutschen Bund wirklich als diejenige Form ansahen, in welcher der Begriff Deutschland für immer aufgehen sollte, während in Deutschland selbst im Grunde Niemand mehr an den Bestand jener Form glaubte. Die Verhandlungen des Wiener Congresses hatten das föderative Band, welches der Art. VII des ersten Pariser Friedens für die deutschen Staaten in Anspruch nahm, schließlich nur in der unvollkommensten Weise gestaltet. Mit den größten Hoffnungen für Deutschlands Einheit und Macht war man in die Verhandlungen eingetreten und man mußte sich mit einem Resultate begnügen, welches kaum den nothdürftigsten Forderungen entsprach. Es war viel weniger ein höheres Maß politischer Freiheiten, was die deutsche Nation als Resultat der Freiheitskriege gehofft und erwartet hatte, als vielmehr ein höheres Maß nationaler Einheit. Der Umstand, daß diese Hoffnung nicht erfüllt worden war, bildete den gährenden Stoff unserer politischen Entwicklung seit 1815. Der Zustand, wie ihn der deutsche Bund geschaffen, war in Aller Augen etwas Unfertiges, anfänglich nur in den Augen der Bevölkerungen, zuletzt auch in denen der deutschen Regierungen. Aber die fremde Diplomatie mit Ausnahme vielleicht der englischen, ja das Ausland überhaupt wollte sich von der Unfertigkeit des Zustandes in Deutschland nicht überzeugen, man glaubte nicht daran, weil man die Vervollkommnung nicht wünschte. Wer die hergebrachten Anschauungen jener diplomatischen Kreise zu durchbrechen suchte, wurde einfach als Keger verfahren. So erging es in den höheren Kreisen vor Allem dem Prinzen Albert. Als Prinz Albert im Jahre 1849 mit seinen Sympathien

für die deutsche Einheit unter preussischer Führung offen hervorgetreten war, war man in den diplomatischen Kreisen in Paris der Ansicht, *) der Prinz verkenne die wahren Interessen seines deutschen Hauses, er könne sich von den falschen Ideen über die deutsche Einheit nicht losmachen, die er von der Bonner Universität mitgebracht habe (*méconnaissant les véritables intérêts de sa famille allemande et n'ayant su apparemment se défaires jusqu'ici de certaines idées fausses rapportées de l'université de Bonn sur l'unité germanique*). So leicht suchte man sich in der diplomatischen Welt mit Ideen abzufinden, von denen man sich hätte sagen sollen, daß sie tiefe Wurzeln im deutschen Leben geschlagen hatten.

Auch in den Niederlanden scheint man sowohl hinsichtlich der Dauerhaftigkeit des deutschen Bundes als hinsichtlich der Bedeutung der Selbständigkeit der einzelnen deutschen Staaten anderer Ansicht gewesen zu sein als wir in Deutschland selbst. Ja man scheint von dieser Selbständigkeit so übertriebene Vorstellungen gehabt zu haben, wie sie nicht einmal mit den deutschen Bundesverhältnissen harmonirten. Herr van Prinsterer theilt uns mit, daß er das beste Bündniß für die Niederlande lange Zeit in der Allianz mit England, Preußen und Hannover erblickt habe. Wir haben alle Anerkennung für den gesunden politischen Blick des niederländischen Staatsmanns, wenn er hier den Schwerpunkt der niederländischen Allianz nach anderen Orten als nach Paris verlegt und allerdings war dies von einem Staatsmann nicht anders zu erwarten, dessen Ideen noch vielfach an die große Traditionen der Hogendorp und der Stein anknüpfen. Aber verwundert steht man vor dem vierten Factor in dieser Quadrupelallianz, und dieses eine Beispiel zeigt treffend, daß die Anschauungen, welche unsere niederländischen Nachbarn über die staatlichen Zustände in Deutschland gehegt haben, den realen Verhältnissen total widersprachen. Es ist wahr, daß Hannover, ungeachtet seiner Eigenschaft als Bundesstaat, das Recht hatte, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen, aber dieses Recht war beschränkt durch die rechtliche Natur des Bundes und durch positive Vorschriften des Bundesrechts. Denn nach Art. XI der Bundesacte hatten die Bundesglieder zwar das Recht der Bündnisse aller Art, sie hatten jedoch die Verpflichtung, keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären. Art. XXXVI der Wiener Schlußacte hatte diese Abhängigkeit noch in einer ganz bestimmten Richtung näher präzisirt. Dieser Artikel bestimmte, daß kein einzelner Bundesstaat von Auswärtigen verletzt werden könne, ohne daß die Verletzung zugleich die Gesamtheit des Bundes treffe, dagegen traf aber die einzelnen Bundesstaaten die Verpflichtung, von ihrer Seite weder Anlaß zu dergleichen Verletzungen zu geben noch auswärtigen Staaten solche zuzufügen. Bestimmt doch auch die Luxemburger Verfassung (Art. 37): *Le roi Grand-Duc commande la force militaire, déclare la guerre, fait les traités de paix, d'alliance et de com-*

*) Fürstin Lieven. Deutscher Zuschauer II, 119 (1862).

merco . . . Le tout sans préjudice aux rapports du Grand-Duché avec la Confédération germanique. Kamen nun noch die Beschränkungen hinzu, welchen Hannover durch die Bundeskriegsverfassung, durch die Eigenschaft seines Heeres als Bundescontingent unterworfen war, so war das Kriegsrecht eines Staates wie Hannover und sein Recht der Allianzen auch nicht entfernt in gleiche Linie mit den Rechten des unabhängigen Königreichs der Niederlande zu stellen. Preußen und Oesterreich waren nicht bloß Bundesglieder, sondern sie waren zugleich europäische Staaten, sie besaßen Gebiete, die nicht zum Bunde gehörten, in dieser Hinsicht waren sie unabhängig und Herren ihrer Geschichte. Aber kein englischer Minister würde sich gefunden haben, in dessen Augen der Bundesstaat Hannover für England einen Allirten wie die Niederlande und Preußen abgegeben hätte, nicht weil es ein kleiner Staat war, sondern weil es ein abhängiger Staat war.

Herr van Prinsterer gedenkt mit warmen Worten der historischen Beziehungen zwischen den Hohenzollern und den Draniern, zwischen Holland und Preußen und der wechselseitigen Unterstützung beider Länder. Die Jahre 1672, 1813 und 1815 bezeichnen wichtige gemeinsame Actionen, welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal beider Länder bestimmt haben. Er gedenkt der gemeinsamen germanischen Abstammung, der geistigen Verwandtschaft und ferner auch des protestantischen Charakters des preußischen Staats. Wir möchten zu diesen gemeinsamen Beziehungen noch den lebhaften Handel und so viele persönliche Verbindungen unter den Gebildeten beider Völker zählen.

In der That, es giebt mehr als Eine dauernde Grundlage für eine offene und ehrliche Freundschaft zwischen beiden Ländern und es liegt in den Ereignissen des Jahres 1866 kein Grund für die Niederländer, ihre Gesinnung gegen uns in Feindschaft und Mißtrauen zu verkehren. Wie groß auch die Umgestaltungen sind, welche die gewaltsamen Ereignisse des Jahres 1866 für Preußen und Deutschland im Gefolge gehabt haben, diese Umgestaltungen sind eine innere, rein deutsche Angelegenheit, sie sind Fragen der Fortbildung des eigenen öffentlichen Rechts des deutschen Volkes. Kein fremder Staat hat ein Recht darauf erworben, daß die deutsche Bundesverfassung nicht umgestaltet werden sollte; ein solches Recht bestand Deutschland und Preußen gegenüber so wenig als es der Schweiz gegenüber bestand, als sich in Folge des Sonderbundskrieges die Bundesverfassung änderte. Daß die Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung eine Folge kriegerischer Ereignisse war, ist weder Preußens Schuld, noch ändert dies dem Ausland gegenüber den Charakter der Umgestaltung als einer inneren Angelegenheit. Als die Majorität des Bundestages den verhängnißvollen Beschluß vom 14. Juni faßte, war die Entscheidung über die Zukunft der deutschen Verfassung dem Schwanken des Kriegsglücks anheimgegeben. Die Staaten, die jenen Beschluß faßten, wußten, daß Preußen Farbe bekennen mußte wenn man in Frankfurt Roth ausspielte, und dieser innere Krieg konnte zum Resultat nur Sieger und Besiegte haben. Daß sich das Kriegsglied an Preußens Fahnen heftete, war für die Einen klinder Zufall, für Andere höhere Fügung, und

wieder für Andere eine innere Nothwendigkeit, die im Zusammenhang steht mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung, mit dem innersten Kern unserer Nation. Wie fremdartig ist nun das Verlangen, daß Preußen als Sieger plötzlich ein ganz anderes Kriegsrecht einführen und gegen sich anwenden soll, als dasjenige ist, welches gegenwärtig noch allseitig gilt und die Gesetze der Völker bestimmt und nach welchem die völlige Unterwerfung feindlicher Staaten ein so vollgültiger Erwerbstitel für den siegenden Staat bildet wie der Friedensschluß? Preußen und die gesammte neue Gestaltung der Dinge in Deutschland enthalten keine Bedrohung für das Ausland, die neuen Institutionen sind nicht aggressiver Natur und es läßt sich friedlich und sicher neben ihnen wohnen. Daß die Neugestaltung der deutschen Dinge für unsere Nachbarn etwas Unbehagliches haben mag, wenn sie durch dieselbe überrascht worden sind, wer wollte das verkennen? Aber wir denken, von da bis zur Mißgunst ist noch ein weiter Schritt.

Die Niederlande sind nicht der einzige Staat, der durch die Ereignisse des Jahres 1866 überrascht worden ist. Um von Frankreich zu schweigen, so mußte selbst England, dessen Staatsmänner seit Palmerston sich über die Haltbarkeit des deutschen Bundes stets die wenigsten Illusionen gemacht haben, sich in die neuen Zustände erst finden. Allein England hat sich rasch in dieselben gefunden und wenn man im Ausland von Zeit zu Zeit immer noch fragt, wie es möglich sei, daß England die Machterweiterung Preußens so ruhig dulden könne, so wird man nicht oft genug auf die Worte Lord Stanley's im Hause der Gemeinen verweisen können, daß seiner Meinung nach die Aenderungen in Deutschland mit der Zustimmung der Mehrheit des englischen Volkes geschehen seien.

Und nicht England allein hat den richtigen Maßstab für die Beurtheilung unserer neuen staatlichen Verhältnisse gefunden, wir möchten die Niederländer auf das Beispiel eines anderen, minder mächtigen Staates verweisen, auf das Beispiel der Schweiz. Auf die Stellung dieses Landes mußten die politischen Veränderungen in Deutschland von großem Einfluß sein, neue Factoren sind entstanden, mit denen die schweizerische Eidgenossenschaft in ganz anderer Weise rechnen muß, als mit dem alten deutschen Bund und mit den bisherigen einzelnen Bundesstaaten an ihrer Landesgrenze. Und wer möchte behaupten, daß man in der Schweiz hierin sofort und allseitig einen Vortheil erkannt habe? Aber mit jenem praktischen politischen Blick, der die schweizerischen Staatsmänner so häufig auszeichnet, hat sich die Schweiz rasch auf den Boden der neuen Verhältnisse gestellt, sie beantwortet die Neugestaltung unseres deutschen Staatensystems weder mit Mißgunst noch mit einer kühlen Zurückhaltung, sondern sie tritt thatkräftig in die neuen Verhältnisse ein und beglaubigt zum ersten Male einen ständigen Gesandten in Berlin.

Wir suchen vergeblich nach einem Grund, der die Verstimmung der Niederländer gegen Preußen für die Dauer erhalten könnte. Man hat wohl auch von commercieller Eifersucht gesprochen. „Wenn,“ schreibt in dieser Hinsicht Nasse mit Recht, „was wir Deutschen allerdings hoffen, in Folge unserer politischen Neugestaltung auch unsere gesammte Volkswirthschaft einen neuen Aufschwung

nehmen sollte, so sind die Holländer volkwirtschaftlich gebildet genug, um zu wissen, daß sie selbst aus der wirtschaftlichen Blüthe Deutschlands nicht geringen Gewinn ziehen werden; ebenso wie umgekehrt uns Deutschen jeder ökonomische Fortschritt im niederländischen Reiche nur vortheilhaft sein kann.“

Der Schrift des Herrn van Prinsterer, welche die Veranlassung zu diesen Betrachtungen gab, ist inzwischen eine zweite von demselben Verfasser gefolgt: *L'Empire prussien et l'Apocalypse. A mes amis de Berlin. Par Mr. Groen van Prinsterer. (Essais historiques sur les événements d'Allemagne en 1866. II.) Amsterdam 1867.* Der Eindruck, welchen diese neue Schrift hervorruft, ist ein anderer als jener der ersten. Während die erste Schrift bei aller Parteilichkeit doch immer noch den Charakter des nationalen, wir möchten sagen, des historischen Programms trägt und gerade dadurch bei dem Leser den Wunsch nach einer Verständigung hervorruft, ist der zweite offene Brief des Herrn van Prinsterer mehr eine Sammlung subjectiver Bemerkungen, vielfach theologischen Inhalts, deren innerer Zusammenhang nicht immer ersichtlich ist. Der Verfasser wendet sich auch hier wieder an die Stahl'sche Schule und wir geben gern zu, daß die in dieser zweiten Schrift aufgeworfenen Fragen eine innere Angelegenheit dieser Schule bilden; der rein nationalen Seite der aufgeworfenen Fragen ist durch die deutsche Beantwortung der ersten Schrift Genüge geschehen. Nur eine Bemerkung drängt sich bei der Betonung des Gegensatzes zwischen Stahl und Bismarck uns auf. Herr van Prinsterer stellt Stahl in seiner Grundanschauung wie in seiner Tendenz neben Burke in England und neben Guizot in Frankreich. Allein auch Burke war nicht bloß antirevolutionär, sondern er war antirevolutionärer Engländer und Guizot ist nicht Kosmopolit, sondern er ist Franzose. Jeder Politiker, der conservative wie der liberale, gehört einem bestimmten Volke an, in welchem er wurzelt, mit welchem er fühlt und denkt, mit welchem er hofft, leidet und strebt.

Am Schlusse der neuen Schrift gedenkt Herr van Prinsterer bereits auch der Erwiderung von Rasse, und es ist von allgemeinem Interesse, die Schluserklärungen des niederländischen Staatsmanns auf diese Erwiderung kennen zu lernen.

Da ist zuvörderst der Vorwurf, in der Erwiderung werde die Anwendung von Gewalt für gerechtfertigt erklärt, wenn die Vervollkommnung des öffentlichen Rechts in normaler Weise nicht möglich sei. Herr van Prinsterer beruft sich hiergegen auf Stahl, welcher ausführt, daß es kein Recht zur Empörung gebe und daß die christliche Sitte gebiete, das Unrecht lieber zu leiden als es auf ungeseklichem Wege abzuwehren. Allein Stahl spricht hier vom Verhältniß des einzelnen Individuums zur Staatsgewalt, nicht aber von dem Verhältniß der Staaten unter einander und mit keinem Worte gedenkt er des Kriegrechts der Staatsgewalt. Und nur von dem Kriegrecht der Staatsgewalt ist Herr Rasse in seiner Erwiderung ausgegangen, nicht von einem supponirten Rechte der Ge-

walthätigkeit überhaupt, weder rücksichtlich der Individuen noch rücksichtlich der Staaten. Empörung der Unterthanen und Kriegsrecht des Staates sind zwei verschiedene Begriffe. Auch Stahl legt dem Staate die Pflicht, sich zu behaupten, als die höchste Pflicht auf. Der Krieg ist zweifellos ein gewaltsames Mittel, aber er ist ein erlaubtes und gerechtes Mittel, wenn die Staatsgewalt ihn zur Abwehr des Unrechts führt. Daß Preußen sich in dem Falle der gerechten Abwehr befand, daß es zu seiner Selbstvertheidigung genöthigt war, gerade das ist in der Erwiderung Rasse's bewiesen.

Auch in seiner neuesten Schrift hält Herr van Prinsterer ferner an der Behauptung fest, Graf Bismarck habe die französische Unterstützung gesucht. Man kann preussischer Seits mit Recht fragen, ob das ein Ansehen an französische Unterstützung ist, wenn man auf die Gefahr eines Krieges mit Frankreich hin französische Forderungen von Gebietserweiterung in Deutschland wiederholt zurückweist? Man kann mit Recht nach den Thatfachen fragen, auf die der Vorwurf sich gründet. „Mir ist bekannt,“ schreibt Herr Rasse, „daß die österreichische Regierung sich nach der Schlacht von Königgrätz Hilfe suchend nach Paris wandte, daß Wilhelm III. über die Abtretung eines deutschen Landes an Frankreich unterhandelt hat, von unserer Regierung aber weiß ich nur, daß sie das Verlangen des französischen Cabinets nach Abtretung deutscher Landestheile in gefahrvoller Zeit zurückgewiesen hat.“ Herr van Prinsterer hält gleichwohl seine Behauptung fest, der Beweis der entente cordiale zwischen Preußen und Frankreich liegt für ihn in der Reise Bismarck's nach Biarritz und mit einer humoristischen Bemerkung über die Wirkung der Seebäder scheint er die ganze Frage für erledigt zu halten. Sollte es dem niederländischen Staatsmann so unbekannt sein, daß es sich bei den französischen Forderungen, welche Preußen in den Zeiten der Gefahr zurückgewiesen, nicht bloß um ein paar Kilometer deutschen Grenzgebietes oder um ein paar Kohlenruben an der Saar gehandelt hat? Aber gerade im Haag hat man sich von dem Glauben, daß Preußen durch die Ereignisse von 1866 in Abhängigkeit von Frankreich gerathen sei, trotz aller Zeichen der Zeit nicht losmachen können. So viel auch in der Luxemburger Angelegenheit noch dunkel ist, das Eine ist wohl gewiß, daß man im Haag nicht daran gezweifelt hat, Preußen werde keinen Widerspruch gegen den französischen Handel über das deutsche Land Luxemburg erheben. Aber schon Lord Stanley machte die niederländische Regierung darauf aufmerksam, daß diese Voraussetzung eine höchst unwahrscheinliche sei und daß eben deshalb die Frage der Abtretung Luxemburgs an Frankreich in den Augen der englischen Regierung von selbst erledigt sei.

Herr von Prinsterer selbst geht auf die Möglichkeit eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich ein, aber in einer Weise, welche wir aufrichtig bedauern, weil sie einer Verständigung das größte Hinderniß in den Weg legt. „Wenn der Krieg,“ so fragt er, „jetzt ausgebrochen wäre, wenn er später, in drei Monaten, in einem Jahre ausbricht, wer trägt die Schuld (à qui la faute)? Genügt es, Anderen einen maßlosen Ehrgeiz vorzuwerfen, um seine eigene Ver-

antwortlichkeit zu decken? Wenn der Krieg, den man uns ankündigt, unbestreitbar die Folge des Krieges von 1866 ist, wird man sich dann auch diesmal an das französische Volk halten dürfen?“ Wir antworten einfach, daß wir zu unterscheiden wissen zwischen Folge und zwischen Schuld. Es giebt kein Recht Frankreichs, welches durch die politische Neugestaltung Deutschlands und durch die ganze deutsche Politik Preußens verletzt worden wäre oder noch verletzt würde. Zieht demnach Frankreich aus den Ereignissen des Jahres 1866 für sich die Folgerung, daß es den Krieg an uns erklären muß, so wird Niemand sagen können, daß Preußen diese Folge verschuldet habe, sondern es ist klar, wo dann die Verschuldung liegen wird. Man liebt es gegenwärtig in den Niederlanden, sich auf französische Stimmen zu berufen und es ist deshalb anzunehmen, daß man einer Stimme aus Frankreich ihre natürliche Autorität dann nicht versagen wird, wenn es sich um die Frage handelt, welche Stellung Frankreich den Ereignissen von 1866 gegenüber einzunehmen habe. Herr van Prinsterer selbst ist des Lobes auf die Revue des deux mondes und auf die Betrachtungen Forcade's voll, allein er scheint übersehen zu haben, was Herr Forcade unmittelbar nach den Ereignissen über diese Frage schrieb. „Die Umwälzung in Deutschland,“ sagt die Revue des deux mondes,*) „ist eine innere Umwälzung; das Anwachsen Deutschlands ist kein eigentlich territoriales, es ist ein inneres Wachstum (ce sont des augmentations intrinsèques), welches sich dadurch vollzieht, daß die Hülfsmittel und Kräfte des Stammes, der die numerische Ueberlegenheit unter den europäischen Völkern besitzt, in der Hand Preußens concentrirt werden. Das Aequivalent, welches in Wahrheit ein Gegengewicht gegen diese Verstärkung der Macht Deutschlands unter dem preussischen Scepter bilden kann, kann nicht in der Vermehrung unseres Gebiets um einige Quadratmeilen bestehen; nur in uns selbst können wir dieses Aequivalent finden.“ Daß die anderen Staaten ihre militärischen Kräfte höher als bisher ausbilden und anstrengen, ist ihr unbestreitbares Recht, und wenn dies eine Folge der Ereignisse von 1866 ist, so liegt es in der Natur der Völkergemeinschaft, daß die Veränderungen im staatlichen Leben des einen Volkes nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen bleiben können. Das innere Erstarren eines Staates kann einem oder dem anderen der Nachbarn unbequem sein, das Erstarren selbst ist darum nicht minder berechtigt.

Aug. Anschütz.

*) 1866, 15. August Chronique de la quinzaine.

Friedrich des Großen Wirthschaftspolitik und die schwäbischen Colonien in Westpreußen.

Das vielfältige Unglück, das Friedrich der Große mit seinen Colonien gehabt hat, ist nicht erst seit Mirabeau allgemein bekannt; die Lande aber, wo er auf diesem Wege wirklich lebensfähiges und Dauerhaftes geleistet, namentlich Westpreußen, hatten eine eingehende Durchforschung bis vor einigen Jahren noch nicht gefunden. Seitdem hat Dr. Beheim-Schwarzbach unter der Aufschrift: „Friedrich der Große als Gründer deutscher Colonien in den im Jahre 1772 neu erworbenen Landen“ ein Werkchen erscheinen lassen, welches durch Thatfachen, die theils aus den Grundbüchern und Prästationstabellen in den Departementsstädten, theils aus der Beobachtung des Lebens und Treibens der noch heute blühenden Colonien geschöpft sind, den Beweis liefert, daß gerade die am meisten angefochtene Richtung der Wirthschaftslehre Friedrich des Großen, seine Colonisationsweise, das harte Urtheil nicht verdient, welches fast allgemein über sie gefällt wird.

Der württembergische Gesandte, welcher einst auf dem Wiener Congress sich ereiferte über die schlecht verhehlte Absicht der deutschen Einheitsfreunde, „aus verschiedenen Völkerschaften, wie Württembergern und Preußen, so zu sagen eine Nation machen zu wollen,“ hat offenbar keine Ahnung davon gehabt, daß das in seinen Augen halbsprechende Experiment bereits vor einem Menschenalter im Kleinen wenigstens vollkommen gelungen war, daß derselbe Staat, welcher unter dem großen Kurfürsten etwa 20,000 protestantische Flüchtlinge aus Frankreich aufgenommen und treue Unterthanen an ihnen gewonnen hat, unter Friedrich dem Großen gegen 2000 süddeutsche Familien aus Schwaben, Baden und der Pfalz unter Preußen und Polen angesiedelt und ohne die mindeste Schädigung ihrer „berechtigten Stammeseigentümlichkeiten“ zu vortrefflichen Preußen gemacht hat.

Friedrich der Große gilt als Staatswirth bei Kennern und Laien, nicht wegen seiner Grundsätze, die bekanntlich nicht ihm eigenthümlich sind, sondern wegen der Art ihrer Anwendung für ein Original, von dem ohne Gefahr des Widerspruchs behauptet werden darf, daß es dem in wirthschaftlichen Dingen sehr empfindlichen Geschmacke unserer Tage mit jedem Zuge zuwiderläuft. Den sehr einfachen und faßlichen Satz, daß das preukische Geld im Lande bleiben und dem Luxus, welcher es aus dem Lande zieht, mit allen Mitteln gesteuert, im Nothfall ein Krieg bis an's Messer geführt werden müsse, hat der große König mit einer Strenge und Rücksichtslosigkeit gehandhabt, die trotz ihrer unbeabsichtigten Milderung durch einen ebenso dreisten als erfinderischen Schmutzgel uns heute kaum mehr vorstellbar erscheint.

Nicht ohne eine Anwandlung gelinden Schauders lesen wir von den „Kaffeeschnüfflern“ und „Kellerratten“ der französischen Regie, die einundzwanzig lange

Jahre den Bürger und Bauer in Preußen auf jede erdenkliche Art gepeinigt und am Ende wirklich einen Mehrbetrag der mittelbaren Abgaben von 42 Millionen Thalern erzielt haben — eine Ziffer, bei deren erstem Anblick Mirabeau, wie er uns ernstlich versichert, vor Schreck über „die Verheerungen dieser Seuche von Fiskalität“ das Papier auf die Erde fallen ließ. Für die harten Maßregeln gegen unprivilegirten Kaffeegenuß und den „schelmisschen Handel“ mit ähnlichen Luxusgegenständen, die uns heute Niemand mehr streitig macht, kann uns auch die liebenswürdige Zuverlässigkeit nicht gewinnen, mit der Friedrich nach seiner schönen Gewohnheit, jedem Untertan Rede zu stehen, den Beschwerdeführenden Rechenschaft von seinen guten Gründen ablegt, wenn er u. A. 1779 den hinterpommerschen Landständen, 1781 den Berliner Kaufleuten auseinandersetzt, daß vermöge der „gräßlichen Consumtion“ von Kaffee jährlich Hunderttausende von Thalern aus dem Lande gingen und daß schließlich gar nicht abzusehen sei, warum gegenwärtig jeder Bauer und jede Dienstmagd ohne Kaffee nicht glaube leben zu können? Sei doch das einheimische Bier viel gesünder und hätten doch die „zum größten unwiederbringlichen Ruin des Adels, des Bürgers und des Landmanns abscheulich heruntergekommenen“ Bierbrauereien den Absatz sehr nöthig — übrigens sei „Se. K. M. höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen,“ mithin könnte jeder Andere vollends den Kaffee entbehren.

Kleinlich und zugleich wenig zweckentsprechend erscheint uns eine Wirtschaftspolitik, die das eine Mal harmlosen Menageriebesitzern die preußischen Staaten verbietet, weil sie das Geld aus dem Lande ziehen, und das andere Mal sich über unfahrbare Straßen mit dem Gedanken tröstet, daß die fremden Fuhrleute, je langsamer sie von der Stelle kommen, desto mehr Geld im Lande verzehren müssen.

In der That, die Regierungsweise dieses Fürsten, der von seiner Größe Nichts verliert, wenn wir auch seine Schwächen aufrichtig besprechen, hatte nirgends einen schwierigeren Stand als im Kampfe mit den Wünschen und Bedürfnissen der Gesellschaft, die nun einmal nicht die Maschine ist, die sie nach allgemeiner Ansicht der Fürsten des vorigen Jahrhunderts sein sollte; der mechanische Staat dieser Zeit und die Gewohnheit seiner fähigsten, gewissenhaftesten Leiter, Alles von oben her durch Cabinettsbefehle zu lenken und zu gebieten, fand hier den zähesten Widerstand, erlebte hier tagtäglich die bittersten Niederlagen und Enttäuschungen, und die ungeheure Kluft, welche den organischen Staat unseres Jahrhunderts von dem mechanischen des vorigen trennt, lehrt schon die eine Thatfache, daß, was ein Mirabeau damals wesentlich aus Gründen der Vernunft unlogisch und widerspruchsvoll fand, uns heutzutage aus Gründen einer allbekannten Erfahrung unerträglich, widernatürlich und unmöglich vorkommt. Wer wie Mirabeau beabsichtigte, die neue Lehre von der unbedingten Freigebung der Arbeit und des Eigenthums, der Gewerbe und des Verkehrs recht eindringlich zu predigen, der that wohl daran, die entgegengesetzte Verwaltungsweise Friedrich's des Großen zu zergliedern und in ihren Wirku-

gen oder vielmehr ihren Fehlschlägen zu verfolgen; wenn irgendwo, so mußte hier sich offenbaren, was dem alten System einer allmächtigen Bevormundung durch den fähigsten Kopf und den pflichteifrigsten Landesvater überhaupt möglich oder nicht möglich war, denn hier maß sich an einem Rohstoff, der selbst große Anstrengungen mit kargem Ertrage lohnte, eine ganz außergewöhnliche Kraft und ein geradezu leidenschaftlicher Wille, das Beste zu schaffen. Wenn solchem Manne das Problem mißlang, dann war es nach der alten Weise überhaupt unausführbar und der schlagendste Beweis für die Unumgänglichkeit eines völlig neuen Verfahrens war gewonnen. Nach Mirabeau's fester Ueberzeugung ist das Problem mißlungen und durch die Thatsache, daß ein Friedrich damit unglücklich war, das ganze System für immer gerichtet.

Er sagt am Schlusse seines fünften Buchs von der preußischen Monarchie: „Nur die ausgezeichnete Ordnung in der Verwaltung, die Unwandelbarkeit der Grundsätze, die trotz der Unrichtigkeit ihrer Voraussetzungen viel mehr taugt, als ein widersprechendes, wetterwendisches Umspringen im Verfahren, und die Geschenke des Königs halten die Maschine in Gang und Bewegung; in Wahrheit aber sind, was Handel, Ackerbau und Gewerbe angeht, die Staaten des Königs von Preußen, allgemein zu reden, lediglich mit Tagelöhnern bevölkert. Wie sollte auch der Ackerbau blühen können in einem Lande, wo der Bauer nicht wagt, sein Korn, sein Vieh, die Wolle, die Häute, ja die Knochen und Hörner seiner Thiere zu verkaufen? Wie sollte der Handel blühen in einem Lande, wo Alles dem Monopol unterworfen ist oder tagtäglich demselben unterworfen werden kann? Wie sollen die Gewerke sich heben können in einem Lande, wo sie sogleich bei ihrer Entstehung Vorrechte des Kaufs und Verkaufs, Geldgeschenke des Fürsten, aber dafür auch gewaltsame Nüchternung auf Dinge erhalten, die ihrer Natur widerstreiten zum Schaden der Ziele, die in ihrem Wesen liegen?“

Mirabeau hatte Recht; blühend konnte der wirthschaftliche Zustand des damaligen Preußens nicht genannt werden und daß dem leider so war, trotz der Hunderttausende, welche der König jedes Jahr für Gründung von Bauerstellen, Anschaffung von Vieh, Erzeugung und Unterstützung von Gewerbe- und Handelsunternehmungen jeder Art mit vollen Händen verausgabte, das war ja sein eigener aufrichtigster Kummer, wie er in so vielen, oft rührenden Beweisen sich ausgesprochen hat. Und dennoch ist die Nachwelt noch mehr in ihrem Recht, wenn sie eine unfählich mühevollen Arbeit, die sich nie und nirgends genug thut, die kein Fehlschlag und kein Mißlingen beirrt, in demselben Maße dankenswerther und bewunderungswürdiger findet, je weniger der Urheber selbst von den Früchten geerntet, je weniger Ermuthigung ihm mithin ein Lohn gewähren konnte, um den er sich meist vergeblich bemüht, während er seinen Nachkommen fast von selber und zwar reichlich zugefallen ist.

Im Uebrigen ist Friedrich II. als Staatswirth für eine unbefangene geschichtliche Würdigung denn doch weit mehr als für das schnell bereite Urtheil der physisokratischen Heißsporne Mauvillon und Mirabeau; er ist keineswegs der

Ritter von der traurigen Gestalt, der Zeit seines Lebens mit Windmühlen kämpft, keineswegs der unbelehrbare Fanatiker, der sich nicht gestehen mag, daß er eine warme Begeisterung an einen leeren Wahn, ein großes Talent an eine kleine Sache vergeudet habe, er ist das nicht in der Lehre und nicht im Leben. Seine Unzufriedenheit mit sich und seinen Erfolgen darf uns nicht irren; denn es ist die Unzufriedenheit eines Mannes, der um das Höchste ringt, der den letzten Faden seiner Kraft im harten Dienst für das Wohl seiner Unterthanen aufbraucht und den immer und immer wieder das peinliche Gefühl verstimmt, daß all' seine Mittel unzulänglich sind und all' sein Eifer ihn doch nur so wenig von der Stelle bringt, im Vergleich mit dem Ideale das ihm vorschwebt. Auch dürfen wir nie vergessen, daß Mirabeau über den ersten modernen Staat Deutschlands schreibt, um eigentlich seinen Landsleuten, den Franzosen, die Augen zu öffnen über den Wust mittelalterlicher Mißbräuche, unter dem das Landvolk, dieses „Saumthier“ der französischen Gesellschaft wie es der ältere Mirabeau genannt hat, schmachtet und daß er den besten unter allen mechanischen Staaten des Jahrhunderts einer scharfen Prüfung unterzieht, um den schlechtesten unter ihnen, den französischen, in der öffentlichen Meinung vollends zu vernichten. Er hat das in seiner Vorrede wie in der Einleitung sprechend angedeutet, und wo er immer auf die Gedrücktheit der arbeitenden Bevölkerung, auf die einzigen Mittel zu ihrer Rettung, die zugleich die Mittel zur wirklichen Hebung der ganzen Staatswirtschaft sind, zu reden kommt, da glaubt man nicht ihn, sondern den Minister Turgot zu hören.

Friedrich der Große ist viel mehr Physiotrat, als die Apostel dieser neuen Lehre glauben. „Wahrer Reichtum,“ schreibt er am 5. Dec. 1775 an Voltaire, „ist nur das, was die Erde hervorbringt. Wer den Boden verbessert, wüßt liegendes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei und schafft Ansiedlern Unterhalt.“ „Die Bauern sind die Pflegeväter der Gesellschaft,“ sagt er ein ander Mal, „sie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes. Mit dem Ackerbau muß man anfangen, dann zu Manufakturen und endlich zu einem kleinen Handel übergehen.“ Genau nach diesen Grundsätzen hat er gehandelt und das stolze Wort: „ich habe eine Provinz gewonnen,“ durfte er mehr als ein Mal sagen, wenn er hinschaute auf einen eben vollendeten Kanal, der durch eine abgelegene Wildniß eine Wasserstraße schuf, auf meilenlange Strecken Landes, die er den Sümpfen abgewonnen, auf freundliche Dörfer, die er mitten in ehemals wüsten Strichen angelegt, in die er fleißige Bewohner und geschickte Arbeiter oft aus weiter Ferne herbeigezogen; lauter Leute, die wußten, daß ihres Königs Ohr für Jeden von ihnen offen sei, daß der jede Beschwerde wäge und prüfe, „denn dazu bin ich da.“

Wohl ist es ein künstlicher Weg, Industrie und Handel zu erzeugen, dies System der Monopole, der Gesellschaften, der Staatshülfe und der Einfuhrverbote; aber Erwägung verdienen doch wohl die Gründe, mit denen er sich gegen Delaunay verantwortet, wenn er sagt: „Was soll ich machen? Mein Land leidet

Mangel am Nöthigsten, mein Volk ist arm, seine Arbeit kriecht am Boden, sein Verkehr ist der Handlanger fremden Handels; die Freiheit, die verlangt wird, würde seine Abhängigkeit vom Ausland verewigen, es soll lernen, selber zu fertigen und selber zu vertreiben was es nöthig hat, das thut aber Niemand ohne Aussicht auf gewissen Absatz, wie ihn Staatshilfe, Vorrechte und Schutz gegen übermächtige Concurrnz gewähren. Diese Schranken können fallen, wo Gewerbe und Handel bereits auf eignen Füßen stehen, aber nicht da, wo beide erst gewissermaßen aus dem Nichts geschaffen werden müssen.“

Wohl hat Dohm Recht, wenn er schmerzlich hervorhebt, wie die Quälereien der Regie dem viel bewunderten Fürsten einen großen Theil der Liebe seiner treuen Unterthanen entzogen hätten, und doch dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß dieselben Gelder, um welche das Verlangen nach einem in unseren Augen so unschuldigen Luxus gebrandschatzt wurde, dem Volke als reichliche Unterstützung für die Zwecke seiner wirthschaftlichen Wohlfahrt wieder zu Gute kamen, daß von all' den Summen, deren Einziehungsart uns so wenig gefällt, nicht ein Pfennig für die nichtigen Dinge verschleudert wurde, für welche in den meisten übrigen deutschen Staaten jener Zeit der jährliche Steueraderlaß sammt den noch weit ungerechtfertigtern mittelbaren Abgaben allein bestimmt zu sein schien. Den Fürsten, der während der 23 Friedensjahre allein aus seinen Privatersparnissen nach der Berechnung des Ministers Hertzberg 24 Millionen Thaler unter die Nothleidenden seiner sämtlichen Staaten vertheilt hat, den kann allenfalls die Enttäuschung eines französischen Glücksritters oder die giftige Zunge eines beleidigten Höflings,*) aber kein Mensch von gesundem Gewissen einen süßigen Verwalter schelten. Die Lage Preußens nach den Greueln des siebenjährigen Krieges kann sich heute Niemand mehr vorstellen, allein an Menschen hatte das Land von seinen 5 Millionen Einwohnern eine halbe Million eingebüßt nach Friedrich's eigener Schätzung, und doch hatte es noch nicht einmal die Verheerungen der Pest von 1708—1710 verwunden, doch lagen noch 1740 allein in der Churmark 1317 Bauerstellen völlig wüste. Hier galt es einen Neubau des wirthschaftlichen Lebens ganz von unten auf, hier galt es eine schöpferische Thätigkeit zu entfalten, wie sie nicht Sache geistreicher Systematiker, sondern jener rüstigen, groß angelegten Naturen ist, von denen Friedrich II. eine war.

Trotz seiner Ungebuld, auf preussischem Boden einen freien Bauernstand zu sehen, wie er damals in der ganzen Welt nirgends vorhanden war, hat Mirabeau nicht versäumt mit unverhohlener Bewunderung auszuführen, was Friedrich in seinen, von Krieg, Mißwachs und Seuche schwer getroffenen Landen Alles gethan, um einen Bauernstand überhaupt erst wieder zu schaffen. In Pommern, welches die Russen bestialisch mitgenommen, waren allein auf dem platten Lande 465 Häuser, 442 Scheunen, 373 Ställe zerstört worden;

*) Aus solcher Quelle stammen die sog. *Matinées royales*; s. W. Laufer, die M. r. und Friedr. der Große. Stuttgart 1865.

er bewilligt 1,330,100 Thlr., um sie wieder herzustellen, unmittelbar nach einem Kriege, der sieben Jahr lang die ungeheuersten Mittel verschlungen hatte.

Er beschafft 12,327 Pferde, 930 Wispel (zu 28 Scheffeln) Mehl, 5380 Wispel Roggen, 2044 Wispel Gerste, 7228 Wispel Hafer — und in 8 Jahren hatte Pommern nicht bloß das Verlorene eingebracht, es ernährte 30,584 Bewohner mehr als vor dem Kriege.

Die an sich arme, dünn bevölkerte Neumark hatte durch den siebenjährigen Krieg am allerschwersten gelitten; sie hatte an Bewohnern 57,028 Köpfe eingebüßt und die Zahl der eingeebneten oder zerstörten Häuser betrug 1974. Noch bedeckt mit dem edlen Staube „des eben beendigten“ Feldzugs eilte Friedrich zu Hülfe; 760,149 Thlr. werden unverzüglich angewiesen, die Wohnungen wieder herzustellen, den Ackerbau wieder in Gang zu bringen. Er liefert 6342 Pferde, 68,166 Schafe und läßt drei große Sümpfe, den Negebruch, den Friedbergerbruch, den Warthebruch trocken legen; der dadurch gewonnene Ackerboden schafft Raum für zusammen 2601 Colonistenfamilien (8729 Köpfe), die mit Pferden, Hornvieh und Geldunterstützung aufs Reichlichste ausgestattet werden.

In Pommern und in der Neumark, in Schlesien und in Westpreußen ist Friedrich's rechte Hand der ausgezeichnete Breukenhoff, der sich in Dessau vom einfachen Pagen zum Finanzminister heraufgearbeitet hatte, und als geheimer Finanzrath in preussische Dienste berufen wurde. Von Hause aus so ungebildet, daß er, wie Mirabeau versichert, kaum seinen Namen schreiben konnte, war er ein gebornes Talent für alle Zweige der Colonisation, insbesondere ausgezeichnet brauchbar für hydraulische Arbeiten und überdies ein wahrhaft edler Mensch, von unbestochener Kebllichkeit und nie ermüdemdem Pflichteifer.

Was ein großer Fürst unterstützt durch einen solchen Rathgeber und Gehülfen ausrichten kann, das haben namentlich die neuen Erwerbungen des preussischen Staates, Schlesien, der fürchterlich heimgesuchte Schauplatz einer langen Kriegszeit, und Westpreußen, dieses Trümmersfeld eines in Anarchie zerfallenen Staatswesens und einer in trostloser Armuth verkommenen Bevölkerung, im vollsten Maße erfahren. Als Schlesien preussisch wurde, trug es noch in seinen meisten Städten und Dörfern die Blutspuren des dreißigjährigen Krieges, und als Mirabeau das preussische Schlesien beschrieb, war nicht bloß von den jüngsten Kriegen von 1740, 1756 und 1778 Nichts mehr zu sehen, sondern alle Städte befanden sich in sichtbarem Aufblühen und zeigten schon dem ersten Anblick alle Merkmale gesunden Gedeihens. Freilich hatte der neue Landesherr sogleich nach dem siebenjährigen Kriege auf sechs Monate alle Steuern erlassen, 17,000 Pferde herbeigeschafft, und große Mengen Getreide aus seinen polnischen Magazinen theils zur Aussaat, theils zum Lebensunterhalt der völlig Entblühten ausgetheilt. Freilich waren von 1763 — 1777 nicht weniger als 30,070 Colonisten mit einem Capital von 672,646 Thlr., 683 Pferden, 2312 Schafen, 2536 Stück Hornvieh, und 478 Schweinen angesetzt und 15 Städte, die aus polnischen Blochhäusern bestanden, fast ganz auf Kosten des Königs in Stein auf-

gebaut worden. Die Beredsamkeit solcher Ziffern spricht am Besten für den wirklichen Geist eines Staatshaushalts, der, obwohl nicht frei von den Irrthümern eines unvollkommenen Systems, trotz vieler Mißgriffe, unendlich wohlthätig und segensreich gewirkt und namentlich in schöpferischer Colonisation das Menschenmögliche geleistet hat. Was aber in Westpreußen geschehen ist, um eine menschenleere, verlassene Wildniß durch deutsche Arbeit zu befruchten, das entzieht sich jedem kleinlichen Tadel, das besteht die strengste Prüfung auch der fortgeschrittensten Wirtschaftspolitik.

„Hier können wir es halten, wie wir wollen,“ sagte Friedrich der Große, und hob sofort nach Besitzergreifung dieser durch die Feudalanarchie zu Grunde gerichteten Lande die Leibeigenschaft auf, die ihm überall ein Dorn im Auge war, deren völlige Beseitigung aber in den alten Provinzen ihm eine unausführbare Revolution dünkte. Auf zwölf Jahre blieb das Land von den Blutsaugern der Regie und dem Druck des Cantonsystems verschont; kein viel-schreibendes Beamtenthum stellte sich hier zwischen das Land und seinen neuen Herrn, Alles wurde unmittelbar vom König und seinem Brenkenhoff geleitet: die Ansetzung neuer Bewohner, die Unterstützung des verarmten Adels wie des nothleidenden Landmanns, der Aufbau der Städte und Dörfer, die Anlage von Straßen und Kanälen so gut als die Züchtung der Schaf- und Pferdezücht, die Verbesserung des Landbaus durch Einföhrung neuer Sämereien und Gewächse, die Anstellung von Schulmeistern mit dem für jene Zeit beneidenswerthen Gehalt von 60 Thlrn., die Begründung gesetzlicher Sicherheit und jenes Comforts, der für den gesitteten Menschen zum Leben gehört. Ein rüstiges Bauen und Schaffen begann aller Orten und bereits im Oktober 1773 konnte Friedrich gegen Voltaire rühmen:

„Ich habe die Sklaverei abgeschafft, barbarische Gesetze reformirt, vernünftige zur Geltung gebracht, einen Kanal eröffnet, der die Weichsel, Brahe, Nege, Warthe, Oder, Elbe verbindet, Städte wieder aufgebaut die seit der Pest von 1700 in Trümmern lagen, zwanzig Meilen Moräste trocken gelegt und eine Polizei eingeführt, die diesem Lande selbst dem Namen nach unbekannt war.“

Dem neu geschaffenen Arbeitsfelde wurde ein breiter Strom deutscher Einwanderung zugeleitet, über das menschenarme Land eine neue Bevölkerung ausgesät, welche „den polnischen Mann zu deutscher Landesart bringen“ und den einheimischen Schlandrian durch die Macht des Beispiels und des wirtschaftlichen Wechselverkehrs besiegen sollte; die Handwerker und Kaufleute bezogen in den Städten, die Landwirthe in den Dörfern die für sie bereit stehenden freundlichen Wohnungen, die häufig mitten zwischen elenden polnischen Lehmküthen erbaut waren.

Die Stadt, die dieser Aufhülfe am Meisten bedurfte, war Kulm, wo ganze Straßen entlang in Kellerräumen die einzigen Unterschlupfe verkümmender Bewohner waren; 214,394 Thlr. gab der König für Straßenpflaster, Bürgerwohnungen, Gebäude zu Gewerksanlagen, für Kirche und Schule und namentlich für 43 Colonistenhäuser. In ähnlicher Weise aber geringerem Umfang

wurden die fünf Städte Graudenz, Straßburg, Gollub, Schwetz, Conig unterstützt.

2203 Familien (etwa 11,000 Köpfe) sind von 1772—1786 in Westpreußen und den Regedistrikt eingewandert; fast jeder Ort des neu erworbenen Landes hat seinen größeren oder geringeren Antheil erhalten, ganz neue Dörfer und Neufassereien sind entstanden und der nützlichste und fähigste Ordner dieses großen Unternehmens war außer dem braunschweiger Domhard wiederum der öfter genannte Brenkenhoff, aus dessen monatlichen Berichten an den König das im Eingang von uns genannte Werkchen eine Nachweistafel über das ganze Ansiedlungsgeschäft mittheilt. Aus einer zweiten Nachweistafel über die Herkunft der Einwanderer ergibt sich, daß dieselben ein überaus buntes Gemisch von deutschen und nichtdeutschen Bestandtheilen bildeten, daß von den 2203 Familien, welche der Verf. im Ganzen herausrechnet, die größere Hälfte auf Mittel- und Süddeutschland fällt und innerhalb dieser die Schwaben, deren Name sich heute noch für die meisten größeren Ansiedlungskreise behauptet, die bedeutendste compacte Masse bilden. Von ihnen sind im Jahr 1781 auf einmal 153, 1782 aber 258 Familien eingewandert, von den kleineren Zuflüssen in anderen Jahrgängen abgesehen.

Die schwäbischen Einwanderer, die Brenkenhoff bereits in Pommern erprobt hatte, erscheinen auch hier als ein besonders tüchtiges Element der Colonisation; das „schlimm und unversucht Gesindel,“ welches durch die glänzenden Bedingungen herbeigelockt, abenteuernd herbeikam und sehr rasch wieder wie Spreu nach allen Weltgegenden auseinanderstob, jene erste Saat von Einwanderern, — die hier wie überall zu Friedrich's großem Verdruß das ganze Ansiedlungswerk in Verruf gebracht und hinsichtlich deren der alte Schlosser sich noch von der ostfriesischen Nachbarschaft seiner Vaterstadt Jever her erinnert, daß sie eine arge Landplage gewesen sei — hatte Nichts zu schaffen mit den bedächtigen Württemberger Bauern, die sich die weite Reise zehn Mal überlegten, ehe sie der beengten Heimath, die aber doch immer ihre Heimath war, den Rücken kehrten. Jahrelang war bereits das Bevölkerungsgeschäft im Gang, jahrelang hatten bereits die unglücklichen Nachbarn der Schwaben, die leichtblütigeren Pfälzer, denen die Jesuiten Carl Theodor's die Freude an ihrem paradisißschen Vaterland vergifteten, ihren Namen durch ganz Europa und auch nach Westpreußen getragen, bis der „Pfälzer“ in der ganzen Fremde „Auswanderer“ bedeutete, als die Schwaben, denen die Scholle ihres überfüllerten Ländchens zu enge wurde, auf Gemeindeversammlungen noch mißtrauisch hin- und hererwogen, ob es auch wahr sei, was der große König versprochen haben sollte? Ihm selber hätten sie's freilich sofort geglaubt, denn der Sieger von Rossbach und Leuthen war wohlbekannt auch in schwäbischen Bauerhütten, wo man mit Stolz der preußischen Waffenthaten und mit Hohn der lächerlichen Reichsarmee gedachte. Lange hätten ihre Voreltern, so erzählen die Colonisten, ungläubig den Kopf geschüttelt über all' die schönen Dinge, die der König Friedrich durch Zeitungen und Aufrufe bei ihnen verbreiten ließ und keiner habe so

recht gewagt, einzuschlagen und mit Weib und Kind fortzuziehen. Da aber sei ein Mann Namens Roth gekommen und habe ihnen schwarz auf weiß gezeigt, wie sie es in Preußen so gut haben sollten und nun hätten sie sich mit Kind und Regel, Geld und Vieh in großen Schaaren auf den Weg gemacht. Von der preussischen Grenze an war der Transport umsonst; kamen sie haufenweise, so geriethen die Kammern in große Verlegenheit, oft waren täglich 60—100 Pferde für sie erforderlich und manchmal war auch ein „wüßchter“ Mensch darunter, der etwas ungeberdig that, wenn nicht Alles nach Wunsch ging, der aber nach Friedrich's eigener Weisung nicht anders denn „bescheidenlich zur raison gebracht“ werden durfte. Waren sie am Orte ihrer Bestimmung angekommen, so wurde ihnen $\frac{3}{4}$ ihrer Reisekosten ausgezahlt, ihr Bedarf an Brod und Getreide „bis zum frischen Einschnitt“ vorgeschoffen, Geld zum Viehankauf eingehändigt und eine Wohnung sammt Acker und Wiesengrund angewiesen. Reichten die zum Häuserbau bestimmten Gelder, so erhielt jede Familie ihr eigenes Haus; reichten sie nicht, so setzten die Beamten zwei Familien in ein Haus, dessen Schornstein den Inassen gemeinsam war. Solche Behausung hieß und heißt bei den Colonisten „Paartopf“ und ist heute noch ein nicht seltener, drolliger Anblick. Für die eingewanderten Badener und Württemberger hatte Friedrich stets ein besonderes Augenmerk; in einer Cabinetsordre vom 2. Mai 1781 scharft er noch ausdrücklich ein, die Leute sollten auf den Aemtern „wie freie Leute, nämlich daß sie keine Sklaven sind, angesetzt und jedem der gehörige Acker und Wiesen (gewöhnlich 15 Morgen Land) angewiesen werden. Und wenn sie Dienste thun müssen, so muß das nicht mehr als höchstens zwei Mal in der Woche geschehen. Und dieses ist meine Intention bei allen den neu anzusetzenden Leuten, denn da können wir es halten, wie wir wollen.“ Welch ein beträchtlicher Grundstock von Schulbildung mit diesen Süddeutschen in das Land kam, beweisen die Verträge, durch welche die Colonisten seit 1798, gegen erbliche und eigenthümliche Ueberlassung von Haus und Hof, in gleiche Rechte und Pflichten mit allen preussischen Bürgern eintraten: von 10 Württembergern können immer 8—9 ihren Namen sauber unterschreiben, während von den einheimischen deutschen Bauern unter derselben Zahl immer 7, die Polen aber sämmtlich ein Kreuz machen. Da die Ansiedlung der Schwaben meist in zusammenhängenden Gruppen von Dorfanlagen geschah, so konnte sich von den hergebrachten Besonderheiten dieses ohnehin zäh am Alten hängenden Stammes gar Manches bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch immer heirathen die Colonisten meist unter sich und ganze Dörfer bestehen aus lauter Verwandten. Auch der Typus ist noch immer stark ausgeprägt: schwarze Haare, dunkle Augen, schlanker Wuchs bei den Männern, volle Formen bei den Frauen. Gut evangelisch, wie sie gekommen sind, sind sie noch heute und dem eisernen Fleiß, der den süddeutschen Bauer stets vortheilhaft ausgezeichnet, verdanken sie es allein, daß ein Boden, mit dem sie Anfangs trotz aller Bemühungen fast gar nicht fertig zu werden verstanden, jetzt das Vier- und Fünffache des früheren Ertrags giebt.

„Geschickt sind sie zu allen Dingen. Die Schlächtereie besorgt oft der Hausvater ebenso gut wie ein Fleischer vom Handwerk; nicht minder tüchtig sind sie als Maurer, Zimmerleute, Dachdecker u. s. w., ohne diese Geschäfte eigentlich gelernt zu haben.“

Ein gut Stück ländlichen Aberglaubens haben sie sorgfältig conservirt; die Furcht vor „Unterirdisches“ ist allgemein und ein Zauberbuch, angeblich von ihrem großen Landsmann Albertus Magnus aus Bollstadt („bewährte und approbirte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh, für Städte und Landleute“) findet sich in vielen Häusern.

Die schwäbische Tracht hat sich bis auf die Schnallenschuhe und langen weißen Strümpfe der Männer, die rothen Strümpfe und kurzen Röcke der Frauen, die an Festtagen noch hin und wieder vorkommen, ganz verloren; die Gewohnheit der Frauen und Mädchen, Krüge und Körbe auf dem Kopfe nach dem Markt zu tragen, fängt neuerdings an, schlichtern und lichtscheu aufzutreten, und die Sitte der jungen Burschen, ihrem heimlichen Schatz in der Weihnacht eine schlanke Birke mit Geschenken auf den Zweigen vor das Haus zu setzen, wird seltener und seltener, aber die „Kürbi,“ das Kirchweihfest, behauptet sich namentlich bei Kulm und Oniewowo noch jetzt in ihrem ganzen ursprünglichen Charakter. Mitte Oktober gerathen die Dörfer in eine gewaltige Aufregung; in jedem Hause wird geschlachtet, gebraten und gebacken, um die Kürbigäste würdig zu empfangen. Nach der Kirche wird der „Kürbi,“ ein Strohmann, mit bunten Lappen umwickelt, der jedes Jahr beerdigt wird, ausgegraben und unter totem Jubel herumgetragen, bis das Fest aus ist. Das Kürbilied beginnt mit den Worten:

Heut isch Kürbi, morgen isch Kürbi
Bis zu Mittwoch Abend u. s. w.

Noch feierlicher wird das Pfingstfest mit dem „Pfingstspuz“ begangen. Bei solchen Gelegenheiten tauchen die alten Tanz-, Trink-, Liebes- und Schelmenlieder in ihrer ungefälschten Verbtheit und echt schwäbischen Sprache wieder auf, von denen Dr. Beheim-Schwarzbach eine recht anziehende Blumenlese mittheilt; so u. A. das allbekannte: „Fahr mi net über mei Aederle, fahr mi net über mei Wief' oder i prügle di wetterle oder i prügle di g'wieß,“ oder „Jez gang i nit mehr heim, bis daß der Kuckuck Kuckuck schreit u. s. w.“

Zur Verdeutschung der mundartlichen Ausdrücke finden wir dann in unserem Schriftchen eine kleine Uebersicht, aus der der Süddeutsche zu seiner Ueberraschung entnimmt, daß sein „heller“ für Jener, „belt“ für dort, „Häseläh“ für Töpfchen, „Gauntsche“ für Schaukeln, „Cluf“ für Stecknadel, „Grumbier“ für Kartoffeln, „Bergwagle“ für Bersten vor Lachen u. A. m., noch jetzt im fernen Westpreußen dem schwäbischen Colonistendeutsch unverwillig anklebt, wie sehr dasselbe sich auch sonst vor dem übermächtigen Hochdeutsch in das innerste Geheimniß der Familien zurückziehen muß.

Das sind einige der bezeichnendsten Eigenheiten aus Vergangenheit und Gegenwart der Schwabeninsel im ehemals polnischen Preußen, die für je-

den interessant sind, der Sinn und Liebe für die merkwürdigen und doch noch immer so wenig bekannten Bewegungen des Unterstroms der deutschen Volksgeschichte hat.

W. Duden.

Die Verfassung des norddeutschen Bundes.

Wenn einst in jenen friedlichen Tagen, die den Wirren der Religionskriege folgten, ein hartnäckiger alter Kämpfer der katholischen Liga zornig fragte: wie es nur möglich sei, daß dies rechtgläubige Paris heute jenem königlichen Bourbon zujauchze, daß weißer Helmbusch soeben noch die Hugonotten zum Kampfe führte? — dann pflegten ihm seine Landsleute achselzuckend zu antworten: que voulez-vous? c'est la révolution! Mit diesem noch harmlosen Worte bezeichnete man jene ungeheure Umstimmung, welche nach durchschlagenden politischen Erfolgen widerstandslos sich der Gemüther bemächtigt. Auch in unserem minder leichtlebigen Volke hat sich seit den böhmischen Schlachten eine ähnliche Revolution der Meinungen vollzogen. Während in den letzten Jahren eine radikale Stimmung ansteigend in der Luft lag, Presse und Vereine in Tadel, Klagen, Forderungen sich überboten, sieht sich heute der Liberalismus gezwungen, den Gegnern gerecht zu werden, seit eine Staatskunst, die von dem conservativen Lager ausging, die deutsche Revolution der Vollendung nahe geführt hat. Wir haben wieder gefunden, was die erste Voraussetzung jedes gesunden Parteilebens bleibt: die Parteien beginnen wieder einander zu verstehen. Nachdem vor einem Jahre die lautesten Wortführer der öffentlichen Meinung über die Lage, die Machtverhältnisse, die Absichten der Cabinette sich so gräßlich täuschten und ihre zuversichtlichsten Weissagungen sich als bis zum Lächerlichen irrig erwiesen, sind unsere besseren Köpfe vorsichtiger, maßvoller in ihren Urtheilen geworden. Man begreift, daß die Regierung eines wirklichen Staats, weil sie regiert, in der Beurtheilung der Lage einen Vorsprung hat vor dem souveränen Publicum. Man versucht sogar, wozu unser politischer Dilettantismus sich bisher nur selten entschloß, man unternimmt sich auf den Standpunkt der Regierung zu stellen und außer den Wünschen der Regierten auch die Mächte des Widerstands zu erwägen, deren Reibung überwunden sein will, bevor eine Kraft zu praktischer Verwendung frei wird. Die Bitterkeit geschlagener Parteien, die souveräne Kritik, das Mißtrauen gegen Alles, was von oben kommt, die deutsche Neigung bei jedem begonnenen Werke das Vollkommene zu erstreben, der Eigensinn endlich, der das Gute zurückstößt, weil ungeliebte Hände es bieten — Alles dies hält heute nicht mehr Stand vor der Beredsamkeit der Thatfachen. Selbst der unbelehrbare Radicale, der soeben noch mit pathetischen Abschiedsworten in das berühmte brechende Sonnenauge der Freiheit schaute, fragt sich doch im Stillen, ob seine beweglichen Klagen irgend einen nennenswerthen Widerhall im Volke

finden; auf jeden Fall ist er entschlossen auch in der Anwartschaft des norddeutschen Bundes dieselbe thätige Rolle zu spielen, wie bisher unter der Freiheit des Bundestags, und uns bleibt die angenehme Hoffnung, auf den Bänken des norddeutschen Parlaments die Demokratie ziemlich vollzählig vertreten zu sehen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die letzten Monate im Auslande verbrachte und heimkehrte, als der norddeutsche Bund gerade unter Dach gebracht war, dem mußte es auffallen, wie selten und wie leidenschaftslos über das vollbrachte Werk gesprochen wurde. Man nimmt die Arbeit des Parlaments im Ganzen als etwas Selbstverständliches hin und lebt bereits mit allen Sorgen und Wünschen in den bevorstehenden großen gesetzgeberischen Arbeiten dieses geschäftsreichen Jahres, das den preussischen Landtag dreimal, den norddeutschen Reichstag zweimal versammelt sehen wird. Das öffentliche Urtheil hat mit dem Werke des Reichstags nahezu abgeschlossen, und es ist ein erhebendes Gefühl, die große Mehrheit des norddeutschen Volkes so mit beiden Füßen in der Wirklichkeit stehen zu sehen.

Die neue Bundesverfassung wird nicht einen flüchtigen Ruhepunkt, sondern vermuthlich für ein Menschenalter die Grundlage unserer politischen Entwicklung bilden. Wir sind nicht einen Augenblick irre geworden in der Ueberzeugung, daß die Zeit der kleinen Monarchien vorüber ist und Deutschland gleich allen großen Culturvölkern des Welttheils dem Einheitsstaate entgegengeht. Die Frage ist nur, wann diese abermalige Vereinfachung der deutschen Politik erfolgen wird, und es leuchtet ein, daß der Anstoß dazu schwerlich von der Krone Preußens ausgehen kann. Die Regierung hat wiederholt in feierlichster Form erklärt, daß das Vertrauen auf Preußens Vertragstreue den sittlichen Halt des neuen Bundes bilden müsse. Mit vollem Rechte. Ohne solches eidgenössisches Vertrauen ist jeder Bund eine Lüge. Unsere Krone hat im Wesentlichen jene Machtbefugnisse erlangt, deren sie zum Schutze des Vaterlandes bedarf, und da ein Abfall der Bundesgenossen durch ihre eigene Ohnmacht, wie durch die Gesetze des Bundes nahezu unmöglich gemacht ist, so hieße es die ehrenhaften Traditionen des Hauses Hohenzollern verleugnen, wenn Preußen seine Macht mißbrauchen wollte gegen Staaten, die ihren Pflichten gern oder ungern nachkommen. Die unitarische Bewegung, welche uns unausbleiblich bevorsteht, wird ausgehen müssen von der Nation, insbesondere von der Bevölkerung der kleinen Staaten selber. Die Behaglichkeit des Kleinstaatenthums ist ein für allemal dahin; nur seine Lasten, seine Lächerlichkeiten sind geblieben. Schon jetzt hat sich das Militärbudget einzelner Herzogthümer auf das Vierfache vermehrt, und wenn erst die Organe des Bundes ihre Wirksamkeit beginnen und für die neue politische Arbeit neue Opfer fordern, wenn die Bewohner Thüringens und Sachsens erst entdecken, daß sie, Dank ihren unnützen Höfen und den nicht minder unnützen Beamtenchaaren, schwerer belastet sind als das preussische Volk, wenn ihre ehrgeizigen Talente immer häufiger von dem norddeutschen Bürgerrechte Gebrauch machen und den preussischen Staatsdienst dem heimischen Stillleben vorziehen, wenn der jetzt erst wirklich freie Verkehr die alten gehässigen land-

schaftlichen Vorurtheile vernichtet und die Theilnahme an dem Parlamente den Sinn für große Verhältnisse erweckt: dann wird die unitarische Gesinnung, welche schon in dem letzten Reichstage von einigen politischen Ketzern der Kleinstaaten unverhohlen verfochten ward, zu einer Macht werden in der Nation. Aber bei dem Charakter unseres Volkes wie der Dynastien wird diese Entwicklung einer längeren Frist bedürfen. Vorderhand mag die Verfassung des norddeutschen Bundes wohl in einzelnen Punkten abgeändert werden — wie denn solche vertragmäßigen Aenderungen ausdrücklich vorbehalten und in den jüngsten Militärconventionen wirklich eingetreten sind: — ihre wesentlichen Sätze aber werden noch auf lange hinaus den Rechtsboden deutscher Politik bilden. Darum wissen wir diesen Band der Jahrbücher nicht angemessener zu schließen, als durch einen Rückblick auf das Werk des norddeutschen Reichstags.

Das preussische Abgeordnetenhaus wies dem Reichstage nur die bescheidenen Befugnisse einer beratenden Versammlung zu, die zwingende Macht der Lage erhob ihn zu einem vereinbarenden Parlamente. Die vollendete Verfassung enthält keinen Artikel, der nicht die formelle Zustimmung des „beratenden“ Reichstags erlangt hätte. Diese Thatsache allein beweist, daß die Krone Preussens nicht entfernt daran dachte, die Macht des Reichstags zu unterschätzen und obgleich aus den Reden ihres ersten Vertreters dann und wann ein dictatorischer Klang, ein begreiflicher Nachhall des alten Partehasses hervorbrach, so zeigte doch seine ganze Haltung, wie sehr die Krone des Bestandes der Nation bedurfte. Der Reichstag selbst sagte von vornherein seine Aufgabe in einem stolzen Sinne. Während viele Abgeordnete mit sehr herabgestimmten Erwartungen in Berlin erschienen, steigerte sich bald, wie immer in großen Parlamenten, das Selbstgefühl jedes Einzelnen. Das Wort Stein's, der einer beratenden Volksvertretung nur die Wahl stellte ein turbulenter Haufe oder eine inerte Masse zu werden, hat sich diesmal nicht bewährt; auf der Versammlung lag das Gefühl einer schweren Verantwortung, das stolze Bewußtsein, daß sie ein entscheidendes Wort zu sprechen habe. Die Zusammensetzung des Hauses entsprach im Ganzen dem augenblicklichen Machtverhältnisse der Parteien, sie war auch — was für das moralische Ansehen eines Parlamentes vielleicht noch wichtiger ist — ein ziemlich getreues Abbild unserer socialen Zustände. Während einst die Frankfurter Nationalversammlung zu vollen vier Fünfteln aus Mitgliedern der gelehrten Stände bestand, zeigten diesmal Vertreter aller Volksklassen, daß die Deutschen aufgehört haben, ein Gelehrtenvolk zu sein.

Wenn wir auf die gehaltreichen Debatten zurückblicken, die uns mehrmals das packende Schauspiel parlamentarischer Kämpfe im großen Stile bieten, so fällt uns zunächst die erfreuliche Wahrnehmung auf, wie jähm und schwach, wie über alle Erwartung kümmerlich die zahlreichen Vertreter des reinen Particularismus sich mit ihrer Herzensneigung hervorwagten. Zwar die gemäßigtere Haltung der sächsischen Particularisten hat ihre besonderen Gründe. Der Muth, eine von der Regierungsansicht abweichende Meinung zu verfochten, ist der großen Mehrzahl in jenem unglücklichen Lande ganz abhanden gekommen; so

betheuert denn, da der Dresdner Hof sich gezwungen sieht an dem norddeutschen Bunde festzuhalten, eifrige Saxonen ihr herzlichstes Einverständnis mit der verhassten preussischen Krone, ja, es ist uns bekannt, daß einzelne scharfsichtige Mitglieder der nationalen Partei in Sachsen in dieser untrüglichen Voraussicht ihre Stimme den particularistischen Candidaten gegeben haben. Aber auch der welfische, der augustinburgische Particularismus trat nur sehr schwächlich auf. Der Grund liegt nahe. Unsere neue deutsche Verfassung ist nicht der über Nacht entstandene Einfall eines geistreichen Kopfes, sondern eine in langen siegreichen geistigen Kämpfen gezeitigte reife Frucht, die nur des entschlossenen Armes harrete, der sie bräue. Der Particularismus ist auch mit geistigen Waffen geschlagen, er ist mit seiner Weisheit am Ende. Was ihn bisher stützte, war Oesterreichs Macht; nun diese zerbrach und die parlamentarische Bühne ihn zwingt, seine Selbstsucht, seine Grillen und Leidenschaften mit dem Mantel der Vernunftgründe zu bedecken, erscheint er alsbald in seiner Schwäche. Wir werden noch oft zu kämpfen haben mit jenen unklaren, grundlosen Leidenschaften, die in den Reden des Herrn v. Münchhausen und einzelner Schleswig-Holsteiner einen unbändigen Ausdruck fanden; aber wir sind berechtigt zu der Hoffnung, daß eine von geistigen Mächten so ganz verlassene politische Richtung in unserem denkenden Volke unrettbar dem Untergange verfallen wird.

Weit lärmender und anspruchsvoller, doch nicht minder unglücklich verfuhr der Radicalismus. Es war ein Irrthum, leider, wenn viele Wohlmeinende wädhnten, jener Herr Frehse, den die Demokratie vor einem Jahre dem empörrten patriotischen Instincte der Massen feierlich als einen Sündenbock opferte, zähle keine Anhänger mehr im Lande. Wir wenigstens vermögen den feinen Unterschied nicht zu entdecken zwischen einem Fanatismus, der aus Haß gegen die andersdenkenden Landsleute zu den Feinden des Staates überläuft, und einer Parteigesinnung, welche das Vaterland gleichmüthig den unberechenbaren Gefahren der Oetroyirungen und verfassungloser Zustände preisgeben wollte, bloß weil nicht alle Glaubensartikel des demokratischen Katechismus in der Bundesverfassung Aufnahme fanden. Als die rührenden Klagen über die Einheit „ohne alle Freiheit“ nur ungläubige Hörer fanden, da griff die Demokratie zu einem letzten Schreckmittel, zu einer Sophisterei, die in jedem weniger für pathetische Phrasen empfänglichen Volke unter homerischem Gelächter untergegangen wäre: man erklärte jede Aenderung der preussischen Verfassung für einen Eidbruch! Ob die Herren wohl wußten, was sie sagten? Unter den Radicalen befinden sich ja doch Einige, welche nach dem Geständniß eines ihrer Führer sich in ihren Mußestunden mit Politik beschäftigt haben; sollten nicht wenigstens diese die triviale Wahrheit kennen, daß eine neue Bundesverfassung undenkbar ist ohne Abänderung der Landesverfassungen? Seit Jahren verlangt der Radicalismus den Ausbau der preussischen Verfassung, das will sagen die gesetzmäßige Umbildung unseres Landesrechts nach belgischem Muster, und dieselben Männer rufen heute Wehe über den Eidbruch, da um der deutschen Einheit willen eine gesetzmäßige Abänderung einzelner Verfassungsartikel erfolgt! Keine andere Par-

tei hat so dringenden Grund bescheiden zu reden und in sich zu gehen, wie die Demokratie; denn wäre es nach ihr und ihren unpatriotischen Friedensadressen gegangen, so gäbe heute ein restaurirter Bundestag dem gedemüthigten Preußen seine Befehle, der Welfe und der Augustenburger thronten in Hannover und Kiel. Wenn diese Partei nach so schweren Sünden und Niederlagen sich heute noch als den Alleinhaber des öffentlichen Gewissens gebärdet, so bekundet solche Selbstüberhebung eher alles Andere als ein festes Selbstgefühl, eine ruhige Siegeszuversicht. Mit diesem kleinen Reste der Demokratie, an dem das Gottesgericht des deutschen Krieges spurlos vorüberauschte, ist eine Verständigung bis auf Weiteres nicht möglich.

Weit mehr hat die conservative Partei gelernt. Es ist wahr, es mußte ihr etwas leichter fallen als der Demokratie, die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen, denn Graf Bismarck stand einst in ihren Reihen, und manche ihrer Mitglieder haben sich gewöhnt, gedankenlos möglichst Alles anzunehmen, was von der Krone ausgeht. Immerhin mußten die Conservativen viele ihrer theuersten Glaubenssätze aufgeben um eine Verfassung zu billigen, die das Einkammersystem und das allgemeine Stimmrecht einführt, die uns, mit Herrn v. Kleist-Regow zu reden, wieder in den Anfang des Jahres 1849 zurückwirft. Daß die Partei diesen Entschluß gefunden, daß das Herrenhaus die Verfassung einstimmig angenommen hat, das bleibt ein Zeugniß von politischer Einsicht und patriotischer Selbstüberwindung, die auch dem Gegner Achtung abzwingen.

Die treibende Kraft der Versammlung lag in den beiden neuen Mittelparteien. Wir haben schon im vorigen Jahre die Entstehung der freiconservativen Partei mit Freude begrüßt; die conservative Richtung, deren Berechtigung in Preußen nur der Haß leugnen kann, findet einen fruchtbaren Boden des Wirkens erst wenn sie, wie Graf Bethusy-Huc und seine Freunde thun, das constitutionelle System rückhaltlos anerkennt und ihre erhaltende Neigung auch auf das bereits angesammelte Capital von Volksrechten erstreckt. Das spätere Verhalten der neuen Partei hat unsere Erwartungen gerechtfertigt; durch ein Compromiß zwischen ihr und den Nationalliberalen erfolgte der entscheidende Schritt in dem Parlamente, der die Annahme der Verfassung herbeiführte.

Der Name der Nationalliberalen tauchte zum ersten Mal auf, als kurz vor dem Kriege, in einem Augenblicke fanatischer Parteiraserei, einige unserer Freunde in Halle die Unterstützung der deutschen Politik der Regierung auch von den Liberalen zu fordern wagten. Seitdem haben sich unter diesem Banner die Meisten aus den alten Fractionen der Altliberalen und des linken Centrums zusammengefunden. Dazu traten die bewährten Führer der Einheitspartei aus den neuen Provinzen, und das Auftreten von Männern wie Braun und Miquel bewies, welch' einen Zuwachs an geistiger Kraft der Staat durch die neuen Gebietserwerbungen erhalten hat, und wie frisch und unbefangen die von dem preussischen Verfassungskampfe nicht unmittelbar berührten Abgeordneten den Dingen in's Gesicht sehen. Endlich haben auch die gemäßigten Elemente der alten Fortschrittspartei sich zu den Nationalliberalen gesellt; die schon längst

nur mühsam niedergehaltene Zwietracht im demokratischen Lager ist in hellen Flammen ausgebrochen, und wir erleben heute das ekelhafte, aber nützliche Schauspiel, daß die Herren Twetten, v. Unruh und Lasler von den großen Bürgern des Organs für Jedermann aus dem Volke mit denselben wohllautenden Beiwörtern belegt werden, woran unsere Freunde sich längst gewöhnt haben. Es wäre ein Leichtes, mit kritischem Behagen einzelne politische Fehler dieser Gruppe, der an Talenten reichsten des Parlaments, hervorzuheben; es war noch ein Nachklang aus jener Zeit, da nur die höchstmögliche „Entschiedenheit“ auf das Publicum Eindruck machte, wenn die Fraction mehrmals bei der ersten Lesung für ein Amendement zur Verfassung stimmte, mit dem stillen Vorbehalte, es bei der zweiten zu verwerfen. Die Fraction ist überhaupt noch keine geschlossene Partei, wie die Meinungsverschiedenheit ihrer Genossen bei der Berathung des Militärbudgets deutlich zeigte; und es wird noch eine lange Frist verstreichen, bis die erbitternden Erinnerungen aus den Tagen des Conflict's gänzlich überwunden sind und aus jenen beiden neuen Fractionen etwas entsteht, was den Whigs und den gemäßigten Tories von England ähnlich sieht. Aber die Anfänge sind allerdings vorhanden zu einer großen regierungsfähigen Mittelpartei mit positivem Programm, welche das Cabinet bei der Vollendung der Centralisation Deutschlands thatkräftig unterstützen und zugleich über den Verfassungsrechten der Regierten Wache halten soll. Wir halten es für die Pflicht der Jahrbücher, diesen Neubildungsproceß der Parteien zu befördern und in erster Linie die großen nationalen Gesichtspunkte, die unitarischen Gedanken zu vertreten, die den Fractionen der Mitte gemeinsam sind. Zwar haben einige unserer altliberalen Freunde es vorgezogen, eine Fraction für sich zu bilden; aber die Zeit der kleinen, mehr persönlichen als politischen, Fractionen scheint uns überwunden, und wir bezweifeln, ob die Mitbegründer der preussischen Verfassung in den Strengconservativen, die alten Vorkämpfer der Einheitspartei in einigen gouvernementalen Sachsen eine probehaltige Bundesgenossenschaft finden werden. — Genug, unter allen Reibungen dieses noch unfertigen Parteilebens behauptete sich der frische Wille, die Gunst des Augenblicks zu ergreifen. Mit einer in unserer Geschichte beispiellosen Schnelligkeit, im Galopp wie die Gegner spotten, und dennoch gründlich wurde der Entwurf durchberathen und mit Aenderungen versehen, die wir fast durchweg für Verbesserungen halten; und wenn wir heute selbst aus hochconservativen Kreisen, wie jüngst noch aus dem Munde des Prinzen Friedrich Karl, das Lob des Reichstags laut verkünden hören, so dürfen wir uns freudig sagen, daß Deutschlands politische Lehrjahre beendigt sind, daß wir endlich gelernt haben das Nothwendige zu wollen.

Die landläufigen Urtheile über die Bundesverfassung beginnen gemeinhin mit der Tröstung, daß man das neue Gemeinwesen nicht mit dem Maße der staatsrechtlichen Theorie messen dürfe. Gewiß, die Kategorien des Staatsrechts werden an diesem Bau zu Schanden. Aber wenn wir ihn vergleichen mit den Formen, welche bisher das chaotische deutsche Staatsleben umschlossen, mit der Monstrosität des heiligen Reichs oder mit jenem Bunde, der sich den deutschen

nannte und zu Zeiten vier fremde Mächte umfaßte, so wagen wir die Behauptung, daß Deutschland noch nie eine so klare, einfache Verfassung besaß wie heute. Der norddeutsche Bund ist ein nationaler Staatenbund unter preussischer Hegemonie; nur sind die Rechte des führenden Staats so ausgedehnt, seine Macht so überwiegend, daß dem Fremden, der nur die Action des Bundes nach Außen in's Auge faßt, das Ganze als ein Einheitsstaat erscheint, und ein englisches Blatt kürzlich unseren Norden kurzab als a Kingdom bezeichnete. Betrachten wir vollends die Entstehung und den Inhalt der beiden Bundesacten, so erscheint der Fortschritt als unermesslich. In Wien legte man einen österreichischen Entwurf zu Grunde — dies eine Wort sagt Alles — er ward berathen unter dem Eindrucke jener schweren diplomatischen Niederlage, die Preußen in der sächsischen Frage erlitten hatte, und jählings vollendet durch die Angst vor einem neuen Verrathe der Rheinbundsstaaten. Aus jedem Worte rebet die innere Unsicherheit, das stille Bewußtsein, daß ein treues und tapferes Volk mit Unbath belohnt worden sei. Heute ist es Preußen, das, siegreich in einem nationalen Unabhängigkeitskriege, die Verfassung schafft und alsbald an die Nation appellirt. Damals gab man Grundzüge einer künftigen Bundesverfassung, eine niemals eingelöste Anweisung auf die Zukunft, heute erhält die Nation sofort die gesetzlichen Organe ihren Willen durchzusetzen. Die Detailbestimmungen der alten Bundesacte beschäftigen sich in liebevoller Ausführlichkeit vornehmlich mit den Mediatisirten, der Reichsritterschaft und dem Hause Thurn und Taxis, die der norddeutschen Verfassung mit den materiellen Interessen der Nation. Der leitende Gedanke der Bundesacte ist die Wahrung der Souveränität und Gleichberechtigung der Einzelstaaten, der des neuen Bundes die Centralisation unserer militärischen Kräfte. Der deutsche Bund war schlechtthin unfähig sich zu entwickeln; die Beschlüsse seiner absolutistischen Centralgewalt konnten in den constitutionellen Gliedern nur durch mehr oder minder verhüllte Deroirungen verwirklicht werden; und da die Mitwirkung fremder Mächte den Charakter des Bundes von Haus aus verfälschte, so zog sich Preußen bald von jeder gesetzgeberischen Thätigkeit des Bundes zurück, und die österreichische Partei entfaltete in den Bundestagsausschüssen jene marktfeirische Scheinthätigkeit, die ein redliches Volk niemals hätte dulden sollen. Der norddeutsche Bund dagegen besitzt nicht nur die Fähigkeit sich fortzubilden; es ist vielmehr unmöglich, daß er sich nicht entwickle; denn die Krone Preußen und das Parlament haben beide ein natürliches Interesse an der Verstärkung der Bundesgewalt. Das neue Gemeinwesen bedurfte schon zu seiner Entstehung der Wucht des nationalen Willens; die Centralisation der deutschen Staatskräfte bedeutet zugleich die Einigung der Kräfte der Opposition; daher kann es gar nicht fehlen, daß die weitere Entwicklung der deutschen Freiheit zu gute kommt.

Diese Gewißheit, daß der neue Bund nicht stationär bleiben kann, ist vielleicht sein bester Vorzug. Wie sie vorliegt, verräth seine Verfassung nur zu deutlich, welche verwickelte Verhandlungen, welche schwierige Compromisse ihr

vorausgingen. Die Formen des Staatenbundes sind so ängstlich festgehalten, daß sogar die Stimmordnung des alten Bundestags wieder auslebt, ja bei einzelnen Artikeln läßt sich nicht verkennen, daß das Familiengefühl der deutschen Souveräne, die Rücksicht auf den Fürstenstolz der kleinen Höfe heilsame Reformen verhindert hat. Trotzdem können wir nicht einstimmen in den Hohnruf der Radicalen, die einst über den Bruderkrieg jammerten und heute polternd fragen: warum so viele Umstände mit den Kleinstaaten? warum zwingt Ihr sie nicht kurzerhand? Wie wenig begreifen doch diese politischen Dilettanten, was der bestimmte Widerspruch auch eines kleinen Staates bedeutet. Wenn in den Verhandlungen zwischen Staat und Staat der Punkt erreicht ist, wo die Ueberebung aufhört und der Staatsegoismus nach hervortritt, so steht nur der Weg der Gewalt offen. Aber gewaltsam vorgehen gegen die Bundesgenossen, das hieß nicht nur das Vertrauen zerstören, worin der neue Bund wurzeln soll, es hieß einfach den Boden der Nikolsburger Verträge wieder verlassen, dies nach Ordnung verlangende Deutschland abermals den Wechselfällen einer europäischen Verwickelung preisgeben, und schließlich eine Dictatur erschaffen, die unserem constitutionellen Leben verderblich würde. Erwägen wir dies ruhig, so müssen wir bekennen, daß im Wesentlichen das auf friedlichem Wege Erreichbare wirklich erreicht worden ist.

Wir halten die üblichen Klagen über den Untergang deutscher Freiheit für so grundlos, daß wir vielmehr meinen, die Nation, die zu dieser großen Bewegung von oben herab gezwungen werden mußte, habe niemals früher so wirksame politische Rechte besessen wie heute. Unsere Bedenken richten sich vornehmlich gegen jene Artikel der Verfassung, welche die Einheit des Bundes nicht genugsam sichern, und diese Klage gilt leider auch den Bestimmungen über das Bundesheer. Ein gleichmäßig organisiertes Heer unter preussischem Oberbefehl ist gebildet. Ein gewaltiger Fortschritt, ohne Zweifel, aber noch immer schwören die norddeutschen Truppen nicht den gleichen Fahneneid, die kleinen Höfe behalten das Recht die Mehrzahl der Offiziere zu ernennen, ja, das Königreich Sachsen bildet sogar ein selbständiges Armeecorps. Nicht offener Ungehorsam ist es, was wir als die Folge dieser weitgehenden Zugeständnisse an den Particularismus befürchten; vor dieser Gefahr sichert uns jener vortreffliche Art. 19 der Verfassung, welcher dem Bundesoberfeldherrn gestattet, über ein in Militärsachen widerspenstiges Bundesland ohne Weiteres die Execution zu verhängen. Aber ein kurz und gut deutsches Heer, wie wir es brauchen, ist doch nicht geschaffen. Die Offiziere der kleinen Contingente verharren in dem engen Horizonte ihrer Landschaft und Betterschaft, es bleiben die particularistischen Traditionen der Truppen, und wir halten nicht für unmöglich, daß sich in Sachsen eine militärische Fronde bilde. Blätter wie „der Kamerad,“ daraus der sächsische Soldat seine militärische Bildung schöpft, verherrlichen noch immer die Großthaten der sächsischen Armee gegen den preussischen „Feind;“ unter den Offizieren geht die Rede, daß die sächsische Armee durch das preussische Reglement um fünfzehn Jahre zurückgeschleudert werde; der Groll des jüngsten Krieges ist

keineswegs überwunden, und er wird schwerlich beschwichtigt werden durch die unzufriedenen hannoverschen Offiziere, die man jetzt in die Armee aufnimmt um die Bundesfreundschaft gegen Preußen zu beweisen. Wir wollen hoffen, daß der Bundesfeldherr bei jeder Regung feindseliger Gesinnung sein Recht, die Garnisonen der Bundestruppen zu bestimmen, rücksichtslos gebrauchen wird; auch bietet die Befugniß, zum Dienst für Bundeszwecke Offiziere abzucommandiren, ein wirksames Mittel die tüchtigeren Kräfte der kleinstaatlichen Contingente für Preußen zu gewinnen. Jedenfalls tragen diese Verhältnisse den Charakter des Unfertigen; und in dem Parlamente wird sich sehr bald das wohlberechtigte Bestreben regen, unserer Landmacht dieselbe einheitliche Form zu geben, die unsere Seemacht bereits besitzt.

Dasselbe gilt von den auswärtigen Angelegenheiten des Bundes. Mag es sein, daß ein kleinstaatlicher Gesandter in Paris oder Petersburg wenig Schaden mehr stiften kann, nachdem die Entscheidung über Krieg und Frieden ausschließlich dem Bundespräsidium zugewiesen ist: an dem Verkehr mit den fremden Höfen hat sich seit alter Zeit jene vaterlandslose Gesinnung genährt, die unsern hohen Adel allzulange auszeichnete, und die Nation wird nicht ruhen bis dieser uralte Schaden unserer öffentlichen Moral beseitigt ist.

Weit schwerer läßt sich eine andere Institution reformiren, welche der Kritik gleichfalls arge Blößen bietet, der Bundesrath. Diese seltsame Behörde vereinigt in sich einige Befugnisse eines Ministeriums, eines Staatsraths, eines Staatshauses, einer Generalzollconferenz und ist zugleich der Vertreter der Gesamtsouveränität. Die Einzelstaaten sollen durch Bevollmächtigte, die an Instructionen gebunden sind, vertreten sein; und die Nation wird abermals, wie in Regensburg und Frankfurt, die Erfahrung machen, daß die particularistische Selbstsucht durch den Mund solcher Vertreter sich weit rückhaltloser ausdrückt als durch Minister, die mit ihrer Person für ihre Worte einstehen müssen. Das ist sehr unerfreulich, aber unvermeidlich. Mußte man einmal den staatenblindischen Charakter des Gemeinwesens bewahren, so ließ sich zwar allenfalls die vollständige Uebertragung der Militärhoheit und der Diplomatie an die Krone Preußen durchsetzen (— und dies halten wir, wie gesagt, auch heute noch für erreichbar und erstrebenswerth), doch eine selbständige über den Einzelstaaten stehende Staatsgewalt war damit unvereinbar. Ebendeshalb konnte die executive Gewalt nicht die Verantwortlichkeit eines constitutionellen Ministeriums tragen; ein von seinem Cabinette instruirter Bevollmächtigter ist nur verantwortlich für die getreue Ausführung, nicht für den Inhalt seines Auftrages. Begreiflich genug, daß selbst gemäßigter Männer im Reichstage eine wirkliche constitutionelle Regierung verlangten. Es war das kein Doctrinarismus, wie die gouvernementale Presse ihnen vorwarf; seit den Erfahrungen, die Kurhessen in den dreißiger und vierziger Jahren sammelte, wissen die denkenden Liberalen sehr wohl, daß die juristische Verantwortlichkeit der Minister praktisch sehr wenig bedeutet, auch wenn der von der constitutionellen Schablone vorgeschriebene Apparat von Gesetzen und Behörden vollständig vorhanden ist. Um

so schwerer wiegt die politische Verantwortung vor dem Parlamente und der öffentlichen Meinung. Die politische Moral der Regierung wie der Regierten wird verderbt, wenn das Volk nicht weiß, welchen Männern Schuld und Verdienst an den Thaten des Staats gebührt; das hat Deutschland einst schmerzlich erprobt, da nach jedem gehässigen Bundesbeschlusse die instruirten Bundesgesandten ihre Hände in Unschuld wuschen, die kleinen Cabinette sich hinter dem Bundestage verschanzten und in diesem allgemeinen Versteckenspielen das Parteilieben sich vergiftete und verbildete. Eine Erneuerung dieser verlogenen Zustände ist in dem norddeutschen Bunde undenkbar, trotz der Aehnlichkeit der rechtlichen Verhältnisse. Der Bundespräsident ist in allen sieben Ausschüssen des Bundesraths vertreten, zwei derselben ernennt er allein, er hat ein Veto in Militär- und Marineangelegenheiten, das Uebergewicht Preußens ist so stark, daß die Ausschüsse in der That preussische Commissionen sein werden, die mit der Beihilfe einiger kleinstaatlicher Beamten arbeiten. Kein wichtiger Schritt der Bundespolitik kann geschehen ohne die Zustimmung Preußens. Sind die preussischen Minister, wie die Regierung unbedingt zugestand, der preussischen Volksvertretung für ihr Verfahren im Bundesrathe verantwortlich, so heißt dies thatsächlich: sie tragen die Verantwortung für die Bundespolitik überhaupt. Die Rechte der Volksvertretung gegenüber der executiven Gewalt bleiben dieselben wie bisher, und es wird von dem Gange des constitutionellen Lebens in Preußen abhängen, ob zu der längst vorhandenen politischen auch die von der Verfassung verheißene juristische Verantwortlichkeit der Minister hinzutreten wird.

Die national-liberale Partei war mit Recht und in mehreren wichtigen Fällen auch mit Erfolg bestrebt, den Wirkungskreis der neuen Bundesgewalt zu erweitern. Das unschätzbare Gut, das unserem Volke durch das gemeinsame norddeutsche Indigenat geworden ist, könnte seine volle Wirksamkeit nicht entfalten, wenn nicht der Reichstag auch das Staatsbürgerrecht und die Fremdenpolizei der Beaussichtigung und Gesetzgebung des Bundes unterworfen hätte. Nun erst haben wir die sichere Aussicht, jene elementaren Grundsätze der freien Bewegung der Arbeitskräfte bei uns verwirklicht zu sehen, welche selbst in dem bonapartistischen Frankreich längst bestehen und für die Mehrzahl des Volks den wichtigsten Theil der „Freiheit“ bilden. Zu den nothwendigen Consequenzen des gemeinsamen Indigenats zählen wir auch eine gewisse Gleichmäßigkeit der öffentlichen Rechte in den Einzelstaaten. Wir wünschen keineswegs eine Liste deutscher Grundrechte, wir halten es vielmehr für einen Vorzug der neuen Verfassung, daß sie eine solche Aufzählung abstracter Sätze unterlassen hat, welche nur die Begehrlichkeit reizen und auch eine rechtschaffene Regierung leicht in dem Lichte eines säumigen Schuldners erscheinen lassen. Als Stein seine „Rechte der Deutschet“ für den Wiener Congreß zusammenstellte, und wieder als das Frankfurter Parlament über die Grundrechte berieth, da hatte die Welt soeben eine Zeit innerer Kämpfe überstanden, und es war ein Bedürfnis, die Ergebnisse dieser Gedankenarbeit in einigen monumentalen Sätzen zusammenzufassen; heute kämpfen wir in den meisten Einzelstaaten nicht mehr um die Prin-

icipien der Grundrechte, sondern um ihre Verwirklichung im Einzelnen. Wir wünschen daher lediglich, daß dem Bunde, wie der bekannte Antrag von Braun verlangte, das Recht zustehe, im Wege der Gesetzgebung ein Minimum der Pressfreiheit, des Versammlungsrechtes u. s. f. festzusetzen, welches jeder Einzelstaat seinen Bürgern gewähren muß. Wir wünschen dies vornehmlich um der deutschen Einheit willen. Eine kräftige Föderation ist nur möglich zwischen Staaten, die in ihrer inneren Entwicklung mindestens nicht durch die Kluft von Jahrhunderten getrennt sind; nun gar das allgemeine Stimmrecht wird zur Plage in einem Staate mit mecklenburgischen Zuständen. Soeben kommt uns eine Schrift zu: *études sur le Mecklembourg et sur la question allemande*, par M. Bonchard, erschienen bei dem Verleger der Geschichte Julius Cäsar's, also doch wohl auf einen größeren Leserkreis berechnet, obgleich man versucht ist, das Ganze für einen schlechten Witz zu halten. Ein niederschlagender Gedanke, daß ein so verwahrlostes Gemeinwesen in dem neuen Deutschland noch geduldet, sein verrotteter Unfug dem Auslande angepriesen wird! Der Braun'sche Antrag ist gefallen; unser deutsches Zollwesen wird mindestens auf einem Gebiete den Mecklenburgern die Gleichheit vor dem Gesetze bringen, und vielleicht hält durch diese Dresche die moderne Zeit ihren Einzug in das unglückliche Land. Wahrscheinlicher ist leider, daß der Staat aus eigener Kraft nicht gesundet und der Bund sich zuletzt doch entschließen muß, seine Verfassung zu ändern und allen norddeutschen Bürgern ein bescheidenes Maß öffentlicher Rechte zu verbürgen.

Auch ohne diese wünschenswerthe Erweiterung bleibt der Wirkungskreis der Bundesgewalt ein sehr ausgedehnter, und mit Genugthuung hören wir die nur wenig übertriebene Klage der sächsischen Particularisten, daß kein einziges Hoheitsrecht der Einzelstaaten ungeschmälert sei. Auf dem Gebiete der materiellen Interessen wird, wenn erst die reichen Versprechungen der Verfassung, die Einheit der Maße und Münzen u. s. f., in Erfüllung gehen, das neue Deutschland einer Klarheit und Einfachheit des Verkehrs sich erfreuen, wovon noch eine nahe Vergangenheit kaum zu träumen wagte. An diesen glänzendsten Abschnitten der Verfassung sollte auch der grimmigste Zweifler lernen, daß hier ein dauerhaftes Werk vertrauenerweckender Fürsorge, gründlicher Geschäftskennntniß vorliegt. Auch die Reformen, welche sich sogleich verwirklichen, sind hochbedeutsam. Am Strassfien erscheint die Centralisation in dem Post- und Telegraphenwesen, und hier allerdings war der Particularismus schlechtthin von Uebel, er vermochte nicht einmal Scheingründe für sein Recht aufzuweisen. Posten und Telegraphen werden Bundesfache, in einzelnen Staaten übernimmt Preußen die gesammte Verwaltung, in anderen ernannt es die höheren Beamten, in allen behält es die Leitung; die Einnahmen fließen in die Bundeskasse. In dem Eisenbahnwesen lassen sich die traurigen Werke kleinköniglicher Staatsweisheit nicht gänzlich beseitigen. Das hannoversche Eisenbahnnetz mit dem classischen Knotenpunkte Lehrte und der klaffenden Lücke zwischen unseren beiden größten Emporien wird die Welt noch lange an den Segen des Welfenreiches erinnern.

Aber diese Plüde wird sich schließen, und ein Skandal wie jener berühmte kleine Krieg gegen die Zahnbahn ist nicht mehr möglich, seit der Bund das Recht besitzt, die für den Verkehr und die militärische Sicherheit nöthigen Bahnen selbst bauen zu lassen. Wir übergehen die Fülle der Detailbestimmungen; sie verrathen in ihrer unsystematischen, aber praktischen Fassung überall die Hand kundiger Fachmänner; so sind die beiden neuerdings lautesten Klagen der Geschäftswelt über die Höhe der Tarife und den Mangel an Betriebsmitteln jetzt durch den Bund erhört.

Wir erhalten endlich eine deutsche Kauffahrtei, unter deutscher Flagge, vertreten durch Bundesconsuln, deren Anstellung unvermeidlich zu den längst ersehnten Reformen in unserem Consulatswesen führen wird. Norddeutschland wird ein einheitliches Zollgebiet bilden; bereits ist in Schleswig-Holstein durch Einführung des Vereinszolltarifs der erste Schritt geschehen zur Aufnahme der Provinz in die deutschen Zollgrenzen; und die Zollgesetzgebung wird sich nicht mehr stoßweise durch Krisen und Sonderbundsversuche, sondern stätig durch die Mehrheitsbeschlüsse der Bundesbehörden fortbilden. Wie das gemeinsame Indigenat uns noch nicht die vollkommene Freizügigkeit verschafft, so wird auch durch die Einheit des Zollgebietes nicht sofort die absolute Freiheit des inneren Verkehrs gegründet; den Bundesstaaten ist gestattet die inländische Consumtion mit Steuern zu belegen, mit Ausnahme einiger Artikel, deren Besteuerung dem Bunde zukommt. Eine vollständige Entlastung des Verkehrs von dem Ungemach der Accisen, der Wahl- und Schlachtsteuern u. dgl. hat bisher noch kein Großstaat des Continents erreicht, wir dürfen aber sehr bald auf den vollständigen Sieg der Verkehrsfreiheit hoffen. Dafür bürgen uns die guten Traditionen altpreussischer Freihandelspolitik, welche heute wieder in unserem Handelsministerium lebendig sind; dafür bürgt uns noch mehr das verwickelte Verhältniß des neuen Zollgebiets zu den Hansestädten.

Wir sahen den Debatten über die Handelspolitik Hamburgs und Bremens mit Spannung entgegen und mit dem guten Willen uns durch die Stimmen hanseatischer Sachverständiger belehren zu lassen; aber selbst die wohlwogene Beredsamkeit des Herrn H. H. Meier hat uns nicht überzeugt von der Nothwendigkeit die handelspolitische Sonderstellung der Hansestädte aufrecht zu erhalten. Es war kein glücklicher Gedanke, diese Sonderstellung zu rechtfertigen durch die angeblich ganz unerhörte Blüthe der beiden Städte. Wenn wir die lange Reihe mächtiger Emporien in Großbritannien und Nordamerika vergleichen oder auch nur die Menge blühender Handelsplätze in den rheinischen Niederlanden, so scheint es uns keineswegs wunderbar, daß an den Mündungen des gewerblustigen, dichtbevölkerten Weser- und Elbgebiets sich zwei reiche Handelsstädte gebildet haben. Noch weniger überzeugt uns der Hinweis auf die mächtige Zunahme des hanseatischen Handels in den letzten Jahrzehnten; Niemand wird diesen Fortschritten die Anerkennung versagen, aber sie erfolgten in einer Epoche allgemeinen Aufschwunges der Volkswirtschaft. Selbst in Bremen, das noch rascher aufwärts strebt als die bedachtsamere, des Erworbe-

nen frohe Schwesterstadt, selbst in der rührigsten der Hansestädte hat die Bevölkerung kaum halb so rasch zugenommen wie in Berlin, und sogar die unvergleichlich ungünstiger gelegenen preussischen Ostseep läge sehen ihre Volkszahl weit schneller wachsen. Entscheidend bleibt die Frage: ist der hanseatische Handel wirklich so ganz eigenthümlicher Natur, daß er der Freihäfen bedarf, während alle anderen großen Handelsplätze der Welt innerhalb nationaler Zolllinien gedeihen und die hanseatischen Schiffe selber in fremden Häfen sich ohne große Beschwerde der Zollcontrolle unterwerfen? Eine befriedigende Antwort hierauf ist bisher im Parlamente noch kaum versucht worden. Es scheint uns an der Zeit, einmal zu erinnern an die Schattenseiten jenes hanseatischen Bürgerthums, dessen Tugenden immer ein Stolz der Nation bleiben werden. Es ist die Weise des Kaufmanns, in dem Staat nur den Dränger, den unberufenen Vormund zu sehen; der republikanische Dünkel schaut mißtrauisch auf die Monarchie, obgleich diese heutzutage dem Volke ungleich größere Rechte gewährt, als ein Kaufherrenstaat gestatten kann. Wenn in dem Parlamente ein hanseatischer Staatsmann alles Ernstes behaupten konnte, eine starke deutsche Kriegsflotte werde unseren Handel schädigen, so erinnern wir uns des Verlangens nach Neutralität der vaterstädtischen Flagge, das in Hamburg fast während jedes deutschen Krieges auftauchte, wir entsinnen uns jener blühenden Dankephrase, die Präsident Jackson einst dem hanseatischen Gesandten in's Gesicht warf: „die Hansestädte sind Hühner, die das Pferd der vereinigten Staaten nur aus Mitleid nicht zertritt.“ So lange das Vaterland dem Handel der Hansestädte als Ausland gilt, ebenso lange werden sie auch politisch nicht vollständig mit uns verschmelzen, der weltbürgerliche staatlose Kaufmannsinn nicht durch kräftigen Nationalstolz verdrängt werden. Ihre Freihafenstellung steht und fällt mit der Zersplitterung Deutschlands. Sobald das deutsche Hinterland ein Zollgebiet bildet, hat die Nation gar keinen Vortheil mehr von der Absonderung ihrer Häfen, und immer fühlbarer werden die Nachtheile der Trennung hervortreten, der demoralisirende Schmuggel, die unleidliche Erschwerung des Kleinverkehrs mit der Nachbarschaft. Wenige Wochen strenger preussischer Zollcontrolle an den Grenzen der Provinz Schleswig-Holstein haben hingereicht, die Agitation in Lübeck für den Anschluß an den Zollverein zu verstärken. Aus den Klagen der Industrie und des Kleinhandels wird sehr bald auch der Großhandel die Einsicht gewinnen, daß die Absonderung so verkehrsreicher Gebiete auf die Dauer eine physische Unmöglichkeit ist. Schon jetzt äußert Altona laut den Wunsch nach Einschluß in die deutsche Zollgrenze; hält diese Agitation an, so kann die preussische Regierung einer preussischen Stadt die Gleichstellung mit den übrigen Plätzen der Monarchie schließlich nicht versagen; wie aber läßt sich eine Zolllinie zwischen zwei Nachbarstädten oder vielmehr inmitten der Straßen einer volkreichen Stadt aufrecht halten? Das Parlament hat nicht nur, was sich von selbst rechtfertigt, den unausführbaren sofortigen Eintritt der Hansestädte nicht verlangt, sondern die Rücksicht gegen sie noch weiter getrieben: ihre Aufnahme in die nationale Zolllinie ist ihrem eigenen Willen anheimgestellt. Wir denken, diese Lage werde die frei-

händlerische Richtung der preussischen Verkehrspolitik verstärken. Die in der Wissenschaft längst zum Gemeinplage gewordene Erkenntniß, daß nur eine kleine Minderzahl der Waarenzölle einen erheblichen finanziellen Ertrag bringt, beginnt endlich in den Bureaus der Handelsministerien anerkannt zu werden; und wenn erst die Vereinfachung unseres Zolltarifs erfolgt ist, so wird die deutsche Zollcontrole ihre Schrecken für den hanseatischen Kaufherrn verlieren.

Die unsystematische Natur des Bundes zeigt sich sehr grell in seinem Finanzwesen. Seine Einnahmen bestehen 1) aus den Reinerträgen der Zölle und den gemeinsamen indirekten Steuern, welche von den Bundesstaaten nach gemeinsamen, also für einzelne Grenzländer sehr nachtheiligen, Grundsätzen verrechnet werden und in der Form als Beiträge der Einzelstaaten erscheinen; 2) — wenn anders man diesen imaginären Posten aufzählen will — aus den Ersparnissen der Bundeskriegsverwaltung bis zum Jahre 1871; 3) aus dem Ertrage der Posten und Telegraphen, die von dem Bunde ausschließlich verwaltet werden. Das Fehlende wird ergänzt 4) durch Maticularbeiträge. Dieser leidige Nothbehelf, eine ganz irrationelle Kopfsteuer, die das arme Detmold etwa mit der gleichen Summe belastet wie das reiche Bremen, ward in dem alten deutschen Bunde nur deshalb erträglich, weil die Summen geringfügig, und die Steuerzahler ohne Vertretung waren. In dem neuen Bunde wird die Ungleichmäßigkeit der Belastung bald sehr fühlbar werden; das Parlament erwarb sich daher ein Verdienst als es dem Bunde auch die Befugniß direkte Steuern aufzulegen gab. Die Ausübung dieses Rechtes wird sehr lästig in die Finanzverwaltung der Einzelstaaten eingreifen und noch einige Zeit auf sich warten lassen; aber ohne Störungen der Verwaltung der Glieder ist kein kräftiger Bund möglich, und die direkte Bundessteuer wird eine mächtige Klammer mehr bilden, um die Volkswirtschaft der Nation zusammenzuhalten.

Die heftigsten Debatten des Parlaments bewegten sich um die Rechte des künftigen Reichstags. Der Radicalismus hatte die berufene Uebertragungstheorie aufgestellt, wonach jedes Recht, das bisher einer deutschen Volksvertretung zustand, auch dem deutschen Parlamente zugetheilt werden sollte. Der Widersinn dieser Phrase liegt auf der Hand, da Werth und Sinn eines politischen Rechtes sich verändert, sobald man es in einen neuen Zusammenhang stellt. Das Parlament bedurfte einiger Zeit, bis in den bewegten Debatten diese Erkenntniß durchschlug, und ein Compromiß entstand, das heute, offen oder in der Stille, von allen Besonnenen gebilligt wird. Die Landtage der Kleinstaaten waren bisher verpflichtet, die durch Bundesgesetze geforderten Militärausgaben zu bewilligen; in Preußen beanspruchte die Krone kraft des Gesetzes vom 3. September 1814 das Recht die Stärke des Heeres nach den Staatsverhältnissen zu bestimmen, über die Consequenzen dieses Rechtes brach der Conflict aus. Von jetzt an bis zum Jahre 1871 ist ein rechtlich und thatsächlich unüberschreitbarer Friedenspräsenzstand vorgeschrieben. Das lange ersehnte Wehrgesetz ist also provisorisch festgestellt, für die Zukunft steht ein umfassendes Bundesmilitärgesetz in Aussicht. Ein großer Gewinn, denn die allgemeine Wehrpflicht wird zur

unerträglichen Bürde, wenn die Pflichtigen nicht gegen die Willkür des Reichstags wie der Regierung gesichert sind. Es bildet ferner der feststehende Friedenspräsenzstand in unserer rasch anwachsenden Bevölkerung eine sinkende Last. Endlich ist nicht nur die bisherige Zeit der Dienstpflicht für Preußen erheblich vermindert — bis auf 12 Jahre —, sondern die Kriegsverwaltung ist gezwungen, auf eine Verminderung der Dienstzeit bei den Fahnen hinzuwirken, wenn sie die Zahl der militärisch ausgebildeten Mannschaften vermehren will. Nach dem Jahre 1871 sind allerdings Konflikte denkbar; da die für die heutige Friedenspräsenzstärke des Heeres bestimmten Beiträge der Bundesstaaten fortbauern, der Reichstag also nur die Ausgaben zu bewilligen hat. Aber die Organisation des Heeres steht verfassungsmäßig fest, eine Vermehrung des Friedenspräsenzstandes der Armee ohne Zustimmung des Reichstags ist rechtlich und thatsächlich verhindert, an eine Verminderung zu denken wird die Lage der Welt ohnehin der nächsten Zukunft nicht erlauben. Auch glauben wir, daß bis zum Jahre 1871 der Liberalismus sich der Regierung genähert haben wird. Schon heute beginnt man ernstlich die gewöhnlichen Vorstellungen über das sogenannte Budgetrecht zu prüfen und findet, daß sie nicht dem englischen, sondern dem französischen Vorbilde traurigen Angedenkens entlehnt sind; man erkennt, daß das gepriesene allgemeine Steuerverweigerungsrecht in dem regelmäßigen Gange des Staatslebens weniger durchschlagend wirkt als das bescheidenere Recht, neue Steuern, neue Ausgaben zu verweigern. Und dies bescheidenere Recht wird dem deutschen Reichstage in vollster Wirksamkeit zustehen. Der Bund hat nicht, wie bisher die Krone Preußens, reiche Einnahmen aus bestehenden Steuern zu seiner Verfügung, er beginnt mit dem Deficit, er kann nicht leben ohne die Bewilligungen des Reichstags. Uns deucht, das seien günstige Vorzeichen für unser constitutionelles Leben.

Bei den Verhandlungen über die Zusammensetzung des künftigen Reichstags kam der Gedanke ein Oberhaus zu bilden kaum ernstlich zur Sprache; Jedermann fühlte, daß die räuberische Maschine des Bundes nicht noch verwickelter werden dürfe. Die Bitterkeit, welche der Streit über die Diäten hervorrief, die heftigen Invectiven gegen „die Bildung einer privilegierten parlamentarischen Kaste“ werden wohl schon einer nahen Zukunft unverständlich sein. Ein unbefordeter Reichstag steht geachteter da nach oben wie nach unten, er darf auf die Mitwirkung der Aristokratie zählen, die man sonst der neuen Ordnung verfeindet. Die einzige unerfreuliche Erfahrung, welche Italien an seinem unbefordeten Parlamente gemacht hat, wird dem Volke der allgemeinen Wehrpflicht und der Stein'schen Städteordnung erspart bleiben. Unsere Nation ist zu sehr an den uneigennütigen Dienst für das gemeine Wohl gewöhnt, als daß wir fürchten müßten, unsere Parlamentsmitglieder würden, wie die italienischen, saumselig und unvollzählig auf dem Plage erscheinen. Mit überwältigender Mehrheit wurde endlich das allgemeine Stimmrecht angenommen — ein merkwürdiger Beweis für die Umstimmung der öffentlichen Meinung. Wir unsererseits sind unserer alten Ueberzeugung treugeblieben und können dem suffrage

universal nur den einen Vorzug zugestehen, daß es häufig, keineswegs immer, der Volksvertretung ein großes moralisches Ansehen verleiht, gegenüber dem Auslande wie gegen den Radicalismus im eigenen Lande. Wir bewundern keineswegs das preussische Wahlgesetz, das dem Coteriewesen Vorschub leistet. Aber einen mäßigen Censur, der mindestens die ganz abhängigen Bestandtheile der Gesellschaft von der Wahlurne ausgeschlossen hätte, konnte man mit einigem politischen Muthe sehr wohl feststellen. Es ist nicht wahr, daß das allgemeine Stimmrecht, einmal gegeben, nicht wieder genommen werden durfte; unsere Massen kennen den Gleichheitsfanatismus der Franzosen nicht. Der Satz, jeder Censur sei eine Willkür, beweist zu viel, also gar nichts; alle Wahlgesetze bestimmen eine Grenze für die Wahlfähigkeit, und sei es auch nur die Grenze des Alters, und jede gesetzliche Grenzlinie muß sich in einzelnen Fällen als Willkür erweisen. Die letzten Wahlen haben ein nicht ungünstiges Ergebniß geliefert, aber sie geschahen unter der Einwirkung einer mächtigen nationalen Erregung: das Volk von Preußen wollte sich die Früchte der böhmischen Schlachten nicht verkümmern lassen. Ob bei neuen Wahlen in anderer Zeit dieselbe Mäßigung sich zeigen wird, ist keineswegs sicher. Die Taktik aller Parteien wird nunmehr, da sie auf die Massen zu rechnen haben, neue, schwerlich edlere Formen annehmen müssen; unter allen Parteien sehen sich die gemäßigten, auf deren Kraft jeder geordnete Staat zählen muß, am schwersten bedroht; und wir sind keineswegs sicher, ob nicht mit der Zeit, gefördert durch das allgemeine Stimmrecht, die socialistischen Elemente unserer großen Städte zu drohender Stärke anschwellen werden. Gebe Gott, daß die unverwüßliche Sittlichkeit unseres Volkes solchen Versuchungen widerstehe!

Wir haben unsere Bedenken gegen einzelne Bestimmungen der Verfassung scharf hervorgehoben, weil wir unsere Leser bestärken wollten in der Einsicht, daß die großen organisatorischen Arbeiten der nächsten Zukunft einem noch unfertigen Werke gelten und darum einer fleißigen, tiefeindringenden Vorprüfung durch die öffentliche Meinung dringend bedürfen. Indem wir aber noch einmal die Verfassung im Ganzen überschauen, können wir uns nicht begnügen mit dem selbstverständlichen Worte, daß das Beschlossene Achtung und Unterordnung verlangt, noch mit der mattherzigen Versicherung, der Tadel gegen einzelne Punkte berechtige nicht zum Verwerfen des Ganzen. Wir müssen rundweg die Ueberzeugung aussprechen: Diese Verfassung ist der Markstein des größten Fortschrittes, den das politische Leben der Deutschen je vollzogen hat; späte Geschlechter werden einst das Andenken des ersten norddeutschen Reichstags segnen und seine verblendeten Gegner belächeln. Wir Männer der nationalen Partei haben allzulange unsere Feder tauchen müssen in Bohn und Bitterkeit; auch jetzt noch finden wir nur schwer jenen Ton ruhiger, besonnener Zuversicht, der einer aufsteigenden Nation geziemt. Und wie sie aufsteigt, diese Nation, wie unablässig jene schöpferischen Kräfte, die der Krieg entfesselte, weiter bauen an dem deutschen Staate, das wird uns abermals bekräftigt durch die Schutz- und Trugbündnisse und die jüngsten Zollvereinsverträge mit Süddeutschland.

Die Brücke über den Main ist geschlagen. Wir kennen diese Zollverträge noch nicht näher und wissen noch nicht zu sagen, ob die Regierungen des Südens im Stande sein werden, den gesunden freihändlerischen Zug unserer Zollpolitik zu hemmen. Von unzweifelhaftem Segen aber ist die Theilnahme süddeutscher Abgeordneter an den Zollverhandlungen des Parlaments. Wenn dadurch für den Augenblick der regellose Bau des norddeutschen Bundes noch unformlicher erscheint, so wird er in der Zukunft um so einfacher sich gestalten; wir haben jetzt die Gewißheit, daß der norddeutsche Bund sich erweitern wird zum deutschen Bunde. Wie die Trennung des Südens von dem Gemeinwesen der Nation allein bewirkt ward durch die Schuld der Süddeutschen selber, so kann auch die Versöhnung nur erfolgen durch das Durchbrechen der besseren Erkenntniß im süddeutschen Volke, und diese Umkehr wird unzweifelhaft erfolgen, sobald man im Süden unser Parlament kennen lernt. Die Zeit ist gekommen, da dem Deutschen erlaubt ist das Höchste zu hoffen. Das große Wort „deutsches Königthum“ ist noch nicht ausgesprochen. Aber der gesegnete Tag rückt näher, da vor diesem verheißenden Klange jeder Widerstand verstummen muß und der Spruch sich erfüllt, der dem Adler Preußens zuruft: „einst trägtst du noch den goldenen Reif, Scepter, Schwert vom heiligen Reich.“ —

10. Juni.

Heinrich von Treitschke.

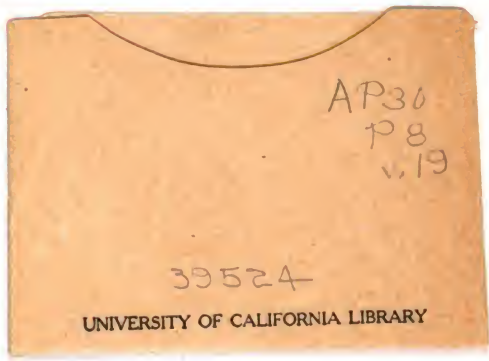
N o t i z.

Kaiser Franz und Kotted. In dem Aufsatze „Aus der Blüthezeit mittelstaatlicher Politik“ (Preuß. Jahrbücher Bd. XVIII. S. 307) finden sich die Worte: „man betrachte das Leben Kotted's, dieses grundehrlichen, warmherzigen Mannes, von dem Tage an, da er den Kaiser Franz auf den Knien bat, das alte landschaftliche Stilleben des vorderösterreichischen Breisgauer wiederherzustellen“ u. s. w. Dieser Satz nimmt Bezug auf eine Audienz, welche der Kaiser Franz mehreren Mitgliedern der breisgauischen Stände im Jahre 1815 zu Basel während des Durchmarsches der alliirten Armee ertheilte. Nach der wiederholten Erzählung eines ausgezeichneten Mannes aus der Breisgauer Ritterschaft, der selbst zu der Deputation gehörte, hat damals Kotted vor dem Kaiser Franz einen Fußfall gethan und ihn gebeten, den Rückfall des Breisgauer an Oesterreich zu bewirken. Die Wahrheitsliebe jenes mit Kotted befreundeten Augenzeugen ist über jeden Zweifel erhaben, auch läßt sich ein Mißverständnis seinerseits kaum annehmen, jedenfalls nicht mehr nachweisen, da der Erzähler nicht mehr lebt. Andererseits hat uns die Familie von Kotted auf mehrere Umstände aufmerksam gemacht, welche allerdings Zweifel gegen die Richtigkeit der Erzählung erwecken. Nicht daß wir Anstoß nähmen an jenem Fuß-

falle als an einem unehrenhaften Schritte. Die Formen des Umgangs mit gekrönten Häuptern haben sich seit fünfzig Jahren wesentlich geändert. Ein Fußfall vor einem Kaiser galt damals keineswegs als unziemlich für einen stolzen Mann. Sprach doch Kotted selbst, als er am Schlusse des Jahres 1813 in Freiburg im Namen der Hochschule den Kaiser begrüßte, die Worte: „die Nachwelt wird Ew. Majestät einst den Großen nennen“ — eine Hyperbel, welche sich heute kein Liberaler mehr erlauben würde. Allein in einem noch erhaltenen (auch in der bekannten Biographie von dem ältesten Sohne abgedruckten) Briefe verwahrt sich Kotted entschieden gegen das Gerücht, daß er in jener akademischen Rede um die Herstellung der österreichischen Herrschaft gebeten habe: wie dürfe man von einem freisinnigen Schriftsteller, einem Freunde der Pressfreiheit, glauben, daß er die Rückkehr des österreichischen Geisterdruckes wünsche? Dieser Brief läßt sich in der That mit jener Erzählung kaum zusammenreimen; denn einem Manne von anerkannter Consequenz und Charakterstärke ist kaum zuzutrauen, daß er im Frühjahr 1815 gethan haben sollte, was er im December 1813 als eine verwerfliche Thorheit von sich wies. Außerdem steht fest, daß der damalige Regierungsdirector von Freiburg sein Amt verlor, weil er die Absendung jener Deputation nach Basel nicht verhindert hatte. Kotted aber, gleichfalls Staatsdiener und keineswegs persona grata, blieb von der kaiserlichen Regierung unbelästigt. Ueberhaupt ist der Familie von einer Theilnahme Kotted's an der Baseler Deputation nicht das Mindeste bekannt. — Es ist uns leider bisher nicht gelungen, aus anderen sicheren Quellen den Sachverhalt aufzuklären. Wir sind daher nicht im Stande, jene Erzählung als irrig zurückzunehmen, doch meinen wir uns verpflichtet, die gegen uns ausgesprochenen Bedenken hier mitzutheilen, damit eine immerhin ansehbare Anekdote nicht kurzweg nachgezählt werde, und — damit unsere Leser an einem kleinen Probestück erkennen, welch ein dorniges Geschäft es ist zeitgenössische Geschichte zu schreiben. —



YC 100536



AP30
P8
v.19

39524

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

